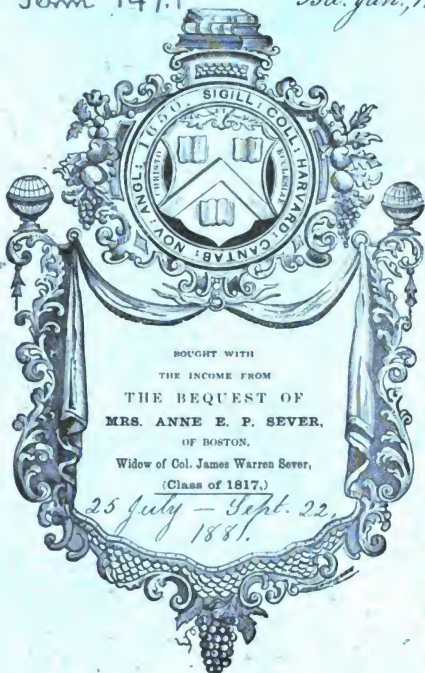


**DEUTSCHE REVUE
ÜBER DAS GESAMTE
NATIONALE LEBEN
DER GEGENWART**



P Germ 147.1

Bd. Jan., 1883



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER,
OF BOSTON,
Widow of Col. James Warren Sever,
(Class of 1817.)
25 July - Sept. 22,
1881.



17221,
Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

6437

von

Richard Fleischer.

~~~~~  
Sechster Jahrgang. — Dritter Band.

(Juli bis September 1881.)

---

**Berlin, 1881.**

Verlag von Otto Jantke.

P Germ 147.1

1881. 1. 25 - 5. 22.  
P. 147.1.

# Inhalt

des

## Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs VI.

(Juli bis September 1881.)

|                                                                                                     | Seite         |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------|
| A. Lammerß: Heimatsrecht und Unterstützungswohnstz . . . . .                                        | 1             |
| Lh. von der Goltz: Die Bedeutung der Latifundienwirtschaft insbesondere für Deutschland . . . . .   | 7             |
| Bruno Bauer: Verpflichtungen der römisch-katholischen Kirche gegenüber Martin Luther . . . . .      | 19            |
| Alfred Hartmann: Autochthonen und Touristen. I. II. III. . . . .                                    | 27. 156. 294  |
| v. Tchihatchef: Skizzen aus Spanien, Algerien und Tunis (Schluß) . . . . .                          | 44            |
| J. Ludewig: Die Electricität im Dienste des Lebens. II. . . . .                                     | 64            |
| Ladenburg: Das Zeitalter der organischen Chemie . . . . .                                           | 78            |
| Karl Ruk: Die Webervögel . . . . .                                                                  | 88            |
| B. Klinkerfuß: Aberglauben und Ansichten über Wetterveränderungen . . . . .                         | 102           |
| J. B. Meyer: Eine zeitgemäße Betrachtung über Wesen und Aufgabe der Philosophie . . . . .           | 106           |
| H. Viehoff: Zwei brennende Zeit- und Streitfragen . . . . .                                         | 114           |
| E. Schlaeger: Das Gesetz des Imperialismus in der Geschichte. I. II. . . . .                        | 121. 239      |
| Ein Brief des Präsidenten des italienischen Staatsraths Grafen v. Cadorna . . . . .                 | 137           |
| Robert Byr: Das Burgenland . . . . .                                                                | 139           |
| v. Inama-Sternegg: Die Anfänge des deutschen Bürgerthums . . . . .                                  | 148           |
| B. v. Wüllerstorff-Urbair: Im Gebirge . . . . .                                                     | 172           |
| B. v. Freeden: Die Entwicklung der Schifffahrt in der neueren Zeit . . . . .                        | 183           |
| Wiesner: Ein neuer technischer Wissenszweig . . . . .                                               | 211           |
| Briefe von Friedrich List . . . . .                                                                 | 217           |
| Marco Minghetti: Die Lehrer Rafaels. I. II. . . . .                                                 | 221. 371      |
| Otto von Leizner: Aus der Vergangenheit des deutschen Zeitschriftenwesens II. III. . . . .          | 250. 392      |
| Ein Brief des früheren italienischen Ministers Lanza . . . . .                                      | 273           |
| Kaiser Nikolaus und die Juli-Revolution. I. . . . .                                                 | 275           |
| M. Haushofer: Europäische Steuerschmerzen . . . . .                                                 | 287           |
| J. Kollmann: Ein wissenschaftlicher Congreß auf afrikanischem Boden . . . . .                       | 346           |
| Karl Voit: Ueber die Bedeutung des Wechsels von Thätigkeit und Ruhe im Leben des Menschen . . . . . | 363           |
| Literarisches . . . . .                                                                             | 130. 265. 403 |





Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.



JUL 1881



# Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechster Jahrgang.

Heft 7. Juli 1881.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.  
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

---

Berlin.

Verlag von Otto Sanke.

# Inhalts-Verzeichniß.

VI. Jahrgang. Heft 7. Juli 1881.

|                                                                                                           | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| <b>A. Lammerß:</b> Heimatsrecht und Unterstützungswohnitz . . . . .                                       | 1     |
| <b>Th. von der Goltz:</b> Die Bedeutung der Latifundienwirthschaft insbesondere für Deutschland . . . . . | 7     |
| <b>Bruno Bauer:</b> Verpflichtungen der römisch-katholischen Kirche gegenüber Martin Luther . . . . .     | 19    |
| <b>Alfred Hartmann:</b> Autochthonen und Touristen . . . . .                                              | 27    |
| <b>v. Tchihatchef:</b> Skizzen aus Spanien, Algerien und Tunis (Schluß) . . . . .                         | 44    |
| <b>J. Ludwig:</b> Die Electricität im Dienste des Lebens. II. . . . .                                     | 64    |
| <b>Ladenburg:</b> Das Zeitalter der organischen Chemie . . . . .                                          | 78    |
| <b>Karl Ruß:</b> Die Webervögel . . . . .                                                                 | 88    |
| <b>W. Klinkerfuß:</b> Aberglauben und Ansichten über Wetterveränderungen . . . . .                        | 102   |
| <b>J. B. Meyer:</b> Eine zeitgemäße Betrachtung über Wesen und Aufgabe der Philosophie . . . . .          | 106   |
| <b>H. Wichoff:</b> Zwei brennende Zeit- und Streitfragen . . . . .                                        | 114   |
| <b>E. Schlaeger:</b> Das Gesetz des Imperialismus in der Geschichte. I. . . . .                           | 121   |
| Literarisches . . . . .                                                                                   | 130   |

Diesem Heft liegt ein Prospect bei von **Woldemar Urban** in **Leipzig**, betreffend: **Göschinger, Reallexikon der deutschen Alterthümer.**

## Heimatsrecht und Unterstützungswohnsitz.

Von  
**A. Sammers.**  
Bremen.

Zwischen dem Süden und dem Norden von Deutschland schwebt ein unausgetragener Streit, der in der Formel „Heimatsrecht oder Unterstützungswohnsitz“ ein etwas täuschendes Antlitz vorgenommen hat. Freilich heißt es in dem jetzt als Reichsgesetz geltenden norddeutschen Bundesgesetz vom 6. Juni 1870 über die Vertheilung der öffentlichen Hilfspflicht „Unterstützungswohnsitz“; und in Bayern, wo allein kraft der in Versailles geforderten und zugestandenen Sonderrechte dieses größten Einzelstaates nächst Preußen jenes Gesetz nicht gilt, hört der entsprechende Begriff noch auf den alten Namen „Heimatsrecht“. Ein alter nicht nur, auch ein schöner, seelenvoll klingender Name! Wer zöge ihn an sich nicht dem schwerfälligen und nicht einmal besonders glücklich gebildeten Worte Unterstützungswohnsitz vor, von dem Herr Regierungsrath Luthardt in Augsburg behauptet, es sei die bloße Uebersetzung des französischen *domicile de secours*?

Allein die beiden Benennungen decken sich anscheinend ja garnicht hinlänglich, um zu einander in Gegensatz gebracht werden, einander vertreten oder ausschließen zu können! Ein Recht und ein Wohnsitz, sind das Dinge die in derselben Gedankenfläche liegen? Nun, Wohnsitz bedeutet hier eben nicht den Ort, wo Einer wohnt, sondern wo Einer durch hinlänglich langes Wohnen ein Anrecht auf öffentliche Unterstützung im Nothfall sich erworben hat, oder genauer noch: den bezeichneten Rechtsanspruch an einen Ort. Und auf eben dasselbe ist das klangreiche Wort Heimatsrecht zusammengeschrumpft, wenn man es nach seinem wirklichen gegenwärtigen Inhalt fragt. In der politischen Sprache des Tages versteht man unter Heimatsrecht wesentlich nur eine lange (fünfjährige), unter Unterstützungswohnsitz eine kurze (zweijährige) Frist für den Erwerb des Hilfsanspruchs durch Aufenthalt. Wer fünf Jahre hinter einander in einem Orte gewohnt hat, ohne öffentlichen Armenbeistand in Anspruch zu nehmen, der hat damit auch in Bayern das Recht auf solchen öffentlichen Armenbeistand gegebenenfalls erworben. Im übrigen Deutschland reichen kraft des Reichsgesetzes zwei Jahre dafür hin. Das ist, praktisch genommen, der ganze Unterschied!

Früher war es ja freilich anders. Da mußte man Bürger der Gemeinde sein, d. h. ihr Heimatsrecht ausdrücklich und meist gegen hohe Gebühr oder unter

allerhand sonstigen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten erworben haben, wenn man sich niederlassen, ein Geschäft oder Gewerbe betreiben, ein Weib nehmen, Kinder zeugen, und im schlimmsten Fall sich sammt seinen Angehörigen auf öffentliche Kosten erhalten lassen wollte. Dies alles hat lange aufgehört, — so lange jedenfalls, daß unsere Vorstellungen sich nur schwer in einen so geheimten und beschränkten Zustand zurückversetzen. Es fällt jetzt Niemandem mehr ein, wenn er aus irgend einem Grunde, zu gleichviel welchem Zwecke seinen Wohnort verändern will, danach zu fragen, ob man ihn an der Stelle seiner künftigen Niederlassung auch dulden und gewähren lassen werde. Er geht eben hin, miethet oder kauft oder baut sich ein Obdach, meldet sich bei der Ortspolizeibehörde einfach an, ohne nur auf die Bescheinigung dieser Anzeige seines Daseins zu warten, zahlt die ortsüblichen laufenden Abgaben, und grämt sich ohne Noth und vor der Zeit nicht im mindesten um die Frage, wer ihn und die Seinen ernähren werde, falls er und sie es selbst einmal nicht mehr könnten. Ja selbst an dieser selbst nimmt der Einwanderer nach Verlauf einer gewissen kurz bemessenen Frist Antheil, ohne daß es einer ausdrücklichen Aufnahme in den Bürgerverband zu bedürfen pflegt. Nur insofern etwa von Alters her die „Bürger“ noch zu gewissen Nutzungen berechtigt sind, wie Brennholzbezug, Befreiung städtischer Weiden und dgl., hat sich wohl noch ein Einkauf in diese nutzbaren Rechte durch Bürgerrechts-Erwerb gegen eine etwas höhere Gebühr erhalten, der aber weiter für das Gemeindeleben keine Bedeutung hat, namentlich auch nicht für den hier in Rede stehenden Fall hilfsbedürftiger Verarmung.

Das Wort Heimatsrecht ist also bis auf einen armseligen Rest seines einstigen weitumfassenden Inhaltes entleert. Im Jahre 1863, bevor die straffe staatliche Einigung Deutschlands dem Deutschen ein großes und freies Vaterland gab, konnte sogar ein freisinniger Schriftsteller wie der württembergische Oberregierungs Rath Vöyer (in „Das Recht auf Armen-Unterstützung und die Freizügigkeit“, Stuttgart und Dohring bei Aug. Schaber) allenfalls noch schreiben: „Wenn auch die Freiheit des Aufenthalts möglichst ausgedehnt wird, so hat es doch immer noch für Jeden einen unbestreitbaren Werth, eine unter allen Umständen feste Heimstätte sich gesichert zu wissen, selbst wenn anzunehmen ist, es werden niemals Fälle eintreten, welche eine Wegweisung aus dem gewohnten Aufenthaltsorte begründen, und es ist noch außerdem für den Deutschen gewissermaßen ein Bedürfniß des Herzens, daß er eine Heimat habe, aus welcher keine irdische Gewalt ihn zu vertreiben berechtigt ist.“ Vöyer bemühte sich damals, in der Dämmerung vor dem großen neuen Tage der Nation eine gesetzliche Regelung des Armenrechts zu finden, welche dem „Bedürfniß einer sichern Heimat und Ruhestätte“, das er mit den nationalen Anschauungen innig verwachsen glaubte, gerecht werde, „ohne die Grundsätze der Freizügigkeit zu beeinträchtigen“. Die Geschichte ist über solche theoretische Compromisse mit wohlthätigem Radicalismus hinweggeschritten, und wird auch jetzt nicht auf solche Halbheiten zurückkommen wollen, ungeachtet Herr v. Barnbüler sich an die Spitze derer gestellt hat, die das bayerische Heimatsrecht auf Kosten des preussischen Unterstützungswohnstüzes allgemein machen möchten, — fünfjährige Erwerbsfrist statt zweijähriger für das Recht auf Armenbeistand. Vöyer's damalige Voraussetzungen sind eben verschwunden. Das Ausweisungsrecht der Gemeinden hat aufgehört, und

dasjenige des Staats, wie es z. B. im Socialisten-Gesetz von 1878 gegeben ist, kehrt sich an kein Heimatsrecht, wenn seine Bedingungen zutreffen. In den verfloffenen achtzehn Jahren hat auch die Beweglichkeit der Menschen, ihr Ortswechsel, ihre Unabhängigkeit von der Scholle, auf welcher sie geboren oder aufgewachsen, ihr Unternehmungsgeist und ihr Vertrauen auf stete Selbsterhaltung nicht wenig zugenommen. Weit leichter lösen sie gewohnte Verhältnisse, und wenden sich dorthin, wo ihrer Arbeit höherer oder gesicherter Lohn winkt. In dem Sinne jener Wiger'schen Schrift hat das Heimatsrecht folglich beinahe allen Inhalt eingebüßt. Die Stumpfheit und Feigheit, welche nach der verhängnißvollen Wende des Dreißigjährigen Krieges sich unseres mißhandelten, zu Boden gedrückten Volks für Jahrhunderte bemächtigen mußten, weichen allmählig männlicheren Seelenstimmungen; und damit verflüchtigt sich viel falsche sogenannte Gemüthlichkeit, damit löst sich auch die an dem Begriff der Heimat haftende Sentimentalität in ihre Bestandtheile auf, — den Cultus goldener Jugend-Erinnerungen, der ein Stück Religion in sich und wie alle echte Religion etwas gesundbewahrendes hat, und die thörichte Weltföu des Muttersohnes, der an ihrer Schale festgewachsenen Auster in Menschengestalt, davon diese bald völlig aussterben wird, jener niemals vergehen.

Man kann den inneren Fortschritt der Zeit an Freiligrath's berühmtem Auswanderer-Liebe messen, das ungefähr vierzig Jahre alt ist und wahrlich von keinem Gefühlsweichling stammt, — uns heute aber doch, wenn wir zufällig einen dieser Massenzüge an uns vorüberziehen sehen, unleidlich sentimental und pathetisch anmuthet. Nicht zu einem müßigen romantischen Spiele der Phantasie mit Löwen, Sykomoren, Mohrenfürsten und grünen Dafen, sondern zur Ausbeutung ihrer Gelegenheiten für brachliegende Menschenkraft hat sich die weite Welt heute dem Deutschen so gut wie seinen westlichen Nachbarn aufgethan. Er mag, wenn er draußen genug erlebt und erworben hat, immerhin in die alte Heimat zurückkehren, wofern das Herz ihn dahin lockt, und die unvermeidlichen Enttäuschungen, welche ein solches Wiedersehen Jedem bereitet, in den Kauf nehmen; aber er wird sich nicht länger unter dem Vorgeben, daß Jeder an irgend einen Punkt der Erde gefesselt sein müsse, um fest auf den Beinen zu stehen, in noch so abgeschwächter Weise an seiner freien Bewegung etwas abbrechen lassen wollen.

Preußen als der größte Staat in dem jetzigen Rahmen unseres Reichs und als in seiner östlichen Hauptmasse ein jungcolonisirtes, dünnbevölkertes, städtearmes Gebiet hat zuerst die Folgerungen der modernen Freizügigkeit für das Armenpflege-recht schon in einem Gesetz von 1842 gezogen. Als es sich dann die übrigen deutschen Länder erst zum Norddeutschen Bunde, darauf zum wiederhergestellten Reich angegliederte, machte es ihrer Gewöhnung an Heimatsrecht, d. h. an ein festes lebenslängliches Verhältniß zwischen Gemeinde und Mensch hinsichtlich der Armen-Unterstützung, das Zugeständniß, seine einjährige Erwerbsfrist in eine zweijährige zu verdoppeln, — aber den Unterstützungswohnsitz an sich, d. h. die regelmäßige Abhängigkeit des Unterstützungsanspruchs vom Aufenthalt setzte es pflichtgetreu und höchst nothwendiger Weise durch. Ein gewisser später Rückschlag gegen diesen Sieg des allein zeitgemäßen Gedankens kommt nun heute aus dem städte-reichen Südwesten, und ohne Zweifel wesentlich im Interesse der vielen kleinen Städte Württembergs. Sie beneiden Bayern, wo erst nach fünf Jahren der neue

Ankömmling das Recht auf Hilfe in der Noth erlangt, und möchten es ebenso gut haben. Auch in Norddeutschland ist zwar nicht dieselbe Hoffnung auf einen Rückschritt der Reichsgefeßgebung, aber derselbe Unmuth über die vom Lande hereinbringende Bettelbevölkerung in den städtischen Behörden und Vertretungen weit verbreitet.

Die Württemberger wurden indessen schon vor fast zwei Jahrzehnten von ihrem einsichtsvollen und wohlbedenkenden Landsmann Bizer darauf hingewiesen, wozu die Städte in Deutschland einst gegründet und von Kaisern, Herzögen und Grafen mit werthvollen Rechten ausgestattet worden sind: nämlich um Freistätten abzugeben für Leute, die den Muth hatten auf das sichere Brot des Hürigen und Leibeigenen zu verzichten, damit der Druck solcher bedingungslosen Abhängigkeit vom Herrn ihren Nacken nur nicht länger wundschneure und niederbeuge. Dieser historischen Mission ihres Ursprungs dürfen die Städte nicht untreu werden. Jener mittelalterliche Vorgang, welcher sie bevölkerte, läuft ja ganz parallel dem dormaligen Zudrange vom Lande her, der sie auf höhere Stufen zu heben verspricht. Auch damals fiel ihnen der Zuzügling auf die Tasche, falls er mit seiner Hände Arbeit nicht Brot für sich und die Seinen zu erwerben vermochte; und zwar in der Regel dauernd, während gegenwärtig doch immer noch die Möglichkeit besteht, daß er weiter wandert auf einen ergiebigeren Arbeitsmarkt.

Kleine Städte spüren es natürlich empfindlicher als große, wenn sie ein etwas stärkerer und Verarmungen mit sich bringender Zugug vom Lande trifft. Ein Eisenbahnbau, der seiner Natur nach nur vorübergehend lohnende Beschäftigung gewährt, eine neue Fabrik, die nicht prosperiren will, kann so einen kleinstädtischen Haushalt gar unangenehm belasten. Besonders ärgert es die städtische Armenverwaltung immer, wenn sie wahrnimmt, oder wahrzunehmen wähnt, ein Hans Habnichts und Thunichtgut vom Dorfe werde in ihrem Reichthum die zwei Jahre des noch nicht erlassenen Unterstützungswohnstizes hindurch heimlich von seiner alten Gemeinde aus erhalten, damit diese ihn für den Rest seiner Tage dann desto sicherer los werde. Aller derartige Verdruß, den man in Norddeutschland ja ebenfalls wohl kennt, muß im Schwabenlande noch viel unangenehmer brennen, weil dort so lange das starre alte Heimatsrecht für die Armenpflege galt, und eine Gemeinde folglich gegen Fremde gar nicht recht das Bewußtsein der Unterstützungspflicht im Nothfall hegt, und ferner weil dort an den meisten Orten die öffentliche Unterstützung lediglich oder zum größten Theil aus alten Stiftungen erfolgt, die doch nur von den Vorfahren der Eingewohnten herrühren. Denkt man sich die hieraus hervorgehenden Anschauungen und Stimmungen mit der bekannten Kleinstadts-Beschränktheit durchtränkt, so begreift sich die Leidenschaftlichkeit, mit welcher man manchen Orts im Württembergischen vom zweijährigen Unterstützungswohnstiz wieder loszukommen trachtet.

Die Kleinstadt ist indessen keine sonderlich souveraine Potenz in unserem nationalen Leben. Das offene Land sowol wie die Großstadt haben ungleich mehr entscheidenden Einfluß. So wird der Schmerzenschrei von Pöppingen, Calw und Heidenheim gegen das Reichsarmenrecht voraussichtlich unberücksichtigt verhallen, ja früher oder später sogar wahrscheinlich der gerade entgegengesetzte Wunsch der Gutsbesitzer im östlichen Deutschland, die Erwerbsfrist von vierundzwanzig auf zwölf

Monate herabgesetzt zu sehen, erfüllt werden, weil derselbe in der Richtung der Zeitentwicklung liegt. Die Beweglichkeit der Menschen nimmt nicht ab, sondern noch beständig zu, — daher ist ein Rückwärts zum alten Heimatsrecht ein Ding von gleichsam physikalischer Unmöglichkeit. Das öffentliche Bewußtsein wird sich bald allen Zurückbeförderungen zum Behuf der Armenpflege vom Aufenthaltsort an den Heimatsort oder selbst an den rascher wechselnden Unterstützungswohnsitz gebieterisch entgegenstellen. Hörte damit doch der ganze widerwärtige Zank zwischen den verschiedenen Communen über die Unterstützungspflicht, eine Unsumme von Schreibern und Processen auf, und könnte man dann doch dem unhaltbar weil inhaltlos gewordenen alten Heimatsrecht die Behörden für das Heimatwesen in das Nichts nachschicken, beziehungsweise ihre geschulten und erfahrenen Kräfte für die praktische Armenpflege weit gemeinnütziger verwenden.

Ueber den wirklichen Einfluß der Volksverschiebungen auf die städtischen Armenlasten herrschen ganz übertriebene Begriffe. Ein Hilfsarbeiter des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, Dr. G. Berthold, hat darüber Untersuchungen angestellt, welche eine sehr geringe Wirkung ergeben. Seit 1870 haben wir den bestehenden rechtlichen Zustand; von da bis 1875 nahm aber die Verhältnißzahl der fortlaufend unterstützten Armen in Berlin nicht zu, sondern ab. Betrug sie 1870 auf je 100 Einwohner (ohne das Militär) 1,14, so war sie 1874 und 75 auf 0,95 gesunken. Dann kam die allgemeine Erwerbsbedrängniß; aber erst 1878/79 erreichte jene maßgebende Verhältnißziffer wieder den Stand vor der befreienden und gleichmachenden Reichsgesetzgebung. Im Jahre 1878 waren mehr als drei Viertel aller fortlaufend unterstützten Armen über zwanzig Jahre in Berlin, und nur ein Zehntel derselben seit 1870 zugezogen. Ähnlich stand es im letzten Rechnungsjahre 1879/80. Dr. Berthold lebt hiernach der Ueberzeugung, daß „bei einer Ausdehnung der Erwerbszeit des Unterstützungswohnsitzes von zwei Jahren auf fünf eine irgendwie bedeutende Verminderung der Armenlast speciell hinsichtlich der fortlaufend zu Unterstützten nicht eintreten würde.“ Er fürchtet umgekehrt auch keine „schwerwiegenden Nachteile für die einzelnen Armenverbände“, falls das armenmündige Alter auf 21 Jahre herabgesetzt würde, d. h. falls schon von diesem Lebensalter an statt erst vom 25. Jahre ab der Unterstützungswohnsitz erworben werden könnte.

Dieser Zahlenachweis — nicht im Buchhandel veröffentlicht, aber vom Magistrat der kaiserlichen Residenzstadt an ausgewählte Adressen übersandt und auszugsweise abgedruckt in Nr. 19 des „Nordwest“ vom 8. Mai — erregte in interessirten Kreisen überall großes Aufsehen, weil er so ganz gegen die vorherrschende Annahme lief. In der westfälischen Fabrikstadt Siegen machte der Vorsitz der Armenvereine, Grubendirektor D. Knops, sich sofort daran, aus der dortigen Armenstatistik das Gegentheil darzuthun, wie er nicht bezweifelte zu können. Aber siehe da, seine Forschung ergab das gleiche Resultat wie die Untersuchung in Berlin! Von 177 im letzten Vierteljahr 1880 unterstützten Familien waren 82 geborene Siegener, 27 zwanzig bis dreißig Jahre ortsangehörig, 33 zehn bis zwanzig Jahre, 23 fünf bis zehn; nur 9 befanden sich in der kritischen Zeit zwischen zwei und fünf Jahren dort, hätten also nach bayerischem Heimatsrecht die Gemeinde Siegen als solche noch nicht belastet. „Eine weitere Untersuchung ergab“, fährt Herr Knops in seinem (a. a. O. ebenfalls abgedruckten) Schreiben an Dr. W. Straßmann fort,

„das überraschende Resultat, daß im Jahre 1879 unter den 196 Familien, die dauernd oder vorübergehend unterstützt wurden, 124 Wittwen waren. . . Demnach läßt sich hierorts nicht erweisen, daß die Gesetzgebung vom Jahre 1870 die Armen bezw. Unterstützungsbedürftigen vermehrt hat.“ Selbst in einer relativ so kleinen Stadt also, wo obendrein eine wohlorganisirte, intensive Armenpflege waltet, konnte der Leiter der letzteren sich bergestalt über die die Städte belastenden Wirkungen der Freizügigkeit täuschen! Wenn er dennoch nach wie vor selbst eine Verlängerung der Erwerbsfrist des Unterstützungswohnsitzes wünscht, so ist es nur deswegen, weil die besser verpflegende Stadt immerhin gerade auf die Armen vom Lande anziehend wirkt und Landgemeinden häufig für ihre Almosenempfänger in der vorhin angegebenen Weise städtisches Armenrecht erschleichen, — ein moralisches mehr als ein finanzielles Motiv!

Das Auskunftsmitel ist aber weder erreichbar noch an sich das beste. Nicht erreichbar, weil es die legitimen Interessen des platten Landes zugleich mit den illegitimen träge; nicht das beste, weil es zwar den Städten einige Last und einigen Aerger ersparen würde, aber auf Kosten nicht allein der Landgemeinden, sondern auch der Armen. Jeder Rücktransport zum Behuf der Armenunterstützung ist an sich ein Uebel. Nicht in der Vermehrung dieser obdösen Fälle liegt der finanzielle Schutz, welchen man den Stadtverwaltungen gönnen kann, sondern in praktischer Reform der Armenpflege hüben und drüben. Die Gesetze hin und her zu wenden ist lange nicht die Hauptsache. Der Staat kann etwas, aber doch immer nur wenig für eine erträglichere Vertheilung der Last thun, welche aus der von ihm den Communen auferlegten Unterstützungspflicht erwächst, indem er den größeren (Landarmen-) Verbänden noch einiges von dem aufbürdet, was jetzt die kleinen (Ortsarmen-) Verbände zu tragen haben, und tragnunfähige kleinste Verbände zu mehreren in Einen zusammenlegt. Das gute Beste aber muß die Bevölkerung selber thun. Sie fängt in dem großen Theile von Deutschland eben erst an, sich ihrer Aufgaben in der Armenpflege bewußt zu werden. Nur die wenigsten Städte erst haben ihre volle geistige und sittliche Kraft in exacter effectiver Organisation gegen das chronische Elend aufgeboten. In den meisten wird dieser schwere, aber nothwendige und hoffnungsvolle Kampf noch den unzulänglichen Anstrengungen einer Behörde überlassen, statt daß Männer und Frauen in ausreichender Zahl, aus allen Ständen und Berufen, wetteiferten, was der Noth des Nächsten die festesten Stützen unterzuschieben vermöge. Mit einer derartigen Einrichtung, wie sie beispielsweise im Westen Elberfeld, Crefeld und Barmen, im Norden Bremen, im Osten Landsberg an der Warthe, im Süden Darmstadt besitzen, kann eine Stadt dem Zuströmen des Bettelvolks von außen her auf die Länge ziemlich gelassen zusehen. Sie gewöhnt es ihren Bewohnern allmähig ab, Tagediebe zu füttern und Strolche zu ernuntern; folglich lernen diese sie meiden statt suchen. Ist der Bettel aber Landplage, so müssen sich eben Stadt und Land zusammenthun, um durch ein Netz dicht verwobener, gut geleiteter Vereine die losen Vögel fernzuhalten. Das ist denn für die erleuchteteren Pfleger der Städte eine treffliche Gelegenheit, den Geist ihrer Behandlung der Armut auf Güter und Dörfer hinauszutragen. Deshalb anders sehnt der verarmende Landbewohner sich nach den Fleischtöpfen der Stadt, als weil diese voller und fetter angemacht zu sein pflegen als die länd-



lichen? Nun so bringe man doch jene auf den Stand von diesen herab oder erhebe diese auf die Höhe jener, oder, was vielleicht am richtigsten, gleiche beide in einem mittleren Durchschnitt aus! Fürst Bismarck meinte kürzlich einmal im Reichstage, auf dem Lande habe der Arme es besser, weil da Jeder den Anderen kenne. Umgekehrt, und vielleicht gerade deshalb, die gegenseitige Unbekanntheit in jeder größeren Stadt führt zur Ueberfütterung der Armen, die dort ein Gewerbe daraus machen, dasjenige träge Mitgefühl, welches ihre Lage weder kennt noch untersuchen will, zu brandschätzen. Auf dem Lande wird der Arme knapp gehalten, nicht bloß weil die Bauern gewöhnlich härteren Herzens sind, sondern auch weil er nichts erschleichen kann. Das ist ihm aber auch gerade recht und thut ihm gut, und so verstanden wird die Aeußerung des Reichskanzlers zur Wahrheit. In der Stadt nähert man sich diesem Ideal verständiger Erhaltung im Nothdürftigen desto sicherer, je mehr die anderen Bürger und Bürgerinnen sich geordnet um die Armen kümmern. Ueber die Wirkungen der Freizügigkeit braucht man also nur da besorgt zu sein, wo die praktische Armenpflege im Argen liegt; wo dieselbe im Geiste der Zeit eingerichtet, von kräftigem, opferwilligem Gemeinfinn erfüllt ist, da sieht man auch in neuem Zugang nur weiteren Stoff, seine Kunst zu bewähren, und schreckt vor der Aufbringung der dazu erforderlichen Mittel nicht zurück.

## Die Bedeutung der Latifundienwirtschaft insbesondere für Deutschland.

Von

Professor G. v. Goltz.  
Königsberg i. Pr.

Der beherrschende Einfluß, welchen seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die englische Schule auf die ganze nationalökonomische Wissenschaft ausübte, brachte es mit sich, daß man allgemein den Schwerpunkt des wirtschaftlichen Volkslebens in die Production von Gütern legte. Erst in den letzten Jahrzehnten hat man begonnen, auf die Vertheilung der Güter wieder die gebührende Aufmerksamkeit zu wenden und auf Mittel zu sinnen, dieselbe in einer, alle berechtigten Ansprüche befriedigenden Weise zu regeln. Das für den Menschen werthvollste materielle Gut ist unstreitig der Grund und Boden und es hat eine tiefe innere Bedeutung, wenn der deutsche Sprachgebrauch die zu einem einheitlichen Wirtschaftsbetrieb gehörigen Grundstücke als „Gut“ im engeren Sinne des Wortes bezeichnet, demgemäß auch die Ausdrücke „Gutsbesitzer“, „Gutswirtschaft“ u. s. w. anwendet. Durch die Productivität des Bodens wird nicht nur die landwirtschaftliche, sondern indirect auch alle übrige Production bedingt; der Grundbesitzer hat deshalb gewissermaßen die Quelle aller Gütererzeugung in seiner Gewalt und es ist nur eine Folge dieser Thatfache, wenn der Mensch zuerst und vor Allem nach der Verfügung über einen Antheil des vorhandenen Bodens strebt. Die räumliche Ausdehnung des Bodens ist, wie für die ganze Erde, so für jedes Land eine bestimmt gegebene. Sobald nun in irgend einem Lande die Bevölkerung so anwächst, daß die Bodenfläche nicht mehr ausreicht, um jedem Bewohner den Besitz von Boden zu er-

möglichen, erhebt sich ein geheimer oder offener Kampf um den Grundbesitz, welcher um so hartnäckiger sich gestaltet, je mehr die Bevölkerung zunimmt und je weniger den Nicht-Grundbesitzern Gelegenheit geboten wird, auf anderen Gebieten der Production eine selbständige, wirthschaftliche Stellung zu erlangen. Bekannt ist, wie dieser Kampf gewissermaßen den rothen Faden darstellt, welcher sich durch die innere Geschichte des alten römischen Staates bis in die Kaiserzeit hindurchzieht.

Je mehr der Wohlstand und damit der Umfang der menschlichen Bedürfnisse wächst, je mehr dem entsprechend die auf Handel, Gewerbe und die Pflege der geistigen Güter gerichtete Thätigkeit des Menschen zunimmt, desto weniger liegt die Möglichkeit und Nothwendigkeit vor, daß alle Volksgenossen Antheil an dem Grundbesitz haben; es findet naturgemäß eine Trennung der Bevölkerung in eine städtische und in eine ländliche statt. Aber auch die Glieder der letzteren befinden sich keineswegs in gleichmäßigem Besitz des Bodens; vielmehr gestaltet sich die Sache so, daß manche viel, manche wenig Boden in ihrer Gewalt haben und ein nicht unerheblicher, oft der bei weitem größte Theil der Landbevölkerung von dem Bodenbesitz ganz ausgeschlossen ist. Die Ursachen und Folgen dieses Zustandes sollen hier nicht näher untersucht werden. So viel steht fest, daß zu einer intensiven Bodenproduction das Privateigenthum an Grund und Boden durchaus erforderlich ist; daß ferner im wirthschaftlichen wie im social-politischen Interesse das gleichzeitige Vorhandensein von ländlichen Arbeitern, von kleinen, mittleren und großen Grundbesitzern, als nothwendig erachtet werden muß. Dann gedeiht die Production am besten und die ländliche Bevölkerung kann die mannigfachen wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Aufgaben, zu deren Lösung sie naturgemäß berufen erscheint, am vollkommensten erfüllen. Besonders wichtig ist das Vorhandensein eines leistungsfähigen landwirthschaftlichen Mittelstandes, welchen mit Recht die deutsche Sprache als „Bauern“, d. h. als die zur Bebauung des Bodens vorzugsweise Berufenen bezeichnet. Die Existenz eines zahlreichen und wohlhabenden Bauernstandes kann als ein sicherer Beweis für die Gesundheit des wirthschaftlichen und socialen Lebens überhaupt dienen; denselben zu erhalten oder neu zu schaffen, wird immer eine der wichtigsten Aufgaben der inneren Politik bilden müssen. Es ist in gleicher Weise bedenklich, wenn der Grundbesitz sich in lauter kleine Parzellen zersplittert, deren Eigenthümer nur mit angestrengter körperlicher Arbeit sich die nothwendigsten Subsistenzmittel beschaffen können, als wenn der Grundbesitz sich in den Händen einzelner weniger Personen ansammelt, von denen die weit überwiegende Masse der Bevölkerung durch eine breite Kluft sich geschieden weiß. Aber die erstere Gefahr ist weit weniger zu fürchten wie die letztere. Denn ohne Anlehnung an größere Grundbesitzer können die Kleingrundbesitzer schon wirthschaftlich sich nicht halten; ein Theil von ihnen muß auf die fernere selbständige Bewirthschaftung des Bodens verzichten und es sammeln sich dann von selbst wieder die kleinen Parzellen zu größeren, unter einheitlicher Bewirthschaftung stehenden Gütern zusammen. Eine übermäßige Zersplitterung des Bodens ist ja vom Uebel, aber sie währt immer nur kurze Zeit, da sie ihr schnell wirkendes Correctiv in sich trägt. Die Geschichte bietet meines Wissens kein Beispiel dafür, daß ein Volk durch zu starke Vertheilung des Grundeigenthums dauernd geschädigt worden sei. Anders steht es mit dem Ueberhandnehmen des Großgrundbesitzes. Für den letzteren ist es

zwar auch aus wirthschaftlichen Gründen wünschenswerth, aber keineswegs eine Existenzbedingung, daß er neben sich eine Classe von mittleren und kleineren Grundbesitzern hat. Geht nun einmal, durch irgend welche Umstände begünstigt, die Entwicklung dahin, daß der minder umfangreiche Grundbesitz von dem großen verdrängt wird, so darf man nicht erwarten, daß bald von selbst eine Reaction eintrete; im Gegentheil steht zu fürchten, daß die Anhäufung des Grundeigentums in verhältnißmäßig wenigen Händen immer weiter um sich greift. Es bildet sich dann derjenige Zustand heraus, welchen man gewöhnlich mit dem Namen „Latifundienwirtschaft“ bezeichnet und welcher mit Recht als Beweis einer ungesund und gefährlichen Entwicklung betrachtet wird. Im Nachfolgenden will ich versuchen, kurz darzustellen, worin das Wesen der Latifundienwirtschaft beruht und aus welchen Gründen sie nachtheilig wirken muß; diese Erörterung wird dann zu der zweiten Frage führen, ob für Deutschland die Gefahr, der Latifundienwirtschaft zu verfallen, als nahe bevorstehend angesehen werden muß.

I. Unter Latifundienwirtschaft ist nicht ein besonderes landwirthschaftliches Betriebssystem, wie z. B. Dreifelderwirtschaft oder Fruchtwechselwirtschaft, sondern ein bestimmter Zustand in der Vertheilung des Grundeigentums zu verstehen und zwar derjenige, bei welchem der bei weitem größte Theil des landwirthschaftlich benutzten Bodens in den Händen einer geringen Anzahl von Personen sich befindet, während der bäuerliche und kleine Grundbesitz an Umfang und Bedeutung kaum mehr in Betracht kommt.

Die Latifundienwirtschaft führt eine sehr bedenkliche Entwicklung der socialen Verhältnisse innerhalb der ländlichen Bevölkerung herbei. Sie scheidet dieselbe gewissermaßen in zwei Theile: in die ebenso reichen als politisch mächtigen Großgrundbesitzer und in die von ihnen abhängigen Arbeiter und Beamten. Es fehlt ein ausgedehnter und lebenskräftiger Mittelstand, welcher stets die Grundlage jedes gesunden socialen Organismus bilden muß. Die etwa vorhandenen landwirthschaftlichen Beamten können den Mittelstand nicht ersetzen, da ihre Zahl zu gering ist und sie keine wirthschaftliche Selbständigkeit besitzen. Der großen Masse der Bevölkerung fehlt die Möglichkeit, durch Fleiß und Sparsamkeit eine wesentliche Verbesserung ihrer ökonomischen oder socialen Stellung zu erzielen; sie versinkt in hoffnungslose Erschlaffung oder sucht anderswo eine ihr mehr zusagende Erwerbstätte zu finden. Die socialen Folgen der Latifundienwirtschaft sind: Unzufriedenheit, vielleicht gar Erbitterung, unter der Mehrzahl der ländlichen Bevölkerung, das Drängen derselben nach den Städten, die Neigung zur Auswanderung. Einzelnen oder vereint zeigen sich diese Folgen überall, wo Latifundienwirtschaft bestanden hat oder noch besteht. Im Alterthum bietet hierfür Rom, in der Neuzeit Irland den augenscheinlichsten Beweis.

Die sociale Wirkung der Latifundienwirtschaft ist um so ungünstiger, als dieselbe den persönlichen Verkehr zwischen dem Landbesitzer und den das Land bebauenden Arbeitern so gut wie unmöglich macht; der Latifundienbesitzer hat selten die Zeit, häufig auch nicht die Neigung, sich um die große Zahl der von ihm abhängigen Arbeiter zu kümmern. Dieselben sind den Beamten überlassen, deren Interesse für die Untergebenen ein sehr geringes zu sein pflegt; sie erblicken ihre Hauptaufgabe

in der Erzielung hoher Reinerträge und hiermit scheint den meisten die Sorge für das Wohl der Arbeiter unvereinbar. Sollte letzteres aber auch nicht der Fall sein, so wird der Beamte allein doch selten in der Lage sich befinden, den berechtigten Wünschen der Arbeiter nachkommen zu können, weil er die hierzu nothwendigen Wege nicht einschlagen darf oder nicht einzuschlagen wagt. Dem Latifundienbesitzer selbst fehlt das richtige Urtheil über das Maß dessen, was der Arbeiter billiger Weise sowol leisten als beanspruchen kann, und um selbst nicht in Verlegenheit zu gerathen, wenn an seine Entscheidung appellirt wird, entzieht er sich dem Verkehr mit der arbeitenden Klasse in noch höherem Grade, als dies durch seine sonstigen Verpflichtungen geboten wäre. Die hierdurch eintretende Entfremdung zwischen den Landbesitzern und Landarbeitern ruft auf die Stimmung der letzteren ebenso ungünstig wie der dauernde Kampf mit materiellen Entbehrungen.

Wenn die Latifundienwirthschaft auch nicht als ein besonderes System des Betriebes angesehen werden darf, so übt sie doch auf die Art und den Erfolg der landwirthschaftlichen Production einen mannigfachen und tief greifenden Einfluß aus und zwar nicht in vortheilhafter Richtung.

Der Bedarf an menschlichen Arbeitskräften ist bei der Landwirthschaft im Laufe des Jahres sehr verschieden groß, im Sommer zuweilen drei bis vier Mal so hoch wie im Winter und während der Ernte doppelt so stark wie während der Bestellzeit. Wo kleiner und großer Grundbesitz vermischt vorkommen, gestaltet sich die Sache so, daß der Großgrundbesitzer die nothwendigen Arbeitskräfte je nach Bedarf durch die kleinen Grundbesitzer und deren Angehörige gestellt bekommt, oder daß er sich nur einen Stamm dauernd beschäftigter Leute auf dem eigenen Gute hält und den überschießenden Bedarf im Sommer aus den Dörfern bezieht. Anders wird der Zustand, wenn der kleine und mittlere Grundbesitz so gut wie ganz fehlen, wenn also der große Grundeigenthümer das ganze Jahr hindurch ungefähr auf die gleichen Arbeitskräfte angewiesen ist. Dann befindet sich der Gutsbesitzer in der Nothwendigkeit, seinen Arbeiterbedarf während des Sommers möglichst einzuschränken, um eine annähernde Ausgleichung für den Winter und Sommer zu erreichen. Hierzu giebt es zwei Mittel: 1. umfassende Anwendung von Maschinen, welche nicht durch Menschen, sondern durch Thiere oder todtte Naturkräfte in Bewegung gesetzt werden; 2. Beschränkung des Anbaues von Gewächsen, welche jährlich gesäet oder gepflanzt und geerntet werden müssen zu Gunsten perennirender Pflanzen; mit anderen Worten: Einschränkung des Ackerbaues im engeren Sinne des Wortes zu Gunsten des Wiesen-, Weide- oder Waldbaufes. Eine vollständige Ausgleichung in dem Bedarf an Arbeitskräften während der verschiedenen Jahreszeiten läßt sich allerdings auch durch diese Mittel nicht erzielen; es wird immer noch im Sommer ein Mangel, im Winter ein Ueberfluß vorhanden sein. Die Folge davon ist, daß entweder die Sommerarbeiten schlecht ausgeführt oder daß im Winter wenig productive Arbeiten vorgenommen werden; im ersteren Fall wird der Rohertrag des landwirthschaftlichen Betriebes geschmälert, im letzteren findet eine nutzlose Erhöhung der Wirthschaftskosten statt, in beiden Fällen leidet der Reinertrag. Will man diese Uebelstände vermeiden, so bleibt nichts anderes übrig, als einen Theil der Arbeiter während des Winters ohne Beschäftigung und ohne Lohnverdienst zu lassen. Dadurch schafft

man entweder ein gefährliches Proletariat oder treibt die ländlichen Arbeiter zur Auswanderung. Thatsächlich ist die Auswanderung in denjenigen Theilen Europas am stärksten, wo die Vertheilung des Grundeigentums am meisten den Charakter der Latifundienwirtschaft angenommen hat.

Der Ackerbaubetrieb nimmt in der Landwirtschaft bei weitem die größte Zahl von menschlichen Arbeitskräften während des Sommers in Anspruch. Da nun die Latifundienwirtschaft dazu zwingt, den Bedarf an Arbeitskräften im Sommer möglichst zu beschränken, so ist die Ausdehnung des Wiesen- und Weideareals auf Kosten des Ackerlandes die natürliche Folge. Während im deutschen Reich von der Gesamtfläche 47,8 pCt. auf das Ackerland fallen, in Frankreich sogar 49,7 pCt., macht in Großbritannien und Irland das Ackerland blos 29,8 pCt. der Gesamtfläche aus; dagegen bezieht sich das Wiesen- und Weideareal in Deutschland auf 19,5 pCt. der Gesamtfläche, in Großbritannien und Irland auf 30,9 pCt.

Das Verhältniß der dem ständigen Futterbau gewidmeten Flächen zum Ackerland stellt sich also in Deutschland etwa wie 1:2,5 und in dem Inselreich wie 1:0,96. Dabei findet in letzterem Lande noch jetzt fortdauernd eine Abnahme des mit einjährigen Gewächsen, also wesentlich mit Körnerfrüchten besetzten Landes zu Gunsten der Weideflächen statt; im Jahrzehnt von 1870—1880 bezieht sich dieselbe auf 805 000 Aers oder 6,1 pCt. Daß diese Entwicklung eine Folge der Latifundienwirtschaft sei, kann nicht bezweifelt werden.

Gewisse Ländereien eignen wegen ihrer feuchten oder steilen Lage, oder wegen ihres mageren oder flachen Bodens sich am besten zur Wiesen- oder Weide- oder auch Waldnutzung; aber diese machen in Kulturländern bei hohen Preisen der landwirtschaftlichen Producte immer den geringeren Theil der Gesamtfläche aus, während der größere Theil für den Ackerbau sehr wol disponirt ist. Ein zum Ackerbau benutztes und hierzu an und für sich geeignetes Stück Land bringt, weil es einer regelmäßigen Bearbeitung und Düngung unterworfen und weil es mit den verschiedenartigsten Gewächsen bestellt wird, sehr viel höhere Gesamterträge, als dasselbe Land, wenn es als ständige Weide niederliegt. Die Vergrößerung des Weideareals auf Kosten des Ackerareals, falls dieselbe nicht durch die Beschaffenheit des Bodens nothwendig wurde, bedingt daher stets eine Verringerung der landwirtschaftlichen Production. Wenn England eine dauernd steigende Quote seines Bedarfes an Nahrungsmitteln von dem Auslande beziehen muß, so liegt dies nicht allein an dem Wachstum seiner Bevölkerung, sondern auch an der durch die Latifundienwirtschaft bewirkten unnatürlichen Veruutzung des Bodens. Dicht bewohnte Länder mit starker Industrie- und Handelsbevölkerung werden ja nie ihren Gesamtbedarf an Nahrungsmitteln selbst erzeugen; aber grade für solche Länder kann es sehr verhängnißvoll sein, wenn in Folge mangelhafter Bodenvertheilung die Production von Nahrungsmitteln gewissermaßen künstlich beschränkt wird.

Bei der Landwirtschaft gehören Ackerbau und Viehhaltung zusammen; sie bedingen und erzeugen sich gegenseitig. Daraus folgt, daß die Ausdehnung beider in einem bestimmten Verhältniß zu einander stehen muß, wenn die höchsten Erträge erzielt werden sollen. Der Umfang der Viehhaltung bestimmt sich hauptsächlich nach der Menge der vorhandenen Wiesen und Weiden; sind die letzteren ungewöhnlich umfangreich, so muß auch die Viehhaltung zu einer Größe anwachsen, daß sie in

keinem richtigen Verhältniß zum Ackerbau sich befindet. Die nächste Folge davon ist mangelhafte Production und Ausnutzung des thierischen Düngers, wodurch ein großes Kapital der Landwirtschaft und dem Nationalvermögen verloren geht.

Bei der Latifundienwirtschaft tritt das Interesse des Gutsbesizers, die productiven Kräfte des Bodens möglichst in Thätigkeit zu setzen und auszunutzen, in höherem Grade in den Hintergrund, als dies für die gesammte nationale Production wünschenswerth ist. Der Latifundienbesizer betrachtet seinen Grund und Boden zunächst als Quelle eines sicheren Renteneinkommens, dann als das directe Mittel, gewisse persönliche Liebhabereien zu befriedigen. Daher kommt es ihm nicht auf einen besonders hohen Ertrag, namentlich nicht auf einen hohen Rohertrag, sondern auf einen sicheren, wenn auch mäßig hohen Reinertrag an. Dieser ist aber bei Wiesen- und Weidewirtschaft viel leichter wie beim Ackerbau zu erzielen; hierin liegt mit ein Grund, weshalb die Latifundienwirtschaft eine allmälige Zurückdrängung des Ackerbaues bewirkt. Zu den besonderen Annehmlichkeiten des Landlebens für den Großgrundbesizer gehören ansgebehnte Parkanlagen, Jagdgründe, Gewässer u. s. w. Wie berechtigt diese Anlagen sein mögen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß ihre Ausdehnung bei vorherrschendem Latifundienbesitz auch zu groß sein, und daß dadurch die Bodenproduction in nachtheiliger Weise beschränkt werden kann. Je dichter die Bevölkerung wird, desto intensiver muß bei natürlicher Entwicklung die Bodencultur sich gestalten, denn der Bedarf an Bodenerzeugnissen wächst und die Preise derselben steigen. Die Latifundienwirtschaft führt aber im Gegentheil zu einer extensiven Bewirtschaftung des Bodens, neben welcher dann auf kleineren Flächen eine Luxuscultur zur Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse des Besizers stattfindet. Von der letzteren entwirft Horaz in einer seiner Oden (Buch 2, Ode 15) eine anschauliche Schilderung.

Die Folgen der Latifundienwirtschaft sind also nach der socialen Seite: Trennung der Bevölkerung in eine kleine Zahl reicher Grundbesizer und in eine überwältigende Masse von Nichtbesizern, Bildung eines ländlichen Proletariats, absolute oder relative Verminderung der Bevölkerung durch Auswanderung oder Aussterben; nach der wirtschaftlichen Seite: Mangel an Arbeitern und unzweckmäßige Verwendung derselben, einseitige und ungenügende Ausnutzung der productiven Kräfte des Bodens und damit Rückgang der Bodenproduction überhaupt; nach der politischen Seite: Schwächung der Wehrhaftigkeit und der finanziellen Leistungsfähigkeit des Volkes, Klassenkampf.

Von Sparta berichtet Aristoteles, daß die Ungleichheit des Besizes die Ursache der Entvölkerung und die Schwäche des Staates geworden sei; um das Jahr 723 a. Chr. zählte es noch etwa 9000 grundbesitzende Spartiaten, zu Aristoteles Zeiten waren nicht 1000 vorhanden und 100 Jahre später war die Zahl der Spartiaten auf 700 gesunken, von denen nur etwa 100 Grundbesitz inne hatten. Athen erfreute sich zur Zeit seiner Blüthe einer besonders günstigen Vertheilung des Grund und Bodens; nach dem Sturz der dreißig Tyrannen waren von 20000 Bürgern nicht mehr als 5000 ohne Landbesitz. Dann aber vollzog sich schnell die Latifundienbildung; zwar nicht in dem Maße, wie bei Sparta, aber ausreichend, um den früheren allgemeinen Wohlstand der Athener zu untergraben und sie für den politischen Untergang reif zu machen.

In Rom waren ursprünglich alle Bürger zugleich Grundbesitzer. Die beständigen Kriegsdienstleistungen machten es den minder Wohlhabenden mit der Zeit unmöglich, sich in ihrem Besitz zu behaupten; die Nutzung des eroberten Landes eigneten sich fast ausschließlich die ohnehin mit Grundbesitz schon reicher bedachten Patricier an. Es entstanden Jahrhunderte lange Kämpfe zwischen Patriciern und Plebejern, welche aber im Wesentlichen zum wirtschaftlichen Nachtheile der letzteren endeten. An die Stelle der Selbstbewirtschaftung des Bodens trat Sklavewirtschaft und die Masse des in Rom sich ansammelnden Proletariats mußte durch Brodvertheilungen und Circusspiele bei guter Laune erhalten werden. Cicero berichtet, daß um das Jahr 100 vor Christus im römischen Staat nicht 1000 Menschen seien, welche Grundeigenthum besäßen und Sueton bemerkt, daß zu Cäsar's Zeit an 320 000 Personen in der Stadt Rom vom Staate Brod oder Getreide vertheilt worden sei. Man darf wohl Plinius glauben, wenn er behauptet, die Latifundien haben Italien und dann auch die Provinzen zu Grunde gerichtet. Bruno Hilbrand sagt bezüglich der römischen Latifundienwirtschaft\*): „Die römische Republik endete wie die spartanische und atheniensische mit einer socialen Grundoligarchie, und wenn das römische Reich in der monarchischen Staatsform neue Lebenskraft entfaltete und dadurch der Auflösungsproceß der alten Welt noch um mehrere Jahrhunderte verlängert wurde, so liegt eine der wirksamsten Ursachen unzweifelhaft darin, daß wenigstens die Begründer der monarchischen Gewalt die Agrarpolitik der Gracchen fortsetzten und einen großen Theil der verarmten Volksmasse zu selbständigen Landeigenthümern machten.“

Zuzugeben ist ja, daß bei den alten Kulturvölkern in Folge der geringen Entwicklung der städtischen Gewerbe und Industrie, der mangelhaften Gelegenheit, bewegliche Kapitalien nutzbringend anzulegen und endlich in Folge der herrschenden Sklavewirtschaft die Uebelstände der Anhäufung des Grundbesitzes in wenigen Händen viel schneller und stärker hervortraten, als dies jetzt der Fall sein würde; auf der anderen Seite würde aber bei der Beweglichkeit unseres heutigen socialen und wirtschaftlichen Lebens die Latifundienbildung selbst sich weit rascher vollziehen, falls die Zeitumstände dieselbe begünstigen.

In Deutschland war in den ältesten Zeiten, wovon wir wissen, jeder freie Mann Grundbesitzer oder doch Mitbesitzer der dem Stamme oder der Gemeinde zugehörigen Feldmark. Im Laufe des Mittelalters gerieth die Mehrzahl der bäuerlichen Besitzer in persönliche und wirtschaftliche Abhängigkeit von den weltlichen und geistlichen Großgrundbesitzern; diese Abhängigkeit gestaltete sich vielfach zur Leibeigenschaft oder doch Gutsunterthänigkeit, in anderen Fällen bestand sie in der Leistung von persönlichen Diensten, Naturalabgaben u. s. w. Der auf den Bauern ruhende Druck führte Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts zu den Bauernkriegen, deren Erfolg ein für den herrschenden Theil günstiger war. Von da ab wuchs die Macht des Großgrundbesitzes und sein Streben ging vielfach dahin, die bäuerlichen Güter zu dem Hofgut zu schlagen. Durch die mit dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland eintretende Verwirrung und Verarmung wurde dies Bestreben sehr unterstützt. Das

\*) Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik von Bruno Hilbrand XII. Bd. 1869. S. 151.

so genannte Lehen der Bauern wurde während des 17. und 18. Jahrhunderts in umfassendem Maßstabe ausgeübt, soweit die Landesherrn demselben nicht mit Energie steuerten. Es ist nicht das geringste Verdienst Friedrich Wilhelms I. und Friedrich des Großen, daß sie in der preussischen Monarchie die Existenz des Bauernstandes retteten. In Mecklenburg und Schwedisch-Vorpommern ging derselbe, da ihm der Schutz der Regierung mangelte, größtentheils zu Grunde. Die wirtschaftliche und politische Schwäche Deutschlands im vorigen Jahrhundert war wesentlich durch den Mangel eines kräftigen Bauernstandes bedingt. Wo letzterer auch noch existirte, war er doch seiner Mehrzahl nach durch die persönliche Abhängigkeit oder durch die ihm obliegenden Leistungen so gebunden, daß er nur ein kümmerliches Dasein führte und bloß durch die Macht des Gesetzes vor dem gänzlichen Aufgehen in den Großgrundbesitz bewahrt wurde. Bei freier Entwicklung wäre ein großer Theil Deutschlands unfehlbar der Latifundienwirtschaft verfallen. Daß wir davor bewahrt geblieben sind, ist ein Verdienst der deutschen Fürsten, insbesondere auch Friedrich Wilhelm's III., der das Werk seiner Vorgänger zu Ende führte, indem er den Bauern das freie Eigenthum an ihren Höfen verlieh und die wirtschaftliche Abhängigkeit, in welcher Großgrundbesitzer und Bauern gegenseitig sich befanden, durch eine weise, schonende Gesetzgebung beseitigte. Die deutsche Landwirtschaft hat seitdem größere Fortschritte gemacht, als in dem vorangegangenen Jahrtausend und dem entsprechend ist der Wohlstand und die Wehrkraft des ganzen deutschen Volkes gewachsen.

II. Die Agrargesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten, namentlich auch die preussische, geht von dem Grundsatz der Verkehrsfreiheit bezüglich des Grund und Bodens aus; die rechtlichen Hindernisse, welche dem An- oder Verkauf, dem Theilen oder Zusammenschlagen von Grundstücken entgegenstehen, sind für den größten Theil Deutschlands so geringfügiger Natur, daß sie die Wirkung der Verkehrsfreiheit nicht wesentlich beeinflussen. Es fragt sich nun, ob unter solchen Verhältnissen die Gefahr der Latifundienwirtschaft als bevorstehend erachtet werden muß. Für die Beantwortung dieser Frage ist eine doppelte Untersuchung nöthig und zwar darüber, ob 1) thatsächlich unter der Herrschaft der Verkehrsfreiheit die Latifundienbildung zugenommen hat und ob 2) bei der gegenwärtigen Art des landwirtschaftlichen Betriebes eine erfolgreiche Concurrenz des kleinen und mittleren Grundbesitzes mit dem Großgrundbesitz möglich erscheint.

Bezüglich des ersten Punktes fehlt es uns leider an genügenden statistischen Unterlagen. Auf Veranlassung des Herrenhauses ließ die preussische Regierung im Jahr 1860 Ermittlungen über die Bodenbewegung während des Zeitraumes von 1816—1859 in den sechs östlichen Provinzen der Monarchie sowie in der Provinz Westfalen anstellen. \*) Dieselben ergaben folgende Resultate:

In jenen 45 Jahren hat sich die Zahl der spannsfähigen bäuerlichen Pflurungen überhaupt um 6 870 oder 1,95 pCt., der Flächeninhalt des bäuerlichen Besitzes um

\*) Meitzen: Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staates nach dem Gebietsumfang vor 1866. Bd. I. S. 486 fgde. Für die Provinz Posen war der Zeitraum von 1823—1859 maßgebend. Die Aufnahme im Regierungs-Bezirk Straßburg war ungenau ausgeführt; dieser Regierungsbezirk ist deshalb in den oben mitgetheilten Zahlen nicht einbegriffen.



927 298 Morgen oder 2,69 pCt. verringert; die durchschnittliche Größe der bäuerlichen Güter ist genau dieselbe geblieben, nämlich 97 Morgen. Scheidet man die durch die Agrargesetzgebung unmittelbar bewirkte Bodenbewegung aus, so ergibt sich, daß lediglich in Folge des freien Verkehrs die Zahl der spannfähigen bäuerlichen Nahrungen um 9 873 oder 2,80 pCt., ihre Fläche um 1 761 641 Morgen oder 5,11 pCt. abgenommen hat; hiervon sind 1 292 981 Morgen oder 3,75 pCt. an den Kleinstellenbesitz, 468 660 Morgen oder 1,36 pCt. an den nicht bäuerlichen, also wesentlich an den Großgrundbesitz gefallen.

Von der Gesamtfläche umfaßte 1859 der nicht bäuerliche und Großbesitz 59,73 pCt., der spannfähige bäuerliche Besitz 35,20 pCt., der nicht spannfähige Kleinbesitz 5,07 pCt. Diese Angaben sind allerdings dürftig; es erhellt daraus aber, daß der bäuerliche Besitz nach Zahl und Umfang abgenommen hat, während sowohl der Groß- wie der Kleingrundbesitz an Umfang gewachsen sind. Der Großgrundbesitz umfaßt am Ende der erforschten Periode nahezu  $\frac{3}{5}$  der Gesamtfläche, der bäuerliche Besitz etwa  $\frac{7}{30}$ , der Kleinbesitz etwa  $\frac{1}{30}$ . Bedenklich ist, daß der bäuerliche Besitz abnimmt. Bei der in Folge der besseren Wirtschaftsweise gestiegenen Productivität des Bodens und in Anbetracht der ohnehin starken Vertretung des Großgrundbesitzes hätte normaler Weise der bäuerliche Besitz an Umfang eher steigen als sinken müssen. Die Abnahme des bäuerlichen Besitzes wird durch die Zunahme des Kleinstellenbesitzes keinesweges ausgeglichen oder unschädlich gemacht. Denn die Existenz des Kleinstellenbesitzes ist mit der des bäuerlichen unzertrennlich verknüpft; der Untergang des letzteren führt den des ersteren naturnothwendig herbei. Am stärksten ist die durch den freien Verkehr herbeigeführte Verminderung der bäuerlichen Stellen in den Provinzen Pommern (7,97 pCt.), Sachsen (5,32 pCt.) und Brandenburg (4,29 pCt.) gewesen, am geringsten in Posen und Schlesien (0,43 pCt. resp. 1,22 pCt.).

Im mittleren und südlichen Deutschland ist der Grundbesitz viel stärker vertheilt, als im nördlichen und namentlich nordöstlichen. Für Württemberg nimmt Rümelin im Jahre 1863 an, daß von 4 043 000 Morgen landwirthschaftlich benutzter Fläche mindestens  $\frac{3}{4}$  Millionen, also 82 pCt., in bäuerlichem Besitz sich befinden und daß auf einen bäuerlichen Landwirth im Durchschnitt 27 preussische Morgen an Grundeigenthum fallen.\*) Im Großherzogthum Sachsen-Weimar machten im Jahr 1864 von der Gesamtzahl der einheimischen ländlichen Grundbesitzer die mit einem Grundbesitz von über 100 sächsischen Aekern (gleich 111 preussische Morgen oder etwa  $28\frac{1}{2}$  Hektar) nur 3,15 pCt. aus, während die Grundbesitzer von 5—100 Aekern 56,19 pCt., die Grundbesitzer unter 5 Aekern 40,66 pCt. der Gesamtzahl betrug. Von dem steuerpflichtigen Grundbesitz in den Landgemeinden gehörten dem Umfang nach 69,68 pCt. den Besitzern unter 100 Aekern und blos 30,32 pCt. den Besitzern über 100 Aekern.\*\*)

Sind die vorhandenen statistischen Angaben auch sehr lückenhaft, so ergeben sie doch, daß in einzelnen Theilen Deutschlands der kleine und mittlere Grundbesitz, in anderen der Großgrundbesitz, besonders stark vertreten ist. Eine einheitliche Reichsstatistik hierüber fehlt uns leider noch; würde dieselbe jetzt veranstaltet, so

\*) Das Königreich Württemberg. Herausgegeben von dem königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1863. S. 432.

\*\*) B. Silberbrand. Die Agrarstatistik Thüringens, 1. Hälfte, Jena 1871. S. 142—147.

würde sich ohne Zweifel das Resultat ergeben, daß Deutschland als Ganzes betrachtet, sehr gesunde Zustände in Betreff Vertheilung des ländlichen Grundbesitzes aufweist, meungleich in einzelnen Gegenden, sei es der kleine, sei es der große Grundbesitz, einen unverhältnißmäßig großen Umfang einnimmt.

Wegen der Kürze des Zeitraums, der seit der neuen Agrargesetzgebung verstrichen ist, und wegen der Mangelhaftigkeit des statistischen Materials, läßt sich aus dem letzteren kein sicheres Urtheil darüber ableiten, ob unter der Herrschaft der Verkehrsfreiheit eine allmähige Verdrängung des kleinen und namentlich des mittleren Grundbesitzes bereits stattgefunden hat oder doch zu befürchten steht. Letzteres würde unzweifelhaft der Fall sein, wenn bei der gegenwärtigen Art des landwirthschaftlichen Betriebes der kleine und mittlere Grundbesitz die Konkurrenzfähigkeit mit dem Großgrundbesitz verloren hätte oder doch zu verlieren im Begriff stände. Manche durchaus nüchtern denkende Männer sind dieser Ansicht. Sie glauben, daß ähnlich wie auf vielen anderen gewerblichen Gebieten der handwerksmäßige Betrieb durch den Fabrikbetrieb fast verdrängt worden sei, so müsse auch eine Ausjaugung des bäuerlichen Grundbesitzes durch den Großgrundbesitz deshalb stattfinden, weil letzterer unter günstigeren wirthschaftlichen Bedingungen producire. Indessen hat diese Ansicht nur eine beschränkte Berechtigung; sie geht meines Erachtens daraus hervor, daß man den thatsächlichen, nie zu beseitigenden Verschiedenheiten, welche zwischen dem landwirthschaftlichen Gewerbe und den städtischen Gewerben obwalten, keine genügende Rechnung trägt.

Der Großgrundbesitzer genießt vor dem mittleren und kleineren unleugbar gewisse wirthschaftliche Vortheile. Er hat durchschnittlich eine größere Intelligenz und fachliche Bildung und vermag sich deshalb die in der landwirthschaftlichen Theorie und Praxis gemachten Fortschritte leichter und schneller anzueignen. Der Großgrundbesitzer kann sich mehrerer und besserer Geräthe und Maschinen bedienen; die Anwendung vieler und besonders wirksamer landwirthschaftlicher Maschinen rentirt sich überhaupt erst bei größerem Umfang des Besitzes; auch die gewöhnlichen Acker- und Wirthschaftsgeräthe kann nur der Großgrundbesitzer in solcher Mannigfaltigkeit sich beschaffen, daß er für jeden einzelnen Fall das gerade passendste Geräth besitzt, während der Bauer darauf angewiesen ist mit Geräthen zu arbeiten, welche zwar sehr vielseitig benutzt werden können, aber nach keiner Richtung vorzüglich leisten. Bei der Zucht edler und besonders leistungsfähiger Thiere hat der Großgrundbesitzer einen erheblichen Vortheil, weil eine solche Zucht nur oder doch viel erfolgreicher in größeren Heerden ausgeübt werden kann. Der Betrieb der so gewinnbringenden landwirthschaftlich-technischen Nebengewerbe, namentlich der Brennerei, Stärkefabrikation und der Runkelrübenzuckerfabrikation liegt naturgemäß fast ausschließlich in den Händen des Großgrundbesitzes; auch die Herstellung guter, für weiten Transport geeigneter Tafelbutter ist in kleinen Wirthschaften unmöglich. Außerdem erwachsen dem Großgrundbesitzer daraus, daß er größere Flächen auf einmal bestellen oder abernten, daß er größere Mengen von Producten auf einmal verkaufen, und ebenso die eigenen Wirthschaftsbedürfnisse im Großen einkaufen, daß er das Princip der Arbeitstheilung vollständiger zur Durchführung bringen kann, gewisse Begünstigungen, deren gesammte wirthschaftliche Wirkung nicht gering anzuschlagen ist.

Auf der anderen Seite hat der bäuerliche Besitzer den großen Vortheil, daß in seiner Person sich Wirthschaftsdirigent, Beamter, Aufseher und Arbeiter vereinigen; soweit wie er selbst in der eigenen Wirthschaft mit Hand anlegt, bezieht er außer der, den drei erstgenannten Personen zukommenden Entschädigung, noch die auf ihn fallende Quote an dem gemeinen Arbeitslohn. Die für den Großgrundbesitzer so erheblichen, allgemeinen Verwaltungskosten fallen bei dem Bauern fort. Letzterer kann, wegen der geringen räumlichen Ausdehnung seiner Wirthschaft, dieselbe viel besser beaufsichtigen als der Großgrundbesitzer; er vermag, wo es Noth thut, sofort selbst einzugreifen; es geht weniger durch Nachlässigkeit, Untreue oder Trägheit der Arbeiter oder sonstigen Untergebenen verloren. Die Frau und Kinder des bäuerlichen Besitzers bieten der Wirthschaft sehr zuverlässige, daher besonders werthvolle Arbeitskräfte dar, namentlich in solchen Zeiten, in welchen die nothwendigen ländlichen Geschäfte sich sehr drängen. In der bäuerlichen Wirthschaft ist es demgemäß leichter, eine Ausgleichung in dem Bedarf von Lohnarbeitern während der verschiedenen Jahreszeiten herbeizuführen und der Gesamtaufwand für menschliche Arbeitsleistungen ist verhältnißmäßig geringer.

Auch bezüglich der Organisation des Wirthschaftsbetriebes genießt der bäuerliche Besitzer einige Vortheile. Für ihn ist es leichter möglich, solche Gewächse zu bauen, welche eine besonders sorgfältige Pflege erfordern; hierzu gehören die meisten Handelspflanzen und Gemüsearten, welche gleichzeitig den höchsten Ertrag abwerfen. Für einige Zweige der Thierproduction trifft das Gleiche zu; die Aufzucht von Jungvieh, die Haltung von Geflügel ist für den bäuerlichen Besitzer erfolgreicher, weil er den einzelnen Individuen eine größere Sorgfalt widmen kann. Endlich braucht der Bauer, im Verhältniß zu seinen Einnahmen, gewöhnlich für den eigenen Lebensunterhalt weniger als der Großgrundbesitzer, obwohl dies heut zu Tage nicht immer zutrifft; jedenfalls ist es ihm leichter gemacht, auf einfachem Fuße zu leben.

Manche wirthschaftlichen Nachtheile, welchen die bäuerlichen Besitzer gegenüber dem Großgrundbesitzer unterworfen sind, lassen sich dadurch ausgleichen, daß erstere zu Genossenschaften zusammentreten, um einzelne Unternehmungen gemeinschaftlich durchzuführen. Derartige Genossenschaften finden sich in Deutschland ja schon in großer Anzahl; sie beziehen sich z. B. auf Anschaffung und Benutzung von Maschinen und Hausthieren, auf Erwerbung von Futter- und Dungstoffen, auf Herstellung und Verkauf von Butter und Käse, auf Beschaffung von Geldmitteln für den persönlichen oder hypothekarischen Credit u. s. w.

Alles, was hier, sei es zu Gunsten, sei es zu Ungunsten des bäuerlichen Besitzers hervorgehoben wurde, gilt in verstärktem Maße von dem Kleinstellenbesitzer. Der letztere genießt noch den besonderen Vorzug, daß er einen großen Theil seiner Arbeitskräfte durch Verrichtung von Lohnarbeiten verwerthen kann, während er die Beforgung der eigenen kleinen Wirthschaft hauptsächlich seiner Familie überläßt; er sucht und findet Lohnbeschäftigung vor Allem in solchen Perioden des Jahres, in welchen wegen der sich drängenden ländlichen Verrichtungen der Arbeitslohn besonders hoch steht.

Wägt man die wirthschaftlichen Vorzüge und Nachtheile, welche einerseits mit dem Großbetrieb, andererseits mit dem Kleinbetrieb verbunden sind, genau ab, so muß man meines Erachtens zu der Schlußfolgerung gelangen, daß der letztere

auch heute noch sehr wohl mit dem erlieren concurriren und neben demselben bestehen kann. Allerdings ist hierzu erforderlich, daß Staat und Gesellschaft alle nöthigen Mittel aufbieten, um die allgemeine und berufliche Ausbildung der bäuerlichen und Kleingrundbesitzer zu fördern und dieselben somit zu befähigen, die eigenthümlichen Vortheile ihrer wirthschaftlichen Lage auch wirklich auszunutzen.

Wenn demungeachtet die geschichtliche Entwicklung so vieler Staaten und die traurige Erscheinung der Aufzugaug des Kleinen durch den großen Grundbesitz, also die Entstehung der Latifundienwirthschaft, darbietet und wenn die Gefahr einer ähnlichen Gestaltung der Grundeigentumsverhältnisse auch für Deutschland nicht ganz weggeleugnet werden kann, so liegt dies an Umständen, welche den landwirthschaftlichen Betrieb als solchen kaum berühren.

Für den Credit des Großgrundbesitzers ist besser gesorgt wie für den Credit des Bauern. Geräth lesterer, verschuldet oder unverschuldet, in Noth, so steht er viel leichter hilflos da und fällt den Wucherern in die Hände. In den letzten Jahrzehnten sind ja verschiedene Wege und nicht ganz ohne Erfolg eingeschlagen worden, um gegen dieses Uebel Abhilfe zu gewähren (bäuerliche Creditinstitute, Raiffeisen'sche Darlehnskassen).

Scheinbar unbedeutender, aber thatsächlich viel verhängnißvoller ist die Wirkung eines anderen Umstandes. Die Theilung eines großen Gutes in mehrere kleinere ist viel schwerer durchzuführen als die Zusammenziehung von mehreren kleineren zu einem großen; oder um mich des volksthümlichen, etwas drastischen, Ausdrucks zu bedienen: das Ausschachten ist schwerer als das Einschachten. Dem Ausschachten steht schon die vorher nothwendige Regulirung der Hypothekenverhältnisse große, oft unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Wichtiger noch ist, daß bei Zerstückelung eines Gutes in mehrere kleine für jedes der letzteren besondere Wirthschaftsgebäude sofort errichtet werden müssen und hierdurch Kosten erwachsen, welche mit dem zu erwartenden Ertrag häufig in gar keinem Verhältniß stehen. Bei dem sogenannten Einschachten stellt sich die Frage der Gebäude sehr viel günstiger. Das Einschachten findet ja selten in der Weise statt, daß mehrere kleine Güter sofort in ein großes umgewandelt werden; vielmehr vollzieht sich der Prozeß gewöhnlich so, daß der Großgrundbesitzer die Güter von benachbarten Bauern kauft, oder daß ein Bauer allmählig mehrere Bauerngüter in seinem Dorfe erwirbt und damit zum Großgrundbesitzer wird. In diesem Fall ist ein Neubau gar nicht nöthig: im Gegentheil wird es oft möglich sein, überflüssige Gebäude auf Abbruch zu verkaufen oder deren Material in der eigenen Wirthschaft zu verwerthen. Ist einmal ein Bauernhof mit einem Großgrundbesitz verschmolzen oder ist ein Großgrundbesitz durch Zusammenkauf von Bauernhöfen entstanden, so kommt es sehr selten vor, daß später wieder die Abtrennung eines oder mehrerer Bauernhöfe stattfindet.

Wenn der Bauer einmal den Großgrundbesitzer auskaufen sollte, so bleibt doch der Großgrundbesitz als solcher erhalten und nur die Person des Besitzers wechselt. Kauft dagegen der Großgrundbesitzer den Bauern aus, so geht der bäuerliche Besitz als solcher verloren. Die englische Latifundienwirthschaft ist dadurch entstanden, daß der Großgrundbesitzer ein Bauerngut nach dem anderen bei sich darbietender Gelegenheit kaufte und dann sofort die gesetzlich nothwendigen Maßregeln traf, um einer späteren Wiederabtrennung des zugekauften Besitzes vorzubeugen.

Die gleiche Entwicklung ist für Deutschland im Augenblick ja nicht zu befürchten; aber die Möglichkeit scheint keineswegs ausgeschlossen, daß der Bauernstand nach Zahl und nach Umfang der bewirthschafteten Fläche sich allmählig verringert, bis er in den Großgrundbesitz so gut wie ganz aufgegangen und damit die Aera der Latifundienwirthschaft inauguriert ist.

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Staates der Großgrundbesitz einen viel maßgebenderen Einfluß ausübt, als der bäuerliche und kleine Besitz; die Art der Gesetzgebung und in geringerem Grade auch die Art der Verwaltung sind aber von der durchgreifendsten Bedeutung für die Vertheilung des Grundeigenthums. Wenn man selbst von Gesetzen, welche direct die Vertheilung des Grundbesitzes bestimmen, absieht, so wird immer die Art des gültigen Pacht-, Hypotheken- und Erbrechtes, sowie die Zoll-, Steuer- und Landesculturgesetzgebung die Erhaltung resp. Neubildung des Bauernstandes entweder begünstigen oder erschweren.

Die Ansichten darüber, ob für Deutschland und speciell für Preußen eine Gefahr, der Latifundienwirthschaft zu verfallen, überhaupt vorhanden ist, ob dieselbe nahe bevorsteht oder in ferner Zukunft liegt, können abweichende sein; darüber sollte aber keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß es Aufgabe der Staatslenker und gesetzgebenden Factoren ist, mit Aufmerksamkeit die Bewegung in der Vertheilung von Grund und Boden zu verfolgen und rechtzeitig einzuschreiten, wenn die Latifundienwirthschaft uns bedrohen sollte.

Durch die Weisheit und Fürsorge unseres Herrscherhauses ist in den östlichen Provinzen der preussischen Monarchie allmählig ein zahlreicher und lebensfähiger Bauernstand geschaffen und erzogen worden; die Agrargesetzgebung Friedrich Wilhelm III. gewährte demselben volle wirthschaftliche Freiheit und Selbständigkeit, womit gleichzeitig die Nothwendigkeit verbunden war, nunmehr die errungene Stellung durch eigene Tüchtigkeit zu behaupten. Wir dürfen uns der begründeten Hoffnung hingeben, daß jetzt und in Zukunft Preussens Könige des von den Vätern übernommenen Erbtheils eingedenk bleiben und in der gleichmäßigen Fürsorge für Erhaltung und das Gedeihen der verschiedenen Klassen der ländlichen Grundbesitzer eine ihrer wichtigsten Regentenpflichten erkennen werden.

## Verpflichtungen der römisch-katholischen Kirche gegenüber Martin Luther.

Von  
Bruno Bauer.

In einem Augenblicke, wo das öffentliche Interesse an einem langjährigen kirchlich-politischen Zwist sichtbar nachläßt, bezwecken die vorliegenden Zeilen nichts weniger als die frische Anschauung eines allmählig zusammenfallenden Brandes. Unser Versuch, den Stolz der römisch-katholischen Kirche auf das Alter und die Unveränderlichkeit ihrer Autorität und Lehre durch den Nachweis zu mäßigen, daß sie bei ihrer modernen Constituirung auf dem tridentinischen Concil Luther's Anregung und Impulsen nachgab, ist weit davon entfernt, ihr zu nahe treten zu

wollen, oder auch nur ihren Zusammenhang mit den dogmatischen und gouvernementalen Statuten der ältesten Kirche zu leugnen. Wenn wir sie daran erinnern, daß Luther sie von einem in Verfall gerathenen Humanismus und von einer einseitigen Verehrung des griechisch-römischen Alterthums befreite, verschließen wir unsere Augen keineswegs vor der Durchführung ihres geistlichen Regierungssystems nach dem Muster des altrömischen Absolutismus. Neben der Thatfache endlich, daß Luther mit der Wucht seiner Theorie von der Unfreiheit des Willens die tridentinischen Väter zur Aufnahme seiner Sätze in ihre Beschlüsse zwang, bleibt ihre Abhängigkeit von der Geschäftlichkeit der alten Kirche wol bestehen und ihre Erschütterung durch Luther's epochemachende Entdeckung hinderte sie nicht, die Verdienstlichkeit der Werke anzuerkennen und mit dem Virtuosen der Willenskraft, Ignatius Loyola, den Kreis der Heiligen zu bereichern.

Es sind allgemeine Fragen, die uns in den folgenden Zeilen beschäftigen, — Weltfragen wie die Nachwirkung oder Ueberwindung des antiken Römerthums in unserer Gegenwart, — Probleme wie die Freiheit oder Unfreiheit des Willens. Keinem zum Tort und Niemandem zu Gunsten wagen wir es, uns auf dieses weite Gebiet zu begeben: vielleicht gelingt uns indessen die Orientirung in den Anfängen der neueren Geschichte wenigstens so weit, daß etwas von der Erhabenheit der Lutherischen Anregungen über die jetzige Behandlung dieser Angelegenheit zu Tage kommt.

### 1. Luther und der Humanismus.

Die Nordländer erbten die Renaissance und den Humanismus von ihren südlichen Nachbarn und brauchten ihre Kräfte für die Grundlegung dieser Stufe der europäischen Entwicklung nicht aufzuwenden. Dafür besaßen sie aber ein Inneres, welches die von den italienischen Entdeckern noch einseitig überschätzte Erregungenschaft gründlicher würdigte und für seine eigenen Güter verarbeitet; vor Allem aber erschütterte Luther die Ruhe, mit welcher die heidnische Entdeckung sich neben der kirchlichen Herrschaft eingebettet und friedlich mit ihr abgefunden hatte. Er drückte den Humanismus zur Sprosse einer Leiter herab, auf der er sich zum Einblick in die gesammte Menschennatur aufschwang und schmiedete im Geschichtsstudium wie in der Erfahrung des eigenen Innern die Waffe zur Bahnbrechung durch das hergebrachte Kirchensystem. Kein Italiener hatte das erneuerte Alterthum gegen die alte Kirchenordnung in die Schlacht geführt; Zweifel, Uebermuth und Spott blieben eine unschuldige Privatfache.

Die verdienstlichen Arbeiten der Forscher von Burckhardt bis auf Symonds haben uns die verwandten Elemente geschildert, aus deren elektrischer Berührung die Wiedergeburt des griechisch-römischen Alterthums hervorging. Es war die gleiche Gluth des Klimas, welches die Früchte des antiken Genius gezeitigt hatte, — die Erhaltung der Sprache Roms im neuen Idiom Italiens — der tägliche Anblick der Bauten des classischen Volks, Senats- und Imperatorenthums — der vom Handel und Verkehr Italiens mit dem Orient geschaffene Reichtum der Städte, der innere Bürgerkrieg der letzteren und die Fehde zwischen den kleinen Republiken und den Tyrannen. Seitdem Petrarca in seinen lateinischen Schriften die griechischen und römischen Staatsmänner als die Ideale der Thatkraft, Großmuth und

Vaterlandsliebe und die Philosophen der classischen Zeit als Muster der Geistesfreiheit und Selbständigkeit gefeiert hatte, gewann die ohnehin durch jene Umstände erregte Persönlichkeit des Italieners ein dem Norden noch nicht bekanntes Selbstgefühl und regte sich unter der Hülle der kirchlichen Ordnung die Kraft eines neuen Menschen. Obwol aber anderthalb Jahrhunderte hindurch die humanistischen Nachfolger des Dichters der Laura fortfuhren, die Geister ihres Landes für antike Geistesgröße und Freiheit zu entflammen, ging aus allen diesen Antrieben dennoch nicht der Muth zur Befreiung des neuen Menschen aus der ihn immer noch bedeckenden Schicht des alten hervor.

Zulezt, in den Jahrzehnten vor dem Auftreten Luther's, nachdem das erste Entzücken über die Entdeckung der griechisch-römischen Geisteserschätze vorüber war, artete der italienische Humanismus in pedantische Stylübung und Künstelei aus. Einer dieser Dilettanten, der Cardinal Bembo, warnte einen seiner humanistischen Freunde, er möge seinen Styl nicht durch die Lectüre der Briefe Pauli, „dieser Lappereien“, verderben, und sah in seiner eigenen Vermählung heidnischer Götternamen und Gebräuche mit den kirchlichen Geheimnissen eine hohe Kunstleistung und die Ausgleichung des Heidenthums mit der Kirche. Die Päpste freuten sich dieser Bekränzung der christlichen Mytherien mit den Blüthen des Heidenthums und fanden es bequem, die Dienste der Wissenschaft anzunehmen und daneben der Uebung der Ceremonien, den bunten Aufzügen der Bruderschaften und der Entdeckung und Einholung immer neuer Reliquien freien Raum zu lassen. Der letzte dieser Glücklichen, nachdem Alexander VI. das Schauspiel des römischen Kaiserhofes, Julius II. die „virtus“ altrömischer Feldherren und Politiker erneuert hatte, — Leo X., genoß inmitten seiner schöngeistigen Cardinäle und humanistischen Secretaire den Triumph der Vermählung des geistlichen Roms mit dem Athen der Pallas und des Perikles und gedachte nicht der Möglichkeit, daß in die leichtgeschürzte Verkopplung beider Zeitalter jemals eine Störung kommen könne.

Aber gerade in dieses glänzende Hochzeitsfest fuhr der Blitz des Nordens. Das war die erste Einwirkung Luther's auf den römischen Katholizismus; der deutsche Mönch rettete Rom und die Welt vor dem Versinken in pedantische Spielerei.

Luther hatte wie irgend Einer der italienischen Humanisten und ihrer deutschen Nachfolger im Studium der alten Classiker das Verwandte ihrer Sprache und Inspirationen mit den Schwingungen seines Innern gefühlt und sich selbst an ihrer Meisterchaft gestärkt. Den Virgil und Plautus brachte er unterm Arm mit, als er in Erfurt an die Pforte des Augustinerklosters klopfte, nachdem er seinen Universitätsfreunden am Abend vorher bei einem heiteren Zusammensein auf seiner Stube nach Gesang und Lautenspiel angekündigt hatte, daß er nun von der Welt Abschied nehmen werde. Auch in seiner Klausur entzückte ihn die berebte Sprache der Dichter Roms und ihre Deutung von Welt und Menschenleben, begeisterten ihn die Freiheitsrufe der Classiker und fühlte er sich durch das Schauspiel der alten Völker in ihrem Kampf für Freiheit und Selbständigkeit gehoben. Seine späteren lateinischen Commentare zu den biblischen Büchern sind immer noch von Hinweisen auf die classischen Poeten wie auf die Geschichte der alten Völker und ihrer Häupter belebt. Allmählig lehrten ihn jedoch in seiner klösterlichen Zelle die

Kämpfe mit den eigenen Leidenschaften und Affecten, daß die griechischen und römischen Muster des Heldenthums doch noch nicht den rechten und schwersten Kampf — den Feldzug gegen sich selbst bestanden haben. Die alten Meister der Staats- und Kriegskunst erschienen ihm in Vergleich mit der anbrechenden Mannheit des Menschengeschlechts als tüchtige Knaben, die auf den Eingebungen des eigenen Willens bestehen, sich für hohe Ideale entzündeten, für die Verherrlichung ihrer Heimat schwärmten und derselben die übrige Welt opfern wollen. In ihrem Heroismus sah er nur die Flammen der Eigenliebe und in ihrem freiwilligen Tode, wenn sie sich für das Beste des eigenen Landes opfern, den Entschluß, einem ruhmlosen oder unbefriedigenden Leben den Tod vorzuziehen. Er fand, wie er selbst und in Uebereinstimmung mit ihm Melancthon in dem Meisterwerke seiner Jugend sich ausdrückt, daß der Mensch „von Affecten zum Wollen und Handeln bestimmt wird und ein Affect nur durch einen größeren und stärkeren bezwungen werden kann“ — Jeder den Reiz zum Wollen von der Umgebung empfangend und feinerseits wieder in ihr die Motive zum Handeln erregt. Er machte somit die Entdeckung, daß im ganzen Menschenleben der Wille unfrei ist und auch die Völker mit ihrer mächtigen Stärke durch ihren gegenseitigen Druck auf einander zur Action getrieben und in der Gegenwirkung wider den augenöthigten Zwang von der Sucht nach Sein und Erhaltung der Existenz bestimmt werden.

Ehe Machiavell's Ausstattung seines idealen Schöpfers der italienischen Einheit bekannt wurde, ja, während der Florentiner dieses Bild seiner Hoffnung mit allen Mitteln der List und Gewalt bewaffnete, hatte der deutsche Augustiner das allgemeine Gesetz der Geschichte gedeutet und den Kampf, welchen der Italiener für das Heil seines Vaterlandes verlangte, in die Seele des Menschen überhaupt verlegt. Aber Luther erhob sich von dieser Entdeckung auch zu der Freiheit der Seele, in welche weder die Motive und Reize der Welt noch die Gebote der verweltlichten Kirchenhoheit reichten, und fand die „Behr und Waffe“ gegen die andringenden Gewalten in der Erfassung des letzten Zwecks, dem alle Zerwürfnisse und Kämpfe der Welt zum Besten dienen müssen. Er nannte diese Einsicht in die Harmonie des Universums den Glauben.

Damit war die Renaissance besiegt, nachdem sie in dem Augustinermönch ihre höchsten Dienste geleistet hatte. Ehe die deutschen und spanischen Söldlinge 1527 Rom erstürmten, plünderten und in Rauch aufgehen ließen und die Verbindungen der dortigen Humanisten zersprengten, hatte Luther schon in seinen öffentlichen Disputationen vom Jahre 1516 seine epochemachende Entdeckung angekündigt und vertheidigt, 1517 den Brand in das kirchliche Rom geschleudert und die Kirche von der Erstarrung durch den versümpelten Humanismus befreit. Den Nordländern ging er selbst mit dem Beispiel voran, wie die antike Litteratur als Ferment des emancipirten Geistes verarbeitet werden konnte.

## 2. Die süddeutsche Gegenreform.

Papst Leo X. sah sich zwar durch den ersten Dienst, welchen der kühne Mönch der römischen Kirche leistete, peinlich überrascht, und nachdem einer seiner Abgesandten, der Cardinal Cajetan, an der Festigkeit des Deutschen zu Augsburg abgeprallt war, traf den armen Dembo, den poetischen Verdolmetscher des heiligen Geistes in den



„himmlischen Zephyr,“ das Schicksal, daß er durch die Gegenzeichnung des päpstlichen Decretals, welches am 13. December 1518 zu Linz an der Donau niedergelegt ward und für den Umfang des deutschen Reichs jeden geistlichen Widerspruch wider die Lehre vom Ablass mit der Excommunication bedrohte, seinen Namen sicherer als durch seine lateinischen Verse verewigen mußte. Indessen genoß Leo in vollen Zügen zum letzten Male den Zauber, welchen die höchste Blüthe der italienischen Kunst und das litterarische Spiel mit dem griechisch-römischen Alterthum um den heiligen Stuhl verbreiteten. Zum ersten Male konnte sich in seiner Person ein Papst in Besiz der weltlichen Macht und Souveränität wiegen, nachdem der Sohn Alexander's VI., Cäsar Borgia, die emancipirten Vasallen der Romagna aus ihrem Besiz vertrieben und Julius II. den Raub des Tyrannen zum Kirchenstaat umgeschmolzen hatte. Die nordische Gefahr schien sich in der Person des Neuerers zu concentriren, da Luther bis zum Jahre 1521 seine Grundlagen in den reformatorischen Schriften veröffentlicht hatte, ohne daß man im unteren Deutschland eine neue kirchliche Ordnung ernstlich in Angriff nahm und die dortigen Landesfürsten und Reichsstädte ihre Stellung zur den neuen Gemeinden ins Reine brachten. Leo konnte demnach glauben, daß seine Bannbulle und die von Kaiser und Ständen auf dem Wormser Reichstage gegen Luther verfügte Reichsacht zur Stillung des Sturms genügen würden.

Solcher Unschuld machte jedoch sein Nachfolger, der ascetische Holländer und Lehrer des Kaisers Karl, Adrian VI., ein Ende. Er schloß die Aera der humanistischen Bewegung, ließ die Galerien des Vaticans, in welchen die neuentdeckten Kunstwerke des Alterthums (er nannte sie Gözenbilder) aufgestellt waren, mit Brettern vernageln und trug sich mit dem Gedanken, den deutschen Bruch durch eine Wiederbelebung des kirchlichen Sinns zu heilen. Bei seiner Thronbesteigung begrüßte ihn sein Landsmann Erasmus mit einer Zuschrift, in der er ihm zugleich seine Ansicht über die Wiederherstellung des Kirchenfriedens auseinandersetzte; jedoch mühte sich Adrian in den beiden Jahren seines Pontificats (1522 und 1523) mit seinem Restaurationsgedanken vergeblich ab und erst unter seinem Nachfolger, dem Medicäer Clemens VII., gelang es dem holländischen Humanisten bei der kirchlich-politischen Vereinbarung der süddeutschen Bischöfe und Landesfürsten (Bayern und Oesterreich) zu Regensburg im Juni 1524 erfolgreich mitzuwirken.

Bis dahin hatten sich Luther und Erasmus mit Interesse und mit dem Gefühl, daß es zwischen ihnen doch einmal zum Bruch kommen müsse, gegenseitig beobachtet. Luther verrieth in Briefen an Freunde schon vor seinem öffentlichen Auftreten und dann während seines Sturms auf das Papstthum, wie sehr ihn sein Nebenmann beschäftigte. Er schätzte die litterarischen Verdienste des Rotterdammers um die Verbreitung des klassischen Studiums und für die Befreiung der Bibel-erklärung von den scholastischen Formeln; an den Sticheleien desselben gegen die geistliche Casuistik und Lebensführung konnte er bei seinem angespannten Suchen nach dem Kern der Weltfrage keinen Gefallen finden und hinter der Fremdblichkeit des berühmten Gelehrten gegen das Christenthum überhaupt bemerkte er von Anfang an die Kühnheit eines gewissen Protectorats. Erasmus seinerseits leistete seinem stürmischen Zeitgenossen durch anerkennende Aeußerungen gegen den bedächtigen und jedem Conflict abgeneigten Kurfürsten Friedrich von Sachsen nach den Verhandlungen

mit Cajetan und auf dem Wormser Reichstage wichtige Dienste; jedoch hatte er weder Sympathie für den Ernst, mit dem der Sachse die eigene Angelegenheit betrieb, noch auch ein Verständniß dafür, daß aus einer so gewaltigen Anstrengung etwas für die Welt Heilsames hervorgehen könne.

Erst seine Vetheiligung an der Reaction Adrian's und Clemens' VII. riß ihn aus seiner Zurückhaltung. Er galt den Anhängern Roms als der einzige Mann, der mit dem Wittenberger den Strauß bestehen könne, aber zugleich quälten sie ihn mit dem Vorwurfe, daß er mit seiner litterarischen Vergangenheit doch auch der Vater der Reformation sei. Nach seiner schwachen und schüchternen Natur gab er dem Verdacht und Vorwurf soweit nach, daß er gegen Luther zur Feder griff; Scharfblick und tiefe Antipathie gegen den Hauptsatz des Widersachers ließen ihn sogleich in den Kern der Angelegenheit dringen und er trat 1524 mit seiner Schrift „vom freien Willen“ auf. Luther kämpfte lange Zeit mit dem abmattenden Eindruck dieser kindlichen Auffassung der Sache und veröffentlichte erst in den letzten Tagen des Jahres 1525 seine Arbeit „vom unfreien Willen“, die eigentliche symbolische Schrift des Protestantismus.

Der Sinn der ganzen Angelegenheit wird wie durch einen Blitz erhellt werden, wenn wir von den glänzenden Ausführungen Luther's auch nur die Eine hervorheben, in der er seinen Gegner auslacht und zugleich vernichtet, weil er die Wirkung des Christlichen Heils nur auf die untergeordneten und roheren Affecte des „Fleisches“ beschränkte und ihr die Erneuerung der vorzüglichsten Gaben des Menschen, des „Geistes“, entziehen wollte. Erasmus hatte aber mit dieser Anweisung des Christenthums auf die Kindesnatur und das sinnliche Wesen des Menschen gerade die Richtung getroffen, in welcher die Kirche während der beiden vorhergehenden Jahrhunderte zwischen den oberrheinischen und niederländischen Regungen einer pantheistischen Mystik auf einen Rettungshafen lossteuerte. Der eingeschüchterte Humanist gab ihr mit seiner Ueberzeugung von der ewigen Kindheit des Menschen diesen günstigen Abschluß ihrer letzten Irrfahrten; mit der Unmündigkeit des sinnlichen Menschenwesens führte er ihr gerade das rechte Material zu, welches sie in der heiligen Uebung der Ceremonien festhalten und zugleich mit dem Stolz der eigenen Thätigkeit und scheinbarer Freiheit beglücken konnte.

Erasmus brachte seine dogmatische Lösung des Kirchenstreits zu den süddeutschen Vereinbarungen nur als Reserve mit; sie war weltbekannt und erschien auch in seiner Schrift, jedoch war es noch nicht Zeit, sie kirchlich zu fixiren. Man begnügte sich in Regensburg mit der Theilung der Inspection über Geistlichkeit und religiöse Genossenschaften, zwischen Rom und den Landesfürsten; Letzteren wurde, um Luther's Klagen über die römische Ausplünderung zu entkräften, ein Zehntel der nach Rom strömenden geistlichen Gefälle zugesprochen. Bei alledem sah Erasmus mit Stolz auf das Regensburger Werk und erhob sich zu dem Ausruf: so hat Luther doch nun selbst zur Stärkung der Kirche den Anlaß gegeben.

### 3. Luther's Geist auf dem Tridentinischen Concil.

Beide Männer waren von hinnen geschieden (Luther im Jahr vorher, Erasmus 1536), als in der Sitzung des Tridentiner Concils vom 13. Januar 1547 über ihre Sätze die Würfel fielen. Es galt der Festsetzung des Decrets von der Rechtfertigung.

Nach der Entscheidung der Concilsväter ward die Palme des Siegs den Schatten beider Kämpfer zu Theil, aber Jedem nur die Hälfte des Erfolgs zuerkannt. Luther's Satz von der Rechtfertigung durch den Glauben hatte zu tief in die Geister eingegriffen, seine Beweisführung von der Unfreiheit des Willens hatte zu gewaltig gewirkt, als daß man diesen Helden des Glaubens und Riesen der Dialektik dem schwachen Vermittler und Denker Erasmus hätte zum Opfer darbringen können; andererseits forderte der Letztere wegen seiner Verdienste um die Interessen und Bedürfnisse der Kirche auch eine Belohnung und Anerkennung. So halbirten die Concilsväter den Preis, leiteten die einzelnen Capitel des Decrets mit den Sätzen Luther's von der Unfreiheit des Willens und von der Unverdienstlichkeit der Werke ein und charakterisirten diese Aufnahme und Billigung mit der stehenden Formel: „obwohl“, „wenngleich“ und ähnlichen Ausdrücken als ein Zugeständniß, ließen demselben aber mit einem mächtigen „dennoch“ die Sätze des Erasmus und der im Streit klug gewordenen Kirche von der Freiheit des Willens, seiner Mitwirkung bei der Rechtfertigung und von der Nothwendigkeit der Werke folgen. Die Leiter des Concils glaubten den Werth der vorangestellten lutherischen Sätze durch die Wucht des folgenden Erasmus'schen „Dennoch“ zu einem augenblicklichen Zugeständniß herabzudrücken und, was noch diesem kirchlichen Handel an Halbheit anklebt, durch die angehängten „Canones“ und deren Verfluchung der Bekenner der nach hingestellten lutherischen Lehre zu verwischen. Allein, was geschrieben steht, steht geschrieben da. Des Wittenberger's Grundworte stehen im Eingang der einzelnen Capitel mit ihrer monumentalen Kraft da, beherrschen die ganze Verhandlung und werden ewig daran erinnern, daß die römisch-katholische Kirche mit ihrem Decret vom 13. Januar 1547 als ein neues Institut ins Leben trat. Neu war es nicht nur, daß ein kirchliches Concil die Grundlehren seines Gegners in seine Beschlüsse aufnahm und somit seine Abhängigkeit von dem großen Neuerer anerkannte, sondern auch, daß es die intimsten und schwersten Probleme des menschlichen Denkens durch ein Paar dogmatische Formeln zu entscheiden meinte.

Uebrigens kann sich das Tridentinum mit dem Schicksal und der Schwäche der Augsburgerischen Confession und der lutherischen Concordienformel trösten, die auch mit ihrem Wagniß, die tiefgreifenden, von Luther angeregten Fragen in die Fesseln einer dogmatischen und symbolischen Formel einzuzwängen, Schiffbruch litten.

#### 4. Luther und Ignatius Loyola.

Es war ein verhängnißvolles Mißverständnis in der Auffassung der Persönlichkeit Luthers, was den Spanier Don Inigo Lopez de Recardo beim Antritt seiner Ritterschaft für die römische Kirche leitete. Er sah in dem Sachsen nur einen Mann der Willenskraft, den Virtuosen der Fektkunst und den Krieger und wollte demnach den Widersacher mit der Steigerung der Willenskraft und der strategischen Meisterschaft bezwingen.

Als der spanische Edelmann 1521 im Kampf gegen die Franzosen auf den Mauern von Barcelona für den Kriegsdienst untauglich wurde und auf dem Krankenlager sich für das geistliche Ritterthum entschied, wußte er wol kaum etwas davon, daß sein König als römischer Kaiser es in Worms mit einem unruhigen deutschen Mönch zu thun hatte. Natürlich ahnte er nicht, daß die Marter der

Vorbereitung zu seiner Mission, wie er unter Fasten und Geißelungen das Gedächtniß für die Beichte seiner Vergehungen schärfte und verzweifelnd im Detail derselben wühlte, ein Gegenstück zu Luthers Anfechtungen und Prüfungen in der Erfurter Klosterzelle war. Noch weniger wußte er davon, daß der deutsche Augustiner der Natur des Willens überhaupt gegenüberstand, während er sich vom endlosen Wachsthum der Sündenzahl erdrückt fühlte und von der unabsehbaren Reihe der Vergehungen seine Vernichtung fürchtete. Genug, er that das Gegentheil der lutherischen Lösung; entschlossen brach er als Soldat das Gesecht als eine fatale Versuchung ab, zog den Willen aus der Affaire, verband ihm seine Wunden und widmete den erleichterten und geheilten Patienten als freien Cooperator seiner Gottheit. Er selbst war persönlich fertig und vollendet — ein Heiliger, wie neulich Papst Leo XIII. nach einem Besuch des Jesuitengenerals Beckr, bei Gelegenheit der französischen Klosterangelegenheit zu seiner Umgebung sagte: „ich habe einen Heiligen gesehen.“

Sobald aber der in sich selbst fertige Mann die Fekhtkunst und sein Virtuositenthum auf den hohen Schulen von Alcalá, Salamanca und Paris geübt und verwendbare Werkzeuge für seine Streitercohorten zum Besten Roms gesammelt hatte, zog er gegen Luther und dessen Werk zu Felde. Indessen war ihm über seinen Gegner, der nur in der Schwachheit stark sein wollte, ein Licht aufgegangen und umsomehr übte er seinen eigenen Willen, disciplinirte er den Willen der Seinigen und wollte er zeigen, was dieses starke, feurig und heroisch gestimmte Werkzeug zu leisten vermöge.

So ward die Kraft und That des Willens und des Menschen klug erjonnenes und geleitetes Werk (allerdings, wie sich nach der scholastischen Voraussetzung von selbst versteht, im Einklang mit der himmlischen Beihilfe) für die Bezwingung der Reformation zum ersten Male auf die Höhe eines Glaubensartikels gehoben. Die Curie und das tridentiner Concil konnten bei ihrer Verantwortlichkeit gegen Vergangenheit und Zukunft und aus Rücksicht gegen die Monarchen und Völker der Gegenwart noch nicht bis zu diesem äußersten Wagniß vorgehen; außerdem lebte in der Curie noch die Erinnerung an die mannigfachen Versuche einer Vermittelung mit dem Lutherthum, lebte auch der Eindruck, den der Reformator auf die römischen Kreise gemacht hatte — daher die schwache Vermittelung noch in jenem tridentinischen Decret von der Rechtfertigung. Aber die Gesellschaft Jesu, als ein frei gebildeter, wenn auch durch das Gelübde des Gehorsams an die päpstliche Gewalt gefesselter Verein, konnte wagen, wovor die Curie in Trident noch zurückwich. In ihm erst konnte jene Vereinigung der Gaben zu Stande kommen, die Machiavelli für seinen zukünftigen Herrscher herbeiwünschte. Der Verein Loyolas verband die Kraft des Löwen, um die Wölfe zu schreden, mit der List des Fuchses zur Vermeidung der Schlingen; der Florentiner Politiker hoffte mit dieser Doppelbegabung den Beherrscher des einigen Italiens hervortreten zu sehen, der Verein Loyolas ging dagegen mit seiner erlesenen Ausstattung auf die Gründung eines Weltreiches aus.

Es regt sich schon etwas von dem Vorgefühl der Bedeutung des nach zwei Jahren kommenden Jubiläums, des größten, welches die Deutschen feiern können. Manche Federn sind, wie man hört, bereits zur Deutung des 10. November 1883, an welchem vier Jahrhunderte seit der Geburt Luthers verfließen, beschäftigt. Der

Verfasser vorliegender Zeilen wollte zunächst auf den Kern der Wirklichkeit Luthers aufmerksam machen und die Gläubigen der römisch-katholischen Kirche daran erinnern, daß sie dem Jubilar auch eine neue Gestaltung ihres Glaubensbekenntnisses zu verdanken haben.

## Autodithonen und Touristen.

Ein Bergidyll  
von

Alfred Hartmann.

Erstes Kapitel.

Der alte Tuback.

Der alte Tuback saß vor der Hütte seines Sennbergs „Wisenmatt“ auf einer Bank an der Sonne. Stramm saß er da an die Mauer gelehnt. In der einen Hand hielt er seine Tabakspfeife aus Buchsbaumholz, aus welcher er in abgemessenen Zwischenräumen einen bedächtigen Zug that; die andere hatte er in die Tiefen seiner Hosentasche versenkt. Starr blickte er vor sich. Sein wettergebräuntes Haupt hatte keine andere Bedeckung, als das dichte, graue, kurzgeschorne krause Haar. Wenn gleich auf solcher Höhe, mehr als tausend Meter über dem Meer, am ersten Maitag der Wind noch ziemlich rauh aus Osten blies, war der alte Senne dennoch ohne Rock, in bloßen Hemdärmeln; im übrigen bestand seine Kleidung aus einer Weste und Hose von brauner Landwolle. Er war den rauhen Hauch des Berges gewohnt.

Für seine Jahre schien er noch ein rüstiger Mann. Die Gliederfucht, die Berufsfrankheit der Sennen, hatte er sich bis jetzt vom Leibe gehalten. Aber was nützten ihm seine kräftigen graden Glieder? Er war blind . . . . Deshalb schaute er so starr vor sich hin. Er sah den tiefblauen Himmel nicht, wo leichte Flockenwölkchen gleich einer Heerde weißer Lämmer langsam von Osten nach Westen zogen; er sah an den zackigen Felsen den goldenen Widerschein der Sonne nicht und auch nicht das saftige Grün der Matte, welche, mit einem Steinwall umfriedigt, die Hütte rings umgab; und eben so wenig sah er das lichte Grün des Buchenwaldes, der seine ersten zarten Blätter kaum entfaltet hatte. Für ihn hatten die Frühlingsenzianen und Aurikeln, die rings ihre Köpfschen aus dem kurzen Rasen emporstreckten, umsonst ihre hellblauen und lichtgelben Sonntagsgewänder angethan . . . .

Der alte Tuback hatte einst in jedem Uebermuth den tödtlichen Berggeist herausgefordert. Zu stürmischer Winterszeit hatte er es zwingen wollen, zu später Abendzeit aus dem Thal zu seiner Hütte hinauf zu steigen; da warf ihn der Berggeist zu Boden in den tiefen Schnee. Als man ihn des andern Morgens fand, war der Lebensfunke in ihm noch nicht ganz erloschen — man konnte denselben wieder ansachen; aber das Augenlicht war ihm ausgegangen — von da an war er ein blinder Mann.

Aber dennoch regierte der alte Tuback nach wie vor sein Haus. Drunten im Thal kannte er sich zwar nicht mehr recht aus; aber droben auf dem Berg wußte er Weg und Steg. Er ging an seinem Stab furchtlos auf dem schmalsten schwind-

ligsten Pfad. Drinnen in der Hütte hatte jedes Ding seinen bestimmten Platz und seine feste Ordnung; da konnte er auf das, wessen er bedürftig war, die Hand legen bei Tag und bei Nacht. Deshalb blieb Vater Tuback auch während der schlimmen Jahreszeit auf dem Berg und ließ seine schöne Heerde und Frau und Kinder zu Thale ziehen, dort zu wintern. Bäri, der Hund, war dann sein Gefellschafte und, der Reihe nach abwechselnd, der Frik oder der Hans, das Lischen oder das Nöschchen; der Jüngste, Peterli, war noch zu klein. Im warmen Stall stand eine wohlgeriefete Kuh\*), welche die Einsiedler auf der Höhe mit einem Ueberfluß von guter Milch versah. Im Schornstein hingen Schinken, Würste und Speck; im Keller lag ein genügender Vorrath von Kartoffeln. Ein Sommerkäse, aber nur der kleinste von allen, blieb ebenfalls oben; auf dem Brett an der Wand der gutgeheizten Stube standen zwei oder drei Flaschen Enzianbranntweins, der Universalarznei alter Senen, so weit der Jura sich dehnt . . . . .

Der blinde Mann war heute einsamer als je. Hänschen stieg schon früh am Morgen in's Dorf hinunter, wo die Herde gewintert hatte, denn heute fand die Auf- fahrt nach dem Berge statt. Da mußte er auch dabei sein und Bäri ebenfalls, denn der mußte treiben helfen.

Während er so stramm da saß, nach dem Thal hinunter horchend, glitt zuweilen ein Lächeln, fernem Wetterleuchten vergleichbar, über sein verwittertes Gesicht. Es geschah, so oft ein leise zitternder Klang von tief unten her von ihm wahrgenommen wurde, der Glockenklang seiner zu Berge fahrenden Herde. Niemand außer ihm hätte es aus solcher Entfernung hören, geschweige unterscheiden können; aber sein zweiter Sinn war von doppelter Schärfe, da ihm der erste fehlte. Er freute sich dann doch tief im Innern, daß nun sein winterliches Einsiedlerleben ein Ende finden, daß Hütte und Stall sich wieder bevölkern sollte mit Frau und Kindern, die ihm lieb waren, wenigleich er ihnen nur wenig Zärtlichkeit zeigte — mit der stolzen Herde, deren Gloden von nun an das feierliche Schweigen, welches auf diesen Bergeshöhen herrschte, für die Dauer der schönen Sommerszeit unterbrechen würden . . .

Und wiederum suchte es auf dem alten Gesicht, aber diesmal war es kein vergnügtes Lächeln, sondern ein Zug des Unmuths. Seine Stirne runzelte, seine buschigen grauen Brauen sträubten und seine Lippen pressen sich enger aneinander. Was er hörte, was seine frohe Stimmung trübte, war der Schritt eines Mannes, welcher allmählig näher und näher kam — ein rascher, fester Schritt, nicht von unten aus dem Thale, auch nicht von oben, vom Felsen herkommend, welcher wie ein Horn oder Thurm hinter der Hütte in den blauen Himmel hinein ragte. Die Schritte, die sich hören ließen, kamen von der Seite, wo ein schmaler Fußpfad die Matte durchschnitt, den Steinwall, der sie einfriedigte, mittelst einiger roher Stufen übersetzend.

Der Senne blieb bewegungslos sitzen, als wäre er aus Stein gehauen, oder aus Holz geschnitten. Seine Züge nahmen die gewohnten starren Falten wieder an. Näher und näher kamen die Schritte, bis derjenige, der heraugegangen kam, unmittelbar vor dem Blinden stehen blieb. Aber auch jetzt regte sich derselbe nicht und blieb stumm.

\*) Eine „wohlgeriefete“ Kuh ist eine solche, welche zu gelegener Zeit, im gegebenen Fall zu Ende Scimmers, gekalbt hat.

„Gott zum Gruß, Freund Tuback“ — rief der Ankömmling, indem er dem Blinden die Hand auf die Schultern legte. „Ich glaube, Ihr seid an der schönen warmen Frühlingssonne eingenickt — habt ein Schläfchen genommen? Wohl bekomm's!“

Derjenige, welcher den Sennen solchermaßen anredete, war ein behäbiger Mann, rothmündig, glattrasirt, mit einem Gläschen, einem Paar grauer, schlauer Neuglein, städtisch gekleidet und einer schweren goldnen Uhrkette. Nur passte das gestickte Hauskäppchen nicht recht zu dem feinen schwarzen Anzug.

Der alte Tuback richtete sich stracks vor der Bank auf, wo er gesessen.

„Ihr dürft es einem blinden Mann nicht übel nehmen, Herr Hühnerwadel, daß er Euch mit seinem Gruß nicht zuvorkam. Dachte nicht, daß Ihr schon so früh zu Berge fahren würdet.“

„Wenn Euere Kühe die dumpfen Ställe drunten im Dorfe verlassen, so wird es auch den vornehmen Herrschaften in den Städten in ihren Ballsälen und Theatern zu schwül und sie verlangen nach guter, frischer Land- und Bergluft“, — entgegnete der Behäbige. „Wann der Mai den Berg heraufzieht, dann ist die Saison vor der Thür — dann beginnt auch mein Weizen zu blühen . . . Keine Umstände, Meister Tuback! Setzt Euch nur wieder auf Euere Bank und schmaucht Euern Knaster. Ich stecke mir indessen eine Cigarre an. 'S ist ein gutes Kraut; hol's der Kuckuck, wenn ich den Engländern das Stück unter fünfzig Rappen verkaufe. . . . So läßt sich's am Besten von unsern kleinen Geschäften sprechen.“

Mit diesen Worten drückte der Herr, welcher den anmuthigen Namen Hühnerwadel führte, den Sennen mit sanfter Gewalt auf seine Bank und setzte sich vertraulich neben ihn.

„Was wollt Ihr von mir?“ — frug der Senne, indem er mit seinen erloschenen Augen in's Weite hinausstarrte.

„Als ob Du's nicht wüßtest, Du alter Schlaupop! Aber so seid Ihr Alle, Ihr dreimal gebrehten Berg- und Bauersleute. Ihr stellt Euch recht dumm, damit man Euere Pfiße und Kniffe nicht merke . . . Ich mach's anders — ich geh' grabaus, Herr Nachbar Tuback, und liebe die langen Umschweife nicht. Lieber pack' ich den Stier bei den Hörnern. Während dem Hin- und Hermarkten verliert man die kostbare Zeit. Ich verlange bündigen Bescheid: wie steht es dies Jahr mit Euern Preisen für Milch, Rahm, Butter und Molke? Es ist Abschlag Land auf und ab.“

Eine kaum bemerkbare neue Falte im Gesicht des Sennen hätte in einem scharfen Beobachter den Verdacht erregen können, als ob ein spöttisches Lächeln im Anzug wäre, aber dasselbe kam nicht zum Durchbruch.

„Ihr liebt Kürze, Herr Hühnerwadel? Gut! Ich werde keine lange Rede halten. Meine Preise für Milch, Rahm, Butter und Molke sind dieselben, wie im verfloßenen Jahre.“

„Ihr seid nicht klug, Meister Tuback. Auf der Butter ist ein Abschlag von 20 Rappen; Käse geht so flau als möglich . . .“

„Ihr liebt das Markten nicht, Herr? Ich auch nicht. Die Preise bleiben die Alten. Viel lieber würde ich meine schönen Käse machen wie ehedem und Schweine mästen, als mit meiner Milch und Butter Engländer zu füttern und in der Molke bleichsüchtige Weibsbilder baden zu lassen.“

„Ihr versteht Euern Vortheil nicht, Freund Tubad! Wie viele Mühe und Arbeit, Läufe und Gänge könnt Ihr ersparen, wenn Ihr Milch und Butter einer Kuranstalt liefert, statt Eure Waare nach der Stadt zu Markte tragen lassen zu müssen oder Gefahr zu laufen, daß die Ratten Euere Käse im Keller auffressen, bevor sich ein Käufer zeigt.“

„Ihr verlangtet bündigen Bescheid“ — entgegnete der Blinde — „ich habe ihn gegeben.“

„Verdammtter Starrkopf!“ — pläzte der Kurwirth heraus. „Ihr wißt, daß ich Eurer bedarf und wollt mich schrauben. Aber spannt den Bogen nicht zu straff. Von meinem Hotel Jungferstein ist's nach dem Dachsberg nicht viel weiter als bis zu Eurer Bisenmatt.“

„Ja, wenn man fliegen könnte“ — entgegnete der Senne trocken.

„Wird nächstens erfunden“ — bekräftigte Herr Hühnerwadel händerreibend — „man ist schon stark auf der Spur... Für dies Jahr sag' ich, weil Ihr's nicht anders thun wollt, noch ja. Hoffentlich seid Ihr dann in den andern Punkten um so williger... Ich wünsche für meine Gäste freie Benutzung von Weg und Steg auf Euerm Verge, insbesondere auf das Horn.“

„Wenn ich nun nein sagen würde, gerade des Hornes wegen? Es steht unmittelbar über meiner Hütte. Wer weiß welches Unglück geschehen könnte, wenn man all' das Geschmeiß da oben herumklettern ließe.“

Dem Herrn Kurwirth begann das Blut zu Gesicht zu steigen.

„Freier Verkehr!“ — rief er. „Es steht in der Bundesverfassung.“

Der Senne erwiderte kaltblütig: „Es führt keine Landstraße über das Horn; dort oben hat Niemand was zu suchen.“

Der Mann mit dem Gläschen sprang zornig von seinem Sitze auf.

„Seid Ihr eigentlich Herr und Eigenthümer hier oben, Meister Tubad? Ich glaube, Ihr wäret nur Pächter. Ihr zwingt mich, meine Wünsche an einem andern Orte anzubringen, wo ich hoffentlich geneigteres Gehör finden werde.“

Der Blinde biß sich auf die Lippen.

„So sei es — aber nur gegen Revers, daß Ihr, Herr Hühnerwadel, für allen Schaden haftet, welchen Eure Gäste verursachen könnten.“

Jener setzte sich wieder auf die Bank.

„Meinetwegen! Ich kanns auf die Rechnung setzen. Es versteht sich nun, daß während der ganzen Saison Bären an der Kette und der Stier im Stalle bleiben.“

„Wegen den Frauenzimmerchen mit den schwachen Nerven“ — entgegnete der Alte unwillig. „Als ich noch jung war, hatten die Weibskente keine Nerven. Heut zu Tage fallen sie in Ohnmacht, wenn sie den Stier von Weitem sehen... Der Muni\*) muß auf die Weide, es geht nicht anders.“

„So werde ich mich genöthigt sehen, die Hilfe der Polizei anzurufen.“

„Der Bären ist so fromm wie ein Lamm. Warum soll der Hund an die Kette?“

„Hat er nicht letztes Jahr dem Franzosen die Weinkleider zerrissen?“

\*) „Muni“ der Herdenstier.



„Als der Nichtsnutz meinen Mädchen an's Fenster steigen wollte. Da that er nur seine Pflicht.“

„Es war ja nur ein Spaß“ — schmunzelte der Kurwirth. „Der junge Herr glaubte, daß sei so hergebrachte Sitte in der Schweiz; er wird's übrigens nicht wieder probiren. . . . Dann solltet Ihr mit den Kindern nicht gar so strenge sein, Nachbar Tuback. Ihr dürftet den Mädchen unbedenklich erlauben, mir im Nothfall in der Wirthschaft auszuhelfen. Es wäre ihr eigener Nutzen — sie bekämen Schliß im Umgang mit den Fremden und“ . . .

„Was! —“ unterbrach der Senne den Wirth. „Meine Mädchen sind keine Kellnerinnen, ich behalte sie lieber — ungechliffen.“

„Aber auf den Frit, den schwarzen Krauskopf kann ich doch zählen, wenn ich eines Führers oder Trägers bedarf? Weit und breit ist keiner so zuverlässig und hier im Gebirge so gut zu Hause wie Euer Junge.“

Bei diesem Lob seines Sohnes glitt ein Sonnenblick über die harten starren Züge des Blinden.

„Der Frit?“ — erwiderte er mit einem kurzen Lachen. „Der mag sich meinetwegen schleifen lassen. Aber ob es anschlagen wird, ist eine andere Frage. Unzweifelhaft ist von hartem Gestein und Frit schlägt nicht aus der Art“ . . . .

Während diesem Gespräch zwischen dem Semmen und dem Kurwirth war das melodische Geläute einer zu Berge getriebenen Herde immer vernehmbarer geworden. Jetzt ließen sich auch fröhliche Menschenstimmen hören; es war ein Ruhreihen, welcher angestimmt wurde. Eine frische Knabenstimme sang:

„Der Ustig wott cho — der Schnee vergeit scho,  
„Der Himmel ist blaue — der Guggler het g'schraue,  
„Der Maie sig cho“ . . . .

Nun fielen zwei helle Mädchenstimmen ein:

„Lustig use — n — usem Stall mit de lobe Chüene!  
„Mü schöni Zyt isch cho;  
„Lust und Freiheit warte scho  
„Oben uf de Flühne“ . . . .

Hierauf erscholl laut und mächtig und an Wald und Fels widerhallend ein melodischer Jodeler. Als Begleitung ließ sich ein munteres Hundegebell hören.

Der Kurwirth sprang von der Bank auf und blickte neugierig den Pfad entlang, der aus der Tiefe heraufführte. Der Blinde blieb unbeweglich sitzen. Ein kaum bemerkbares Schmunzeln umspielte seine Lippen.

Da zeigte sich, aus dem Walde heraustretend, als Führer des Zuges, ein halberwachsener Knabe im Sonntagsstaat, den Strohhut mit einem bunten Strauß von Frühlingsblumen geschmückt. Ihm folgte auf dem Fuße die Leitkuh, eine stattliche schwarz und weiß gefleckte Simmenthalerin mit feinen Hörnern, feinen Füßen und gewaltigem Euter. Dieselbe trug an einem breiten, zierlich gestickten Halsband eine blanke, helltönende Glocke. Hinterher die ganze Herde, jede der Milchpendenrinnen mit einer Schelle versehen. Zwei junge Mädchen in der Landestracht, mit Gerten bewaffnet, sorgten dafür, daß sich keines der Thiere zur Seite verlaufe; sie wurden in ihrer schwierigen Aufgabe von einem zottigen braungelben Hund mit kurzgestuhtem Schweif, dem bereits erwähnten Bären, unterstützt. Hinter der Herde führte ein junger kräftig gebauter Mann mit schwarzem Kraushaar, die Hembärmel weit

zurückgestreift, so daß die muskulösen Arme beinahe bis zur Schulter sichtbar waren, an einer starken Halsstange den Stier, dem man ein leichtes Brettchen vor die Augen gebunden hatte. Es war ein prächtiges Thier, rothbraun mit weißer Brust, mit breitem Nacken, kurzen, konischen, seitwärts gerichteten Hörnern und krausem, weißem Stirnhaar. Zwischen den Hörnern trug er den Melkstuhl, dessen Fuß wie ein drittes Horn zwischen den beiden andern emporragte; daran war ein großer bunter Strauß von Tulpen, Flieder, Schneeballen und Pfingstrosen befestigt, dem Berge des Ruhreichens zu Ehren, wo es heißt:

„Der Mumi muß ä Mäye ha,  
 „Zwüsche d'Hörner hunde,  
 „Wo de schönste Tulipa,  
 „Wo mer no hei gesunde“ . . .

Als die Hütte in Sicht kam, stieß er ein kurzes, wie ferner Donner hallendes, freudiges Brummen aus. Den Schluß des malerischen Zuges bildete des blinden Sennens Jüngster, Peterli mit Namen, der eine kleine Herde brauner, feinwolliger Schafe trieb . . . .

Bei der Hütte angelangt, ging eines der Kinder nach dem andern zum blinden Vater und reichte ihm die Hand. Zu einer weilkäufigern, wortreicheren Begrüßung fand sich keine Zeit. Die Thiere mußten in die Ställe gebracht, der Stier mit der Halsstange an den Krippenpfosten gebunden und den Kühen die Glocken abgenommen werden. Dann ging das Melken an, was Fritz, der schwarze Krauskopf, und Hänschen, der Halberwachsene, besorgten. Lischen und Nöschen stellten die blanken Geppen\*) in dem Milchkeller ins fließende Wasser. Die leichteste Aufgabe blieb dem Jüngsten, dem Peterli, der seine kleine wollige Herde gleich auf die Weide treiben durfte, da dieselbe von nun an Tag und Nacht draußen im Freien blieb . . .

„Also abgethan!“ — sagte der Kurwirth, nachdem die jungen Leute ohne Lärm und Schererei Alles in Ordnung gebracht hatten. „Ihr seid ein glücklicher Mann, alter Tubad“ — fügte er dann bei, dem Sennen auf die Schulter klopfend. „Eine Herde von vierzig Kühen, schöner nützt nichts, und lauter wohlgezogene Kinder! Wie Viele können sich dessen rühmen? . . . Schade, daß ihm das Augenlicht fehlt, sein Glück zu sehen“ — dachte Herr Hühnerwadel, während er sich auf dem gleichen Weg entfernte, der ihn hergebracht hatte.

## Zweites Kapitel.

### Jungferenstein.

Der Jungferenstein ist eine der Lustkurstationen, welche zu Anfang der siebziger Jahre im Schweizerland gleich Pilzen aus dem Boden wuchsen — nicht nur im Bereiche der Gletscher, sondern auch auf dem Jura, dessen zahlreiche Ketten sich gleich den Sitzplätzen eines Amphitheaters im Halbkreise vom Genfersee bis beinahe zum Bodensee ausbreiten. Von diesen Hochwarten des Jura kann der Schweizertourist die ganze Herrlichkeit der Alpenwelt vom Montblanc bis zum Sentis, gleichsam als Prolog zu seinen bevorstehenden, oder als Epilog zu seinen vollbrachten Wanderungen, mit einem Blick überschauen.

\*) „Gepp“, ein flaches hölzernes Gefäß, in welchem die Milch aufbewahrt wird.

Der zur Aufnahme von Kuristen und Touristen bestimmte Gasthof wurde im bekannten Style der modernen Bergkurhäuser errichtet — ein leichter, lustiger Bau aus Fachwerk und Holz mit wenig Tiefe und möglichst ausgebreiteter, der Aussicht zugewandten Front, welche eine Menge von Altanen und Balkonen aufzuweisen hatte. Der Bauplatz war gut gewählt worden — eine gegen Süden gewendete Bergterrasse, im Rücken durch einen bewaldeten Gebirgsstamm vor dem Nordwind geschützt. Den Namen hatte der Kurort einer alten Legende entlehnt. Es soll sich nämlich in grauer Vorzeit eine schöne Sennerin vor der Gewaltthätigkeit eines lieblichen Burgherrn durch einen grausigen Sprung in die Tiefe wunderbarerweise gerettet haben. Die schöne und tugendreiche Sennerin mußte der neuen Kuranstalt zu Gevatter stehen.

Durch die Wahl des Platzes sowohl als des Namens hatte sich Herr Hühnerwadel nicht nur als ein Mann von Geschmack, sondern auch als ein schlauer Speculant erprobt. Leider erlaubten ihm seine Mittel nicht, einen großen Landcomplex, etwa einen ganzen Sennenberg, zu erwerben. Was ihm gehörte, war eine schmale Gebirgsterrasse, auf welcher das Hotel und einige dazu gehörende Nebengebäude und Anlagen gerade genügenden Platz fanden. Für das Uebrige war er, wie wir sahen, auf seinen Nachbarn, den Sennen auf der Wisennatt angewiesen. Trotz dieses bescheidenen Anfangs hoffte er, wenn ihm das Glück einigermaßen günstig war, in einer Reihe von Jahren ein reicher Mann zu werden, so gut wie Andre, die nach seiner Ueberzeugung nicht mehr Größe im Kopfe hatten als er selber. Um zu diesem Ziele zu gelangen mußte er jedoch die Augen offen und die Hand am Arm behalten.

Beim Beginne seines Unternehmens hatte ihm das Glück ziemlich gelächelt. Eine bedeutende, für Inserate verwendete Summe, einige von guten Freunden in eine Reihe vielgelesener Zeitungen eingeschmuggelte Reclameartikel hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Im neuesten Bäderer war der „Jungferstein“ sogar mit einem Stern bedacht worden.

Kuristen und Touristen hatten sich in ziemlicher Anzahl eingefunden, die Zinse geliehener Gelder konnten bezahlt, das Inventar vervollständigt und sogar ein kleiner Reserfend angelegt werden.

Zu diesem günstigen Resultate hatte Jean seinen reblichen Theil beigetragen. Jean war nämlich die rechte Hand und das Factotum des Herrn Hühnerwadel. Im Winter blieb er als Wächter im verlassenen Haus. Er war es, welcher den Wein in Flaschen zog. Er räumte, so oft als nöthig den Schnee von den Balkonen und Altanen. Wann die erste Frühlingssonne schien, öffnete er derselben Thür und Thor und schloß in allen Zimmern und Sälen die Fenster auf, damit die dumpfe modrige Winterluft daraus verschwecht werde. Zur Sommerszeit besorgte er die Effecten der Ankömmlinge und Abgehenden, verwaltete das Departement der Beleuchtung der Gänge, Säle und der Terrasse und machte, um Feuergefähr zu verhüten, die nächtlichen Runden. Im übrigen half er, wo er helfen konnte.

Man hätte glauben sollen, der Hüter im Sennenhaus, der alte blinde Tuback, und der Wächter im Kurhaus, das Factotum Jean, wären, während sie von Schnee gefangen, beide der harten Winterszeit trotzen, Freunde geworden und hätten gute Nachbarschaft gehalten. Hiervon war jedoch das gerade Gegentheil der Fall. Das

kam so: Der Blinde hielt sehr viel auf die alten Sitten und Bräuche und auf den alten Glauben nicht nur an all das, was der Pfarrer lehrte und im Katechismus stand, sondern auch an all das Andre, was die alten Sennen sich erzählten über Geister, Gespenster und Hexen; ganz besonders heilig war ihm dann noch das Mein und Dein. Der Beleuchtungscommissär des Jungfernsteins dagegen war nicht nur ein Aufgeklärter, ein Ungläubiger und Neuerer, sondern sogar ein Socialist, wenn nicht gar ein Pessimist, Nihilist, Communard und Petroleum. Schlimme Beispiele verderben gute Sitten. Rossiö Jean hatte nicht ungestrast ein Paar Jahre seiner Jugend unter den Uhrmachern in Chaurdefonds verlebt und zwar als Café- und Billardkellner. Merkwürdigerweise vertraute Herr Hühnerwadel, ein eingefleischter Bourgeois, dem Communarden nichtsdestoweniger sein Hab und Gut an. Jean war eben von Hans aus ein ehrlicher Burche und nur in der Theorie ein Communist.

Während der Kurwirth sich von seinem Factotum auf der Hotelterrasse Bericht erstatten ließ, neigte sich die Sonne zum Untergang, den westlichen Himmel und den Alpenfranz mit glühendem Purpur übergießend. Das ganze Thal, Feld, Wald, Fluß und See waren von einem zarten Rosaduft angehaucht und drüben im Osten verbreitete der Mond sein mildes bläuliches Licht.

Dem Herrn Hühnerwadel entging das entzückende Naturschauspiel nicht. Er stampfte dabei unmutig mit dem Fuß.

„Ein Sonnenuntergang der sich gewaschen hat“ — rief er ärgerlich — „Alpenglühen mit Mondschein und noch kein einziges fremdes Wein hier oben . . . Da soll doch gleich das heilige Donnerwetter dreinschlagen. Ein solcher Sonnenuntergang bei gefülltem Haus würde mir bessere Dienste leisten, als eine hundertfränzige Reclame in den „Times“.

„Die Verpflegung ist die Hauptsache, sag' ich“ — entgegnete Jean. „Wenn die Berge so roth werden und so nahe scheinen, als ob man sie mit einem Steinwurf erreichen könnte, gibt's einen Regentag. Ein solcher verdirbt wieder, was ein Alpenglühen hätte nützen können. Aber wenn die Herrschaften alle Tage gut zu essen und zu trinken bekommen, so bleiben sie bei gutem und bei schlechtem Wetter so lange sie können, und eine sagt's der andern.“ . . .

Ein rauher, steiniger Weg, welcher zur Noth befahren werden konnte, hatte schon vor dem Bau des Kurhauses nach dem anstoßenden Sennberge geführt. Herr Hühnerwadel ließ ihn, so weit es ohne große Kosten geschehen konnte, verbessern, so daß er während dem Bau das Material und später Hausrath und Vorräthe auf der Achse herauf bringen lassen konnte.

Ein Rollen und Knarren, welches aus der Tiefe sich hören ließ, veranlaßten den Kurwirth und sein Factotum ihre Blicke nach der Gegend zu wenden, wo der Pfad, um einen Felsen sich wendend, sichtbar wurde. Noch bevor etwas gesehen werden konnte, verkündeten Musik und Gesang das Herraunehmen einer muntern Bande. Es war eine Ziehharmonika, welche einige helle Mädchenstimmen begleitete:

„Muß i denn — muß i denn zum Städtele 'haus  
„Und Du mei Schatz bleibst hier“ —

scholl es herauf.

Jetzt kamen zwei kräftige Gebirgsgäule zum Vorschein, welche einen hoch mit Koffern, Kisten und Körben beladenen Wagen keuchend bergan zogen. Hoch oben auf den Kisten und Koffern saß eine weibliche Gestalt.

„Der schwarze Drache!“ — brummte Jean in einer Tonart, welche unentschieden ließ, ob dieser Ausruf einen heimlichen Aerger Luft machen oder aber die Freude des Wiedersehens ausdrücken sollte.

Hinter dem Wagen her schritt ein Jüngling mit sorgfältig gescheiteltem Haar, welcher die Ziehharmonika spielte, hinter diesem folgte ein halbes Duzend Mädchen, meist in der verfeinerten Landestracht und von „angenehmem Aeußern“.

„Da kommt ja schon der ganze Troß“, — sagte der Kurwirth — „und noch ist kein fremdes Bein hier, welches von diesen Kellnern, Kellnerinnen und Zimmermädchen bedient werden könnte. Und gefüttert wollen diese Mäuler dennoch werden.“ . . . . .

„Stellen wir einen Ball an und laden den blinden Tuback dazu ein“ — entgegnete Jean lachend. „Was gilt's? In einigen Wochen ist diesem Geflügel das Singen und das Tanzen vergangen . . . . Alleweil kann's losgehen.“ . . . . .

Während Jean Kisten, Koffer und Körbe, jedes an seinen Ort, fortschaffte, hielt der Kurwirth Musterung über die Ankömmlinge. Es war eine richtige Taktik, welche er befolgte, die fremden Gäste nicht durch langweilige Kellner in Fräcken bedienen zu lassen, sondern von schmucken Mädchen in der Landestracht. Diese fast nirgends als in der Schweiz übliche Sitte, erscheint der Mehrzahl der Touristen pikant und ungewohnt und hat Lokalfarbe. Der Jüngling mit der Ziehharmonika und dem gescheitelten Haar war ein „Freiwilliger“, dem Herr Hühnerwabel gütigst erlaubt hatte, bei ihm auf diesen luftigen Höhen die Anfangsgründe der Fremdenindustrie zu erlernen.

Freilich war die Aufgabe, das halbe Duzend junger Mädchen, welches im Laufe des Sommers bis zu einem vollen Duzend erwachsen konnte, in Zucht und Ordnung zu erhalten, daß des Hauses ehrbarer Ruf nicht gefährdet wurde, ein schwierig Ding. Dieses war Sache des „schwarzen Drachen.“

Der „schwarze Drache“ war früher ebenfalls eine junge hübsche Kellnerin gewesen; es war ihm aber nicht so gut ergangen, wie mancher Andern, die es dazu brachten, einen Professor oder einen Doktor oder gar einen Baron zu heirathen. Madeleine, so war des „schwarzen Drachen“ christlicher Name, zählte jetzt zwischen Dreißig und Vierzig. Ihre großen schwarzen Augen und ihre schwarzen Haare hatte sie noch, aber ihre Rosenwangen waren in des Lebens Stürmen abgeblaßt und welk geworden. Sie war jetzt gerade noch gut genug zu einer Zahlkellnerin und zu einer Tugendwächterin. Kein Wunder, daß sie von Jean den Ehrentitel „der schwarze Drache“ erhalten hatte.

Die Kellnerinnen hatten ihr Massenquartier in einer großen Kammer unter dem Dach, wohin zu gelangen dem durchtriebensten Don Juan kaum gelungen wäre, — durch die Thüre dann erst recht nicht, da der einzige Eingang durch das Stübchen des „schwarzen Drachen“ führte. —

Des folgenden Tages kam es genau so, wie Jean es vorgefagt hatte. Es war ein Hundewetter. Der Wind rüttelte an dem leichten luftigen Bau des Jungfern-

feins, so daß derselbe in allen Fugen krachte; der Regen prasselte auf das mit schiefergrauer Oelfarbe bemalte Schindeldach hinunter; und die grauen Nebelgeister hielten dem Bergkamm entlang, an welchem das Kurhaus wie ein Schwalbennest hing, ihr tolles Reunen. Wer sich, dem Sturm und Regen zum Trotz, auf die Terrasse hinausgewagt hätte, würde kaum im Stande gewesen sein, die Spitze der Stange zu sehen, an welcher bei schönem Wetter die rothe Schweizerflagge mit dem weißen Kreuz aufgehisst wurde. Fels, Wald und Weide, Himmel und Erde waren in einen dichten, löschpapierfarbenen, undurchsichtigen Schleier gehüllt.

Während Jean im großen Speisesaal die Fensterladen gegen die Wetterseite möglichst wasser- und luftdicht zu schließen versuchte, führte der „schwarze Drache“ mit den Rekruten in Unterröcken und dem „einjährigen Freiwilligen“, dem Virtuosen auf der Ziehharmonika, ein Uebungsmanöver aus. Die große hufeisenförmige Tafel sollte regelrecht hergerichtet und gedeckt werden, jedes Gedeck in schicklicher Entfernung vom andern. Messer, Löffel und Gabel mußten nach englischer Sitte neben das Gedeck gelegt, Wasserglas und Weinglas sauber ausgerieben und die Servietten zierlich gefaltet werden.

Der „schwarze Drache“, welcher von den Mädchen ehrerbietig bei ihrem Familiennamen „Jungfer Häufelmann“ gerufen wurde, war ein strenger Drillmeister.

„Du stellst die Gedecke viel zu weit auseinander, Marie; es gehören zwanzig auf jede Außenseite und achtzehn auf die Innenseiten . . . Bist Du vernagelt, Bertha? Das Wasserglas gehört rechts, das Weinglas links — laß Dir's nicht noch einmal sagen . . . Wer hielt diesen Teller in den Händen? Da siehst man den Abdruck aller fünf Finger! Wer sich noch einmal einer solchen Unreinlichkeit schuldig macht, die verklag' ich beim Herrn; solche Saloppen können wir hier nicht brauchen.“

Die armen eingeschüchterten Mädchen waren einem Flug Tauben zu vergleichen, über dem ein Stoßfalke seine Kreise zieht; sie verloren aus lauter Angst den Kopf. Da ließ sich plötzlich eine ganz andere Stimme hören und doch war es wiederum Jungfer Häufelmann, welche sprach:

„Kommen Sie doch, lieber Jaques, und helfen Sie mir einen Augenblick!“ . . .

Diese Worte waren an den gescheiterten Jüngling gerichtet, welcher sich beeilte, dem ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen und dafür mit einem aufmunternden Blick aus den noch immer sehr ausdrucksvollen Augen der Oberkellnerin belohnt wurde.

„So, so! Pfeift's aus diesem Loch“ — brummte Jean in seinen rötlichen Bart hinein. „Bart' er nur, Possid' Jaques! Ihm werd' ich's richten.“ . . .

Jean hatte nämlich ganz ernsthafte Absichten auf den „schwarzen Drachen“.

„Sie ist, genau betrachtet, keine so üble Person und noch recht gut konservirt“, — redete er sich selber ein, wenn er beobachtete, daß sie ein ordentliches Stämmchen in der Sparkasse liegen habe. „Etwas stramm schadet nichts. Lieber einen Drachen, als eine Gans — als so ein Milchsuppengesicht, welches den Mund nicht zu öffnen wagt.“ . . .

Und doch war es kein Anderer als Jean gewesen, welcher der Jungfer

Häufelmann ihren Spitznamen aufgebracht hatte. Liebe muß sich necken. Jetzt kam dieser geschneizelte Junge und stellte sich ihm in's Licht.

Der Familienname des jungen Herrn Jaques war „Lebergerber“. Dies fiel dem erzürnten Jean gerade rechtzeitig ein und er mußte selber über den spottwohlfeilen Wisz lachen, als er zwischen den Zähnen die Worte murmelte: „Warte nur, Jüngling! Dir soll dein Leber gegerbt werden!“

So sammelten sich, während draußen der Sturm heulte und der Regen prasselte, auch unter dem Dache des Jungferstein, figürlich gesprochen, bedrohliche Gewitterwolken. . . .

Das Tafelbedeexercitium war noch nicht zu Ende, als sich von der Terrasse her schwere Schritte hören ließen. Bald nachher erdröhnte die Eingangstür in die Vorhalle, als ob Einer mit kräftiger Faust an dieselbe schlug und unmittelbar folgte ein Geknatter, als wäre es ein Rottenfeuer; es waren die rasch aufeinanderfolgenden Schläge eines schweren Hammers auf die keineswegs übermäßig solide Pforte.

„Gehen Sie doch, mein lieber Jaques, und jagen Sie den unverschämten Stroch vom Hause fort. Will er nicht gutwillig von dannen, so lösen Sie den Nero von der Kette.“

Jungfer Häufelmann sprach diese Worte wiederum mit der lieblichsten Klangfarbe ihrer Stimme. Jean stampfte, heimlich fluchend, mit dem Fuß; dann aber verzog sich sein Mund zu einem verbissenen Lachen.

„Wollen einmal sehen, ob das Bürschchen Haare an den Zähnen hat“ — sagte er zu sich selbst und folgte unbemerkt dem jungen Volontair in die Halle.

Letzterer warf sich in die Brust, suchte seine etwas hochbefaitete Stimme zu möglichster Tiefe hinunter zu drücken und rief dann ohne zu öffnen:

„Wer macht da draußen solchen Spektakel? Will er sich wohl von dannen scheeren, er Bagabund! Wir haben hier keine Bettlerherberge.“

Der draußen ließ sich jedoch durch diese Worte keineswegs erschrecken.

„Ihr Sacramenter untersteht Euch bei dem Hundewetter einen Christenmenschen vor der Thüre stehen zu lassen? Das fehlt noch! Aufgemacht und zwar fogleich! Sonst schlag' ich dieses miserable Holzwerk in Splitter.“

Jean rieb sich vergnügt die Hände.

„Das ist ein Rechter, der da draußen!“

Jaques wurde ganz blaß und schrie mit tremulirender Stimme: „Ich will gleich den Herrn holen.“

Aber schon fielen die wuchtigen Hammerschläge wiederum auf das Thürschloß.

„So schließ er doch auf, er Hans Hasensuß“ — rief jetzt Jean dem Erschrockenen zu. „Sieht er nicht, daß die Pforte sonst zu Schanden geht?“

Jaques schob zitternd den Riegel. Da trat eine sonderbare Gestalt in die Halle, welche lachend den Kellnerlehrling bei den Schultern faßte und bei Seite schob und sich dann gleich einem begossenen Pudel schüttelte, daß die dicken Tropfen nach allen Seiten spritzten. Von welchem Stoff und Schnitt die Kleider des Eintretenden sein mochten, war nicht zu ergründen; dieselben waren mit einer dichten Lettenschichte bedeckt; ebenso die Hände. Aus der Krempe des formlosen Filzhutes rann das Wasser wie aus einer Dachrinne. Vom Gesicht war nicht viel mehr zu

erkennen, als ein Paar kleiner funkelnder Augen; den Rest bedeckten ein struppiger Haar- und Bartwuchs.

„Das ist mir eine saubere Wirthschaft“ — rief endlich der Ankömmling lachend. „Ihr laßt die Gäste draußen im Sturm und Regen stehen, bis sie Euch die Thür einschlagen“ . . .

Der Lärm war bis zu den Ohren des Kurwirthes gedrungen, der nun ebenfalls herbeieilte und, mit einem Bleistock bewaffnet, auf den Fremden losging. Plötzlich blieb er stehen und rief dann mit sauerföher Stimme:

„Um's Himmels Willen! Sind Sie's, Herr Professor? Wie sind Sie zugerichtet! Und warum gleich mit der Thüre in's Haus fallen?“

Der Andere erwiderte: „Ich befinde mich als Geologe in meiner Amtstracht; zudem bin ich meinem ehrlichen Namen entsprechend austaffirt. Bin und heiße ich nicht Doctor Amandus Mergel, hochzuverehrender Herr Gastgeber? Was an mir klebt, ist lauter Mergel . . . Nun aber belieben Sie, mir einen Winkel in Ihrem Hause anzuweisen, auf daß ich mich tröckne.“

Nach diesen Worten stand Herr Doctor Amandus Mergel im Begriff, eine schwere ebenfalls mit Mergel dicht beschmierte Ledertasche, die er an der Schulter trug, auf eines der Sophas zu werfen, welche in der Halle standen.

Herr Hühnerwadel faßte ihn ärgerlich am Arm.

„Sehen Sie nicht, daß Sie mir dies Möbel vollständig zu Grunde richten, wenn Sie Ihre schmutzige Tasche damit in Berührung bringen. Legen Sie doch Ihren Kram anderswohin!“

„Meinen Kram?“ — entgegnete Dr. Mergel mit Entrüstung. „Diese Schätze der Wissenschaft nennt jener Bötter „meinen Kram“. Gryphiten, Ammoniten, Belemniten, die ehrwürdigen schwarzglänzenden Zähne eines hunderttausendjährigen Ichthyosaurus sind für ihn Kram! . . . Da schüttel' ich lieber den Staub von meinen Schuhen und setze meinen Stab weiter. Bis zum alten Tubad ist's, Gott sei Dank, keine Tagereise. Derselbe ist zwar ebenfalls ein Analphabete; dennoch wird der Märtyrer der Wissenschaft dort eine gastfreundlichere Aufnahme finden, als hier“ . . .

Ging sich die Ledertasche an die Schulter, wandte dem verdußten Kurwirth den Rücken und schritt wieder in den Nebel, Regen und Sturm hinaus.

### Drittes Kapitel.

#### Der Mergelkönig.

Als der Geologe durch die unver Schlossene Thür in die Sennenhütte trat, saß eben die ganze Familie des blinden Tubad am Mittagstisch. Peterli, der Nestling, war der Erste, welcher den triefenden Wanderer erkannte.

„Der Mergelkönig kommt! Der Mergelkönig ist da!“ — rief er jubelnd.

Alles stimmte in den Jubel ein, Bischen und Rösschen nicht weniger als Hänschen und der kraushaarige Fritz. Sogar auf dem runzelnddurchfurchten Gesicht des blinden Vaters zeigte sich ein behagliches Lächeln und er wiederholte, aber nur ganz leise: „Der Mergelkönig!“

Diesen Spitznamen hatte der Gelehrte von seinen Freunden erhalten, weil der Juraletten, dessen Namen er trug, der Dyford- und Liasmergel, sein liebtes Thätigkeitsfeld war, in welchem er den größten Theil der Ausbeute seiner wissenschaftlichen Razzien,



die paläontologischen Schätze fand, deren Hebung er sich zur Lebensaufgabe gemacht. Bei dem blinden Tuback und seinen Kindern hatte er sich selber unter diesem Namen eingeführt.

„Grüß' Euch Gott allesammt und verleihe Euch einen guten Appetit!“ — Mit diesen Worten erwiderte der Mergelkönig den fröhlichen Willkomm, der ihn geworden. „Dennoch möchtet Ihr einen kleinen Rest Cures Essens für mich übrig lassen; denn ich bin hungrig wie ein Wolf.“

Mit diesen Worten reichte er Allen, die am Tische saßen, die Hand, dem blinden Vater, welcher oben an saß, wie sich's gebührte, zuerst.

„Ihr seid ja ganz durchnäßt“ — rief die Mutter mit dem freundlichen runden Gesicht, welche gestern erst spät mit dem Wagen angelangt war, der die Betten und Vorräthe heraufbrachte. „Ihr müßt vor Allem die Kleider wechseln, Herr Professor.“

„Ihr glaubt wohl, Mutter Tuback, ich führe einen Damentoffer mit mir?“ — entgegnete der Mergelkönig lachend. „In der Ledertasche, welche mir an der Schulter hängt, befinden sich lauter Steine.“

„Da wird auch andere Weise geholfen werden müssen“ — erwiderte die barmherzige Samariterin. „Von des Vaters oder Frizens Sonntagskleidern wird Euch wohl etwas passen. Kommt einmal mit mir in's Stübchen.“

Nach einer Weile trat Mutter Tuback wieder heraus und nach einer ferneren Weile erschien auch der Professor wieder, aber kaum wieder erkennbar. Ein reines weißes Hemd, was bei ihm selten vorkam; ein Beinkleid von braunem Halbtuch; über dem Hemd eine Jacke von dunkelgrauem Barcht mit rothen Lizen eingefasst und kurzen Puffärmeln; auf dem wirren struppigen Haar ein Lederfäppchen, wie es die Sennen zu tragen pflegen: eine solche Maskerade hätte ihn vollständig in einen kühemelkenden Aelpler umgewandelt, wäre die goldene Brille nicht gewesen, welche er auf der Nase trug.

Neuer Jubel erscholl, als der solchermaßen umgekleidete Gelehrte wieder erschien.

„Geschichten erzählen, Mergelkönig!“ rief Peter, der Nestling, indem er sich dem Geologen an's Bein hing.

Hänschen schleppte die braune Ledertasche herbei und frug:

„Darf ich sehen, was da drinnen steckt?“

Aber die Mutter wies die Kinder zur Ordnung.

„Wollt Ihr wohl den Herrn Professor in Ruhe lassen, Ihr Quälgeister! Habt Ihr nicht gehört daß er hungrig ist?“

Bereits hatte die besorgte Sennerin einen reinen Teller und ein blankes Blechbesteck für den unerwarteten Gast hervorgeholt und lud ihn nun ein, zu Tische zu sitzen und zuzulangen.

Mit Behagen blickte der Geologe auf die Schüssel, welche vor ihm stand.

„Dies ist ja mein Leibgericht, Mutter Tuback! Wie sich das treffen muß!“

Und langte sich eine tüchtige Portion Backobst mit Kartoffeln und ein ansehnliches Stück gelben, rothdurchzogenen Specks heraus, was er mit bestem Appetit verzehrte und sich dann eine Wiederholung gern gefallen ließ. Nachdem er sein Essen mit einer Tasse warmen Milchcafés hinuntergespült, blickte er durch seine goldene Brille Eines um's Andere vergnügt an und rief:

„Jetzt habt Dank, Mutter Tuback und Alle mitfammt für das viele Gute! Das war wieder einmal fürstlich gespeist“ . . .

Dann schob er Teller und Tasse beiseits, ließ sich von Hänschen seine Lebertasche reichen — für Peterli wäre sie zu schwer gewesen — und begann dann seine Schätze auszupacken und auf dem Tische zu ordnen.

„Seht, Kinder, was ich Alles heute schon gefunden habe! Ich ließ mich nicht ganz umsonst durchnässen.“ . . .

Das Hauptstück war ein großer Ammonit, mehr als einen Fuß im Durchmesser haltend, welcher für sich allein schon mehrere Pfunde wog. Um das große Ammonshorn reihete sich eine ganze Menge kegelförmiger Schnecken, zierlicher Seeigel, Seesterne und Korallen und jene andere Sorte versteinerte Muscheln, welche die Gestalt eines sich duckenden Vogels mit halb ausgepannten Flügeln haben und beßhab vom Volksmund „Rebhühnchen“, von den gelehrten Paläontologen jedoch *Terebratulae* genannt werden; ferner Gesteinsstücke, welche aus lauter Vielecken mosaikartig zusammengesetzt schienen, und andere mit bohnenförmigen, glänzenden schwarz polirten Einlagen.

Aufmerksam betrachtete der Nachbuchs des Sennen all diese wunderlichen Dinge.

„Ein solches versteinertes Widderhorn habe ich auch schon gefunden“ — bemerkte Friß, den Ammoniten auf der Hand wägend.

„Und ich habe oben in Gaden eine ganze Sammlung von Rebhühnchen“ — rief Hänschen. „Soll ich Dir dieselben schenken, Mergelkönig?“

„Nicht nöthig“ — erwiderte derselbe. „Aber sammle nur brav, mein Knabe, und zeige mir dann von Zeit zu Zeit, was Du gefunden hast. Ist etwas Seltenes darunter, so kauf ich Dir's ab.“

Peterli langte nach einem ungewöhnlich großen keilförmigen Belemniten.

„Was ist das, Mergelkönig?“

Als der Mergelkönig, der auf dem Wandgesims nach etwas suchte, nicht gleich Antwort gab, war die Mutter bereit, dem Nestling Bescheid zu ertheilen.

„Das nennt man einen Teufelsfinger. Man findet solche, wo der Blitzstrahl in die Erde fuhr.“

Der Blinde ließ sich Einiges reichen um es zu betasten.

„Es ist sehr merkwürdig, welche wunderlichen Naturspiele vorkommen: ein Stein wie ein Widderhorn, ein anderer, der einem Vogel ähnlich sieht, und dieser da, welchen man einem Nest von Morscheln, die zu Stein geworden sind, vergleichen könnte.“ . . .

Der Mergelkönig hatte endlich gefunden, was er suchte, nämlich ein Stück Kreide.

„Die Natur spielte nicht, als sie dies Alles hervorbrachte“ — erwiderte er dem Blinden. „Es war harte Arbeit, welche viele tausend Jahre dauerte . . . Wenn Ihr recht brav sein wollt Kinder, so mach' ich Euch dort auf der schwarzen Wand ein Konterfei, wie es auf Euerem Sennberg ausfah als alle jene Geschöpfe lebten, welche Ihr nun hier in Stein verwandelt seht.“

„Ja, ja! zeichnen, Mergelkönig!“ riefen Hänschen und Peterli.

„Mach' uns einen schönen Herg an die ruhige Wand“ — fügte der Letztere bei, der auf des Professors Knien Posto gefasst hatte, indem er ihm das Bischen

Wange streichelte, welches nicht ganz vom Urwalde des struppigen Bartes überwuchert war.

Der Geologe stellte den Kleinen sorgfältig auf die Dielen und trat mit seiner Kreide an die rauchgeschwärzte Wand.

„Ihr sollt wissen“ — so begann er — „daß vor alten Zeiten all diese Bergklippen rings um uns lauter Inseln waren, von einem seichten lauen Meere umspült. Viele dieser Inseln wurden von winzigen Thierchen aufgebaut, welche zu Millionen in Gehäusen wohnten, wie Morscheln, oder wie Baumzweige, oder auch anders geformt, wie Ihr sie eben in Händen gehabt, was man Korallen nennt. Ihr könnt Euch eine recht deutliche Vorstellung jener Zeit machen, so oft der Nebel bis nahe an Eure Hütte hinaufreicht und das ganze Thal bedeckt, während über Euch die Sonne vom blauen Himmel strahlt“ . . .

„Fuhren auch Schiffe auf jenem Meer?“ — frug Häschen.

„Nein, denn es gab noch keine Menschen. Aber gleich Rähnen segelten jene Muscheln, welche Ihr für Widberhörner hieltet, über die glatte Fläche. Was uns jetzt als ein schweres steinernes Horn erscheint, war damals ein zartes, leichtes Gehäuse, von einem Thiere bewohnt, welches verschieden geformte Fangarme theils zum Erhaschen der Beute, theils als Ruder, theils als Segel benutzte.“ —

Während Dr. Mergel diese Worte sprach, zeichnete er mit merkwürdiger Fertigkeit eine über die Gewässer sich erhebende Koralleninsel und im Vordergrund auf der Wasserfläche schwimmend, einen Nautilus, den Ammoniten der heutigen Welt.

Weiterzeichnend fuhr er fort:

„Was Mutter Tubak einen Teufelsfinger nannte, gehörte in Wirklichkeit einem teuflischen Geschöpfe. Es war das Knochengeriß eines Tintenfisches, welche Versteinerungen von den Gelehrten „Belemniten“ geheißen werden. Der Belemnit, den ich heute gefunden habe, mochte einem blasenförmigen Thiere angehören, ähnlich einem lebernem Beutel von zwei bis drei Fuß Länge und Durchmesser. Oben befand sich der gebüschelte Mund und unter diesem zwei große Glosaugen. Zwischen Mund und Augen entfaltete sich ein ganzer Kranz von mehr als klasterlangen, mit schröpfungsfartigen Saugwarzen versehenen Fangarmen. Wehe dem Geschöpf, welches in den Bereich dieser Fangarme gerieth! Dieselben umschlangen die Beute, sogon sich an derselben fest, zogen sie mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Mund und von dort wurde das Opfer noch lebend in den weiten Magensack hinunter gewürgt. Dieser Belemnit ist noch lange nicht von den größten, die man findet. In den Meerestiefen schwammen und schwimmen vielleicht heute noch solche Ungethüme, deren Magensack die Größe eines Fasses hat, und deren Fangarme dreißig Fuß lang oder noch länger sind“ . . .

Die Sennerin schüttelte sich vor Grausen.

„Ist es möglich“ — rief sie — „daß der liebe Gott solche Schœufale erschaffen hat?“

„Habt Ihr nicht selbst in der Bibel von Behemot, dem großen Ungethüm des Meeres gelesen, Mütterchen?“

Die Illustration desselben war schon nach wenigen Minuten als Kreidezeichnung auf der rußigen Wand zu sehen.

„Es gab aber damals noch mehr solchen feeräuberischen Gefindels“ — fuhr Dr. Mergel fort. „Ein riesiger Molch schwamm auf den Gewässern und streckte seinen zehn bis fünfzehn Fuß langen Hals in die Höhe, nach Beute auszuspähen . . .

„— Schaut dieses im Gestein eingeschlossene, bohnenförmige, glänzendschwarze Ding! Es ist der Zahn einer jener langhalsigen Schlangeneidechsen. Aber auf den Inseln, welche aus dem lauen Meere herausragten, wuchs die schlankte Palme, wuchsen baumhohe Farren mit zierlichen Blätterkronen, neben der Araucarie, jenem zierlichen fremdländischen Tannenbaum, — lauter Gewächse, welche heute nur noch in den fernsten Ländern vorkommen. Aber ganz gemüthlich wär' es doch nicht dort zu wohnen gewesen; denn hoch über den Kronen jener Bäume flog, beutesuchend, der Pterodactylus, eine Art von Krokobil, mit weitem, scharfbezahntem Rachen und Fledermausflügeln. Wer unter solchen Mitgeschöpfen in Sicherheit sich seines Lebens freuen wollte, der mußte mit Schild und Harnisch versehen sein, gleich den Schildkröten, die dazumal sich behaglich am Ufer sonnten und deren merkwürdige versteinerte Schalen unsere Steinbrecher nicht selten zu Tage fördern“ . . . .

Der Nachwuchs des blinden Tuback starrte mit weitgeöffneten Augen nach der vom Heerdfeuer röthlich beleuchteten Wand, auf welche der Mergelkönig mit sicherer Hand eine Landschaft aus der Secundärzeit gezeichnet hatte: eine flache Koralleninsel mit Palmen und Baumsfarren, über deren Kronen einige Pterodactylen flatterten; ein Meer an dessen Strand trüge Schildkröten sich sonnten, während ein Nautilus über die klare Fluth schwamm. In der Tiefe lauerte ein scheußlicher Kraken, seine Fangarme nach allen Seiten ausstreckend, und in der Ferne sah ein langhalsiger Plesiosaurus nach Beute sich um . . . .

Mutter Tuback schüttelte den Kopf und brach zuerst das Schweigen.

„Zu meiner Zeit erzählte man den Kindern ganz andere Märchen — etwa vom Schlaraffenland oder vom Eulenspiegel.“

„Das sind keine Märchen, Mütterchen“ — entgegnete der Mergelkönig. „Es ist lautere Wahrheit. Wollt' ich davon schweigen, so würden diese Steine für mich reden. Der alte Tuback selber kann es mit Händen greifen, daß es keineswegs bloße Einbildungen sind.“

Nun war es am blinden Sennen, den Kopf zu schütteln.

„Es steht anders in der Bibel“ — sagte er.

Aber der Geologe widersprach lebhaft.

„Mit nichten, guter Freund! In der Bibel steht ungefähr dasselbe, nur mit etwas andern Worten, welche richtig ausgelegt und verstanden sein wollen. Dann sagen sie genau das Nämlche, was diese Steine —“

Der alte Tuback schüttelte noch immer ungläubig verneinend sein graues Haupt.

„Ihr habt wohl noch niemals in der Bibel gelesen, Herr Professor? Die Gelehrten finden gewöhnlich keine Zeit dazu.“

„Ob ich?“ — widersprach der Geologe. „Und wie! Steht es nicht im ersten Buch Moses, erstes Kapitel, neunter und zehnter Vers: Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besonderen Orten, daß man das Trockene sehe. Und es geschah also. Und Gott nannte das Trockene Erde. Und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sah, daß es gut war . . .

Das nennen wir Naturgrübler die Secundärzeit, als der Grund und Boden entstand, auf dem Eure Hütte steht und Eure Rüche weiden und zu welcher diese Steine, die ich sammle, lebendige Geschöpfe waren, von denen es heißt im 21. Vers: Und Gott schuf große Walfische (sollte heißen „Ichthyosaurus, Plesiosaurus und dergl.) und allerlei Thier, das da lebet und webet und vom Wasser erregt ward; ein jegliches nach seiner Art; und allerlei Vögel, ein jegliches nach seiner Art.“ . . .

Der Senne nickte befriedigt.

„Ich merke schon, daß Ihr in der Bibel beschlagen seid, Herr Professor. Aber saget mir!“ — fügte er schlaui bei: „In dem ersten Buch Moses ist von sechs Schöpfungstagen die Rede und Ihr sprecht immerdar von Jahrtausenden?“ . . .

Der Mergelkönig blinzelte listig mit den Augen, als er erwiderte:

„Frage gegen Frage: Sind die Tage um Weihnacht so lang als zu Johanni? Wer hat Euch gesagt, mein lieber Freund Tuback, wie lang jene Schöpfungstage waren? ob vierundzwanzig Stunden oder vierundzwanzig Jahrtausende lang nach unserm kurzen Maß? Und wer hat die Zeit gemessen von einem Schöpfungstag zum andern?“

„Mit Euch ist nicht zu streiten“, entgegnete der Senne mit einem kurzen trocknen Lachen. „Daß Ihr sowohl auf, als auch unter der Erde gut beschlagen seid, davon habt Ihr mir den Beweis geleistet, als Ihr mir die Stelle angabet, wo ich nach Wasser graben solle. Euch verdanken wir den schönen guten fließenden Brunnen, der zur Sommers- und zur Winterszeit alleweil gleich herrliches Wasser hat. Aber in der Schrift glaubt' ich Euch nicht so gut bewandert.“

„Den Brunnen zu finden, dazu bedurfte es keiner Wünschelruthe“ — sagte der Mergelkönig. „Mir war die Schichtung des Gebirges bekannt. Die Gesteinsschichten sind sämmtlich von Nordwesten nach Südosten geneigt und streichen von jenem hohen Gebirgsrücken her, wo der Schnee jedes Jahr bis gegen die Mitte des Sommers haftet. In den zerklüfteten Felsmassen dort oben müssen sich große unterirdische Wasserbeden befinden, welche, zwischen den Schichten abfließend, nach dieser Seite sich ergießen. Euer Untergrund ist undurchlassender Mergel — da war leicht graben. Man durfte nur nach einer Stelle suchen, wo Sumpfpflanzen die Nähe der unter dem Boden befindlichen und gestauten Wasserader anzeigten. Dazu bedurfte es keines Professors. Jeder Student hätte Euch Auskunft ertheilen können. . . .“

Während dieser Auseinandersetzung hielt der Mergelkönig die Hände unter dem Tisch versteckt. Von einem der Mädchen hatte er sich eine Scheere erbeten und ein altes Zeitungsblatt aus einer seiner Taschen hervorgekramt. Möglich erhob er sich und entfaltete die amerikanische Zeitung von größtem Format. Sie war kunstvoll ausgeschnitten: in der Mitte ein vielzackiger, symmetrisch durchlöcherter Stern und rings um denselben eine lange im Kreise sich bewegende Reihe von kleinen Teufelchen, welche sich, eines das andere, am Schweife zu haften suchten. Das Kunstwerk konnte als zierlicher Tischteppich gelten.

Neuerdings brach der junge Nachwuchs des alten Tuback in lauten Jubel aus.

„Wer will's?“

Ein halbes Duzend Hände streckten sich aus.

„Diesmal soll's die Mutter bekommen“ — entschied der Künstler. „Dafür

aber darf sie mir für die gewährte Gastfreundschaft keine Rechnung machen. Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich keinen Klappen Geld bei mir habe . . . Weiß nicht, ob ich mein Geldtäschchen zu Hause gelassen oder unterwegs verloren habe . . .“

Mutter Tuback streckte dem Gelehrten freundlich lächelnd die Hand entgegen.

„Es ist eine Ehre für uns, wenn der Herr Professor an unserem Tische Vorlieb nehmen will.“

Der blinde Senne fügte bei:

„Was wir Euch für den Brunnen schuldig geworden, ist noch lange nicht abgetragen. Ihr dürftet Jahr und Tag hier im Quartier liegen, unsere Rechnung wäre dennoch nicht ausgeglichen.“

Indessen hatten Lischen und Röschen die nassen Kleider des Mergelkönigs am Käsefeuer getrocknet und vom anklebenden Letten gereinigt. Nachdem sich der Professor im Nebentübchen wieder umgelleidet, hing er sich die schwere Ledertasche um und ergriff seinen Bergstock, der oben mit einem stählernen Hammer versehen war.

„Danke Gott und behüt' Euch Gott allesammt!“

Schritt zur Hütte hinaus und verschwand bald in den grauen, brodelnden Nebeln. —

(Fortsetzung folgt.)

## Skizzen aus Spanien, Algerien und Tunis.

Von

Peter von Schibatschef,

Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Paris, Berlin, München, St. Petersburg u.  
(Schluß.)

### XI.

Wenn man nach Tunis unmittelbar von Europa (Marseille, Neapel, Palermo u.) kommt, ohne je den Orient gesehen zu haben, ist der Eindruck, den diese Stadt macht, sehr interessant. Aber dieser Eindruck verliert schon viel von seiner Bedeutung, wenn man nach Tunis von Algerien gelangt, und doch müssen Fremde, die den Orient nur durch Algerien kennen, bei dem Anblick des von Moscheen strotzenden Tunis sich zum ersten Mal in eine wirklich orientalische Stadt versetzt glauben, wo das europäische Element nicht als herrschend hervortritt. Allein ganz anders ist es mit Denjenigen, die mit allen den Herrlichkeiten des Orients, so wie sie in Konstantinopel, Kairo, Bagdad, Dehli, Benares u. erscheinen, vertraut sind; für sie stellt Tunis sogar den wirklichen Orient kaum dar, sondern nur einen matten Widerschein desselben in sehr verkleinertem Maßstabe. Und was das malerische Element betrifft, so besitzt Tunis davon wenig und ist folglich auch in dieser Hinsicht den meisten Städten des Orients, namentlich Algeriens, sehr untergeordnet. Tunis hat keine großen geschichtlichen Erinnerungen, denen die öden, dürren Ebenen Jerusalems und Roms ihre erhabene Physiognomie verdanken.

Der See El-Bahira, an dessen südwestlicher Spitze Tunis liegt, ist mit dem Meere durch einen Kanal verbunden, der von den Europäern mit dem Namen Gulett (La Goulette) bezeichnet wird. Sowohl der See als der Kanal sollen

von Menschenhänden gegraben sein, wenigstens sagt es Edrisi ausdrücklich, aber ohne die Epoche anzugeben, wann dieses große Werk ausgeführt worden ist.

Mit dem Namen Gulett wird ebenfalls eine gewisse Anzahl auf dem nördlichen Ufer des Kanals stehender Gebäude bezeichnet, welche um das Zollhaus und den Sommerpalast des Bey gelegen sind.

Wenn man in Tunis herumgeht, durchwandert man ebenen Fußes alle Quartiere, die nicht wie in anderen orientalischen Städten in verschiedenen Höhen liegen, sondern einander folgend, auf derselben fast horizontalen Oberfläche sich befinden. So durchschreitet man, eines nach dem anderen, die arabischen, jüdischen, maltesischen Quartiere, ohne zu bemerken, wie das eine von dem anderen sich unterscheidet. Um acht Uhr des Abends werden die Thore der ziemlich schlecht erleuchteten Stadt geschlossen, öffnen sich aber leicht den Begünstigten.

Die Physiognomie der Stadt, insofern sie durch die Tracht der Einwohner sich ausdrückt, ist ein Gemisch von arabischen und türkischen Elementen. Wie in allen mohamedanischen Ländern, sind hier die Juden orientalisch gekleidet, aber es ist ihnen streng verboten, des grünen oder weißen Turbans sich zu bedienen, da diese Farben bloß den Gläubigen gestattet sind; nur in Algerien erlauben sich die Israeliten diese Freiheit, die ehemals die Araber sehr erzügte, an die sie sich aber mit der Zeit, wie an so manche andere Neuerung, gewöhnt haben. Was die Tracht der Frauen betrifft, so ist dieselbe so abnorm, daß ich etwas Gleiches noch in keinem mohamedanischen Lande gesehen habe. Das Kleid reicht kaum bis an die Knie, so daß der ganze obere Theil des Beines, wie der untere Theil des Fußes, in enge Hosen, eine Art von pantalon collant, eingezwängt ist, etwa wie bei unsern Ballettänzerinnen. Als ich in Tunis hineinfuhr und in den Straßen so gekleidete, ober richtiger gesprochen, so wenig gekleidete erscheinende Frauenzimmer zum ersten Mal erblickte, glaubte ich, daß sie jener Klasse des schönen Geschlechts angehörten, die auch in Europa sich zuweilen erlaubt, ihr Gewerbe auf eine zu grell in die Augen fallende Art zu betreiben, und ich konnte mir nicht erklären, wie ein solcher Synismus unter Muselmännern geduldet sein könne, aber groß war mein Erstaunen, als ich mich überzeugte, daß es nur die nationale Tracht sei, die sogar in den Harems der angesehensten Männer gebraucht wird, wie es meine Frau bestätigen konnte, als sie mit Lady Wood diese Damen in ihren reichen Häusern besuchte. Da sie aber mehr oder weniger hübsch und jung sind, finden diese etwas indiscreten Aeußerungen ihre Entschuldigung in dem Umstand, daß solche bloß zu Gunsten des Herrn und Herrschers, nicht aber des Publicums stattfinden, dessen Blicken die Harembewohnerinnen vollkommen entrückt sind. Aber anders ist es mit den in den Straßen kursirenden Frauen, denn diese machen auf den nach Tunis zum ersten Mal kommenden Fremden einen ganz unerwarteten Eindruck, besonders wenn er eine bejahrte oder wohlbeleibte Matrone dahin gehen sieht, welche oft ein höchst possirliches und wenig anständiges Bild gewährt.

Die Bevölkerung von Tunis kann auf 70 000 Seelen angeschlagen werden, worunter etwa 20 000 Juden und 12 000 Christen sich befinden, letztere sind hauptsächlich Italiener und Malteser. Die Franzosen sind verhältnißmäßig nicht zahlreich (etwa 1500) und die Engländer noch weniger. Das italienische Element scheint stark zuzunehmen, auch ist es das Italienische, was man unter allen fremden

Sprachen am meisten in den Straßen hört. Die geringe Bedeutung des englischen Elements in Tunis offenbart sich besonders in den Wirthshäusern; während man in denen von Algier sich in England glaubt, wird in den Wirthshäusern von Tunis nur italienisch und französisch gesprochen.

Die Consuln der europäischen Mächte bilden in Tunis hochgestellte diplomatische Beamten und erinnern an die Gesandten in Konstantinopel, wenn man sie von ihren in malerischer Tracht gekleideten, wohlbewaffneten Spahis begleitet in den Straßen stolziren sieht. Die Wohnungen der Consuln sind geräumig und zierlich, besonders die des französischen General-Consuls, aber ohne die schöne, sogenannte maurische Architectur, die in Algier so charakteristisch ist, nicht nur für die Wohnungen der fremden Consuln, sondern auch der französischen Beamten und sogar so vieler Privatleute. Zu den merkwürdigsten Gebäuden von Tunis gehören die Moscheen und der Palast des Fürsten, Dar el Bey genannt. Die Moscheen sind sehr zahlreich und manche von imposantem Aeußern, aber da der Eintritt in dieselben den Christen untersagt ist und nur durch besondere, übrigens sehr leicht zu erlangende Erlaubniß gestattet ist, wollte ich nicht mich dem Zeitverluste aussetzen, den solche Formalitäten erheischen. Ich zog es vor, meinen Aufenthalt hier Ausflügen in der Umgegend zu widmen; nachdem ich die Moscheen von Konstantinopel, Kairo, Damaskus &c. besucht hatte, konnte ich schwerlich hoffen, in den hiesigen Moscheen noch etwas Merkwürdigeres zu finden, nur bedauerte ich, die zahlreichen Reste von Carthago, die, wie man mir versicherte, mehrere Moscheen enthalten, nicht sehen zu können; besonders reich an solchen schätzbaren Reliquien der so geheimnißvollen alten Stadt soll die schönste und größte der Moscheen Djamani-*ez-Zaitune* (Moschee der Oliven) sein. Was den Winterpalast des Fürsten, Dar-el-Bey genannt, betrifft, so ist er ganz in europäischer, ziemlich geschmackloser Art eingerichtet, so daß er kaum der Erwähnung verdient, und das ist auch bei dem Sommerpalast Barbo der Fall, der in geringer Entfernung von Tunis liegt.

Trotz der sehr mangelhaften administrativen Organisationen in Tunis, kann man nicht umhin, die Sicherheit nicht nur in der Stadt, sondern auch in beträchtlichen Entfernungen von derselben zu bewundern. In dieser Hinsicht ist dieses noch so wenig civilisirte Land mehreren Staaten Europas sehr überlegen. Dies ist ein Vortheil, den Tunis theilweise den von dem jetzigen Bey ergriffenen energischen Maßregeln verdankt, ohne daß jedoch das Reformsystem, womit man behauptet die Türkei bereichert zu haben, jemals in Tunis eingeführt worden ist. Obwohl die glänzenden Manifeste, welche in Konstantinopel erschienen, ebenfalls in Tunis proclamirt worden sind, so galt die Bekanntmachung solcher officiellen Vorschriften nur als Ausdruck der Achtung vor dem heiligen, aber kraftlosen und unbedeutenden Vertreter des Propheten, den man seine repräsentativen Kammern und verantwortlichen Minister decretiren ließ, ohne je solchen Institutionen in Tunis auch nur die geringste Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Wie ehemals ist hier die Macht in den Händen des Beys concentrirt, und so ist diese Macht menschenfreundlich und liberal oder drückend und grausam, je nach den persönlichen Eigenschaften des Inhabers derselben. Für jetzt ist der von dem Herrscher gemachte Gebrauch dieser Macht dem Lande nicht ungünstig; er verwaltet es ziemlich väterlich, aber doch immer den alten administrativen Formen treu bleibend.



Einen der auffallendsten Beweise der Lebensfähigkeit dieser traditionellen Formen, liefert die Art, in welcher der Bey in Person, ganz wie die biblischen Patriarchen, die Gerechtigkeit ausübt. Deshalb beeilte ich mich (1. Juni 1878) der öffentlichen Sitzung beizuwohnen, die der Fürst jeden Sonnabend in seinem Sommerpalast auf der Gulette hält, um alle ihm von seinen Unterthanen vorgelegten Streitfragen zu schlichten. Die Sitzung wird um 2 Uhr p. m. eröffnet. Die einheimischen Zuschauer sind mit einer gewissen Auswahl zugelassen, aber Europäern ist der Zutritt nur mit der Erlaubniß des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gestattet. Durch die Vermittelung Roustan's, des französischen Generalkonsuls, wurde mir ein sehr guter Platz gesichert, doch war es mir nicht möglich, für meine Frau dieselbe Gunst zu erlangen, denn ihr Geschlecht ist von den Gerichtsortern ausgeschlossen, insofern es Europäerinnen betrifft; übrigens ist der Saal nicht geräumig und stark mit Militär besetzt, deren reiche Uniform und gute Haltung mir auffiel, um so mehr als sonst die tunesischen Soldaten in letzter Hinsicht sich gerade nicht auszeichnen, da man sie öfters, fogar in offizieller Stellung als Schildwache, Strümpfe stricken sieht, die Flinte friebseilig auf dem Boden liegend oder an die Mauer gelehnt.

Der Bey sitzt in einem mit grünem Sammet bekleideten Sessel mit einer langen Jasmin-Pfeife in der Hand. Die geschriebene Witschriften überreichenden oder verbale Erklärungen machenden Individuen werden von einer Art von Ceremonienmeister dem Fürsten vorgeführt. Der Rechtsuchende drückt seine Klagen oder Forderungen in lauter Stimme aus, worauf gleich die Entscheidung des Bey's erfolgt. Zuweilen dünkt es seiner Hoheit, daß die Sache nähere Untersuchung bedürfe und er übergiebt dann die geschriebene Witschrift einem seiner Beamten, doch sind solche Fälle selten, und gewöhnlich ist der Rechtsuchende sogleich abgefertigt und dann aus dem Saale geschoben, um einem Anderen Platz zu machen.

Diese von den Arabern gebrauchte summarische Gerechtigkeits-Ausübung hat gewiß etwas höchst Primitives und setzt die Abwesenheit aller gesetzlichen Verhandlungen und Prüfungen voraus, besonders aber einen grenzenlosen, blinden Glauben in die Unfehlbarkeit des Richters, der vermöge einer Art von übernatürlicher Intuition befugt ist, in ein Paar Minuten Fragen zu entscheiden, deren legale Lösung mehrere Tage, ja vielleicht Monate erfordert haben würde.

Uebrigens wenn auch der primitive Zustand der Rechtsausübung einen höchst niederen Grad der Aufklärung in Tunis beweist, würde man sich täuschen, wollte man annehmen, daß das Land sich vollkommen stationär verhält. Ich habe schon der öffentlichen Sicherheit erwähnt, die es jetzt genießt und die vor wenigen Jahren ihm ganz fremd war. Gewiß wären die von der Regierung ergriffenen Maßregeln nicht hinreichend gewesen, dieses Resultat hervorzubringen, hätte nicht eine günstige Veränderung in den Gesinnungen der orientalischen Völker überhaupt stattgefunden. Den besten Beweis einer solchen Veränderung bietet uns der Umstand, daß der mohamedanische Fanatismus, obwohl noch immer rege in den weit entlegenen, von aller Berührung mit Europa entzogenen Ländern, bei weitem nicht mehr das ist, was er früher war, und so rasch in Abnahme begriffen, daß er nicht mehr die Kraft eines Hebels besitzt, Völkermassen in Bewegung zu setzen. Die Glorie, die das Haupt der Nachfolger Mohamed's umstrahlte, hat ebenso von ihrem Glanze

verloren, als diejenige des Erben des heiligen Petrus. Die Donnerkeule, die den mächtigen Arm dieser zwei Riesen bewaffnete, kann zwar noch heute einzelne Individuen treffen, ist aber ohne Wirkung gegen ganze Völker.

Während meiner langen Reisen in dem Orient hatte ich sehr oft Gelegenheit, diese merkwürdige Veränderung wahrzunehmen, und mein letzter Aufenthalt in Algerien und Tunis bot mir neue, auffallende Beispiele davon. In diesen Gegenden gerade in dem Augenblicke angelangt, wo der Kampf zwischen den Russen und den Türken auf dem höchsten Grad der Erbitterung stand, befürchtete ich, daß meine Nationalität auf die Araber einen sehr ungünstigen Eindruck machen würde, und als mein Aufenthalt in Algerien solche Besorgnisse vollkommen widerlegte, mußte ich dem-ohngeachtet dieselben als höchst begründet in Tunis anerkennen, da es sich hier um einen mohamedanischen Fürsten handelte, einen Vasall der Türkei, der, trotz seiner persönlichen Ansichten oder Neigungen, vollkommen machtlos sein würde, mich gegen eine Aufregung des Volkes zu schützen, die unter solchen Umständen, nicht nur unter fanatischen Muselmännern, sondern auch in Europa, als ganz natürlich anzunehmen war. Dieses berücksichtigend, hatte deshalb der General-Gouverneur Chanzy die Güte mir vorzuschlagen, mich in Tunis unter den Schutz des französischen Geschäftsträgers offiziell zu setzen, einen Schutz, zu dem ich als Mitglied des Instituts und Commandeur der Ehrenlegion in gewisser Hinsicht berechtigt war. Allein, groß war mein Erstaunen, als ich in Tunis angelangt, wo man augenscheinlich von meiner Ankunft im voraus vollkommen benachrichtigt war, mich überzeugte, daß ich als Russe nicht den mindesten Eindruck auf die arabische Bevölkerung machte und als solcher ganz wie irgend ein anderer Europäer auftreten konnte. Im Gegentheil, der Bey schien darauf zu halten, die größte Deffentlichkeit den Zeugnissen des besonderen Wohlwollens zu geben, mit denen er mich zu beehren wünschte. In seinem von einer großen Menge Volk umringten Palast in der Gulett und in Gegenwart seiner Beamten, hatte er mich mit dem Großbande des Nichan Istihar, der höchsten Dekoration des Landes, bekleidet, so daß, mit diesen glänzenden Insignien geschmückt, ich nicht nur die in dem Hofe aufgestellten Truppen, die mir die militärischen Ehrenbezeugungen erwiesen, sondern auch die in den Straßen versammelte Menge, bis zur Eisenbahnstation zu Fuß durchstreifen mußte, ohne daß der Pöbel das geringste Zeichen von Unwillen oder Mißmuth von sich gegeben hätte. Aeußerungen, die doch so verzeihlich wären beim Anblick eines durch ihren rechtgläubigen Fürsten öffentlich ausgezeichneten Fremden, dessen Landsleute in mörderischen Kämpfen die mohamedanischen Glaubensgenossen der Tuniesier niedermegelten, wie es die Zeitungen und Gerüchte jebeim Bewohner der Stadt täglich melbeten. Gewiß, vor zehn oder fünfzehn Jahren, würde weder in Tunis noch in irgend einer anderen mohamedanischen Stadt das Volk mit Wohlwollen einen Fremden empfangen haben, der einer mit dem Haupte des Islams in blutiger Fehde begriffenen Nationalität angehörte, und es wäre mir leicht, noch sehr viele solcher Beispiele anzuführen, welche die heute vorwaltende Toleranz oder sogar religiöse Gleichgiltigkeit der vor kurzem noch so fanatischen Muselmänner beweisen würden.

Es wäre zu lang, alle die Ausflüge zu erwähnen, die ich in der unmittelbaren Nachbarschaft von Tunis gemacht habe, und ich begnüge mich, die nach den

in größerer Entfernung liegenden Orten anzuführen, nämlich: nach dem Gebirge von Zaghuan und nach den Ruinen von Utica und von Carthago.

## XII.

Der Gegenstand, den ich bei dem Ausfluge nach dem Zaghuan-Gebirge, besonders in Aussicht hatte, war nicht blos die berühmte, von Kaiser Hadrian erbaute Wasserleitung zu sehen, welche die in diesem Gebirge gelegenen Quellen nach Carthago beförderte, sondern auch die Quellen selbst zu besuchen. Das Zaghuan-Gebirge erhebt sich etwa 40 km südlich von Tunis, und der Besuch desselben erfordert zwei Tage. Da die Gegend zwischen Tunis und Zaghuan ziemlich flach ist, kann man dieselbe, wenigstens im Sommer (denn im Winter ist der Boden mit Wasser oder Schlamm bedeckt) im Wagen bereisen, was vor etwa fünfzehn Jahren nicht möglich war, weil damals in Tunis keine Bahn oder Wagen existirten, und der zu Pferde reisende Europäer ohne Escorte diesen Ausflug schwerlich machen konnte. Jetzt aber sind Wagen aller Art, von Franzosen oder Italienern gehalten, in Tunis vorrätzig, und ein in europäische Tracht gekleideter Fremder kann die Reise ganz allein im Wagen ohne die geringste Gefahr ausführen. Freilich giebt es in tunesischen Städten keine europäisch eingerichteten Wirthshäuser, wie sie allwärts in Algerien vorhanden sind, aber wir waren in dieser Hinsicht trefflich versorgt, denn Dank der unermüdblichen Fürsorge Herrn Kouslan's, des französischen Generalconsuls, war uns die Gastfreundschaft des Herrn Fanelli gesichert, der im Dienste des Bey als Ingenieur und Director der hydraulischen Arbeiten den Flecken Marona, unweit des Städtchens Zaghuan bewohnte. In jeder Hinsicht aufs Beste ausgerüstet, verließen wir Tunis den 28. Mai, von dem bewaffneten Spahi des französischen Consulats und einem Dolmetscher begleitet.

Nach anderthalb Stunden Weges erblickten wir eine Gruppe zertrümmerter Gebäude, Reste eines von Achmed Bey erbauten Schlosses, das unter dem Namen Mohamebia für eins der prachtvollsten und kostspieligsten Privathäuser von Tunis galt. Der Besitzer desselben hatte ungeheure Summen auf dieses Gebäude verwandt, welches erst fünfzig Jahre alt, schon fast ganz verschwunden und durch ungeheure Haufen von Trümmern und Schutt ersetzt ist. Neben diesem traurigen Bilde des Verfalls und der Verstümmelung erheben sich majestätisch die Gewölbe der Wasserleitung Kaisers Hadrians, die der vereinigten Kraft der Menschen und der Zeit während siebenzehn Jahrhunderten getrotzt haben! Schwerlich könnte man irgendwo auffallendere Beispiele der Dauer alter Bauten und der Hinfälligkeit der unseren, besonders der von den Ottomanen stammenden, neben einander vereinigt finden.

Nicht weit von den Ruinen der Mohamebia beginnt die erste Reihe der Bogen der römischen Wasserleitung, die sich in ihrer ganzen Pracht entwickelt, sobald man den kleinen Fluß Ned-Melian überschritten hat. Man kann sich nichts grandioseres und malerischeres denken, als diese langen Reihen von Arkaden, die sich auf dem blauen Grunde des Horizonts in glänzenden Bogen, so zu sagen, abdrücken. Wir ließen bald zu unserer Linken die Reihe der die Wasserleitung bildenden Bogen, die noch jetzt eine Länge von 30 km einnehmen, aber zur Zeit der Römer die ungeheure Längenerweiterung von 132 km, von den Quellen des Zaghuan bis Carthago haben mußten, eine Ausdehnung, die keine bekannte alte

Wasserleitung besitzt, denn die längste von allen in Rom vorhandenen und Aulo Novus genannte (Werk des Kaisers Claudius) hat nicht ganz 100 km.

Der größte Theil der Wasserleitung ist nicht vorhanden, und doch findet man zwischen dem Fluß Ueb-Melian und den Ruinen Carthagos noch so bedeutende Reste dieses prachtvollen Denkmals, trotz aller gemachten Anstrengungen, es zu vernichten.

Nach einer sechsständigen Reise erreichten wir das gastfreundliche Haus des Herrn Fanelli, und da es nicht spät war, schlug er uns vor, sogleich das nahe liegende Städtchen Zaghuan und die Quellen in dem Gebirge zu besuchen. Außer seiner malerischen Lage hat das Städtchen nichts, was eine besondere Erwähnung verdient, aber die viel höher gelegenen Quellen sind in jeder Hinsicht sehr interessant. Das Wasser der auf verschiedenen Punkten des Gebirges vorhandenen Quellen ist von den Römern in ein großes Behälter geleitet, welches, aus schönen Quadersteinen gebaut, sich an ein amphitheaterartiges Gebäude lehnt. Das Ganze macht einen höchst imposanten Eindruck und bildet ein um so merkwürdigeres Denkmal des Alterthums, als es nicht bloß eine artistische Erinnerung an die Vergangenheit ist, wie so viele andere Denkmäler, sondern zugleich ein wichtiges praktisches Werk, welches noch heute dieselbe Bestimmung besitzt, die der Genius der Alten ihm einst gegeben hatte. Denn der von den Römern eben so malerisch angelegte wie dauerhafte Behälter, welcher einst Carthago mit Wasser versorgte, ist noch immer derselbe, der diesen Dienst zu Gunsten von Tunis erzeugt, nur hat die moderne Wissenschaft Mittel gefunden, äußere Wasserleitungen durch unterirdische Röhren zu ersetzen. Diese große Arbeit ist im Jahre 1839 von dem französischen Ingenieur Herrn Colin auf Befehl des Beys ausgeführt worden. Die Arbeit wurde in weniger als drei Jahren vollendet, eine erstaunenswürdige Raschheit, wenn man die Größe und Schwierigkeit der Unternehmung berücksichtigt, denn die großartigen unterirdischen Röhren leiten das Wasser auf einer Strecke, die von dem Quellenbehälter von Zaghuan bis Tunis 100 km und bis Gulett 125 km beträgt.

Die ungeheuren Ausgaben, verursacht sowohl durch dieses große hydraulische Werk als durch manche andere mehr oder weniger nützliche Unternehmung, haben gewiß viel beigetragen, die Finanzen des Staates in die bedenkliche Lage zu versetzen, in welcher sie sich befinden. Andererseits verleiht der Zweck solcher Ausgaben dem Bey eine viel höhere und würdigere Stellung als die aller ruinirten und beutevollen orientalischen Potentaten, die Europa sich jetzt abmüht, unter seine Vormundschaft zu stellen; denn während diese Fürsten ihr Land erschöpft haben, um ihre grenzenlose Eitelkeit oder ihre unerfättliche Sinnenlust und Laster zu befriedigen, kann wenigstens der Bey mit Stolz auf das riesenhafte Denkmal hinweisen, welches er der Civilisation errichtet hat, ohne seine Mittel gehörig zu würdigen.

Der Ausflug nach Zaghuan unter einer brennenden Sonne hatte leider für meine Frau die schon früher von mir befürchteten Folgen, indem es ihr von nun an unmöglich wurde, länger die Strapazen fortzusetzen, die sie mehrere Monate lang mit so viel Energie als Genuß ertragen hatte; ein heftiges Fieber zwang sie, erst ihr Bett und dann ihr Zimmer zu hüten, welches sie nach ärztlicher Vorschrift nicht mehr verlassen durfte bis zum Augenblicke, wo sie im Stande sein würde, sich nach Europa einzuschiffen. Zwar konnte ich, sobald die Gefahr vorüber war und die Genesung eintrat, noch mehrere Anflüge vor unserer Abreise machen, aber der

größte Reiz derselben war für mich verloren weil nichts in der Welt mir ihre Anwesenheit ersetzen konnte. Auch mußte ich auf alle Ausflüge verzichten, die nicht in einem Tage ausgeführt werden konnten. Deshalb begnügte ich mich während der Genesung meiner Frau nur mit dem Besuche der Ruinen von Utica und Carthago.

## XIII.

Ich verließ den 2. Juni Tunis, um mich nach dem merkwürdigen Orte zu begeben, wo einst das berühmte Utica, Carthago's Nebenbuhlerin lag, etwa vier Stunden nord-nordwest von Tunis. Nachdem wir während zwei Stunden eine mehr oder weniger unbulirte Gegend durchwandert hatten, erblickten wir zu unserer Rechten die vollkommen horizontale, sandige Ebene, die bis zum Meere sich erstreckte. In der Nähe des Flusses Medjardah wird die Gegend hügelig, und wir überstiegen mehrere Anhöhen, bevor wir den Fluß erreichten.

Der Medjardah ist oft von den alten Schriftstellern unter dem Namen Bagrada erwähnt, die an denselben eine fabelhafte Legende knüpfen, die wirklich merkwürdig ist, wegen ihrer mehrfachen und einstimmigen Wiederholungen. Es handelt sich nämlich um die berühmte Schlange, die zur Zeit der punischen Kriege während mehrerer Tage auf den Ufern des Flusses, den Fortschritt des von Regulus angeführten römischen Heeres gehemmt haben soll. Plinius sagt: „es ist eine bekannte Thatsache, daß neben dem Flusse Bagrada Regulus gezwungen war, sich der Kriegsmaschinen zu bedienen, um, wie eine Stadt, eine riesenhafte 120 Fuß lange Schlange zu belagern.“ Valerius Maximus wiederholt die bekannte Thatsache und fügt hinzu, daß vor der Wirkung der Kriegsmaschinen das Ungeheuer, „welches den Römern fürchtbarer erschien als selbst Carthago“, mehrere Soldaten mit seinem mächtigen Rachen (*ingente ore*) ergriffen oder dieselben zwischen den Ringen seines Schwanzes (*caudae voluminibus*) zerquetscht hatte; das vom Blute gefärbte Wasser sowie die erslickenden Ausdünstungen der Leiche sollen die Gegend so verpestet haben, daß das Heer zur schleunigen Aufhebung des Lagers gezwungen worden sei. Endlich Titus Livius, Seneca, Florus, Aulus Gellius, Silvius Italicus, Drosius u. erzählen alle dieses wunderbare Abenteuer, so daß es gewiß wenig andere in den Jahrbüchern des Alterthums genau bezeichnete Ereignisse giebt, die von einer so großen Anzahl von Schriftstellern und so einstimmig wiederholt worden sind, wie die Geschichte von der Schlange des Bagrada. Man muß also annehmen, daß ein Neptil von außerordentlicher Größe die Ufer des Flusses bewohnte, zur Zeit wo die römischen Armeen dort waren. Wie die Sache auch sich verhalten haben möge, so bietet allerdings die Einstimmigkeit, mit welcher Schriftsteller von ganz verschiedenen Zeitaltern dieselbe fabelhafte Sage behauptet haben, ein merkwürdiges Beispiel der Schwäche des Arguments, welches man so oft zu Gunsten übernatürlicher Erscheinungen geltend macht, indem man glaubt, daß eine lange Reihe von Zeugnissen hinlänglich ist, um die Wahrheit solcher Erscheinungen zu begründen. Die Mythe von der Schlange beweist abermals, wie oft solche Zeugnisse nur Wiederholungen einer vermeintlichen Thatsache sind, die, zuerst von einer einzigen Autorität stammend, später ins Unendliche von Denjenigen wiederholt worden, die die Sache niemals selbst erforschten, sondern ihren Vorgängern nachschrieben.

Der berühmte Bagraba, dessen Quellen sich in Algerien, in Mitten der Ruinen von Thubursicum Numidorum befinden, ist ein Fluß von sehr mittel-mäßiger Größe, worin die von Plinius auf 120 Fuß Länge angegebene Schlange heute gewiß kaum Platz, weder in der Breite noch der Tiefe finden würde. Während der regnerischen Jahreszeit muß das Bett viel breiter sein und die dasselbe umgebenden Moräste überschwemmen. Die Ufer sind sandig und vegetationslos. Wir überschritten den Fluß auf einer langen, an beiden Enden ziemlich steilen Brücke, und betraten eine horizontale Ebene, die bald zu kleinen Hügeln anschwell, in deren Mitte sich ein Paar ärmliche, arabische Hütten befinden, die das Dorf Buchatar bilden. Ich erstaunte, als man mir ankündigte, daß ich hier die Reste des berühmten Utica zu suchen hätte. Glücklicherweise wurden meine Forschungen ungemein erleichtert durch die Hilfe eines höchst sachkundigen Mannes, nämlich des Herrn Smith, der hier eine kleine Meierei angelegt und sich ein nettes Häuschen erbaut hatte, das er schon mehrere Jahre bewohnte. Dieser junge Agromom, dem ich von Lady Wood, der lebenswürdigen Gemahlin des englischen Generalkonsuls, anempfohlen war, erbot sich mit der größten Bereitwilligkeit, mich durch das Trümmerlabyrinth zu leiten, welches heute die ehemals prächtige Stadt vorstellt, und welches er besser kennt als irgend ein lebender Europäer.

Es wäre zu lang, hier die Ergebnisse meiner archäologischen Wanderungen anzuführen, und ich muß darüber den Leser auf mein oft erwähntes Werk verweisen.\*) Ich will mich hier begnügen, ein paar Worte über die merkwürdige Lage Utica's zu sagen. Nicht nur waren die Ruinen der Stadt bis zu unserer Zeit vollkommen unbekannt, sondern Niemand glaubte sie hier suchen zu müssen. Wir verdanken die definitive Bestimmung der Lage Utica's der erstaunlichen Ausdauer des französischen Gelehrten A. Dauv. Die von ihm ausgeführten Arbeiten bieten ein merkwürdiges Beispiel einer mit glänzendem Erfolge gekrönten Unternehmung, trotz aller Gründe, die dieselbe früher als eine Täuschung, ja sogar als eine Thorheit erschienen ließen. Herr Dauv spricht in seinem Werke mit großer Lebhaftigkeit von dem Einbruche, den auf ihn diese sandigen Ebenen machten, als er sie zum ersten mal betrat, um eine Stadt zu entdecken, die so oft von den Alten als an der See liegend beschrieben worden ist. Den Hügel von Buschatra erklimmend, wo die Araber ihm viele Trümmer versprochen, konnte Herr Dauv unmöglich annehmen, daß es Trümmer einer Seestadt seien, da der Hügel über 10 Kilometer weit von dem nächsten maritimen Punkt ist, und zudem wußte er aus Strabo, daß in geringer Entfernung von Utica sich das Vorgebirge Cornelia erhob, das man natürlicherweise mitten im Festlande nicht suchen konnte. Trotz solcher gewichtigen Einwendungen war der muthige Archäolog nicht zu bewegen, einer scheinbar so undankbaren Unternehmung zu entsagen, und er brachte mehrere Monate in dieser öden, fieberhaften Gegend zu, Tag für Tag den Boden aufwühlend und durchgrabend, bis es ihm endlich gelang, zu beweisen, daß gerade hier und nirgendwo anders die berühmte phönizische Stadt lag, wo Cato seinen erhabenen Selbstmord vollbrachte.

Die Entdeckung der Lage Uticas hat nicht nur einen archäologischen Werth,

\*) Espagne, Algérie et Tunisie (p. 507—511).

sondern auch ein großes wissenschaftliches Interesse; sie beweist, daß seit der christlichen Zeitrechnung dieser Theil der afrikanischen Küste sehr wesentliche Veränderungen erlitten hat, indem das westliche Littoral des tunesischen Meerbusens sich um ein großes Stück Land vergrößert hat, das von Westen nach Osten nicht weniger als 10 km Breite beträgt.

Diese merkwürdige Erscheinung ist theilweise der Wirkung des Flusses Medjarbah zuzuschreiben, dessen Niederschläge noch heute die Porto Farina (Ghar-el-Melah) genannte Bucht zu versanden fortsetzen, in welche der Fluß mündet, und jetzt nur mittelst eines Kanals mit dem Meere in Verbindung steht.

Vor etwa zwei Jahrhunderten galt diese Bucht für einen vortrefflichen Hafen von einer Tiefe von 10 bis 15 m; auch lief im Jahre 1655 die ganze vom englischen Admiral Blake kommandirte Flottille, aus 9 Kriegsschiffen bestehend, in diese Bucht und lag dort vor Anker. Heute hat die Bucht von Porto Farina nur  $\frac{1}{2}$  m Tiefe und wahrscheinlich ist die Zeit nicht fern, wo dieselbe vollends in Festland verwandelt sein wird.

Und dennoch, mit voller Berücksichtigung der unbestreitbaren Wirkung, welche der Fluß Medjarba auf die Vergrößerung dieses Theiles der tunesischen Küste ausübt, ist man genöthigt, anzunehmen, daß diese Wirkung nur lokaler Natur ist, und daß die Erscheinung, um die es sich handelt, eine bei weitem mächtigere und allgemeinere Ursache hat, indem sie nicht nur an mehreren Orten der tunesischen Küste sich offenbaret, die ganz außer dem Wirkungskreise dieses Flusses liegen, sondern auch in zahlreichen Gegenden der vier bekannteren Erdtheile sich findet, wo die Küsten in ununterbrochenen Hebungen und Senkungen begriffen sind. Es ist eines der wichtigsten und großartigsten Phänomene, die die Oberfläche unseres Erdballs darbietet und deren höchst interessanten Aeußerungen ich in meinem oft erwähnten Werke eine eingehende Erörterung gewidmet habe, die ich mir erlaube der Aufmerksamkeit aller Freunde der Natur besonders zu empfehlen.

Es bleibt mir nur noch übrig, meinen letzten Ausflug in der Umgegend von Tunis zu besprechen, nämlich nach den Ruinen von Carthago.

#### XIV.

Der Besuch der Ruinen von Carthago wird jetzt sehr rasch und bequem vollzogen mittelst der Eisenbahn, die von Tunis aus bis etwa eine halbe Stunde Entfernung von dem mit der Capelle des heiligen Ludwig gekrönten Hügel reicht, ein Hügel, der inmitten der alten Stadt liegt, dessen Name allein über dieser verwüesteten Gegend schwebt. *Stat magni nominis umbra.*

Da unser Wagen an der Eisenbahnstation auf uns wartete, ließ ich mich sogleich bis zum Fuße dieses Hügel fahren, den manche Archäologen (namentlich Baulé, aber nicht Davis) für den Sitz der Byrsa, der Citabelle Carthagos halten. Der Hügel wurde im Jahre 1830 von dem Bey von Tunis an den König von Frankreich, Carl X., abgetreten, zur Erinnerung des heiligen Ludwig, welcher hier im Jahre 1270 verschied, während des unglücklichen Kreuzzuges, der letzten fruchtlosen Anstrengung des machtlosen Christenthums gegen den triumphirenden Islam. Der Hügel ist mit einer Mauer umgeben und trägt auf seinem Gipfel die vom König Louis Philipp zu Ehren des heiligen Ludwig errichtete Capelle, ein Gebäude,

das nur durch seine Unbedeutendheit auffällt. Von der Capelle hat man eine prachtvolle Aussicht auf das Meer und die weite wellige Ebene, wo einst Carthago sich erhob, wo man aber jetzt nur ungeheueren Haufen von formlosem Gestein erblickt, hier und dort durch weite Strecken von einander geschieden, wo arabische Hütten oder Sommerhäuser des Beys und seiner Minister die Trümmer stellenweise verhüllen. Was in dem feierlichen Panorama, von dem Hügel des heiligen Ludwig gesehen, besonders die Aufmerksamkeit fesselt, sind die zwei Becken an der nahen Küste, von welchen das eine als der Militärhafen, das andere als ein Hafen Carthagos betrachtet werden.

Eine gewisse Anzahl von Cisternen sind fast die einzigen noch erkennbaren Reste Carthagos, das übrige besteht in ungeheueren Anhäufungen von mehr oder weniger formlosen Trümmern und Schutt. Zwar dauerte mein Besuch nur ein paar Stunden, aber ich zweifelte, ob eine mühsame Vergleichung dieser Reste mit den von denselben entworfenen Beschreibungen irgend ein befriedigendes Resultat geben würde, sogar denjenigen, die, wie ich, die Geduld hatten, die wichtigsten Schriften zu lesen, die über diesen Gegenstand veröffentlicht worden sind und die allein eine kleine Bibliothek bilden könnten. Man mag sich alle die Paläste, Nekropolen, Bäder, Mauern zc. im Geiste zusammenbauen, welche die Archäologen behaupten erkannt zu haben, so wird doch immer eine neue Anstrengung der Einbildungskraft erforderlich bei der Wahl eines neuen gelehrten Führers sein, so daß mit Herrn Davis man alles ganz anders sieht als mit Herrn Deulé. Ich kann also mir erlauben zu erklären, ohne die künftigen Entdeckungen antasten zu wollen, daß, wenigstens heut zu Tage, das Wichtigste, was das alte Carthago darbietet, die Abwesenheit aller sprechenden Spuren der Vergangenheit ist.

Dieses vollkommene Verschwinden Carthagos ist gewiß eine Erscheinung einzig in ihrer Art, die keine der berühmten alten Städte wie Ninive, Jerusalem, Athen und Rom darbietet, deren herrliche Denkmäler noch heute die Bewunderung erregen, trotzdem, daß diese Städte mehrere Male zerstört worden sind, besonders Jerusalem und Rom, diese zwei unsterblichen Phönixe der Geschichte, auf deren abwechselnde Zerstörung und Herstellung wir einen flüchtigen Blick werfen wollen.

Josephus Flavius zufolge ist Jerusalem sechs Mal vor der Eroberung durch Titus zerstört worden, die erst stattfand, nachdem Jerusalem während 2177 Jahren geblüht hatte. Als Augenzeuge des schrecklichen Ereignisses entwirft Josephus Flavius ein sprechendes Bild sowohl von der Pracht der ungeheueren Stadt als von den langen Martern und der schrecklichen Vernichtung der Einwohner. Wäre der hebräische Geschichtschreiber nicht ein persönlicher Freund des Titus gewesen und den Römern nicht feindselig, so würde man geneigt sein, der von ihm angegebenen Zahl der unter dem Schwert der Römer Gefallenen und der durch Hunger und Krankheiten Weggerafften kaum Glauben zu schenken, denn die ersten werden auf eine Million angegeben (97 000 Gefangene nicht mitgerechnet) und die zweiten auf sechs mal hundert Tausend. Titus verschonte bloß etliche Thürme und die Mauern des östlichen Theiles der Stadt, „damit“, sagt Josephus Flavius, „die Nachwelt wisse, welche ungeheueren Befestigungen die von den Römern eroberte Stadt besaß“. Alles übrige war dem Boden gleich gemacht, „so



daß diejenigen, die den Ort künftig besuchten, gar nicht glauben könnten, daß derselbe je bewohnt war". Trotz allem übten die von Titus verschonten Trümmer eine solche Anziehungskraft auf die Juden von Palästina aus, daß sich bald um dieselben eine neue Stadt erhob, die Kaiser Hadrian abermals zerstörte (118 p. J. C.). Er gründete auf ihrem Platz eine römische Colonie, Aelia capitolina benannt, aus welcher der Kaiser Constantin und besonders die gottesfürchtige Helena ein Sanctuarium machten, indem sie dort ein Gebäude zu Ehren des heiligen Grabes errichteten. Allein das christliche Jerusalem hatte das Loos des hebräischen, denn im Jahre 614 nach J. C. erneuerte an ihm der persische König Chosroës das einst von Titus vollbrachte Werk der vollkommenen Vernichtung. Alles wurde abermals dem Boden gleich gemacht und neunzigtausend Christen niedergemetzelt. Die schwachen Keime des Lebens, die später versuchten, in diesem so oft verwüsteten Boden sich zu entfalten, wurden rasch unterdrückt durch die Araber, die noch das wenig Uebriggebliebene im Jahre 637 einnahmen. Noch einmal erhob sich die unverwüßbare Stadt und wurde (1099 p. J. C.) von den Kreuzfahrern unter Godefroy erobert und der Plünderung preisgegeben, während welcher siebenzigtausend Mohamedaner und Juden schonungslos ermordet worden, eine Greuelthat, die der ritterliche Saladin nicht nachahmen wollte, als er achtzig Jahre später (1187 p. J. C.) Jerusalem den Christen entriß und auf den Thürmen der Stadt die Fahne Mohamed's aufpflanzte, die seitdem nie aufgehört hat, dort zu wehen. Man sieht also, daß Jerusalem erobert und fast immer vollends zerstört wurde, nicht weniger als elfmal.

Was Rom betrifft, so ist die Vorsehung mit der ewigen Stadt (*città eterna*) nicht viel milder verfahren als mit der heiligen Stadt. Rom ist neunmal erobert und fast jedesmal zerstört worden; acht mal durch die nordischen Barbaren und ein mal durch einen christlichen Fürsten. Es ist bekannt, daß ihre ältesten Eroberer die Gallier unter Brennus waren (391 a. J. C.) und daß seitdem Rom sich rasch erhob und der Mittelpunkt der Macht und des Reichthums der Welt wurde, und doch schienen die von der großen Räuberin der Völker aufgehäuften Schätze bestimmt gewesen zu sein, die Lüsterheit der zahllosen nordischen Räuber zu befriedigen, die während des V. und VI. Jahrhunderts Europa zittern machten und deren mächtigste Anführer einer nach dem anderen Rom eroberten und brandschakten, so wie Marich (410 p. J. C.), Althaulf (410), Genferich (455), Ricimerus (472), Oboater (476), Theodorich (493), eine Reihe von Barbaren, die durch den Charles, Herzog de Bourbon, geschlossen wurde. Merkwürdig ist es, daß es einem Connetable von Frankreich, der ältesten Tochter der Kirche, vorbehalten war, in voller Mitte des XVI. Jahrhundert (1527) Rom gräßlicheren Plünderungen und Mord auszusetzen, als es jemals von dem bluthürstigsten Barbaren erduldet hatte. Aber damit war die lange Leidensgeschichte der ewigen Stadt nicht beendet: denn als die fremden Eroberer Rom verließen, hatten sie blos den Platz inneren Feinden eingeräumt, die während des ganzen Mittelalters durch bürgerliche Fehden das den Barbaren Entgangene zerstörten. Die berühmten Worte Pasquino's: „quod non fecerunt Barbari fecere Barberini“ sind nicht nur auf die Familie der Barberini anwendbar, sondern auch auf fast alle römischen Patricier, und gewiß sind es die römischen Bürger selbst, die dazu viel beigetragen haben, die riesenhafte Schicht von

Trümmern und Schutt aufzuhäufen, die den römischen Boden bedeckt und deren ungeheure Macht ich versucht habe zu bestimmen. \*)

Bedenkt man nun, daß, wenn Zerstörungsmittel, ausgezeichnet sowohl durch ihre Kraft als ihre Frequenz und Dauer nicht hinreichten, Ninive, Athen, Rom, und sogar Jerusalem vollends zu vernichten, man genöthigt ist anzunehmen, daß Factoren, fähig, Carthago bis zu den letzten Spuren auszulöschen, gewiß von einer außerordentlichen Art, ganz ohne Beispiel in den Jahrbüchern der Vergangenheit sein müssen.

Und dies ist auch wirklich der Fall. Die Beschreibungen, die uns Appianus und Procopius von der Eroberung Carthago's, erst durch Scipio und dann durch die Vandalen, hinterlassen haben, reichen allein schon hin, um das vollkommene Verschwinden Carthago's zu erklären. Während meines Aufenthalts sowohl in Algier als in Tunis war für mich das wiederholte Studium des Appianus eine unerschöpfliche Quelle spannenden, tief erregenden Interesses, und ich hatte mir stets die Frage gestellt, warum die dramatischen Vorgänge des auf Tod und Leben kämpfenden und heldenmüthig sterbenden Carthago's noch bis jetzt einen großen Dichter nicht angereizt haben, diesem Gegenstande ein episches Werk zu widmen, das gewiß grandioser und anziehender wäre als alle vom Genius des Alterthums oder der Neuzeit eingefloßten Epopöen. In einem epischen Gedichte dieser Art sollte nicht nur der Fall Carthago's, wie ihn Appianus schildert, auftreten, sondern auch das, was die noch erhaltenen Schriften von Polybios über den Feldzug Hannibal's enthalten, einen so außerordentlichen Feldzug, daß man fast glaubt, eine romantische Dichtung zu lesen, wenn man den großen Geschichtsschreiber durch die Alpen begleitet, wo nach einem fünfmonatlichen Kampf nicht nur mit zahlreichen Feinden, sondern auch mit Gletschern und Schneegebirgen, die gewiß vormals noch nie von Elephanten betreten waren, Hannibal in die lombardische Ebene hinunterstieg an der Spitze einer auf zweiundzwanzig Tausend Fußvolf und sechstausend Reiter reducirten Heeres, welches von Neu-Carthago, in Spanien, ausbrechend, fünfzigtausend Fußvolf, neuntausend Reiter und siebenunddreißig Elephanten zählte. Diese Handvoll schwer erprobter Helden schlug die Römer in drei blutigen Treffen, von welchen das von Trafimene den Römern fünfzehntausend und das von Canna sogar siebzigtausend Mann kosteten, die zahlreichen Gefangenen nicht einbegriffen. Und nach solchen nicht über verweichelichte Asiaten, sondern über die besten Soldaten der Welt, erfochtenen Siege, hielt Hannibal das stolze Rom in einem gewissen Zustand von Belagerung während voller fünfzehn Jahre, die schönsten Provinzen Italiens in Beschlag nehmend. Könnte wohl irgend ein Gegenstand ergiebigeren Stoff für den Dichter oder Romanschreiber bieten, als dieses lebendige, glänzende Drama von einem Geschichtsschreiber überliefert, der theils Augenzeuge desselben war.

Nichts giebt einen besseren Begriff von der schwindelerregenden Höhe, von der Carthago hinunterstürzte, als das Bild, welches Appianus von der Pracht der Stadt entwirft. Ein paar Züge davon sind hinreichend, um der Einbildungskraft das Uebrige zu überlassen. Appianus meldet uns, daß in der Zahl der Carthago

\*) Tchihatchef, une Page sur l'Orient, p. 293.

umringenden Mauern diejenige, welche die Landenge durchsezt, dreifach war. Der Höhe nach war jede Mauer in zwei Stockwerke abgetheilt. Im untern — sie waren nämlich hohl und mit einem Dache versehen — standen dreihundert Elephanten, und neben ihnen befanden sich deren Futtervorrathskammern. Im obern waren die Ställe für viertausend Pferde und die Speicher für grünes Futter und Gerste. Zugleich enthielten sie Wohnungen für die Soldaten und zwar für zwanzigtausend Mann Fußvolf und viertausend Reiter. „Solch eine große Masse von Streitkräften fand nur allein in den Mauern Unterkunft.“ In der Mitte des inneren Hafens war eine Insel, welche, wie der Hafen selbst, mit starken Dämmen eingefasst war. Diese Dämme waren voll von Seearsenalen für zweihundertundzwanzig Schiffe eingerichtet und über diesen war eine Menge von Vorrathskammern zur Aufbewahrung der Geräthe der Dreiruderer.

Man begreift wohl, daß eine solche Hilfsmittel besizende Stadt den beharrlichsten Widerstand allen Anstrengungen der Römer leisten konnte, aber ebenfowenig ist es begreiflich, wie dieser Widerstand auch dann fortgesetzt werden konnte, als die Römer sich treulos auf die vollkommen entwaffnete und zur hilflosen Beute gewordene Republik stürzten, die eben in Folge eines Friedensvertrags den Römern ihre waffenfähigen Bürger, alle Elephanten und fast die ganze Flotte ausgeliefert hatte. Und doch war es in diesem verzweifelten Zustande, daß Carthago noch drei Jahre den Kampf fortsetzte, während welchen Appianus zufolge „es alle Tage hundert große Schilde, dreihundert Schwerter, tausend Geschosse für die Wurfmaschinen, fünfhundert Wurfspeife, Lanzen und Bogen verfertigte. Um lettere spannen zu können, schnitten sie aus Mangel an sonstigem Haar, das Haupthaar der Frauen.“ Endlich wurden neue Schiffe wie durch Zauberkraft gezimmert, so daß, als die Römer den Eingang des Hafens völlig abgeschlossen hatten, die Carthagener sogleich einen anderen Ausgang durchbohrten und die zahlreiche römische Flotte mit solcher Wuth angriffen, daß dieselbe eiligst sich zurückzog. Dies ist eine Belagerung, die die glänzendsten Kriegsthaten der neueren Geschichte übertrifft, dafür aber hat auch keiner unserer Sieger den Sieg mit solchen Ruinen gestempelt, als es Scipio that.

Appianus malt mit grellen Farben das schaurige Bild, welches Carthago beim Einzuge der römischen Truppen darbot, die durch Ströme von Blut und ungeheure Haufen von Leichen sich kaum Bahn brechen konnten. „Die Schuttarräumer, welche mit Aexten, Beilen und Gabelstangen das Herabgestürzte wegräumten, um einen Weg für den Durchzug des Heeres zu bereiten, warfen die Tobten wie die Lebenden in die Erdgruben, indem sie dieselben mit den eisernen Werkzeugen hin und her zogen und stießen. So konnten menschliche Körper zum Ausfüllen der Gruben dienen. Einige, die mit dem Kopfe hineingeworfen wurden und mit den Schenkeln aus der Erde hervorragten, zappelten noch lange Zeit. Andere stürzten mit dem Unterleibe hinein und ragten mit den Köpfen über den Erdboden hervor. Ueber diese sprengten die Pferde hinweg und traten ihnen in das Gesicht oder Gehirn.“ Und als die ganze Stadt in Flammen loderte, und Asdrubal, der Anführer der Carthagischen Truppen, sich den Römern als Gefangener ergeben hat, erschienen in dem Lager Scipio's seine Frau und Kinder in ihre Festtracht gekleidet; die Heldin brach in Verwünschungen gegen ihren unglücklichen

Gemahl aus und stürzte sich mit den Kindern in die Flammen. Appianus erzählt, daß beim Anblick der schauerlichen Schaupiele der Verwüstung und Morbes, Scipio sich der Thränen nicht enthalten konnte und die folgenden Verse Homers laut aussprach: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt; Priamos selbst und das Volk des langenkundigen Königs.“ Als der große Geschichtschreiber Polybios, der von Scipio's Seite nicht wich, seinen siegreichen Freund über die Ursache dieser dichterischen Erinnerung befragte, antwortete ihm Scipio, daß die Carthago verzehrenden Flammen ihn unwillkürlich an das vielleicht Rom selbst bevorstehende Schicksal mahnen. Die Worte des berühmten Eroberers waren wirklich eine göttliche Prophezeiung, denn etwa sechs Jahrhunderte nach der Zerstörung der prachtvollen phönizischen Stadt, war es ein König von Carthago, der Vandale Genserich, der Rom einnahm und nach einer vierzehn Tage dauernden Plünderung die von der Stadt der Cäsaren geraubten Schätze nach Carthago zurückbrachte. Es ist jedoch den Vandalen nicht gelungen, die noch jetzt bewunderten Denkmäler Rom's zu vernichten, während unter der ehernen Hand der Römer ganz Carthago in Schutt und Staub verwandelt worden ist, eine Thatsache, die ausdrücklich von Drosius behauptet wird, der wahrscheinlich aus Quellen schöpfte, die uns nicht mehr zugänglich sind. Dieser Geschichtschreiber, Zögling des heiligen Augustinus, meldet, daß die Römer nicht nur alle Gebäude dem Boden gleich machten, sondern auch das Gestein, aus welchem sie erbaut waren, zu Staub zermalmten: „omni murali lapide in pulverem comminuto.“

Nach solchen Verwüstungen wäre jede andere Stadt von der Oberfläche der Erde vollkommen und auf immer verschwunden, aber die Lebensfähigkeit Carthago's war unerschöpflich wie seine Schätze, denn etwa hundert Jahre nach der Vertilgung der Stadt durch Scipio, vollbrachte der Kaiser Augustus ein wahres Wunderwerk, indem er nicht nur eine neue Stadt auf diesem verwüsteten Boden erbaute, sondern auch mehrere der damals ganz verschwundenen Gebäude, unter anderen die Tempel des Hercules und des Jupiter mit einer Pracht wieder herstellte, die nach der Meinung Veul'd's diese Tempel niemals besessen haben. Diese glänzende Schöpfung Kaisers Augustus blühte über vier Jahrhunderte bis zur Eroberung der Stadt durch den Vandalenfürsten Genserich (441 p. J. C.). Aber auch von dieser neuen Erschütterung erholte sich Carthago abermals, denn unter Genserich wurde die Stadt zur Schatzkammer der Plünderungen, die die Vandalen in mehreren Theilen des machtlosen römischen Reiches unausgesetzt verübten, so daß, als im IV. Jahrhundert Belisar Carthago wieder eroberte, die Paläste und Festungen der Vandalen ungeheure Reichthümer enthielten. Die Menge gemünzter Metalle „übertraf, sagt Procopius, alles was jemals davon an irgend einem Orte gefunden worden“; und deshalb konnte auch Belisar die ganze Bevölkerung Constantinopels in Erstaunen setzen durch die Pracht und Anzahl der Schätze und Kunstwerke, die den Triumphzug schmückten, den er, von Carthago kommend, in der Hauptstadt hielt, Schätze, worunter Procopius herrliche Vasen, Haufen von Edelsteinen zc. erwähnt. Zwar genoß das byzantinische Reich nur hundert und zwanzig Jahre die Wiedereroberung von Carthago, denn die Araber (in den Jahren 673 und 678) entrißen es für immer dem sinkenden Reiche, ohne auch diesmal die Reste der unverwüstbaren Stadt zu vertilgen, ein Factum dessen Beweis uns Ebrisi (im XII. Jahrhundert)

liefert, indem er mit Entzücken von dem Theater spricht, das er „das prächtigste Gebäude der Welt“ nennt; ferner erwähnt er fünfzig Arcaden von „unübertroffener Schönheit“, vier und zwanzig Cisternen und eine Wasserleitung, die er als „das merkwürdigste Werk das man irgendwo sehen kann“ beschreibt.

Aus allem diesen folgt also, daß ein tausend drei hundert fünf und fünfzig Jahre seit seiner Zerstörung durch Scipio (201 vor J. C.) bis zu Ebrisi (1154 nach J. C.) verfloßen waren, ohne daß es weder den Anstrengungen der Menschen noch der Wirkung der Zeit gelang, Carthago aller seiner Denkmäler zu berauben. Dem Mittelalter so wie unserer Zeit war es vorbehalten alle Spuren dieser Stadt zu vertilgen, die für die Ewigkeit erschaffen zu sein schien.

Und zwar ist dieses letzte Werk der Zerstörung nicht durch das Schwert des Eroberers vollbracht worden, es war die ununterbrochene, fast von allen Völkern Europa's, Afrika's und Asiens ausgeübte Plünderung, die endlich ein Werk hervorbrachte, welches die schrecklichsten Katastrophen nicht im Stande waren zu vollbringen; eine Erscheinung, die an die wunderbaren Erfolge der unsichtbaren aber stets arbeitenden Kräfte der Natur erinnert, die viel größere Wirkungen hervorbringen als die schwersten aber vorübergehenden Katastrophen.

Schon Ebrisi spricht von der ungeheuren Menge von Materialien aller Art, die man zu seiner Zeit (im XII. Jahrhundert) aus den Ruinen Carthago's nach den verschiedensten Dertern der Welt wegführte und aus denen mehrere Städte wie z. B. Algier und Tunis erbaut worden sind. Ein höchst merkwürdiges Beispiel dieser rastlosen Plünderung bietet uns die Eroberung von Tunis (XVI. Jahrhundert) durch Kaiser Karl V., denn die Chronikschreiber dieser Zeit melden, daß die höheren Beamten, besonders die italienischen, die den Kaiser begleiteten, wie Wölfe über das noch von Carthago Vorhandene herfielen; unter anderen soll der Admiral Doria mehrere Schiffe, mit verschiedenen Denkmälern beladen, nach Italien überfandt haben. Ferner sollen mehrere Reste von alten Gebäuden zum Bau der vom Kaiser vorgeschriebenen Befestigungen verwandt worden sein; Marmoil, ein Augenzeuge, behauptet es ausdrücklich, daß er selbst marmorne Gebäude auf diese Art Stück für Stück zerlegt gesehen hat. Endlich sollen die Genueser alles, was nur auf Schiffe geladen werden konnte, nach Italien herübergeschleppt haben, und die Pisaner rühmen sich sogar, daß ihre berühmte Kathedrale aus carthagischem Material erbaut worden ist.

Dies sind die Ursachen, welche fast alle Spuren des alten Carthago vollkommen verlöscht haben, und es ist zu befürchten, daß nach solchen beispiellosen Prüfungen der Boden Carthagos, über welchem die Verbannung des Himmels zu schweben scheint, wohl schwerlich künftigen Nachgrabungen oder Untersuchungen etwas erhebliches liefern wird.

Allein Tunis mag sich trösten, von den Erinnerungen der Vorzeit so wenig zu besitzen, denn seine eigene Zukunft ist so vielversprechend, daß Tunis sich mit der Hoffnung begnügen kann, dieselben einst zu verwirklichen.

Unter den zahlreichen Ausichten, die das Land gewährt, will ich hier blos die folgenden erwähnen.

Der See von Biserta (Tinga der Araber, Hipponitis Palus der Alten), etwa 50 Kilometer nordwestnord von Tunis gelegen, besitzt alle Bedingungen, durch

eine leicht zu bewerkstelligende Arbeit einer der bedeutendsten Häfen des Mittelmeers zu werden. Dieser See hat 12 Kilometer Länge von Ost nach West und 8 Kilometer von Nord nach Süd. An seiner nordöstlichen Endspitze ist er durch einen natürlichen 6 Kilometer langen, und etwa 800 Meter breiten Kanal mit dem Meere verbunden. In der Gegend der Stadt Biserta, welche der Kanal durchströmt, hat dieser nur 3—9 Decimeter Tiefe, aber er wird tiefer, je mehr er sich dem See nähert, die Tiefe des letzteren beträgt 5—8 Meter.

Der ebenso sachkundige als unparteiische Oberst Playfair, brittischer General-Consul in Algier, sagt Folgendes über den See\*): „in den Händen einer europäischen Macht würde der Biserta-See einer der schönsten Häfen und ein wichtiger strategischer Punkt des mittelländischen Meeres sein. Eine verhältnißmäßig unbedeutende Ausgabe würde hinreichend zur Erschaffung dieses prachtvollen Hafens sein, der von allen Seiten vollkommen beschirmt, ein Areal von 80 Quadrat-Kilometer trefflichen Ufergrundes für große Schiffe besitzt.“ Heute bringt der See von Biserta der tunesischen Regierung keinen anderen Nutzen, als das Ergebnis der Fischerei, die freilich die ziemlich bedeutende Summe von 180 000 Piafter jährlich abwirft.

Ein anderer ausgezeichnete Zug in der physischen Physiognomie von Tunis ist die Configuration ihrer Küstenlinien, die in tiefen Meerbusen ausbiegen und besonders in dem tripolitaniſchen Gebiet die am weitesten in das Innere von Afrika eindringenden Seebuchten bilden, so daß gerade Linien, von diesen nach dem Meerbusen von Guinea gezogen, die kürzesten Verbindungsbahnen bilden würden, die von Nord nach Südwest diesen Theil von Afrika durchschneiden könnten. Deshalb betrachtet auch G. Nohls diese Gegend als ganz von der Natur zur Errichtung von Eisenbahnen bestimmt zwischen dem Mittelmeer und dem Innern von Afrika. Dem berühmten afrikanischen Reisenden zufolge könnte keine andere Bahn diese Verbindung vortheilhafter bewerkstelligen als diejenige, die von Tripolis aus nach Mursut und dann nach dem See Tschad gehen würde. G. Nohls unterwirft die Frage einer gründlichen Erörterung und sucht die großen Vorzüge zu beweisen, die eine solche Verbindung im Vergleich mit der von den französischen Ingenieuren und Geographen vorgeschlagenen zwischen Algier und Senegambien über Tuat und Tumbuktu besitzt. Es würde zu weit führen, die zwei verschiedenen Vorschläge näher zu prüfen, und ich erlaube mir hier nur meine persönliche Meinung ganz zu Gunsten des deutschen Gelehrten auszusprechen.

Endlich ist in der Zahl der vortheilhaften physischen Bedingungen, die Tunis auszeichnen, ebenfalls die Milde des Klimas und der Fruchtbarkeit des Bodens zu erwähnen. Tunis ist wärmer als Algier, denn dessen mittlere Jahrestemperatur beträgt 20,4°, die mittlere Wintertemperatur 13,2°, die mittlere Temperatur des Sommers 28,3°, die des Frühlings 18,3° und die des Herbstes 20,4°.

Was die Fruchtbarkeit des Bodens betrifft, so ist sie heute der schwachen Bevölkerung wenig nützlich, die nur anderthalb Millionen beträgt, während sie unter der römischen Herrschaft zwanzig Millionen zählte. Schöne Wälder bekleideten die jetzt vollkommen nackten Landschaften und nahmen mit solcher Raschheit ab, daß

\*) Travels in the footsteps of Bruce, p. 144.

Gegenden, die vor etwa einem Jahrhundert der englische Reisende Bruce noch als ziemlich bewaldet bezeichnete, keinen einzigen Baum mehr enthielten, als Oberst Mayfair sie vor Kurzem besuchte.

Nach Plinius war Byfacium, jetzt eine dürre Wüste längst dem Meeresufer von Chabes gelegen, der fruchtbarste Theil dieses Landes. Er meldet uns, daß der Verwalter (procurator) von Byfacium dem Kaiser Augustus einen Weizenstod über sandte, 400 Stengel enthaltend, alle aus einem einzigen Korn (ex uno grano) entsprossen, und daß Nero aus derselben Provinz einen anderen mit 355 Stengeln erhielt (CCCLV stipulos ex uno grano). Plinius fügt hinzu, daß diese Thatfachen in officiellen Berichten verzeichnet worden sind. Varro bestätigt die Aussagen des Plinius und sagt, daß in Byfacium gewöhnlich ein Scheffel Korn hundert Scheffel giebt. Endlich muß Byfacium noch im VI. Jahrhundert gut angebaut gewesen sein, denn in seiner Erzählung des Zuges Belisar's durch einen Theil dieses Landes beschreibt Procopius die Gegend zwischen Ardrumet und Carthago als wohl angebaut und von Obstbäumen strotzend. Vielleicht waren die berühmten Hesperiden-Gärten in der Cyrenaica, südlich von der Stadt Verence (das heutige Bengazi) gelegen, noch nicht ganz zerstört, denn der Dichter Claudianus, der am Ende des V. Jahrhunderts lebte, erwähnt noch dieselben.

Trotz des elenden Zustandes des Landes ist der Boden von Byfacium auch noch jetzt fähig, die von Plinius bewunderten Wunderstöcke zu erzeugen, denn Sir Grenville Temple, ein schon veralteter, aber noch immer höchst belehrender englischer Reisender, erzählt\*), daß er in dieser Gegend in einem mit Gerste besäeten Felde ein Individuum pflückte (und zwar ohne Auswahl und ganz aufs Geradewohl), welches 97 Stengel enthielt, während die Eingeborenen ihm versicherten, daß Gerstenstöcke mit 300 Stengeln nicht selten wären.

G. Temple zufolge ist ein mit Korn gefüllter Saß (Corn-bag), wie ihn die englische Cavallerie gebraucht, vollkommen hinlänglich, hier eine Oberfläche von einem Hectar zu besäen, und er bemerkt, daß die Araber gewöhnlich beim Säen Sand den Körnern hinzufügen, um eine zu dichte Vegetation zu verhindern. Augenzeuge solcher wunderbaren Beispiele von Fruchtbarkeit, kann sich der englische Reisende nicht enthalten anzurufen: „Tunis in eine britische Colonie verwandelt, wird abermals ganz Europa zur Kornkammer dienen!“

Dies ist ein pium desiderium, worüber England wohl thäte, auch Frankreich zu befragen, wäre es nur deshalb, damit sich Frankreich endlich entschließen möchte, das zu thun, was man schon seit langer Zeit erkaunt ist, nicht ausgeführt zu sehen. Niemals fühlt man lebhafter dieses Erstaunen, als wenn man unmittelbar aus Algerien nach Tunis kommt, denn nie und nirgends hat die Natur inniger zwei Länder verbunden, welche menschliche Grillen von einander zu trennen sich erlaubten, das eine der Civilisation wiedergebend und das andere der Barbarei überlassend. Auch scheint Bone, auf der Grenze dieser zwei Schwesterländer liegend, die Grenze zwischen zwei ganz verschiedenen Welttheilen zu bezeichnen. Einerseits blühende Felder, belebt durch Städte und Dörfer, durch tief in die Wüste hineingreifende Wege, und längst denselben gastliche Häuser, ausschließlich für Reisende ausgestattet;

\*) Excursions in the Medit. Algeria and Tunis. Vol. II, p. 108—109.

andererseits findet man öde, baumlose Wüsten, während der Regenzeit kaum Reitern und zu Fuß Reisenden zugänglich; nirgends der geringste Zufluchtsort für den an eine gewisse Bequemlichkeit und Reinheit gewöhnten Fremden; mit einem Worte, ein paar Stunden auf derselben afrikanischen Küste zurückgelegt, sind hinlänglich ebenen Fußes in den beweglosen Orient der Vorzeit hineinzutreten, nachdem man die Schwelle dieses anderen modernen Orients überschritten hat, wo europäische Civilisation sich mit der Poesie des Orients verbunden haben.

Es ist unmöglich, nicht anzunehmen, daß dieser bedauernswürdigen Anomalie Gerechtigkeit widerfahren wird, durch die Vereinigung von Tunis mit Algerien, von welchem ersteres bloß eine Fortsetzung und Ergänzung ist. Es ist eine Frage der Menschheit, aber auch zugleich eine Frage französischer Interessen, denn Tunis würde Frankreich nicht nur mit einem Lande von außerordentlicher Fruchtbarkeit, sondern auch mit einem der schönsten Häfen des Mittelmeeres bereichern, nämlich dem von Biserta. Außerdem würde Frankreich sich in dem Bereich der syrtischen Meerbusen befinden, die, wie oben bemerkt, von der Natur bestimmt sind, die Verbindung mit den bevölkerteren und reichsten Gegenden Afrikas zu vermitteln. Endlich, wenn der großartige Plan von Koudaire wirklich in Erfüllung kommen sollte und es gelingt, den Meerbusen von Gabès tief in die Wüste zu leiten und so ein inneres afrikanisches Meer zu erzeugen,\*) ist es von der größten Wichtigkeit für Frankreich, daß der Eintritt in dieses innere Meer, wie auch in die Becken selbst, nicht in den Händen einer fremden Macht, sondern unter der unmittelbaren Obhut von Frankreich stehe, denn sonst würde, im Falle eines Krieges, der Meerbusen von Gabès eine offene Thüre für alle Feinde und Eindringlinge sein, während andererseits diese künstliche, so kostspielige Meeresbahn bald vollkommen versanden und in den Händen der Mohamebaner unbrauchbar würde.

In einem Zeitalter wie dem unseren, wo Annexionen jeder Art unter allen möglichen Vorwänden vollführt werden, kann die Anwendung dieses Verfahrens an Tunis, von Seiten der europäischen Mächte, keine Einwendung hervorrufen, die auch nur den geringsten Schein von Recht oder Consequenz hätte, denn wer würde wohl den Muth haben, solche Einwendungen auf die Unverletzbarkeit der Integrität des ottomanischen Reiches zu gründen, als dessen Vasall man den Bey von Tunis betrachten will? Gewiß geschieht dies nicht von jenen Mächten, die sich Bosnien, Herzegowina und Kypem unter unseren Augen einverleibt haben, oder die in zahlreichen Conferenzen die Zerstückelung der Türkei zu Gunsten Rumäniens, Bulgariens, Montenegros und Griechenlands dekretirt haben und nicht aufhören werden, zu dekretiren.

Und sollten auch Gründe, auf den Forderungen der Civilisation und des Fortschrittes fußend, nicht hinreichen, die Einverleibung von Tunis zu rechtfertigen, so hat doch Frankreich auch einen anderen, vollkommen unbestreitbaren Grund zu Gunsten dieser Maßregel geltend zu machen, nämlich das Recht, seine Besitzungen vor Angriffen unverantwortlicher rasloser Feinde zu schützen. Die um das Vorgebirge Hour (Cap Hour) etwa 15 km östlich von La Calle liegende

\*) Ich habe in meinem Werke: *Espagne, Algérie et Tunisie*, pag. 539—551, eine eingehende Erörterung dieser wichtigen in Aussicht gestellten Unternehmung gewidmet.



Gegend, welche die Grenze zwischen Algerien und Tunis bildet, ist von zahlreichen arabischen Stämmen bewohnt, unter anderen von den räuberischen Krumirs und Uchtalas, auf welche die tunesische Regierung nicht den geringsten Einfluß hat, und die, ihrer vollkommenen Straflosigkeit bewußt, unaufhörlich französische Schiffe plündern, ja, sogar dasselbe gegen ihre eigenen, anderen Stämmen gehörenden Landsleute ausüben.

Ein merkwürdiges Beispiel davon hatte sich während meines Aufenthalts in Algerien dargeboten. Schon sechs Monate vor meiner Ankunft in Tunis hatte ich in Algier von der frechen Plünderung eines französischen Schiffes durch diese räuberischen Araber gehört, aber erst in Tunis konnte ich das Ereigniß durch einen officiellen Augenzeugen erfahren, nämlich durch Herrn J. Cubitol, französischen Consul in Gulett. Dieser ebenso thätige als verständige Beamte erzählte mir, daß, als den 25. Januar 1878, ein großes französisches der Gesellschaft „Talabot“ gehörendes Dampfschiff an der tunesischen Küste, und zwar neben dem befestigten, mit einer tunesischen Garnison versehenen Schloß Bord-Djebid (etwa 12 km von der Grenze) strandete, eine Schaar von Araber sich wie hungrige Wölfe auf das Schiff stürzten und dasselbe angriffen. Als der französische Generalkonsul in Algier (M. Roustan) den Bey aufforderte, den unglücklichen Schiffbrüchigen schleunige Hilfe zu leisten, wurden 400 Mann abgefannt, die Herr Cubitol begleitete. Allein an Ort und Stelle angelangt, hatten der französische Consul wie die tunesischen Soldaten nichts anderes zu thun als stumme, beweglose Zuschauer der gräßlichen Plünderung zu sein, welche die Araber, deren Anzahl zu 5 bis 6 Tausend angewachsen war, nach Herzenslust betrieben, indem einer ihrer Anführer Herrn Cukifol freundschaftlich rieth, sich ja ruhig zu verhalten, bis das Geschäft vollzogen, da es sich nur darum handelte, die Beute unter den verschiedenen Stämmen zu vertheilen. Die einzige Gunst, die Herr Cubitol ersehen konnte, war das Versprechen, das Leben der Schiffsmannschaft zu schonen; auch wurde dieses Versprechen großmüthig gehalten, denn nach der vollendeten Ausplünderung und theilweiser Vernichtung des Schiffes wurde die Mannschaft ihrer Kleider beraubt und fast naßend dem französischen Consul überliefert.

Die tunesische Regierung konnte weder eine Entschädigung geben, die ihre Mittel überschritten, noch die Missethäter bestrafen, die ihre Macht öffentlich verhöhnten.

Frankreich wartete also großmüthig auf den Augenblick, wo es durch längere Duldsamkeit dem begründeten Vorwurf der Schwäche und Rücksichtslosigkeit gegen seine Rechte und Ehre sich aussetzen würde. Der Augenblick scheint gekommen zu sein, denn dieselben Stämme, die während meines Aufenthaltes in Algerien eine so ruchlose und für die französische Regierung so demüthigende Schandthat an der tunesischen Küste verübten, erlauben sich jetzt, auch den französischen Boden zu betreten. Möge dieser neue Ausbruch der so lange geduldeten Dreistigkeit dieser Räuber wenigstens den Vortheil haben, endlich Frankreich zu bewegen, einen Schritt zu thun, der seine providentielle Sendung in Afrika krönen und Tunis abermals zur Kornkammer Europas machen wird.

Wir schifften uns den 9. Juni 1878 nach Neapel ein und betraten Europa nach einem fast ein Jahr dauernden Aufenthalt in Afrika, wohin ich hoffe bald

zurückzukehren, um meine Studien in Tunis fortzusetzen, Studien, deren schon von mir errungene Ergebnisse nicht ohne Interesse sind, obwohl ich, wegen des mir zugemessenen beschränkten Raumes derselben hier nicht ausführlicher erwähnen konnte, die ich aber jedenfalls als gering betrachte in Vergleich zu der reichen Ausbeute, die mir dieses noch so wenig bekannte und so höchst interessante Land verspricht.

## Die Electricität im Dienste des Lebens.

Von  
D. Ludewig.

### II.

Jablochkoff vermied die Veränderung in dem Abstand der Kohlenspitzen in Folge der Abnutzung der beiden Pole überhaupt, sowie des stärkeren Verbrauchs an Kohle am positiven Pole dadurch, daß er Wechselströme verwendete, durch welche die beiden ziemlich dicht bei einander parallel laufenden und nur durch eine dünne isolirende Paste von einander getrennten Kohlenstäbchen gleichmäßig verbrennen, wobei die Isolirpaste durch die Hitze des Lichtes selbst entsprechend fortschmilzt, so daß immer zwei freie Kohlenspitzen in gleichem Abstände von einander bleiben. Zur Einleitung der Action muß der Stromkreis vollständig geschlossen sein, weshalb die beiden Spitzen anfänglich durch ein Stückchen leicht schmelzbaren Metalles leitend mit einander verbunden sind. Beim Eintritt des genügend starken Stromes schmilzt dieses Metallstückchen mit einem zischenden Geräusche fort und macht den Raum zur Entwicklung des elektrischen Lichtbogens frei, der nun gleichmäßig fort dauert bis beide Kerzen gleichmäßig verzehrt sind. Bei der Anwendung gleichgerichteter Ströme kann die Gleichmäßigkeit des Brennens auch durch eine entsprechende Verstärkung der Kerze am positiven Pole gesichert werden, wie es anfänglich geschah. Später erhielt jedoch die Einführung von Wechselströmen bei gleichgeformten Kohlenkerzen den Vorzug. — Ein Kerzenpaar wird in der Zeit von etwa  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Stunden verzehrt, und es wird, da in der Regel eine längere Dauer der Erleuchtung erforderlich ist, jede Lampe gewöhnlich mit vier Kerzenpaaren und mit einem Umschalter versehen, welcher nach dem Abbrennen jedes Kerzenpaares mit einem Griff die Einschaltung des folgenden Paares ermöglicht. Das Erforderniß dieser Manipulation bildet eine Schwäche des Systems, welche übrigens durch sicher wirkende, selbstthätige Umschalter auch überwunden wird.

Die Jablochkoff'sche Erfindung wurde zuerst während der Pariser Weltausstellung 1878 u. A. zur Beleuchtung des Opernhausplatzes und der grande avenue de l'opéra verwendet, und zwar mit durchschlagendem Erfolge. Allein diese Art der Beleuchtung leidet doch auch noch, abgesehen von dem nicht unbedeutenden Aufwand durch die isolirten Kohlenstäbe, an dem Uebelstande, daß alle in demselben Schließungskreise befindlichen Lampen versagen, wenn der Stromkreis durch einen Fehler oder ein Versetzen bei dem Einschalten eines neuen Kerzenpaares in einer Lampe momentan unterbrochen wird.

Siemens und Halske in Berlin, welche sich bei ihren ersten Einrichtungen zu elektrischer Beleuchtung in Deutschland auch der Jablochkoff'schen Kerzen bedienten,

haben später diesem Mangel abgeholfen, indem sie bei ihrer sogenannten Differenziallampe auf das frühere System, die Kohlenspitzen mechanisch im gleichen Abstände zu halten, zurückkamen, wobei sie aber in jeder Lampe neben dem Stromkreise der Kohlenspitzen noch eine Zweigleitung anbringen, welche niemals eine Unterbrechung erleidet. Diese wird zur Regulirung des Kohlenabstandes benutzt und macht gleichzeitig jede Lampe von der anderen völlig unabhängig, auch wenn beide von der gleichen elektrodynamischen Maschine gespeist werden. Eine eigentliche Theilung des elektrischen Lichtes wird allerdings auch durch diese Einrichtung nicht erzielt. —

Jeder elektrische Bogen giebt nämlich ein ungemein intensives Licht, welches dem von circa 50 Gasflammen gleich geachtet werden kann. Dies heißt jedoch keineswegs, daß man überall 50 Gasflammen zweckmäßig durch ein Kohlenlicht ersetzen kann. Fünfzig Gasflammen kann man in einem großen Raum vertheilen, so daß Hunderte von Personen auch zu feineren Arbeiten noch genügendes Licht finden, weil jede ihren Platz in der Nähe einer Gasflamme erhalten kann. Ein elektrisches Licht ist und bleibt an eine Stelle gebunden, und da bekanntlich der Lichteffect mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt, so wird ein elektrisches Licht für einen bestimmten Punkt denselben Effect, wie eine Gasflamme, bewirken, wenn es von diesem Punkte siebenmal weiter entfernt ist, als die Gasflamme. Bei größerer Entfernung von der elektrischen Leuchtquelle überwiegt die Wirkung der Gasflamme. Da nun wegen des großen Widerstandes in dem Stromkreise, welcher in dem nicht metallisch ausgefüllten Abstand der Kohlenstäbe von einander liegt, immer sehr starke Ströme erfordert werden, so kann auch selbst bei recht kräftigen Maschinen immer nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Lampen in demselben Stromkreise im Gange erhalten werden. Eine eigentliche Theilung des elektrischen Lichtes würde erst dann erreicht sein, wenn man eine große Anzahl von Lampen, jede von nur mäßigem Lichteffect in demselben Stromkreise leuchtend erhalten könnte, so daß jedes Licht etwa nur zur Erleuchtung eines Arbeitsplatzes genügt. Um dieses Ziel zu erreichen, muß auf eine oder die andere Weise der große, in der Trennung der Kohlenstäbe von einander beruhende Widerstand vermieden werden. Diese Absicht verfolgen die beiden nach ihren Erfindern benannten Systeme Werbermann und Edison, welche zur Beleuchtung nicht den brillanten elektrischen Bogen, sondern nur das bescheidene Glühlicht zu verwerthen trachten, welches bei starker elektromotorischer Kraft entsteht, wenn der Leitungskreis zwar nicht unterbrochen, an einer Stelle aber von einem weniger guten Leiter, wie sehr dünne Drähte, Kohlenstäbe u. s. w. geschlossen wird.

Werbermann erhält einen größeren Kohlencylinder mechanisch in schraubenförmiger Bewegung und läßt an diesem einen Kohlenstift schleifen, welcher durch ein Gegengewicht immer an diesen Cylinder herangedrückt wird. Sind beide in einen Stromkreis eingeschaltet, so tritt in diesem niemals eine völlige Unterbrechung ein, aber der größere Uebergangswiderstand genügt, um die Kohlenspitze ins Glühen zu bringen, und dieses Glühlicht soll zur Erleuchtung verwerthet werden. Von größeren Erfolgen ist bei dieser Erfindung noch nichts bekannt geworden.

Bei diesem System wird, wie bei jedem Glühen in der Luft, das glühende Material allmählig verzehrt; was durch das Nachschieben der Kohle mittels Gegengewicht oder auch durch federnde Vorrichtungen unschädlich gemacht werden soll. Edison will diesem Mangel dadurch begegnen, daß er den in den Stromkreis ein-

geschalteten, zum Glühen bestimmten Gegenstand in eine luftleer gemachte Glasglocke einschließt. Im luftleeren Raume verzehrt sich das Material gar nicht; da ein solcher aber absolut nicht herzustellen ist, so ist richtiger zu sagen, im stark luftverdünnten Raume geht die Verzehrung nur sehr langsam vor sich. In Menlo-Park sollen mit Platin, mit verkohlten Papierstreifen u. s. w. glänzende Erfolge erzielt sein; mehrere Lampen, die der Verfasser zu beobachten Gelegenheit hatte, erzielten jedoch nur eine Brennzeit von 2 bis 5 — sage Minuten; danach verlöschten sie, weil das Glühmaterial, verkohltes Kartenpapier, verzehrt war und sich als feiner Kohlenstaub auf der Innenfläche der Glasglocke abgelagert hatte. Trotzdem soll die Möglichkeit, auf diesem Wege noch zu einem Erfolge zu gelangen, nicht bestritten werden; allein ehe die Gasactienbesitzer sich mit dem Verlust ihres Vermögens bedroht zu sehen haben, können sie ruhig erst diese Erfolge erwarten.

Jedenfalls ist es auch noch nicht an der Zeit zu einem abschließenden Urtheil über den Werth der verschiedenen Methoden der elektrischen Beleuchtung, mit welchen Versuche im Großen überhaupt noch kaum stattgefunden haben, wenngleich sie im Einzelnen schon vielfach in Fabriken, Empfangshallen, Sälen, selbst Magazinen und Läden, sowie auf Straßen und Plätzen in Anwendung gekommen sind. Auf der Pariser elektrischen Ausstellung werden die Concurrenten Gelegenheit finden, ihre Leistungen, bei denen neben dem Effect im Ganzen, wie im Einzelnen, doch auch die Kosten für die Einrichtung und Unterhaltung der Anlage von wesentlicher Bedeutung sind, der allgemeinen Beurtheilung vorzuführen. Inzwischen geht man jetzt auch in London mit einem vergleichenden Experiment in größerem Maßstabe vor, indem drei Straßenstrecken, die eine in der Nähe der Blackfriars-Brücke in Ludgatehill und Cheapside bis zur Kingstreet, die andere über Cheapside, Poultry, Mansionhouse, Kingwilliamstreet, London-Bridge u. s. w. und die dritte endlich südlich hiervon in Queen Victoriastreet, Southwark u. s. w. nach drei verschiedenen Systemen längere Zeit hindurch allabendlich elektrisch erleuchtet werden sollen. Auf diesem Wege wird es sich feststellen lassen, ob die elektrische Straßenbeleuchtung auf die Dauer die genügende Sicherheit und den entsprechenden Effect ohne übermäßigen Aufwand bietet, und welches System den Vorzug verdient.

Neben den bisher besprochenen Anwendungen der Electricität, welche die ganze Bevölkerung mehr oder minder direct berühren, erweitern sich die auf elektrischen und elektromagnetischen Vorgängen beruhenden Einrichtungen von Tag zu Tag in den einzelnen mehr im Stillen wirkenden Gewerbs- und Industriezweigen. Die Galvanoplastik nimmt in dem Kunstgewerbe und in der Metallindustrie schon einen breiten Raum ein, die Elektrolyse, die Eigenschaft des galvanischen Stromes, die chemischen Verbindungen in ihre Bestandtheile zu zerlegen und daher werthvolle Stoffe aus solchen auszuscheiden, wird im Hütten- und Montanbetriebe, beispielsweise um das Kupfer aus dem Kupfervitriol niederzuschlagen, schon in großem Maße verwertbet. U. A. stehen in dem königlichen Hüttenwerke in Dier i. S. drei dynamoelektrische Maschinen im Betriebe, von denen jede den Strom für 10 bis 12 große Niederschlagszellen liefert. In jeder Zelle werden in 24 stündigem ununterbrochenen Betriebe je 25 kg Kupfer genommen, so daß die Gesamtproduktion auf etwa 16 bis 18 Ctr. pro Tag gesteigert werden kann. In gleicher Weise stehen auch Maschinen zum Ausfondern der Eisenerze mit Hilfe des Magnetismus im

Hüttenwesen und ähnliche Vorrichtungen, welche die Reibungselektricität zur Entfernung der Kleie aus dem Mehl, sowie zur Sortirung des Mehles verwerthen, letztere namentlich in Amerika bei der Landwirthschaft im Betriebe.

Schon sehr bald nach dem Bekanntwerden des innigen Verhältnisses, in welchem Electricität und Magnetismus zu einander stehen, und nach Herstellung der ersten auf elektromagnetischen Vorgängen beruhenden Apparate gab sich vielfach das Bestreben kund, die neue Kraft auch auf eigentliche Kraftmaschinen und direct als Beförderungs- und Bewegungsmittel anzuwenden. Diesen Bestrebungen verdankt man zwar eine ganze Reihe neuer und geistvoll erfonnener Apparate und Maschinen; allein in die Praxis konnten dieselben doch so lange keinen breiteren Eingang finden, als die Erzeugung des galvanischen Stromes auf die Wirkung der in ihrem Verbrauch an Zink sehr kostspieligen galvanischen Batterien beschränkt war. Ob die schon oben erwähnten, durch Dampf und andere bewegende Kräfte betriebenen dynamoelektrischen Maschinen auch hierin eine Aenderung hervorbringen werden, läßt sich noch nicht mit Sicherheit behaupten; jedenfalls aber haben dieselben schon zu gelungenen Versuchen in dieser Richtung veranlaßt. Hierzu ist u. A. die elektrische Eisenbahn zu rechnen, welche zuerst auf der Berliner Industrie-Ausstellung 1879 von Siemens u. Halske in Betrieb gesetzt war und die Möglichkeit der Beförderung einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Menschen auf dynamoelektrischem Wege augenscheinlich nachgewiesen hat. Die treibende Kraft liegt bei dieser Einrichtung in einer stehenden dynamoelektrischen Maschine, deren Umwindungen durch die isolirt befestigten Schienen des Geleises und durch die Räder auf der rechten und linken Seite mit der Umwindung der unter den Treibwagen angebrachten secundären Dynamo-Maschine in leitender Verbindung stehen. Die Bremsung geschieht hierbei durch Stromunterbrechung, die Inbetriebsetzung durch Herstellung der leitenden Verbindung mittels einfacher Umschalter-Vorrichtungen.

In den letzten Wochen hat dieselbe Firma einen gleichartigen größern Versuch durch die Eröffnung einer elektrischen Eisenbahn von 2 bis 3 Kilometer Länge zwischen dem Bahnhof und dem Kadettenhause in Lichterfelde bei Berlin dem Publikum vor Augen geführt. Die stehende elektro-dynamische Maschine ist in dem auf der Mitte der Strecke befindlichen Maschinenhause der dortigen Wasserwerke untergebracht, während für die Schienenstraße zum größten Theil ein früher zu andern Zwecken aufgeführter Damm benutzt werden konnte. Die Abwesenheit des bei den Dampflokomotiven häufig so arg belästigenden Rauches, das geringe Geräusch der unter dem Wagen befindlichen Treibmaschine, sowie die Schnelligkeit und Sicherheit der Bewegung sowohl als der Arretirung, haben allgemeine Befriedigung hervorgerufen, und der Betrieb ging, so lange die Witterung trocken blieb, durchaus flott von statten. Da die Schienen jedoch ohne weitere Isolirung auf den in der Erde liegenden Holzschwellen befestigt sind, so treten doch, wie man von vornherein zu befürchten berechtigt war, bei feuchter Witterung Schwierigkeiten ein, die theilweise sogar zur Einstellung der Fahrten nöthigte. Die Isolirung der unmittelbar auf die Straßenbahn gestreckten Schienen genügte nicht, um den Strom in hinreichender Stärke durch die Treibmaschine zu leiten; die Erdfeuchtigkeit stellte eine zu kräftige Nebenschließung unmittelbar zwischen den Schienen her.

Die Schwierigkeiten, welche der Anlage ähnlicher Bahnen in Städten ent-

gegenstehen, liegen daher auch vorzugsweise in dem Erforderniß der Isolirung der Schienen, um den Treibwagen mit der stehenden Maschine in genügend leitender Verbindung zu erhalten. Es läßt sich dies niemals bei Straßenbahnen, sondern nur bei Hochbahnen nach Art der in Amerika ziemlich verbreiteten elevated railroads erreichen, welchen abgeneigt zu sein, so lange sie nicht absolut nothwendig werden, man den Bewohnern und namentlich den Hausbesitzern in einer Stadt nicht wohl verdenken kann. Ein desfalliges Project für die Friedrichsstraße in Berlin ist an dieser nicht unbegründeten Abgeneigtheit gescheitert. Es ist nunmehr aber die Rede von dem Versuch, die Elektrizität als Treibkraft für Wagen ohne Schienen auf gewöhnlichen Straßen zu benutzen, also etwa in Gestalt eines elektrischen Omnibus, bei welchem die Verbindung der primären dynamoelektrischen Maschine mit der Maschine unter dem Treibwagen durch Drähte, welche auf Stangen an der Seite des Weges befestigt sind und durch eine ähnliche gleitende Vorrichtung, wie sie für die Bewegung der Förderkarren bei Seilbahnen im Bergwerks- und Hüttenbetriebe schon vielfach im Gebrauch ist, hergestellt und erhalten werden kann. Ein derartiger Versuch in größerem Maßstabe in der Nähe von Berlin, auf freier Landstraße, wo die Stangen nicht geniren, ist in der Vorbereitung begriffen; wenn er wirklich noch zur Ausführung kommt, ist ihm jeder günstige Erfolg zu wünschen; seine Bedeutung für's Leben wird noch zu erweisen sein.

Ganz nieblich ist ferner die Anwendung der dynamoelektrischen Maschinen als Treibkraft für Aufzüge oder Fahrstühle (Lift's), wie solche in Gasthöfen und andern großen Gebäuden, namentlich auch auf Bahnhöfen, in Speichern und Magazinen u. s. w. vielfach auf hydraulischem Wege oder durch Dampf betrieben werden. Ein solcher Fahrstuhl ist angeblich schon 1878 in San Francisco von D. Field, in Europa 1880 auf einer Ausstellung in Mannheim an einem Aussichtsthurn, ebenfalls von Siemens u. Halske, zur Anschauung gebracht und betrieben worden. Die Rolle, welche bei der elektrischen Eisenbahn die Schienen übernehmen, die leitende Verbindung zwischen der primären feststehenden und der secundären, unter der Platte des Aufzuges befindlichen dynamoelektrischen Maschine herzustellen, ist hier einer der Höhe des Aufzuges entsprechenden eisernen Zahnstange und zweien über Rollen geleiteten Drahtseilen mit Gegengewichten zugetheilt. Die elektrodynamische Maschine unter dem Fahrstuhl setzt zwei Zahnräder in Bewegung, welche in die beiden Seiten der Zahnstange eingreifen und ihre Last gewissermaßen sanft auf und abklettern lassen.

Die erwähnten und andere ähnliche auf die Wirkung der Elektrizität basirte Vorrichtungen noch weiter zu verfolgen, würde die Ueberschreitung des hier verstateten Raumes bedingen. Eine ganz specielle und eigenartige Verwerthung der Elektrizität muß aber noch, wenn auch nur kurz, angedeutet werden, wenn es sich um deren Anwendung im Dienste des Lebens handelt, weil sie unmittelbar zu dem animalischen Lebensproceß in Beziehung tritt. Wenn es auch noch nicht gelungen ist, genau nachzuweisen, inwiefern der Ablauf des Lebensprocesses und das Nervenleben wirklich auf elektrischen Vorgängen beruhen, jedenfalls sind die Nerven sehr empfänglich für elektrische Reizungen, wie u. A. bei den vielfach recht schauerlichen Experimenten mit den Leibern eben hingerichteter Verbrecher festgestellt worden ist, und wie jeder an sich selbst erfahren kann, wenn er seinen Körper durch Berührung

der Polenden in einen elektrischen Stromkreis einschaltet. Zur Beseitigung von Nervenleiden, Neuralgien, Rheumatismen u. s. w. wird deshalb auch die Electricität in der Form von Batterieströmen sowohl, wie mittels Inductionsmaschinen vielfach mit gutem Erfolg applicirt. Alle diese Anwendungen bilden jedoch ziemlich starke und selbst rohe Eingriffe in die natürlichen Vorgänge des Lebens. Ganz unscheinbar, aber deutlich wirksam, erweist sich häufig eine kleine Batterie, in welcher der Körper selbst an der Erregung des Stromes Theil nimmt. Das kleine Instrument besteht aus einem Zink- und einem Kupferplättchen, etwa in der Größe eines Markstückes, welche durch einen angelötheten Kupferdraht leitend mit einander verbunden sind. Werden diese Plättchen beispielsweise bei nervösem Kopfschmerz an die beiden Schläfen gelegt, wobei sich die Wirkung noch durch Unterlegen zweier mit Salzwasser angefeuchteter Stückchen Löschpapier erhöht, dann entstehen auf der Haut rothe Flecken, oft sogar kleine Pusteln und unter dieser sonst ganz unmerklichen sanften Einwirkung der Electricität wird der Schmerz fast regelmäßig wesentlich gelindert.

In der Chirurgie findet die Electricität noch Anwendung bei feinen Operationen an blutreichen Theilen des menschlichen Körpers, wie z. B. an den Drüsen im Munde, wo die Unterbindung auf Schwierigkeiten stößt. Man bedient sich hierbei feiner Platininstrumente, welche im geeigneten Zeitpunkt durch den Strom außerordentlich schnell glühend gemacht werden und den kranken Theil, wenn auch nicht schmerzlos, so doch sicher, schnell und unblutig beseitigen.

Höchst interessant sind noch die in der letzten Zeit erst auf die Tagesordnung gelangten Experimente, um einzelne Theile im Innern des lebenden Körpers behufs ärztlicher und zahnärztlicher Untersuchung mittels elektrischen Glühlichtes zu erleuchten, so den Mund, die Rachenhöhle, den Schlund und selbst die Blase u. s. w. Die in den Glühzustand durch den galvanischen Strom zu versetzenden Drähte sind dabei, wo erforderlich, um Beschädigungen durch Verbrennen zu vermeiden, in feine Glasröhrchen eingeschmolzen. Diese werden mit den geeigneten Instrumenten (Katheter, Sonden) verbunden, welche außerdem für die der directen Besichtigung entzogenen Höhlungen noch kleine Spiegel enthalten, die dem Beobachter gestatten, von außen die beleuchteten, durch den Spiegel reflectirten inneren Theile zu inspiciren. Ueberaus raschend ist die Anwendung des elektrischen Lichtes, welches mit Hilfe einer Magensonde in dem Magen eines in einer Glasschale schwimmenden Fisches erzeugt wird. Der Fisch erscheint dabei, ohne irgend Zeichen von Schmerz und Unbehagen zu äußern und ruhig herumschwimmend, beinahe völlig transparent und lichtausstrahlend.

Die Aufnahme der elektrischen Vorgänge und Vorrichtungen in den ärztlichen Apparat hat zweifelsohne noch eine bedeutendere Zukunft; immer aber werden auch die Operationen und Manipulationen einen durch das Erforderniß der Fachkenntniß und Kunstverständigkeit beschränkten Kreis nicht überschreiten; es verdienen aber noch einige andere Anwendungen hier erwähnt zu werden, welche zwar auch nicht den Anspruch auf allgemeine Theilnahme erheben können, wie die Telegraphie, die elektrische Beleuchtung u. s. w., die aber doch nicht nur die Vorkommnisse in einzelnen Gewerbs- und Industriezweigen, sondern auch allgemeine Lebensverhältnisse näher berühren.

Bei den Wasserversorgungsanstalten, welche in neuerer Zeit für größere und kleinere Städte zur Nothwendigkeit geworden sind, verlangen die Vereinfachung und Sicherheit des Betriebes Vorrichtungen, welche den Verwaltungsbeamten in seinem Bureau oder den Maschinisten auf der Pumpstation in den Stand setzen, sich jeden Augenblick in Kenntniß von dem jeweiligen Wasserstande in dem mehr oder weniger fern gelegenen Wasserbehälter zu erhalten. Rein mechanische Vorrichtungen genügen hier nur dann, wenn die Räume, zwischen welchen die Communication stattfinden soll, nicht weit von einander entfernt sind. Für weitere Entfernungen hat man elektrische Wasserstandszeiger construirt.

Bei dem neuerdings von Fein in Stuttgart angegebenen Wasserstandszeiger wird die Auf- und Abbewegung eines Schwimmers mittels einer Kette mit Gegengewicht auf ein Kettenrad und ein auf derselben Achse befindliches Contactrad übertragen, welches jedesmal einen metallischen Contact herstellt, wenn der Schwimmer sich mit dem Wasserspiegel um eine bestimmte Größe hebt oder senkt. Das Niedlichste bei der ganzen Einrichtung ist nun das, daß je nach dem Kettenrad, Contactrad und Achse sich beim Steigen und Fallen des Wassers in der einen Richtung oder in der anderen rechts oder links herum bewegen, die durch das Contactrad in Thätigkeit kommende Batterie durch zwei Contactfedern mit zwei verschiedenen, an den Beobachtungsort hinführenden Leitungen in Verbindung tritt und hierdurch nach Bedarf auf zwei verschiedene Elektromagneten einwirkt, welche die Bewegung eines und desselben Weisers rechts oder links herum regeln und sonach das Auf- und Abschwanken des Wasserspiegels ersichtlich machen.

Auch Siemens und Halske in Berlin haben verschiedene Formen von Wasserstandszeigern, die erste schon 1866 construirt, welche auf der Anwendung von Magnetinductoren beruhen. Neuerdings haben dieselben unter Benützung der bei dem Siemens'schen Zeigerapparat früher angewendeten Vorrichtung zur Selbstunterbrechung noch andere Formen angegeben, von welchen die eine den Wasserstand nur dann markirt, wenn derjenige, welcher ihn zu wissen wünscht, auf einen Knopf drückt, während die andere Gattung die Anzeige continuirlich erstattet, je nachdem der Wasserspiegel um ein gewisses Maß gestiegen oder gefallen ist.

Bei einem dritten von Ferrini in Mailand angegebenen Wasserstandszeiger soll der Widerstand des zwischen dem Wasserspiegel und dem Beobachtungsorte hergestellten elektrischen Stromkreises dadurch geändert werden, daß eine am Endpunkte der Leitung angebrachte Spirale mehr oder weniger tief in das Wasser eintaucht. Durch geeignete Vorrichtungen, beispielsweise nach dem System der Wheatstone'schen Brücke, läßt sich die durch das verschiedene Eintauchen der Metallspirale bewirkte Widerstandsänderung von einem am Beobachtungsorte befindlichen Rheostaten leicht ablesen und durch Rechnung oder Hülftabellen zur Bestimmung der Wasserhöhe verwerthen. Mit der letztgedachten Einrichtung werden sich praktische Resultate überhaupt schwerlich erzielen lassen; auch die anderen Einrichtungen ähnlicher Art sind wohl mehr auf mäßige Entfernungen und die weniger stürmischen Verhältnisse künstlich gespeister Wasserbassins berechnet. Die überschwänglichen Hoffnungen, die man namentlich in französischen Fachschriften in Bezug auf die schnelle Mittheilung der Wasserverhältnisse in den oberen Flußgebieten nach niedriger gelegenen Orten an dieselben knüpft, werden wohl noch lange auf Verwirklichung harren müssen.



Erklärlich sind dahinzielende Wünsche, wenn man der Verheerungen gedenkt, welche noch in dem letzten Jahrzehnt in Frankreich u. A. im Gebiet der Garonne, in Ungarn in Szegebin, in Oberschlesien durch die Oder u. s. w. angerichtet worden sind. Allein Abhülfe auf bloß mechanischem Wege wird sich schwerlich erzielen lassen. Bei weitem erfolgreicher sind in dieser Hinsicht die Maßregeln, welche beispielsweise für die Flußgebiete des Rheins, der Elbe, Oder und Weichsel getroffen worden sind, und welche nur die schleunige Verbreitung sachgerechter Beobachtungen im oberen Flußgebiet in den tiefer gelegenen Orten mittels der vorhandenen Telegraphen bezwecken. Mechanische Vorrichtungen können, wenn überhaupt, nur das Steigen und Fallen des Wasserpiegels anzeigen; die Wassergefahr hängt aber noch von vielen anderen Umständen und namentlich von der Bewegung des Eises in den Flüssen, von den sonstigen Witterungsverhältnissen, von der Menge des fallenden Regens u. s. w. ab. Dies läßt sich nur durch kunstgerechte Beobachtungen feststellen und durch Worte ausdrücken. Deswegen werden die fortlaufenden Beobachtungen des Strombaupersonals in den betreffenden Gebieten, sobald eine bestimmte Pegelhöhe erreicht ist, in Telegrammen an alle interessirten Orte mitgetheilt und, wo erforderlich, durch Boten und Staffetten an die den Telegraphen noch entbehrenden Orte weiter befördert. Rechtzeitig gewarnt — denn Wasser und Eis brauchen doch Stunden und Tage, um sich auf weitere Strecken fortzubewegen, — wird dadurch der Bevölkerung in der Niederung die Möglichkeit geboten, die Deichwachen auszustellen, Verstärkungsmittel bereit zu halten, der Gefahr ausgesetzte Vorräthe nach höher gelegenen Orten zu bergen, oder wie an der Einlage bei Tiegenhof und Jungfer, die Deiche abzugraben, um das Wasser durch Ableitung in ein seeartiges Becken seiner Gefährlichkeit zu entkleiden. Freilich treten häufig genug die Naturgewalten mit solcher Macht und solchem Ungestüm auf, daß sie auch die bestvorbereiteten Schutzwehren der Menschen vernichten und sich in ihrem Verderben bringenden Laufe nicht hindern lassen; allein in den meisten Fällen läßt sich die rohe Naturgewalt doch durch vernünftige Vorsicht und Organisation in gewisse Schranken bändigen, und hier erscheint die Electricität als hülfreiche Himmelstochter, deren Schnelligkeit, dem Wasseranstorm voraneilend, die Möglichkeit bietet, die Mittel zur Abwehr, mindestens aber zur Abwendung leiblicher Gefahr in Bereitschaft zu setzen.

Auf einer ähnlichen Organisation nur in viel größeren Dimensionen beruht ein Theil der Thätigkeit der deutschen Seewarte in Hamburg, welche, aus einer local Hamburgischen Einrichtung hervorgegangen, sich nach der Gründung des deutschen Reiches zu einer unter der Kaiserlichen Admiralität stehenden Reichsinstitution herausgebildet hat. Wie schon aus der beigelegten Firma „Seewarte“ hervorgeht, verdankt das Institut vorzugsweise den Bedürfnissen und Erfordernissen des Seewesens sein Entstehen. Es ist aber schon seit längerer Zeit unter der rastlosen, umsichtigen und hingebungsvollen Thätigkeit seines Leiters Neumeier mit Erfolg bestrebt, auch den Landbewohnern die Vortheile seiner Existenz zu Gute kommen zu lassen.

Vorzugsweise bei der Schifffahrt, jedoch auch bei den meisten der übrigen Beschäftigungen und Thätigkeiten, welche sich nicht auf das Innere des Hauses beschränken, ist der Mensch abhängig oder mindestens stark beeinflusst von den ihn umgebenden Witterungszuständen. Das Klima, die Resultante und das mittlere

Ergebniß aller Witterungszustände während eines längeren Zeitraumes, hat nicht zum geringsten Theile die Arbeitsfähigkeit und Thatkraft der Bewohner der gemäßigten Zone begründet, durch welche sie sich auf die höchste Stufe menschlicher Kultur erhoben und mehr oder minder zu Herren des ganzen Erdballs gemacht haben. Aber auch in dem Thun und Lassen von heute auf morgen ist das Wetter immer von Einfluß, theils förderlich, theils hemmend. — Die Möglichkeit, die Witterung der folgenden Tage vorherzubestimmen, um sich darnach einzurichten, liegt daher schon seit alter Zeit in dem allgemeinen Wunsche. Es hat jedoch langer Zeiten, der andauerndsten systematischen Beobachtungen und Studien bedurft, um die Naturgesetze nur einigermaßen zu erkennen, nach welchen sich Schlüsse und Folgerungen ziehen lassen, die einen größeren Werth haben, als die früheren Wetterprophезeigungen des hundertjährigen Kalenders und die auf persönlicher Erfahrung beruhenden Aussprüche alter Schäfer, Schiffer und Jäger. Wollte man die Entwicklung im Einzelnen verfolgen, dann müßte man eine Geschichte der Meteorologie mindestens von Humboldt an schreiben, der zuerst den geistvollen Gedanken faßte, die Isothermen, Isotheren und Isochimenen in seine Kugelkarte einzutragen; man müßte die Gründung und allmähliche Ausbreitung der meteorologischen Stationen verfolgen, deren Verdienst unwandelbar mit dem Namen Dove verknüpft ist. Im Anfang stießen von den verschiedenen Orten die Nachrichten über die täglichen Beobachtungen in Bezug auf Temperatur, Luftdruck, Windstärke und Windrichtung, Wassergehalt der Luft, Wolkenbildung u. s. w. nur in längeren Zeiträumen bei der von Dove gebildeten Centralstelle zusammen. Bald aber wurde auch hier der Telegraph dienstbar gemacht, um wenigstens einen Theil der Beobachtungen täglich zu sammeln und lebendig als solche zu veröffentlichen. Unzweifelhaft war diese anfängliche Beschränkung auf die Mittheilung nackter Thatfachen sehr weise und einem wissenschaftlichen Vorgehen und Verfahren angemessen. Allein diese täglich in den Zeitungen erscheinenden Zahlentabellen hatten demnach auch nur geringen Werth und verloren sehr bald ein allgemeineres Interesse. — Die täglich eingehenden Nachrichten wurden indessen immer mehr zweckmäßig ausgedehnt und geordnet; Beobachtungsorte, welche sich als minder einflußreich herausstellten, wurden ausgeschieden, andere in das Netz hereingezogen, und so gelang es nach und nach, diejenigen Factoren festzustellen, aus welchen sich wissenschaftlich begründete Schlüsse auf die Gestaltung des Wetters ziehen lassen. Diese Gestaltung hängt in jeder Localität von dem Zusammenwirken einer Summe von Ursachen ab, welche in den verschiedensten Richtungen und in weiten Entfernungen liegen und sich der Einzelbeobachtung absolut entziehen. Ihre Wirksamkeit aber äußert sich so schnell, daß nur die Electricität das Mittel bietet, den Wirkungen vorauszuweisen. Die ersten Versuche zu den Vorausbestimmungen des Wetters, den s. g. Wetterprognosen, wurden in den Vereinigten Staaten Nordamerikas gemacht und durch ihre Bewährung erlangten sie schnell eine solche Popularität, daß das ganze Beobachtungssystem unter Anwendung sehr erheblicher Kosten eine umfassende Organisation erhielt, an deren Spitze bis an sein Lebensende ihr Schöpfer, der erst vor Kurzem gestorbene General Mejer, gestellt blieb. Die deutsche Seewarte beschränkte sich in ihren Voraussagungen lange Zeit darauf, sogenannte Sturmwarnungen nach den Seeplätzen der Ost- und Nordsee zu erlassen, wenn starke Veränderungen in den meteorischen Verhältnissen,

die sich leichter beurtheilen lassen, den Eintritt von Stürmen wahrscheinlich machten. Diese ergeben auch jetzt noch nach Bedarf an alle bedrohten Küstenplätze und setzen namentlich die in ihren leichten Booten von der Gefahr am meisten bedrohten Küstenfischer in den Stand, durch Verschiebung der beabsichtigten Ausfahrt der Gefahr zu entgehen. Selbst in den Häfen der Ostsee kommen ja noch häufig genug Unglücksfälle vor, durch welche viele Familien und ganze Ortschaften der Familienväter und Ernährer beraubt werden. Dort namentlich läßt sich hoffen, daß rechtzeitig und in angemessener Höhe aufgehitzte Sturmsignale in Zukunft die Bedrohten von der Arbeit auch noch früh genug in den sicheren Hafen zurückrufen und den trübheligen Verlust an Menschenleben vermindern werden. Seit etwa zwei Jahren beschränkt sich aber die deutsche Seewarte nicht mehr auf die bloßen Sturmwarnungen, sondern sie giebt neben ihren thatsächlichen Angaben über die meteorischen Verhältnisse an den Beobachtungsorten auch noch regelmäßige Prognosen für den folgenden Tag heraus. Auf längere Zeit lassen sich die Voraussetzungen nicht ausdehnen, weil die bestimmenden Verhältnisse selbst zu rasch wechseln und unbestimmt, vielleicht auch noch nicht genügend erkannt sind. In dieser Beschränkung aber hat die Seewarte doch gleich von Anfang an über siebzig Procent Treffer verzeichnen können und sind diese jetzt schon auf achtzig Procent gestiegen. Wenn man hiernach auch nicht mit absoluter Sicherheit auf das Eintreffen der von Hamburg aus vorausverkündigten Witterung rechnen kann, so wird doch der in seinen Arbeiten, namentlich während der Heu- und Getreideernte, mehr wie jeder andere Stand, von dem Wetter abhängige Landmann in vielen Fällen sich nach den ihm zugehenden Witterungsberichten richten und Nachtheile vermeiden, indem er den Umständen entsprechend die vorzugsweise bedrohten Arbeiten beschleunigt oder aufschiebt. In ähnlicher Weise kann Jeder, er möge sich aus Beruf oder zum Vergnügen im Freien bewegen, sein Thun zweckmäßig regeln. Nach dem Vorgang der Seewarte haben sich dieselben Zwecke verfolgende, mehr private und local beschränkte Einrichtungen an mehreren anderen Orten, wie in Leipzig, Göttingen, Köln u. s. w., ausgebildet, welche die ihnen zugehenden allgemeinen Nachrichten der Seewarte durch locale Beobachtungen vervollständigen und für einen kleineren Bezirk noch eingehender verarbeiten. Alles dies ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß die Sache ein allgemeines Interesse hat; allein man muß sich doch hüten, den wirklichen Nutzen und das wahre Bedürfnis, die sich nur auf einzelne Kreise beschränken, zu überschätzen. Vielfach entspringt das Interesse der Neuheit der Sache und der Neugierde und sieht sich an, wie ein in die Mode gekommener Sport.

Die Erforschung und Vorherbestimmung der Witterungsverhältnisse, wie in Europa überhaupt, so auch speciell in Deutschland, würde übrigens noch zuverlässigere Resultate liefern, wenn sie die täglichen Zustände über dem atlantischen Ocean und namentlich über dem westlichen Theile desselben in Betracht ziehen könnte. Leider aber fehlen dort Inseln, die als Beobachtungspunkte eingerichtet und mit dem Telegraphennetz in Verbindung gebracht werden könnten. Um diesem natürlichen Mangel in Etwas abzuhelpen, rüstet die Seewarte die Schiffe, deren Aheber und Capitaine sich dazu bereit erklären, mit den geeigneten Instrumenten aus, damit diese täglich während der Fahrt ähnliche Beobachtungen machen können, welche, notirt und gesammelt, nach der Rückkehr in den Hafen bei der Seewarte zu vergleichen

Untersuchungen ein reichliches Material liefern. Auf diese Weise hofft man indirect auch den oceanischen Witterungsverhältnissen und Vorgängen näher auf die Spur zu kommen.

Ein anderer Zweig der Thätigkeit der Seewarte bezieht sich auf die Beschaffung guter und richtiger Schiffsuhren für die Schifffahrt und die wiederholte Vergleichung derselben bei der Rückkehr in den Hafen. In diesem Zweige ihrer Thätigkeit hat die Seewarte zwar Nichts mit der Telegraphie und der Electricität überhaupt zu thun. Dennoch wird der galvanische Strom auch hier zum Nutzen der Schifffahrt ausbelfend benutzt. Wichtig gehende Uhren sind für den Seeschiffer ein dringendes Erforderniß, weil wegen der steten Ortsveränderung des Schiffes Himmelsbeobachtungen allein nur zur Bestimmung der geographischen Breite genügen, während die Bestimmung der geographischen Länge nur durch Zurückgehen auf den Chronometer erfolgen kann. Leider können nun auf Schiffen wegen der fortwährenden Schwankungen Pendeluhren nicht angewendet werden, und man sieht sich zur Mitnahme von Federchronometern genöthigt, welche niemals so vollkommen gegen den Wechsel äußerer Einflüsse compensirt werden können, als die an demselben Orte verbleibenden Pendeluhren. Um so wichtiger ist es, sich stets über den wirklichen Gang der Schiffsuhren, über die regelmäßigen Abweichungen, sowie über die anzubringenden Correcturen orientirt zu halten. In der Regel werden deshalb die Schiffschronometer alsbald nach dem Einlaufen in einen Hafen, um von Neuem verglichen zu werden, einem Uhrmacher übergeben und, um sie den unvermeidlichen Stößen und Erschütterungen des Schiffes beim Beladen mit schweren und unhandlichen Gütern nicht auszusetzen, erst kurz vor der Abfahrt wieder an Bord genommen. Abgesehen davon, daß den betreffenden Uhrmachern häufig die ausreichenden Mittel zur Regulirung der eigenen Normaluhren selbst nicht zu Gebote stehen, kommen die Chronometer jedoch bei dem Transport vom Wasser auf das Land und von hier zurück auf das Schiff auch unter den Einfluß verschiedenartiger Zustände, und deshalb erscheint es sehr wünschenswerth, den Seeleuten auf dem Schiffe selbst noch ein Mittel zu bieten, um den Gang ihrer Uhr und vielleicht auch die Sorgfalt des in Anspruch genommenen Uhrmachers einer Nachprüfung unterwerfen zu können.

Hierdurch wurden die Engländer schon in den ersten dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts zur Aufrichtung sogenannter Zeitbälle veranlaßt, unter welchen hohe Gerüste zu verstehen sind, mittels deren täglich zu bestimmten, auf die Secunde innegehaltenen Zeiten für die Schiffe im Hafen und auf der Rhebe sichtbare Signale gegeben werden, damit diese den Gang der Chronometer an Bord darnach kontrolliren und regeln können. Die Signale bestehen in dem plötzlichen Zusammenklappen großer Ballons auf der Gerüsthöhe oder in dem Fall eines solchen Ballons von der Spitze herunter an einer Leitstange. Die Auslösung der Hemmungen, nach welcher das Signal erfolgt, wird überall gleichmäßig nach einer Pendeluhr mittels des elektrischen Stromes bewirkt; in England, auch in Amerika ist die Contactvorrichtung zur Erzeugung des elektrischen Stromes vielfach auf die astronomische Uhr einer Sternwarte selbst übertragen, damit Beobachtungsfehler nach Möglichkeit vermieden werden. Selbst bei geübten Beobachtern sind Differenzen von Zehnteln von Secunden und größere nicht zu vermeiden. Solche Fehler werden nun allerdings vermieden, wenn der Uhr selbst die Signalisirung im rechten Augenblick übertragen

wird. Dagegen erwachsen hierbei wieder andere Uebelstände dadurch, daß längere elektrische Leitungen von der Sternwarte bis zu dem Zeitball erforderlich werden, deren Verbindung auf den Zwischenstationen nicht selten veräußert wird, und die außerdem noch Störungen unterliegen, welche die Verfassung des Dienstes an den Auslösungen, wie bei den elektrischen Uhren bewirken. In Deutschland sind durch die Reichsregierung in den letzten Jahren auch Zeitbälle an verschiedenen Hafenorten, wie in Cuxhaven, Bremerhaven, Neufahrwasser, Swinemünde, eingerichtet worden, und für diese deutschen Zeitbälle ist die Auslösung des Signalwertes den nahe gelegenen Reichstelegraphenstationen am Orte übertragen, so daß dadurch die Benutzung längerer Telegraphenleitungen ganz vermieden wird. Dagegen sind die Bedienungsanstalten mit guten, gegen Temperatur und Luftdruckveränderungen sorgfältig compensirten Pendeluhren versehen, welche nach Bedarf von den nächstgelegenen Sternwarten aus controlirt und regulirt werden. Hierbei ist man allerdings auch auf längere Telegraphenleitungen angewiesen; allein eine augenblickliche Veräußerung kann leicht nachgeholt werden, weil man nicht an die Minute gebunden ist, und außerdem sind die Uhren an den Signalorten so regelmäßig im Gang, daß selbst der Ausfall einer oder mehrerer Regulirungen erhebliche Fehler noch nicht verurthacht. Die Auslösung des Zeitballs selbst zur bestimmten Secunde nimmt nur eine ganz kurze Anschlußleitung in Anspruch, welche den Dienst nur selten versagt. Im Allgemeinen arbeiten die Einrichtungen an den deutschen Küsten mindestens ebenso prompt und sicher, wie die gleichartigen Institute des Auslandes. Der Ball wird einige Minuten vor der Fallzeit, um die Aufmerksamkeit der Beobachter zu erregen, auf halbe, demnächst auf ganze Höhe gezogen und im richtigen Augenblick zum Fallen gebracht. Dies geschieht täglich zweimal und zwar wie ziemlich überall, so auch in Deutschland, um Mittag nach Ortszeit der Signalstation und um Mittag der Greenwicher Sternwarte. Nach dem Meridian der letzteren wird in der Regel auf See gerechnet, und das zweifache Signal ist ein treffliches Mittel, um die Seeschiffe selbst den Gang ihrer Uhren und die Pünktlichkeit der Bedienung des Zeitballes controliren zu lassen. Die Zeitbälle finden sich jetzt außer in Deutschland und England, dort u. A. auch am Trafalgar Square in London, nicht für nautische Zwecke, sondern lediglich zur Bequemlichkeit der Bewohner der Themsestadt, auch in Amerika in New-York und selbst in Java im Kampong (District) Bodjong, westlich von dem Hafenplatz Anjer.

Mit Bezug auf die verschiedenen Ansprüche wegen der Priorität der Erfindung der Zeitbälle ist vor Kurzem in dem Archiv für Post und Telegraphie auf eine interessante Notiz hingewiesen worden, welche uns Göthe in seiner Schweizerreise von 1797 unterm 28. August aus Heilbronn hinterlassen hat. Er erzählt, daß er dort am Abend auf den Wartberg mit der Warte gefahren sei und fährt dann fort: „Oben auf dem Thurme steht ein hohler, mit Kupferblech beschlagener, großer Knopf, der zwölf bis sechszehn Personen zur Noth fassen könnte. Diesen konnte man ehemals mannhoch in die Höhe winden und ebenso unmittelbar wieder auf das Dach herablassen. So lange der Knopf in der Höhe stand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; sobald er niedergelassen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe wegen konnte man ihn überall erkennen, und dieses dauernde sichtbare Zeichen war zuverlässiger, als das Zeichen der Glocke, das doch verlohrt

werden kann. Schade, daß dieses Denkmal alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen ist.“

Zu Göthe's Zeit war dieser Signaldienst, wie aus seiner Angabe hervorgeht, außer Gebrauch gekommen; später wurde er jedoch, wie in der angezogenen Zeitschrift nachgewiesen ist, wieder aufgenommen, bis der alte Knopf im Jahre 1868 abgenommen und zu dauernder Aufbewahrung im städtischen Archiv untergebracht wurde. — Offenbar lag dieser Heilbronner Einrichtung eine ähnliche Idee zu Grunde, wie den neueren Zeitballeinrichtungen, indem in beiden Fällen ein sichtbares Signal einen bestimmten Zeitabschnitt bezeichnen sollte. Die Heilbronner Feldarbeiter mögen wohl auch im Hinblick auf Mittagsruhe und Feierabend das Fallen oder Aufziehen des Knopfes oft mit derselben Ungebuld erwartet und mit ähnlicher Gewissenhaftigkeit beobachtet haben, wie die Schiffer auf der Rheide den neueren Zeitball um die Mittagsstunde betrachten; allein im Uebrigen kann dieser primitive Signaldienst kaum als ein Vorbild für die hohe technische Vollkommenheit und sorgsam pünktliche, astronomisch genaue Bedienung der heutigen Zeitbälle angesehen werden.

Wie leicht und schnell ein Bedürfniß — in dem vorliegenden Falle die Mitwirkung der Sternwarten für genaue Zeitangaben auf weite Entfernungen — sich weiter geltend macht, sobald die Mittel zu seiner Befriedigung vorhanden sind, zeigt sich noch darin, daß jetzt auch schon bedeutende Uhrenfabriken, beispielsweise in Sachsen, in der Schweiz u. s. w., in gewissen Zeitabschnitten von ferngelegenen Sternwarten direct telegraphische Zeitsignale erhalten, um danach den Gang ihrer Normaluhren zu controliren und die erzielte Genauigkeit in ihrem Fabrikationszweig weiter zu verwerthen. Daß heute Zeit Geld ist, dafür giebt es kaum einen deutlicheren Beweis als die stets fortschreitende Sorgfalt für richtige Zeitangaben.

Wo eine größere Anzahl von Menschen zum Zusammenwirken berufen ist, muß sich ihre Thätigkeit genau nach der Uhr regeln und die Uhr jedes Einzelnen muß die wahre Zeit auch richtig angeben. Leider aber sind die Uhren in der regelmäßigen Wirksamkeit ihres Mechanismus von so vielen Umständen abhängig, von der Temperatur, dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft, selbst von der Art, wie sie gebraucht werden, ob an demselben Ort verbleibend oder diesen in der Tasche des Besitzers fortwährend wechselnd, u. s. w., daß sie häufiger Regulirungen bedürfen. Diesem Bedürfnisse ist in ganz England in einer eigenthümlichen Weise Rechnung getragen, indem dort täglich von der Centraltelegraphenstation im General-Post-Office in St. Martin's le Grand auf die Secunde genau an die Abonnenten in London und in den übrigen Theilen des Landes ein elektrisches Signal auf den bloß zu diesem Zweck errichteten oder zeitweise verfügbar gemachten Telegraphenleitungen übermittelt wird. Die Gebühr für diese Dienstleistung beträgt je nach Umständen für ein tägliches um 10 Uhr Vormittags erfolgendes Signal, jährlich 12 bis 17, für ein tägliches Signal um 1 Uhr Nachmittags jährlich 27 bis 32 Pfund Sterl. d. i. also zwischen 240 und 640 Mark jährlich; sie ist demnach, und jedenfalls in der Absicht, der für den übrigen Telegraphenbetrieb ziemlich unbequemen Einrichtung keine übermäßige Ausdehnung zu bereiten, sehr hoch bemessen; in Deutschland, und wahrscheinlich auch in anderen Ländern, würden Theilnehmer unter so schweren Bedingungen kaum abonniren; wie es schon zweifelhaft ist, ob anderswo als in England, überhaupt die Bereitwilligkeit, für ähnliche beschränkte Leistungen

fortlaufende Beiträge zu zahlen, zu finden sein würde. Auf dem Continent haben sich dergleichen täglich regelmäßig sich wiederholende Zeitsignale nur für den dienstlichen Bedarf im Telegraphen- und Eisenbahnbetriebe selbst eingebürgert; dagegen wird hier in einzelnen Großstädten dem Bedürfnis genauer Zeitregulirung in anderer und gemeinnützigerer, nicht auf kostspielige Liebhabereien der Leute von übergroßem Einkommen berechneter Weise durch Aufstellung und Unterhaltung elektrischer Uhren Rechnung getragen.

Im Großen und Ganzen giebt es für die elektrischen Uhren zwei verschiedene Systeme. In dem einen Falle bildet der elektrische Strom, dessen Emissionen durch regelmäßiges Schließen der Stromkreise von einer astronomisch regulirten Central- und Normaluhr bewirkt werden, die eigentliche Triebkraft für die mit der Normaluhr verbundenen Zweiguhren, im anderen Falle sind auch letztere mit getrennten Gangwerken versehen, deren Lauf nur durch vereinzelte Stromsendungen von der Normaluhr in gewissen kurzen Zeiträumen regulirt wird. Die Uhrmacherkunst hat es in beiden Richtungen zu hoher Vollkommenheit gebracht, im Allgemeinen aber verdienen die Uhren der zweiten Gattung da den Vorzug, wo es auf längere Leitungen ankommt, welche sich nicht auf die Grenzen eines Etablissements, wie eines Bahnhofes oder einer Fabrik beschränken, sondern schon etwa das Reichthum einer großen Stadt umfassen, weil die galvanischen Batterien nicht recht zur Erzielung größerer Kraftleistungen geeignet sind, während sie zum Schließen und Lösen einfacher Hemmvorrichtungen sehr brauchbar erscheinen.

Ein derartiges System elektrischer Uhren ist seit einigen Jahren in Berlin zur Aufstellung gelangt, und es hat dadurch die bis dahin unumschränkte Oberherrschaft der früher einzigen bekannten Normaluhr an dem Akademiegebäude unter den Linden, dem Kaiserpalais gegenüber, wesentlich an Bedeutung verloren. Die elektrischen Normaluhren, bis jetzt sechs an der Zahl, werden von der Obnormaluhr auf der Sternwarte alle zwei Secunden in ihrem Gange regulirt, so daß die vollständige Uebereinstimmung mit der Sternwartenuhr gesichert ist. In Paris ist man dem Berliner Vorgange auch auf elektrischem Wege gefolgt, während in Wien der Versuch gemacht worden ist, auch auf diesem Gebiete die Electricität durch pneumatische Einrichtungen, wie bei der Rohrpost, zu ersetzen. Höchst eigenthümlich und interessant ist bei den Berliner Stadtuhren noch eine Einrichtung auf der Sternwarte, welche scherzhaft, aber sehr bezeichnend, das Uhrenlazareth benannt wird. Hat sich nämlich bei irgend einer der Zweiguhren trotz aller Vorsicht eine Unregelmäßigkeit im Gange eingeschlichen, daß sie vor oder nachgeht, dann wird diese von dem Normalregulator getrennt und mit einem anderen Regulator verbunden, dessen Gang durch Auslegen von Gewichten oder Erleichterung des Pendels etwas verlangsamt oder beschleunigt wird und sich durch die zweisecundlichen Regulirungen auf die leidende Zweiguhr überträgt, bis diese genügend zurückgehalten oder vorgetrieben ist, daß sie wieder dem Normalchronometer angehängt werden kann.

Die verschiedenen Kräfte greifen in den verschiedensten Industriezweigen in einander, und die verschiedenen Industriezweige greifen in die verschiedensten Lebensverhältnisse fördernd, gestaltend und umbildend ein. Je höher die Cultur der Menschheit sich entwickelt, um so größer und mannigfacher werden die Bedürfnisse der Menschen, weil sich ihnen die Mittel zu deren Befriedigung darbieten. Vielleicht bleibt es wahr,

daß der Mensch der glücklichste ist, welcher die wenigsten Bedürfnisse hat; der Vollkommenheit steht derjenige doch näher, welcher besser im Stande ist, den vermehrten Bedürfnissen völlig Befriedigung zu verschaffen. In der Electricität bietet sich ein erst der neuesten Zeit zugängliches Mittel, um Bedürfnissen der verschiedensten Art Befriedigung zu gewähren; ja sie hat zum großen Theil erst eine Menge von Bedürfnissen wach gerufen, denen sie bis jetzt allein oder doch vorzugsweise Genüge zu leisten im Stande ist, und welche einen Umschwung von wesentlicher Bedeutung in den Beziehungen der Menschen, Länder und Völker untereinander hervorgebracht haben. Der Beginn der praktischen Verwerthung der Electricität wird in der Culturgeschichte der Menschen stets einen bedeutungsvollen Abschnitt bezeichnen.

## Das Zeitalter der organischen Chemie.

Von  
Prof. Dr. **Ladenburg.**  
Kiel.

Wenn ich hier versuche, in groben Strichen die Fortschritte der Chemie der letzten Decennien darzustellen, so wird mir wohl die Wahl obigen Titels verziehen werden: bekanntlich hat Herrmann Kopp in seiner classischen Geschichte der Chemie in ähnlicher Weise die verschiedenen Epochen unserer Wissenschaft geschieden und gewiß ist jetzt, wenn auch kein Feld un bebaut bleibt, kein Zweig der Chemie so cultivirt und keiner von so mächtiger Entwicklung wie der, den wir „organisch“ nennen.

Schon der Name fordert eine Erklärung. Der Laie wird billig glauben, daß es sich hier um die Ergründung des Organisirten handelt, während die heutige Chemie darunter die Untersuchung der Kohlenstoffverbindungen versteht. Allerdings sind es gerade diese, welche im lebenden Organismus die wichtigste Rolle spielen, und so findet der Name etymologisch seine Begründung. Doch handelt es sich bei der organischen Chemie um weit mehr als um die Erforschung der Stoffe des lebenden Organismus, wenn auch diese, bisher nur unvollständig gelungen, ein hohes Ziel der Zukunft vorbehalten bleibt.

Lange schon hatte unter Berzelius' mächtiger Leitung die Mineralchemie ein vollständiges System erhalten — ihr waren die Bahnen der Entwicklung gewiesen durch die Fundamentalgesetze von Dalton über die multiplen Proportionen in denen sich die Elemente vereinigen, von Gay-Lussac über die einfachen Volumverhältnisse, nach denen sich Gase verbinden, von Dulong und Petit über Beziehungen zwischen Atomgewichten und Wärmecapacitäten, von Mitscherlich über den Isomorphismus — und fast Niemand hatte gewagt oder hatte vermocht, einzudringen in das Chaos der Stoffe, die uns Pflanze und Thier liefern. Glaubte doch Berzelius selbst, freilich nur im Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn, daß jene Fundamentalgesetze auf diese Stoffe nicht anwendbar seien!

Einer der ersten, der diesen Schleier zu lüften wagte, war Chevreul, der Nestor der lebenden Chemiker. Er zeigte, daß die Fette (mit wenigen Ausnahmen) unter einander in ähnlicher Weise zusammenhängen, wie die verschiedenen Salze einer Basis, welche hier das von Scheele entdeckte Glycerin ist. Wie schwierig aber waren



solche Untersuchungen zu einer Zeit, in der die nöthigen technischen Hülfsmittel, namentlich ausreichende und bequem auszuführende analytische Methoden fehlten. Erst nachdem solche, durch Liebig insbesondere und durch Dumas einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatten, nahm die organische Chemie einen ungeahnt raschen Aufschwung.

Schon vor jener Zeit hatte Liebig einerseits und Wöhler andererseits Stoffe gefunden, die bei gleicher procentischer Zusammensetzung ihrer Elementarbestandtheile große Verschiedenheit der Eigenschaften zeigten, eine Thatsache, welche so unerwartet, ja unmöglich schien, daß die beiden damals noch jugendlichen Gelehrten gegenseitig ihre Angaben bezweifelten, was zu einer erneuten Untersuchung derselben führte, und mit voller Bestätigung ihrer Resultate endigte. Berzelius, der einen ähnlichen Fall gleicher procentischer Zusammensetzung bei ungleichen Eigenschaften für Weinsäure und Traubensäure auffand, erkannte hierin eine allgemeine Eigenschaft der Materie und führte 1830 den Begriff *Isomerie* ein, welcher, diese Thatsachen zusammenfassend, da Geltung haben sollte, wo gleich zusammengesetzte Körper, mit verschiedenen Eigenschaften ausgestattet, auftraten.

Die Möglichkeit der Existenz isomerer Verbindungen wurde sehr bald in ihrer verschiedenen Constitution gefunden: man mußte anerkennen, daß nicht nur die Anzahl und Art der Atome, sondern auch deren Anordnung für die Natur des betreffenden Körpers von wesentlichem Einfluß sei. So entstand denn die Frage nach der Anordnung der Atome oder nach der Constitution der Verbindungen, deren Lösung seit den dreißiger Jahren bis auf den heutigen Tag die Chemiker als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachteten.

Zunächst glaubte man diese Aufgabe durch die Radicaltheorie lösen zu können, als deren Vertreter hier Liebig erwähnt werden mag. Man bediente sich dabei eines durch Lavoisier überkommenen, allerdings dann theils veränderten, theils erweiterten Begriffs, und wollte die Constitution organischer Körper ermitteln, indem man sie den anorganischen an die Seite stellte und sie diesen ähnlich aufgebaut dachte, nur daß in den ersteren zusammengesetzte Gruppen: die Radicale, die Stelle der Elemente der anorganischen Chemie spielten. Alles kam damals auf die Ermittlung des Radicals an, nach dessen Auffindung die ganze Gruppe der untersuchten Körper in ähnlicher Weise zusammenhing, wie die Verbindungen eines Elements. Wie fruchtbringend und fördernd diese Anschauungen waren, zeigen die zahlreichen Untersuchungen der dreißiger Jahre, von denen hier zwei besonders wichtige hervorgehoben zu werden verdienen: Liebig und Wöhler's Arbeit über Bittermandelöl und Dunsen's Untersuchung der Rakobylverbindungen.

Für lange Zeit aber konnten diese Vorstellungen den Bedürfnissen nicht genügen, nothwendig mußte der forschende Geist auch die Frage nach der Constitution des Radicals stellen, und eine solche war um so berechtigter, als man trotz der Annahme von der Beständigkeit der Radicale, an welcher schon, ihrer Vergleichung mit den Elementen wegen, festgehalten werden mußte, Thatsachen kannte, welche damit in directem Widerspruch standen. Hier sei nur einer solchen Thatsache gedacht: der Spaltung von Benzoesäure in Benzol bei der trocknen Destillation mit Kalk, welche Mitscherlich 1834 beobachtete. Liebig und Wöhler hatten in der schon oben erwähnten Untersuchung des Bittermandelöls Benzoyl als das Radical der Benzoe-

säure aufgefaßt, im Benzol konnte aber, da es keinen Sauerstoff und weniger Kohlenstoff als das Benzoyl enthält, dieses als Radical nicht mehr angenommen werden. Mitscherlich's Versuch stand daher mit den Anschauungen jener Tage im Widerspruch, kein Wunder, daß Liebig seine Tragweite möglichst abzuschwächen suchte. Und dies gelang ihm nur zu gut. — Niemand wagte damals und später Mitscherlich's Versuch gegen die Radicaltheorie zu verwerthen. Erst nach Dumas' Entdeckung der Substitutionserscheinungen wurde jene als unhaltbar verlassen.

Dumas gelang der Nachweis (1837—1840), daß in sehr vielen organischen Körpern der Wasserstoff Atom für Atom durch Chlor ersetzbar sei, und daß auch die für so beständig gehaltenen Radicale einer solchen Veränderung durchaus zugänglich seien. Der Nachweis ihrer Unveränderlichkeit war damit zerstört, und das Hervorheben ihrer Analogie mit den Elementen wurde aufgegeben. Die Radicale finden zwar auch später, wie bei Gerhardt, noch Verwendung, ihre Bedeutung ist aber eine rein formale: es sind Atomgruppen, die sich nur bei gewissen Reactionen unverändert übertragen lassen, und es wird die Möglichkeit zugegeben, mehrere Radicale für dieselbe Substanz anzunehmen. Damit hatte die Bestimmung des Radicals jede tiefere Bedeutung verloren, und eine Radicaltheorie existirte nicht mehr.

Dem auch in der Radicaltheorie zur Geltung gekommenen Dualismus ward jetzt ein energischer Unitarismus gegenüber gestellt. Während man früher bestrebt war, jede Verbindung aus elektropositiven und elektronegativen Bestandtheilen zusammenzusetzen aufzufassen, erschien sie jetzt als ein Ganzes, dessen einzelne Theile nur unter gleichzeitigem Ersatz anderer, diesen äquivalenten Gruppen entfernt werden können. Nachdem das Studium der Substitutionserscheinungen gelehrt hatte, daß selbst sehr heterogene Elemente sich gegenseitig in dieser Art vertreten lassen, ohne daß dabei prägnante Eigenschaften des ursprünglichen Körpers verloren gehen, glaubte man, im Gegensatz zu den früheren Ansichten, das Hauptgewicht auf die Art des Aufbaus einer Verbindung legen zu müssen, während man die Natur des einzelnen Atoms als für die Eigenschaften des Ganzen irrelevant mehr in den Hintergrund rückte. Das Ganze aber war nach gewissen Schemen aufgebaut, die man Typen nannte und für die man die einfachsten Formen oder Grundtypen in der anorganischen Chemie fand. Salzsäure  $HCl$ , Wasser  $H_2O$  und Ammoniak  $H_3N$ , das waren die einfachsten Vorstellungen, aus denen sich durch geeignete Substitution die ganze organische Chemie ableiten sollte.

Bei dem Werth, welchen die Anhänger der Typentheorie auf das Ganze, d. h. die Gesamtformel legten, war es von größter Wichtigkeit, daß diese in richtiger und stets gleicher Weise aufgestellt wurde, d. h. daß die Formeln nach bestimmter Richtung vergleichbare Mengen der Stoffe darstellten. Früher sprach man von Aequivalentformeln, aber Niemand wird behaupten können, daß es wirklich immer äquivalente Mengen waren, welche man durch die Formeln ausdrückte. Das wußten auch die Führer der damals herrschenden Richtung und sie suchten und fanden eine neue Einheit in dem Molecularbegriff. Allerdings war schon seit Anfang des Jahrhunderts durch Avogadro und Ampère der Versuch gemacht worden, das Molecul neben dem Atom einzuführen. Die Moleculargröße sollte hier durch die berühmte Avogadro'sche Hypothese, wonach in gleichen Volumen aller Gase bei

Temperatur- und Druckgleichheit dieselbe Zahl von Moleculen vorhanden sind, fest gestellt sein, doch hatten diese Ansichten bis dahin keine allgemeine Verbreitung finden können. Erst jetzt wurde, und zwar durch Laurent, die Tragweite dieser Hypothese erkannt, und der Molecularbegriff ist seitdem eine der sichersten Grundlagen der theoretischen Chemie geworden. Dabei muß jedoch betont werden, daß man sich jetzt nicht mehr wie früher nur auf die Dampfdichte, also nicht nur auf physikalische Eigenschaften bei Feststellung der Moleculargröße bezog, es waren Untersuchungen rein chemischer Art, namentlich Williamson's Arbeit über den Aether, welche den Chemikern den Werth des Molecularbegriffs klar machte und welche den Weg zeigte, wie man die chemische Natur der Stoffe zur Bestimmung des Moleculs benutzen konnte.

Gerhardt war es vorbehalten, diese Gedanken zum Ausbau eines vollständigen Systems der organischen Chemie zu verwerthen (1850—1854). Dabei benutzte er wesentlich eine Bemerkung, die schon Schiel 1842 gemacht hatte, wonach die einander so ähnlichen Alkohole eine Zusammensetzungsdifferenz von  $n \cdot \text{CH}_2$  zeigten, was jetzt zu dem Begriff der Homologie erweitert wird. Weiter fanden durch Gerhardt die überaus wichtigen Arbeiten Graham's und Liebig's (1833—1837) über mehrbasische Säuren die richtige Würdigung und die dort schon versuchten Definitionen die nöthige Erweiterung und Klarstellung, wobei der inzwischen gewonnene Molecularbegriff von wesentlichem Nutzen war. Was aber für die Typentheorie von entscheidender Bedeutung wurde, das war die Entdeckung der dem Ammoniak so überaus ähnlichen Amine durch Wurz und Hofmann (1849), für welche eine Vergleichung mit dem Ammoniak sich geradezu den Sinnen aufdrängte.

Unterdessen war von Frankland, einem der wenigen Gegner der Typentheorie, die Untersuchung der metallorganischen Verbindungen, welche Bunsen durch seine berühmte Arbeit über das Acetylen entdeckt hatte, fortgesetzt worden, und er konnte darauf hinweisen, wie die Anzahl der Sauerstoffäquivalente, welche sich mit einem Atom eines Metalls verbindet, durch den Eintritt organischer Radicale verringert wird, während die Summe beider immer denselben Werth behält, wodurch zum ersten Mal auf eine bestimmte Sättigungscapacität der Elemente hingewiesen wurde. Diese Ansichten gingen für die Anhänger der Typentheorie nicht verloren, sondern wurden von Döblich, Wurz und Hofmann weiter ausgebildet. Ganz besonders aber wirkte in dieser Richtung die Entdeckung der mehratomigen Alkohole durch Berthelot und Wurz (1854), welche ebenso, wie die schon oben erwähnten mehrbasischen Säuren Liebig's, durch die mehrwerthigen Radicale Williamson's eine Erklärung finden konnten. Von diesem wurde gezeigt, daß durch den Eintritt derartiger Gruppen mehrere Typen zu einem condensirten oder gemischten Typus vereinigt werden können, indem er die Idee des Zusammenhangs der Atome durch mehrwerthige Radicale formulirte. Die Thatfachen, welche die weitere Ausarbeitung der Substitutionserscheinungen ergaben, lieferten auch Anhaltspunkte dafür, daß ein Atom eines Elements nicht immer durch ein Atom eines anderen Elements ersetzt werde und Alles dies führte zu der Erkenntniß, daß die Atome nicht äquivalent seien, sondern eine verschiedene Valenz besitzen.

Von großer Bedeutung wurden diese Ansichten erst als sie 1858 durch Kekulé (und etwas später auch durch Couper) auf den Kohlenstoff ausgedehnt und von ihm

als „Idee der Typen“ erkannt wurden. Kekulé fügte nämlich den drei früheren Grundtypen das Grubengas  $H_2C$  als vierten hinzu und wies darauf hin, daß die Bedeutung dieser Typen in der verschiedenen Valenz der mit Wasserstoff verbundenen Elemente beruhe. In der Salzsäure war das einwerthige Element Chlor, im Wasser der zweierthige Sauerstoff, im Ammoniak der dreierthige Stickstoff und schließlich im Grubengas der vieratomige Kohlenstoff mit Wasserstoff verbunden, die vier Typen repräsentiren also die vier einfachsten Verbindungsformen der verschiedenwerthigen Elemente.

Die Annahme des Kohlenstoffs als vierwerthigen Atoms war nur dann ausgiebig zu benutzen, wenn gleichzeitig die Hypothese gemacht wurde, daß sich auch die Kohlenstoffatome untereinander verbinden und dadurch Valenzen austauschen können. Diese Hypothese wurde dann auch von Kekulé und Couper hervorgehoben und Beide zeigten, wie viel eingehender jetzt die Constitution organischer Verbindungen dargestellt werden konnte als früher. Dies war übrigens nicht der erste Versuch der Anwendung von Structurformeln, solche waren schon früher von Kolbe aufgestellt und gedeutet worden, welcher als der Begründer dieser heute so vielfach und mit so großem Vortheil benutzten Schreibweise angesehen werden muß. Bei dieser handelt es sich darum, ausgehend von der verschiedenen Valenz der Atome, den Spaltungen und der Bildungsweise der betreffenden Substanz durch die Formel ein Bild zu geben von der Art, wie die einzelnen Atome zum Molecul vereinigt sind. Der Werth dieser Formeln ist bei den Chemikern unbestritten, er hat sich sowohl gezeigt in der Erklärung bereits bekannter Thatsachen als in der Auffindung neuer.

Hier mag es zur Rechtfertigung des letzten Ausspruchs genügen an die Prognose Kolbe's zu erinnern auf die Existenz isomerer Alkohole und Säuren. Kolbe schloß 1859 aus den Structurformeln, daß drei Arten von Alkoholen möglich seien, die sich namentlich durch ihr Verhalten bei der Oxydation unterscheiden müßten und die er als primäre, secundäre und tertiäre bezeichnete. Schon 1862 entdeckte Friedel bei der Einwirkung von Wasserstoff auf Aceton einen Körper, in dem Kolbe sofort den ersten Repräsentanten der secundären Alkohole erkannte, während die tertiären Alkohole von Butlerow aufgefunden wurden. Auch Kolbe's Ansichten über die Isomeren bei Säuren fanden durch die Versuche Markownikoff's glänzende Bestätigung.

Es muß hier weiter darauf hingewiesen werden, daß die Frage nach der Natur der Milchsäure, welche zu langen Discussionen zwischen Kolbe und Wurtz Veranlassung gab und welche durch die Versuche und Deutungen beider Gelehrten wesentlich geklärt wurde, auch durch consequente Anwendung der Structurformeln, wie Kekulé zeigte, ihre Lösung findet. Doch darf auch andererseits die Entdeckung der Isomitrile oder Carbylamine durch Hofmann und Gautier hier nicht übergangen werden, welche Verbindungen freilich noch durch Structurformeln darstellbar waren, aber nur wenn man neben der Vierwerthigkeit auch die Zweierwerthigkeit des Kohlenstoffs zuließ. Sie regte daher den schon mit der Aufstellung des Begriffs Valenz entfachten Streit über constante und wechselnde Valenz neu an, der auch heute nicht geschlichtet ist. Die Möglichkeit einer solchen Divergenz der Meinungen zeigt am besten, wie wenig correct und klar die Grundbegriffe sind, auf denen diese Anschauungen beruhen und gewiß würden Viele schon deshalb gern diese ganz bei Seite geschoben haben, wenn

nicht die Erfolge, welche dieselben weiter und weiter erzielten, geradezu staunenswerth wären, wenn sich nicht gezeigt hätte, daß besonders bei den weitgehendsten Consequenzen und bei den complicirtesten Substanzen die Uebereinstimmung zwischen Theorie und Thatfache ganz überraschend sich gestaltete.

Schon lange unterschied man, und zwar rein äußerlichen Merkmalen folgend, neben der Gruppe der Fettkörper, welche mit den Fetten in genetischen Zusammenhang stehen, die der aromatischen Verbindungen. Die letzteren, welche wasserstoffärmer und im Allgemeinen von complicirterer Zusammensetzung sind als die ersten, waren bis zum Anfang der sechziger Jahre weit seltener Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen als die ersteren, was nicht nur darin seinen Grund hatte, daß dort die Verhältnisse noch verwickelter, d. h. die Anzahl der Isomeren zahlreicher sind, sondern auch darin, daß das Material für solche Arbeiten meist schwer zu beschaffen war. Erst nachdem der Gastheer Gegenstand eifriger Forschung geworden, wozu Runge und Mansfield die ersten und wesentlichsten Grundlagen gelegt hatten, nachdem die Technik den Werth der einzelnen Bestandtheile erkannt und die Schwierigkeiten ihrer Trennung überwunden hatte, war ein Gebiet der Untersuchung erschlossen, dessen wissenschaftliche und industrielle Bedeutung damals Niemand auch nur entfernt ahnen konnte.

Von den zahlreichen Arbeiten, die jetzt in diesem Gebiet unternommen wurden, hebe ich besonders die in Göttingen unter Fittig's und Beilstein's Leitung ausgeführten hervor, und von diesen wieder war die Methode, durch welche man vom Benzol ausgehend die andern Kohlenwasserstoffe des Steinkohlentheers künstlich herstellen konnte das Wichtigste. Damit war der erste Schritt zur Erkenntniß des genetischen Zusammenhangs aromatischer Verbindungen gethan. Diesem folgte alsbald ein zweiter von entscheidender Bedeutung.

Im Jahre 1867 veröffentlichte Kekulé seine Untersuchungen über aromatische Verbindungen, welche auch heute noch die Grundlage aller Forschungen auf diesem Gebiet bilden. Zunächst definierte Kekulé aromatische Verbindungen als Abkömmlinge des Benzols und er zeigt, daß die meisten derselben einfach als Substitutionsproducte jenes Kohlenwasserstoffs angesehen werden können. Dadurch gewinnt diese von Faraday 1825 entdeckte Verbindung eine eminente theoretische Bedeutung und für Kekulé wird ihre Constitution der Gegenstand eingehender Erörterung. Der Ausgangspunkt derselben bleibt die Vierwerthigkeit des Kohlenstoffs, doch zeigt Kekulé, daß im Benzol die Bindung der einzelnen Kohlenstoffatome eine viel innigere ist, als bei den Verbindungen der Fettreihe. Für Kekulé ist das Benzol eine geschlossene Kette, deren sechs Glieder Kohlenstoffatome sind, von denen jedes einzelne ein Wasserstoffatom bindet, während die drei bleibenden Valenzen je an zwei Kohlenstoffatome vertheilt sind. Aus dieser Hypothese folgert Kekulé zwei Sätze, die für die Untersuchung der Isomeren bei den aromatischen Verbindungen von großer Wichtigkeit sind und deshalb hier angeführt werden mögen. — I. Es gibt keine Isomerie bei den Derivaten des Benzols, die sich durch Substitution eines Wasserstoffatoms von demselben ableiten. — II. Es gibt stets drei Isomere bei allen Verbindungen, die aus dem Benzol durch Vertretung zweier Wasserstoffatome entstehen.

Es ist hier nicht der Ort auf die Ausarbeitung dieser Gedanken näher einzugehen, doch darf bemerkt werden, daß es nach mehrjährigen Anstrengungen verschiedener Chemiker gelungen ist, nicht nur diese Hypothesen durch eingehendste Untersuchung der aromatischen Verbindungen zu stützen, sondern auch alle entgegenstehenden Thatfachen als unrichtig zu erkennen, und die beiden oben erwähnten, fundamentalen Sätze unter Zugrundelegung der Bierwerthigkeit des Kohlenstoffs aus den Thatfachen selbst zu folgern. So entstand die Theorie der aromatischen Verbindungen (Ladenburg).

Die Durchführung dieser Ansichten für specielle Gebiete hat eine Reihe von Experimentaluntersuchungen angeregt, welche die Aufklärung der Constitution gewisser Verbindungen bezweckten. Von diesen seien als besonders wichtig hier angeführt: Baeyer's Arbeit über die Honigsteinsäure, Fittig's Untersuchung der Piperinsäure und Gräbe's Versuche über die Chinone. Diese letzteren sind deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie in ihrer weiteren Verfolgung zur Erkenntniß führten, daß der Krappfarbstoff, das Alizarin, auch zu den Chinonen gehört und so Gräbe in Gemeinschaft mit Liebermann die künstliche Gewinnung dieses Farbstoffs ermöglichten, wodurch eine der großartigsten Industrien der Gegenwart geschaffen wurde.

Ueberhaupt darf behauptet werden, daß jene Speculationen über Benzol und aromatische Verbindungen, in der schon angedeuteten Weise zu wissenschaftlichem Material verwerthet, einen großen Einfluß auf die Technik, namentlich die Farbentechnik ausübten. Wenn auch die Anilinfarbenindustrie vor jenen theoretischen Arbeiten, namentlich durch A. W. Hofmann's umfassende Untersuchung des Anilins und anderer künstlicher Basen in's Leben gerufen war, so hängt ihre Weiterentwicklung wesentlich mit der genaueren Einsicht in die Constitution aromatischer Verbindungen zusammen. Diese veranlaßte die Entdeckung der isomeren Toluidine (Rosenstiehl und Weillstein) und die Aufklärung der chemischen Natur des Rosanilins. (Hofmann und E. und D. Fischer.)

Auch die Fabrication anderer Farbstoffklassen wie die der Phenolfarbstoffe, welche ihrem ersten Repräsentanten in der durch Kolbe und Schmitt entdeckten Rosolsäure haben, und welche durch die von Baeyer aufgefundenen Phtaleine eine größere Ausdehnung gewannen, ebenso wie die der Azofarbstoffe, die fast ausnahmslos mit Gries's wichtigen Arbeiten im Zusammenhang stehen, ist unabhängig von jeder Theorie entstanden, immerhin aber durch diese beeinflusst und wesentlich gefördert worden.

Wenn schon im Eingange dieser Betrachtungen hervorgehoben wurde, daß die Erkenntniß der Isomerie und die stets zunehmende Zahl hierher zu rechnender Thatfachen die Chemiker mehr und mehr veranlaßte, die Frage nach der Constitution in den Vordergrund ihrer Untersuchungen zu rücken, so muß als wesentliches Hilfsmittel dieser Bestrebungen einer Methode gedacht werden, die wenn auch schon seit lange als möglich erkannt, doch erst in neuester Zeit von großer Bedeutung wurde. Ich meine die Synthese, welche freilich in manchen Fällen nicht nur Hilfsmittel, sondern das Ziel selbst der Bestrebungen ist.

Bis zu dem Jahr 1850 waren die analytischen Arbeiten weitaus die vorherrschenden, und wenn auch die so gewonnenen Resultate in manchen Fällen bewundernswerth bleiben, wofür Wöhler's und Liebig's Untersuchung der Harnsäure

ein schönes Beispiel bietet, so finden diese doch meist erst Bestätigung oder Verwerthung durch die Synthese. Bekanntlich ist der Harnstoff der erste synthetisch dargestellte organische Körper, und Wöhler hat sich hierdurch unsterbliches Verdienst gesichert, indem er den Glauben an eine Lebenskraft, durch deren Einfluß alles Organische zu Stande kommen sollte, jede wissenschaftliche Bedeutung nahm. Später hat Kolbe durch die Synthese der Essigsäure, welche ihn, wie schon oben erwähnt, zur Aufstellung ihrer Formel und zu der Erkenntniß führte, daß alle organischen Säuren Abkömmlinge der Kohlensäure seien, einen weiteren wichtigen Schritt in dieser Richtung gethan; ganz besonders müssen hier aber Berthelot's Verdienste gerühmt werden, der in einem großen Werke mit Nachdruck auf die Bedeutung der Synthese für die organische Chemie hinwies, und Methoden zum künstlichen Aufbau von Ameisensäure, Alkohol, Benzol und anderen Kohlenwasserstoffen gegeben hat.

Ferner möge hier die Synthese besonders wichtiger Körper wie des Alanins durch Strecker, des Senföls durch Zinin, des Glycocolls durch Perkin und Duppa, des Taurins durch Kolbe, des Kreatins durch Volhard, des Guanidins durch Hofmann und durch Erkenmeyer, der Krotonsäure durch Kékulé, des Picolins durch Baeyer, des Neurins durch Wurz, des Vanillins durch Haarmann und Tiemann, der Harnsäurederivate durch Grimaux, des Muscarins durch Schmiedeberg, des Anthracens durch Linpricht, der Honigsteinsäure durch Friedel und endlich das Ziel des Ehrgeizes vieler, des Indigblaus durch Baeyer erwähnt werden. Ganz besondere Beachtung verdienen aber die allgemeinen Methoden zur Synthese ganzer Gruppen von Verbindungen. So besitzen wir zur Herstellung von Kohlenwasserstoffen die Methode von Wurz, die von Zittig auf die aromatischen Körper ausgedehnt wurde, die Methode von Berthelot, die von Zincke und schließlich die von Friedel und Crafts, welche von allgemeinsten Anwendbarkeit ist. Die Synthese von Alkoholen ist möglich geworden durch die Untersuchungen von Kolbe und Frankland, Piria und Wurz, während Lieben die allgemeine Anwendbarkeit dieser Methode nachwies. Die Phenole können nach einem Verfahren gewonnen werden, welches gleichzeitig von Dufart, Kékulé und Wurz aufgefunden wurde. Zur Synthese von Säuren ist ein von Geuther einerseits, von Frankland und Duppa andererseits aufgefundene Reaction wichtig geworden, welche später Wislicenus und seine Schüler viel verwerthet haben. Auch die von Kolbe und Lautemann aufgefundene Bildung der Salicylsäure, welche später durch Kolbe in einer wesentlich einfacheren Form praktische Bedeutung und allgemeine Anwendbarkeit erlangte, ebenso wie Perkin's Reaction, die an frühere Beobachtungen Bertagnini's anknüpfte, verdienen rühmlichst hervorgehoben zu werden. Dann sei noch Reimer's Verfahren zur Synthese, von Aldehyden und last not least die Hoffmann'sche Methode zur Synthese von Basen angeführt.

Bei vielen dieser Untersuchungen ist ein Gedanke verwerthet worden, der, wenn auch schon von Gerhardt angedeutet, doch erst von Berthelot und Baeyer klar erkannt und mit Erfolg benutzt wurde. Ich meine die Bedeutung der Condensationsvorgänge, d. h. das Verständniß für die so häufig in der Natur und bei künstlichen Reactionen stattfindenden Bildungen complicirter Moleküle aus einfachen, indem sich mehrere gleichartige oder heterogene Moleküle zu einem neuen

Molekül vereinigen, meist unter gleichzeitigem Austritt von Wasser, Ammoniak zc. Dahin gehört die schon 1848 von Wiedemann beobachtete Bildung des Biurets aus Harnstoff, ferner die oben erwähnten Synthesen des Benzols aus Acetylen, der Krotonsäure aus Aldehyd, die Bildung höherer Kohlenwasserstoffe aus einfachen beim Durchleiten der letzteren durch glühende Röhren, Daeyers Verfahren zur Gewinnung von Kohlenwasserstoffen und anderen Verbindungen aus Aldehyden und Anhydriden mit Hilfe von Schwefelsäure zc. Außer diesen Condensationen hat man auch andere kennen gelernt, bei denen innerhalb des Moleküls Wasser, Ammoniak zc. abgegeben wird, und die man zur Unterscheidung als innere Condensationen bezeichnet. Diese haben besondere Wichtigkeit, da in solcher Art der Indigo, das Kumin, die Aldehydine, das Rosanilin, die Rosolsäure entstehen und es ist neuerdings nachgewiesen worden, daß ihre Bildung namentlich bei einer gewissen Art der zweifach substituirtten Benzolderivate stattfindet, welche als Orthoverbindungen bezeichnet werden (Hübner, Ladenburg).

Da hier auf die Isomerie und die dadurch angeregten Arbeiten so großes Gewicht gelegt wurde, so darf die Entdeckung der physikalischen Isomerie nicht übergangen werden. Entscheidend für die Aufstellung einer besonderen Classe von Isomerieerscheinungen, welche durch Carius den Namen der physikalischen Isomerie erhielt, waren die überaus wichtigen Untersuchungen Pasteur's über die verschiedenen Weinsäuren (1848—1855). Der Nachweis der Existenz von Körpern, die fast in jeder Hinsicht identisch sind, aber in Beziehung auf Krystallform und Verhalten gegen polarisirtes Licht einen gewissen Antagonismus zeigen, fügte zu den bisher gekannten materiellen Erscheinungsformen eine neue hinzu, die um so bemerkenswerther war, als Pasteur zeigen konnte, daß eine dritte isomere Weinsäure, die Traubensäure, sich in Rechts- und Linksweinsäure spalten und aus diesen wieder herstellen lasse.

Diesen Thatsachen reihten sich bald ähnliche an, so bei den Kohlehydraten, den Terpenen (Scharling, Berthelot), den Aepfelsäuren (Pasteur), den Kampfer Säuren (Boucharlat), den Milchsäuren (Wislicenus) u. s. f. Dabei muß hervorgehoben werden, daß eine genügende Erklärung für diese Art von Isomerie bislang fehlt, wenn dazu auch Versuche von Le Bel und van't Hoff vorliegen, und es darf nicht verschwiegen werden, daß man, um der Lebenskraft noch einen letzten Schlupfwinkel zu sichern behauptet hat, die Darstellung solcher optisch-activen Körper aus rein-anorganischem Material sei unmöglich, was aber durch Jungfleisch's Synthese der optisch-wirksamen Weinsäuren widerlegt wurde.

Um nicht zu einseitig zu erscheinen, darf diese gedrängte Skizze über die Entwicklung der organischen Chemie nicht geschlossen werden, ohne mit einigen Worten daran zu erinnern, daß auch in anderen Zweigen der Chemie wichtige Entdeckungen zu verzeichnen sind.

Von allgemeinsten Bedeutung und größter Wichtigkeit wurde die Entdeckung der Spectralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen, über welche schon in einem Aufsatz, die Entwicklung der Physik behandelnd, in dieser Zeitschrift gesprochen wurde, von großem Interesse, und auch in das physikalische Gebiet hinübergreifend ist die heutige Auffassung über den Zusammenhang des flüssigen und des gasförmigen Aggregatzustandes, wie sie sich besonders durch Andrews berühmte Versuche ergab, und die



damit in Zusammenhang stehende Verdichtung von Wasserstoff, Sauerstoff, Luft etc., welche durch Cailletet und Pictet ausgeführt wurde. Von allgemeiner Bedeutung ist ferner Mendelejeffs System der Elemente, wonach die Eigenschaften derselben als periodisch wiederkehrende Function ihrer Atomgewichte erscheinen, und die Entdeckung der Dissociationsercheinungen durch H. Sainte-Claire-Deville, wodurch ein ganz neues Gebiet der Forschung erschlossen wurde, das vielleicht bestimmt ist, Licht zu werfen auf die noch immer ihrem Wesen nach unerkannten Verwandtschaftskräfte.

Die Mineralchemie hat Großes geleistet, indem sie die von Koch, Hausmann, Mitscherlich und Senarmont erschlossenen Wege der Nachbildung von Mineralien verfolgt und ausgebildet hat. Die Arbeiten von Daubrée, Fouqué und Michel Levy, Sainte-Claire-Deville und seine Schüler, von Gaudin, Friedel u. A. zeigen, daß die Methoden zur Synthese der Mineralien denen, in der organischen Chemie gefundenen, durchaus nicht nachstehen. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Herstellung von Edelsteinen, namentlich des Rubins und des Saphirs, durch die Arbeiten von Fremy und Feil gelungen ist, während die Nachbildung des Diamanten, trotz vieler dahin zielender Versuche, als ungelöstes Problem bestehen bleibt.

Aus der anorganischen Chemie kann hier nur das Wichtigste Erwähnung finden. Nicht nur hat sich die Zahl der Elemente bedeutend vermehrt, auch die Geschichte jedes einzelnen Elements ist wesentlich erweitert worden. In der ersten Richtung wirkte namentlich die Anwendung der Spectralanalyse sehr fruchtbringend, ihr haben wir die Auffindung von Caesium und Rubidium (Bunsen 1860), von Thallium (Crookes 1861), Indium (Reich und Richter 1863), Gallium (Lecoq de Boisbaudran 1875) und eine Reihe anderer zu verdanken. Sehr wichtig für die Chemie ist die Revision der Atomgewichte geworden, welche Stas mit bewundernswerther Genauigkeit ausführte. Von eminenter Bedeutung war die Entdeckung des Ozons durch Schönbein (1840) und die Aufklärung seiner Natur als verdichteter Sauerstoff durch Marignac, de la Rive, Andrews, Odling und Soret, von geringerer Wichtigkeit für die Chemie als Wissenschaft, von großer Tragweite für die Industrie war die Auffindung des rothen Phosphors durch Schrötter (1845), auch die Entdeckung von kristallisiertem Silicium und Bor (Wöhler, Deville 1856) muß hier Erwähnung finden. Dem Selen scheint eine große Zukunft bevorzustehen. Wie Sale fand und wie Siemens genauer ergründete, leitet es die Elektrizität im Licht besser als im Dunkeln und hierauf gründete Graham Bell sein Photophon, eine der erstaunlichsten Entdeckungen der Neuzeit. Die Beobachtungen Bayle's und Scheele's über die Veränderungen des Chlorsilbers im Licht haben Daguerre und Talbot zur Herstellung von Lichtbildern geführt, wovon die Photographie, eines der vornehmsten Kunstgewerbe, ihren Ursprung hat.

Diese letzten Beispiele zeigen besonders frappant, zu welcher eminenten Consequenzen für Leben, Wissenschaft und Kunst die geringfügigsten Beobachtungen führen können, während andererseits diese ganze Zusammenstellung dafür Zeugniß abgibt, daß alle gebildeten Nationen gemeinsam an dem Werk des Fortschritts arbeiten und daß nur der ein Verständniß für die Geschichte einer Wissenschaft gewinnen kann, der frei von nationalem Dünkel, Allen gerecht zu werden versucht.

## Die Webersvögel.

Nach einem Vortrage, gehalten in Lübeck.\*)

Von

Dr. Carl Ruß.

In jedem Gesellschaftskreise, dessen Mitglieder reges Interesse für die Natur zeigen, — und welcher Gebildete und nach Bildung Strebende sollte dies nicht? — haben heutzutage auch die Stubenvögel eine gewisse Bedeutung erlangt; man betrachtet sie mit Recht als ein ästhetisches und bildendes Element innerhalb des Familienlebens, und von diesem Gesichtspunkt aus haben sie nicht allein die Berechtigung, sondern auch eine nicht geringe Wichtigkeit des Daseins in unserer Nähe. Wollte man diese Behauptung befehlen, so brauchte ich ja nur auf die staunenswerthe weite Verbreitung der Vogelliebhaberei hinzuweisen, auf die Hunderte von Vogelstuben, Tausende von Schmuck- und Heftkäfigen, die man in Deutschland, Oesterreich, in der Schweiz, in Belgien und den Niederlanden, Frankreich, England, Rußland und neuerdings auch in Nord-Amerika findet; ich dürfte nur an den beliebten goldgelben Hausfreund erinnern, der wenigstens bei uns kaum in irgend einer Familie fehlt, und ich könnte hinzufügen, daß in Japan und China die Vogelliebhaberei und Züchtung, wenngleich in anderer Weise, schon seit Jahrtausenden heimisch gewesen.

Daher darf ich gewiß mit Sicherheit annehmen, daß auch hier in einem weiten Kreise, dessen Mitglieder freilich nicht alle begeisterte Vogelliebhaber sein dürften, wohl aber entschieden Naturfreunde, das Stückerchen Naturleben, welches ich aufzurollen gedenke, eine wohlwollende Ausnahme finden werde.

Wenn die farbenprächtigen Vögel der Tropen von vornherein nach verschiedenen Seiten hin unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und von mannigfachen Gesichtspunkten aus unsern Beifall finden, so bedarf es doch bei vielen, um sie nach ihrem vollen Werthe schätzen zu können, einer gründlichen Kenntniß ihrer wechselreich verschiedenen Eigenthümlichkeiten; dies trifft vorzugsweise bei einer Unterfamilie der allbekannten Finkenvögel zu, welche man um ihrer absonderlichen Thätigkeit willen mit der Bezeichnung Webersvögel (Ploceidae) belegt hat.

Sie sind sämmtlich Bewohner heißer Himmelsstriche und bilden einerseits in ihrer eigenartigen, größtentheils farbenreichen Erscheinung und andererseits in ihrem wirklich bewunderungswürdigen Nestbau ein vorzugsweise charakteristisches Merkmal tropischer Landschaften; doch beschränkt sich ihre Verbreitung nur auf die beiden Welttheile Afrika und Asien. In der Gestalt, dem Körperbau, der Befiederung, sodann auch fast in der ganzen Lebensweise, der Ernährung u. s. w. gleichen sie unseren einheimischen Finken, und eine kleine Gruppe unter ihnen zeigt sich unseren Sperlingen in Allem äußerst ähnlich. Ihre Größe wechselt etwa von der des Zeisigs bis zu der einer Drossel. Die erste absonderliche Eigenthümlichkeit aber, welche uns an ihnen ins Auge fällt, ist ihr für den Laien förmlich wunderbar erscheinender Farbenwechsel. Im Winterkleide einfach sperlingsgrau, legen sie mit dem Beginn ihrer Nistzeit ein sogenanntes Pracht-

\*) Im „Verein für Geflügelzucht und Stubenvogelliebhaberei zu Lübeck.“

gefieder an, und nach diesem im Besondern, sowie aber auch nach mancherlei anderen Merkmalen treten sie uns in recht bedeutender Mannigfaltigkeit entgegen. Man hat sie in die kleinen Gruppen: Feuerweber (*Euplectes*, *Sws.* s. *Pyromelaena*, *Bnp.*), Schönweber (*Calliphantria*, *Im.*), Sperlingsweber (eigentliche Webervögel, *Ploceus*, *Cr.*), Dickschnabelweber, *Hyphantica*, *Cb.* und Mahalweber, *Philagrus*, *Cb.*), Gelbwebervögel oder Edelweber (*Hyphantornis*, *Gr.*), Büffelweber (*Alecto*, *Lss.* s. *Textor*, *Tmm.*), Prachtweber (*Sycobius*, *Vl.*) und Schwärzlinge oder Schwarzweber (*Nigrita*, *Strckl.*) eingetheilt. Bis jetzt sind über siebzig Arten bekannt, von denselben gegen vierzig Arten lebend eingeführt und von diesen wiederum bisher schon gegen sechszehn Arten in der Gefangenschaft gezüchtet. Diese letzteren Zahlenangaben haben jedoch nur bedingungsweise Bedeutung, denn einerseits entdecken die Reisenden in den noch unerforschten Heimatsgegenden immer neue, bis dahin noch nicht bekannte Arten, und andererseits werden immer mehr Arten eingeführt und dann über kurz oder lang auch gezüchtet.

Mit wahrer Begeisterung schildern die Reisenden, denen es vergönnt gewesen, jene tropischen Landschaften in ihrer vollen Schönheit zu sehen, den Eindruck, welchen die Webervögel nicht allein in der bloßen farbenprächtigen Erscheinung, sondern auch in ihrem ganzen überaus lebendigen Wesen und sodann namentlich in ihrem Nestbau gewähren: „Wie einem Gemälde der hochbünenden See die Sturmschwalben, der ländlichen Skizze unserer heimischen Dörfer Storch, Schwalbe und Sperling, den Bildern gewaltiger Klippen des hohen Nordens Steißfüße und Lummeln nicht fehlen dürfen, so sind die Webervögel mit der Vorstellung westafrikanischer Landschaften eng verbunden. Sie sind es, welche dem ankommenden Reisenden zuerst in die Augen fallen und ihn begleiten von Ort zu Ort. Betritt er die schmalen Gassen zwischen eng zusammengebauten Lehmhütten oder die breiten, von üppigen Pflanzbäumen umgebenen Plätze vor freundlichen Bambushäusern, so hört er das Geschwirr und Gezänk der ewig lustigen, arbeitenden, scheltenden und singenden Weber. Verfolgt er schmale Pfade durch weite, mit mannshohem Gras bedeckte Flächen oder mit niedrigem Gebüsch bewachsene Ebenen, so schimmern überall die rothen Farben der Feuerweber und die gelben der Edelweber hervor. Führt er im kleinen Boot durch die Kanäle, welche das Delta eines größeren Flusses durchschneiden, so erschallen aus den Mangroven und Pandanus die heiseren Stimmen der feuerköpfigen Horden- oder Prachtweber, und von den mächtigen Blättern der Weinpalmen hängen deren künstliche Nester herab. Auch im dichten Urwalde schaukeln sich diese prächtigen Weber in den Schlingpflanzen und steigen hoch hinauf in die Gebirge. Ja die Weber sind so recht eigentlich die Charaktervögel von Guinea. Eine weite Grasebene bei Akkra an der Goldküste bot uns zuerst die Gelegenheit dazu, die Webervögel kennen zu lernen. Mannshoch schießt hier das Gras empor, wenn die tropischen Regen niederströmen und in den Monaten April bis August das Land überschwemmen. Viele Vögel aus zahlreicher einander fern stehenden Familien finden dann hier ihnen zusagende Brutstätten, bis im Oktober die glühende Sonne sich der Schöpfungen des Wassers bemächtigt und die üppige Fläche in eine öde Brandstätte verwandelt. Der vernichtenden Wirkung der Sonnenstrahlen kommen jetzt noch die Menschen zu Hilfe, indem sie

die trockenen Nester niederbrennen, aus deren Asche dann mit beginnender Regenzeit von Neuem die üppige Pflanzenentwicklung in ihren Kreislauf tritt. Hier also leben und lieben die schönen Feuerweber und Widafinken.“ Diese Schilderung eines jungen Reisenden, Dr. Anton Reichenow, sei noch in Folgendem ergänzt. Ob die Weber Stand-, Zug- oder Strichvögel sind, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt; obwohl man behauptet, daß die meisten Arten wandern, so dürfte sich dies doch im Wesentlichen nur auf Umherstreichen zu bestimmten Zeiten beschränken. Die Mehrzahl der Webervögel lebt zu jeder Zeit, also auch während des Nistens, gesellig beisammen; trotzdem herrscht keineswegs Friede und Eintracht unter ihnen, denn alle Männchen sind immerfort in Zank und Streit begriffen, und selbst mit den eigenen Weibchen sind sie nicht frieblich, geschweige denn, daß sie ein zärtliches und inniges Familienleben führen, wie die nahe verwandten Prachtfinken u. a. Ihre Nahrung besteht in Sämereien, doch zugleich in Kerbthieren und, nach den Beobachtungen in der Gefangenschaft zu schließen, auch in etwas süßer Frucht und allerlei anderen zarten Pflanzenstoffen. Die meistens weithin sichtbaren Nester sind ebenso mannigfaltig verschieden unter einander, als sie im Einzelnen bewunderungswürdig kunstfertig erscheinen. Das eine stellt einen einfachen kugelrunden Ball dar mit einem seitlichen oder von oben hinabführenden Flugloch; ein zweites hat von dem Ball aus eine mehr oder minder tief hinunterhängende Röhre, in welcher der Vogel nach oben klettert, und seine Form ist also die einer Retorte; ein drittes bildet ein Kugel mit überstehendem Dache, während ein viertes an einem zusammengedrehten Bande freischwebend hängt, mit einem geräumigen Schlupfloch von unten hinauf; ein fünftes in Gestalt eines Doppelballs hat hinterwärts als eigentliches Nest eine geforderte Ausbuchtung und vorn eine tief von unten senkrecht hinaufreichende Schlupfröhre. Fast bei allen zeigt sich gleicherweise das Dach sehr dick und dicht ausgeführt, wahrscheinlich zum Schutze gegen die gewaltigen Platzregen, wie gegen die Sonnenstrahlen der Tropen. Die Mulde dagegen, in welcher die Eier liegen, ist nur in seltenen Fällen ausgepolstert, oft so wenig dicht, so luftig, daß das Gelege von unten hinauf zu sehen ist. Die Nester noch anderer Webervögel stehen unter einem Dache meistens in großer Anzahl beisammen, jedes einzelne jedoch für sich und mit besonderm Schlupfloch. Schließlich findet man auch nesterartige Gebilde, welche oben ein ebenso starkes Dach haben, während ihnen dagegen unterhalb die Nisthöhlung fehlt, an deren Stelle blos quer in der Mitte ein fester, gedrehter Strang angebracht ist. Manche Reisenden haben diese letztgenannten Bauten als Vergnügungsnester bezeichnet; eine solche Benennung ist aber unrichtig, denn diese Gebäude sind keineswegs blos aus Spielerei, gewissermaßen zum Zeitvertreib, hergestellt, sondern sie haben einen ganz bestimmten Zweck. Auf dem Strange in der Mitte sitzt nämlich während der Nacht das Männchen und auch wohl bei Tage, wenn es Schutz gegen die erwähnten tropischen Bitterungsunbilden suchen will. Meistens bauen die Männchen allein, und jedes Weibchen macht sich nur dann am Neste zu schaffen, wenn es dasselbe für seine Brut erwählt hat; es bessert dann innen aus, ohne jedoch, wie manchmal behauptet worden, eigentlich mit dem Männchen gemeinsam zu arbeiten. Da fast jedes Männchen rastlos weiterbaut, immer mehr Nester, und da es weber mit dem Weibchen zärtlich zusammenhält noch dasselbe während des Brütens oder späterhin die Jungen füttert,

sondern nur das Nest gegen die Annäherung eines andern Männchens oder jedes andern Vogels überhaupt bewacht und muthvoll vertheidigt, so hat man daraus folgern wollen, daß alle Webervögel oder doch wenigstens die meisten in Vielehe leben. Dies ist freilich eine Annahme, welche bis jetzt ebenso wenig durch die Forschungen der Reisenden als durch die Beobachtungen in der Vogelstube sicher festgestellt worden. Nach meinen Erfahrungen dürfte es allerdings richtig sein, daß die meisten Webervögel Vielweiberei treiben. Ruhe- und Rastlosigkeit, eifriges Herstellen immer neuer Nester, Einreisen der nahezu vollendeten und deren Wiederaufbau — das ist ein kennzeichnendes Thun und Treiben sämmtlicher Webervögel. Uebrigens ist ihr Nestbau, streng genommen, nicht ausschließlich als Weberei zu betrachten; er kann ebenso gut als Stickeri oder Flechterei bezeichnet werden. Verschiedenartig, wie die Gestalt der Nester, sind auch die Baustoffe, aus denen sie hergestellt werden; die mannigfaltigsten Gräser, Halme, Fasern, Bast, Würzelchen, allerlei Fäden u. dgl. werden dazu verwendet, ja eine und dieselbe Art kann je nach der Gegend, in welcher sie nistet, vornehmlich aber dem Baumaterial entsprechend, welches ihr zugänglich ist, außerordentlich von einander abweichende Nester errichten. Ein in der Vogelstube aus Agavefasern und Baststreifen hergestelltes Nest hat mit dem desselben Vogels, welches in der Freiheit aus Gräsern oder frischen Rindenfasern geformt ist, wenig Aehnlichkeit, während es für den sachkundigen Blick an der Gestalt und manchen anderen Merkmalen doch sogleich zu erkennen ist. Höchst interessant erscheint die Beobachtung, welche sich in der Gefangenschaft ergeben hat, daß ein Webervogel im ersten Jahre ein unvollkommenes, im nächsten ein besseres und erst im dritten ein vollendet künstlerisches Nest anzufertigen vermag. In der Freiheit hängen die meisten Nester der Webervögel an dünnen, schwanken Zweigen über Gewässern, Regenschluchten oder Abhängen, und hier sind sie, wie man annimmt, aus Vorsicht der Affen, Schlangen u. a. Räuber wegen angebracht.

Die vorhin erwähnte Verfärbung zum Prachtgefieder zeigen die Webervögel regelmäßig alljährlich mehr oder weniger auffallend. Dieselbe besteht in einem Vorgange, welcher, obwohl bei Weitem nicht so bemerkbar, auch bei den europäischen Finkenvögeln sich äußert. Sie ist vielfach, fast immer jedoch mit größeren oder geringeren Irrthümern geschildert. Um eine solche Erscheinung im Vogelleben recht kennen zu lernen und dann sach- und wahrheitsgemäß beschreiben zu können, bedarf es vieljahrelanger, anhaltender Beobachtung und reicher Erfahrung. Ich glaube nun in der folgenden Darstellung mich keiner irrthümlichen Angaben schuldig zu machen.

Wenn in der Heimat einer Webervogelart der Frühling naht und mit demselben die Nistzeit, so beginnt eine Anzahl der Federn des Männchens aus der grauen Farbe in bunte, glänzende überzugehen, indem sie theils an der Spitze der Härte und Fahnen, theils auch in der Mitte derselben farbige Flecken bekommen, welche mehr und mehr sich vergrößern, bis sie zuletzt die ganze Feder überziehen; währenddessen aber schießen überall junge, sogleich völlig bunt gefärbte Federn hervor, durch welche namentlich das Kleingefieder mehr oder weniger vollständig erneuert wird. Diese vorzugsweise in glänzenden, prächtigen Farben prangenden Federn haben größtentheils auch eine ganz andere Beschaffenheit (Structur) als die alten,

indem sie nämlich in längeren, weichen, fein zerschlißenen und selbst wellenförmig gestalteten Härten bestehen. Sobald nach beendeter Brutzeit die Entfärbung eintritt, fallen diese neuen Federn aus, und die ersterwähnten verfärben sich ins Grau zurück. Dann erst späterhin findet die eigentliche Mauser in der Erneuerung auch des Großgefieders statt. Die Weibchen bleiben stets im gleichen grauen Kleide und wechseln höchstens mit den Männchen übereinstimmend die Farbe der Schnäbel. Uebrigens ist der Vorgang der Verfärbung bei den Angehörigen der verschiedenen Weberstippen wesentlich von einander abweichend.

Für die Liebhaberei sind die Webervögel von weitreichender Bedeutung. Sie vereinigen mit mehr oder minder herrlichem Farbenschmuck geringe Bedürfnisse, nehmen also mit einer sehr einfachen Verpflegung vorlieb und erfreuen ihren Besitzer dadurch, daß sie selbst unter minder günstigen Verhältnissen in eifrigster Weise ihre kunstfertige Thätigkeit entfalten. Die meisten Arten begnügen sich freilich hiermit und gelangen nur selten, eine beträchtliche Anzahl sogar garnicht, in der Gefangenschaft zu einer erfolgreichen Brut; nur wenige sind als tüchtige Zuchtvögel anzusehen. Man füttert sie mit weißer Hirse und Spitz- oder Kanariensamen, die größeren Arten unter Zugabe von Hanf und anderen Sämereien; alle aber bedürfen auch nothwendiger Weise der Fleischnahrung, denn anderenfalls bleiben sie, namentlich die Feuerweber, in der Verfärbung zum Prachtkleide auffallend zurück, wie man dies in den Läden der Händler sehen kann, wo sie nur mit Körnern ohne Mehlwürmer, Ameisenpuppen, Eierbrot u. dergl. ernährt werden. Freilich äußert nicht die Fütterung allein ihren Einfluß bei der Verfärbung zum Prachtgefieder, sondern es kommen auch noch andere Verhältnisse zur Geltung; so bedürfen solche Webervögel namentlich des vollen Sonnenlichts und der frischen Luft, um ihre glänzenden Prachtfarben zu erlangen.

Während die kleinen Webervögel im Gesellschaftskäfige unter Prachtfinken u. a. selbst im Hochzeitskleide leidlich verträglich sind, können sie in der Vogelstube doch dadurch, daß sie in stürmischer Lebhaftigkeit alle anderen Vögel aus der Umgebung ihrer eigenen Nester vertreiben, viele Störung verursachen; eigentlich böseartig sind sie jedoch nicht. Auch die großen Arten sind nicht wirklich bissig, wenn sie aber selbst nisten, so rauben sie aus den Nestern ihrer Mitbewohner gern die noch ganz kleine, nackte Brut, um mit derselben ihre Jungen zu füttern. Von einem Gesange kann bei allen Webervögeln überhaupt keine Rede sein. Zischen, Zirpen, Schnarren, Gackern, das sind ihre Laute, in denen ein gar wunderbares Liebeslied angestimmt wird, welches, dem Weibchen immerhin süßer als Philomelengesang tönend, im Uebrigen für ein garnicht sehr verwöhntes Ohr doch manchmal geradezu unausstehlich erschallt. Um so unterhaltender ist ihr Liebespiel, welches in wunderlichen Flugbewegungen u. dergl. besteht. Die Webervögel im Allgemeinen darf man zu dem am meisten preiswerthen kleinen Schmuckgefieder zählen, denn außer den schon erwähnten Vorzügen haben sie auch noch die, daß sie zu den ausdauerndsten aller Stubenvögel gehören, und daß, wenigstens im Prachtkleide, vom Beginn der Verfärbung an die Geschlechter leicht zu unterscheiden sind, so daß man dann mit Sicherheit richtige Pärchen erlangen kann. Ein Uebelstand für den Züchter ergiebt sich freilich darin, daß die Jungen der Arten, welche im Käfige oder in der Vogelstube nisten, erst im zweiten oder gar im dritten Jahr das Schmuck

Kleid anlegen und daß daher die Verwerthung der Nachzucht für lange Zeit Schwierigkeit hat. Die Preise schwanken von 4,50 Mark bis 45 Mark und darüber für das Pärchen und stehen im Ganzen überaus billig, abgesehen davon, daß manche sehr seltenen Arten noch übermäßig theuer sind. — Nach dieser allgemeinen Uebersicht will ich nun eine Schilderung der einzelnen Sippschaften anfügen.

Die Feuerweber, gewöhnlich Feuerfinken genannt, sind, obwohl sie von den Systematikern einstimmig zu den Webervögeln gezählt werden, doch von allen übrigen bedeutungsvoll verschieden und in vieler Hinsicht den sogenannten Widafinken oder Witwenvögeln (*Vidua*, L.) ähnlich. Ihnen sind besonders glänzende, brennende Farben eigenthümlich, gewöhnlich neben tiefem Schwarz prächtiges Roth in verschiedenen Schattirungen oder auch Gelb. Im Prachtgefieder leicht zu unterscheiden, gehört doch ein geübter Blick dazu, wenn man im grauen Kleide die verschiedenen Arten, namentlich aber ihre Weibchen, mit Sicherheit erkennen will. Während sie die von den europäischen Reisenden am meisten besuchten Gegenden Afrikas bewohnen, ist trotzdem ihre Entwicklungsgeschichte noch keineswegs sicher erforscht. So steht es noch nicht fest, ob sie Stand- oder Zugvögel sind; zwar hat man das Letztere angenommen, doch kann darin wohl eine Täuschung liegen, da sie im grauen Kleide viel weniger auffallen und dann dort nicht bemerkt werden, wo man sie vorher im Prachtgefieder gesehen hat. Gar überschwänglich schildert A. E. Brehm den Eindruck, welchen ein von Feuerwebern bewohntes Durrasfeld gewährt. Als Flämmchen, welche aufschließen, verschwinden und wieder aufblühen und durch solch wunderbares Spiel das Auge entzücken, beschreibt er die Vögel, wenn sie, auf den Spitzen der Büschelmaishalme sich wiegend, das Gefieder sträubend und flügel-schlagend, ihren Liebesfang zischen. Freilich hat er sie viel mehr mit der Phantasie als mit klaren Blicken geschaut, denn er behauptet auch, daß der Orangeweber, welcher etwa die Größe des Feldsperlings und einen verhältnißmäßig schwachen Schnabel hat, die harten Maiskörner knackt. Ihre Nahrung besteht in Hirse und Gräserfrühereien, aber auch vornehmlich in Kerbthieren. Die Nester sollen im Gebüsch, welches mit Hochgras durchwachsen ist, stehen, nach anderen Angaben an den Stengeln der Durrahirse, zuweilen dicht über dem Boden, bei einigen Arten auch im Schilf und Rohr über Gewässern. Sie leben nicht eigentlich gesellig beisammen, sondern jedes Männchen hat sein kleines, abgegrenztes Nistgebiet, welches es wacker verteidigt. Das Nest ist viel weniger kunstvoll als bei anderen, namentlich den ostindischen Webern; es ist aus Grashalmen oder gespaltenen Rohrblättern geflochten und bildet einen überwölbten Beutel mit einem oder zwei Schlupflöchern von oben herab. Jedes Gelege besteht in drei bis acht grünlich-blauen, selten gesprengelten oder bespritzten Eiern, und es erfolgen in jedem Jahre mehrere Bruten. Nach beendeter Nistzeit sammeln sich die Feuerweber gleich anderen Finken zu großen Schwärmen an, und dann sollen sie umherstreifend erheblichen Schaden an den Sämereien der Nutzpflanzen verursachen. Bei ihnen tritt die Färbung zum Prachtgefieder vorzugsweise durch üppiges Hervorschießen des farbigen Kleingefieders ein, und zwar, dem Frühlinge ihrer Heimat entsprechend, gewöhnlich in unseren Herbstmonaten. Im Freileben soll die Liebeszeit, während derer das Männchen sich im Prachtgefieder befindet, etwa vier Monate währen, in der Gefangenschaft ist ihre Dauer außerordentlich verschieden; gut gefüttert, besonders reichlich mit Fleisch-

nahrung, d. h. Ameisenpuppen und Mehlwürmern versorgt, erhält sich ein Feuerweber wohl sechs bis acht Monate, ja zuweilen Jahr und Tag in voller Pracht, nachlässig verpflegt zeigt er dagegen nur ein abgeblaßtes, fahles Prachtgefieder. Wenn diese Vögel bei den Händlern mit Sämereien allein gefüttert werden und an einem dunkeln Ort sich befinden, so tritt eine eigenthümliche Schwarzfärbung ihres Gefieders ein; so sieht man in den Käfigen der zuweilen Napoleons- und Orangeweber, welche, bis auf den weißen Schnabel, ganz düster- bis kohlschwarz aussehen. Das Liebespiel der Männchen besteht in wunderlichem Tänzeln und Hinundherfliegen mit aufgeblähtem Gefieder unter fortwährendem Flügelklappen, Nicken und Bücken, Blähen und Brüsten; man kann es wohl mit dem Balzen mancher Hühnervogel vergleichen. Der gleichzeitig erschallende Liebesfang ist nur ein heiseres Zischen. Gerade die Feuerweber gehören zu den beliebtesten fremdländischen Stubenvögeln. Im grauen Kleide erscheinen sie freilich nichts weniger als schön, und ihr stürmisches, ruheloses Wesen vermag ihnen auch wohl nicht leicht Freunde zu erwerben; ihre glänzenden Farben aber fesseln von vornherein den Blick des Liebhabers, auch liegt doch ein ganz besonderer Reiz in der Beobachtung des Vorgangs der Verfärbung, nicht minder in der des sonderbaren Liebesspiels, des Nestbaues u. s. w. Wer sie näher kennt, weiß sie zugleich als sehr ausdauernde und anspruchslose Stubenvögel zu schätzen. Obwohl fast alle eingeführten Arten bereits in den Vogelstuben und auch in Käfigen vielfach genistet haben, müssen sie doch als schlechte Zuchtvögel gelten. Vielfach hat man es versucht, sie im ungeheizten Raume, ja wohl gar ganz im Freien bei uns zu überwintern, und trotzdem sie ausschließlich im heißen Afrika heimisch sind, haben sie sich doch nichts weniger als weichlich gezeigt.

Von den sieben bisher bekannten Arten waren sechs lebend eingeführt und fünf hatten auch bereits in der Gefangenschaft genistet; die siebente ist im Sommer 1880 zuerst lebend in den Handel gelangt und befindet sich in je einem Pärchen in mehreren Vogelstuben, so auch in der meinigen. Sie wird der Züchtung sicherlich ebenfalls keine Schwierigkeiten entgegensetzen. Als Feuerweber kann ich folgende Vögel aufzählen: Napoleonsweber oder gelber Feuerfink (*Ploceus melanogaster*, *Lth.*), zu den gemeinsten Vögeln des Handels gehörend, kostet im grauen Gefieder 9 bis 12 Mark, im Prachtkleide 15 bis 18 Mark; bei der Ankunft im Spätsommer ist er im Großeinkauf zwischen 4 bis 6 Frs. das Pärchen zu erhalten. Der abessinische gelbe Feuerweber oder große Napoleonsweber (*P. abyssinicus*, *Gml.*) gelangt so selten in den Handel, daß ein Preis nicht anzugeben ist. Der Sammtweber (*P. capensis*, *L.*), ebenfalls selten eingeführt, kostet 15 bis 20 Mark für das Paar. Der Orange-Webervogel oder gemeine Feuerfink (*P. franciscanus*, *Jart.*) gehört wiederum zu den häufigsten Vögeln des Handels und steht dem Napoleonsweber im Preise gleich. Der Flammenwebervogel oder Flammenfink (*P. flammiceps*, *Swms.*) wird mit 24 bis 30 Mark für das Pärchen bezahlt, doch von den kleineren Händlern meistens mit dem vorigen verwechselt. Der Dryg-Weber oder große Orangenvogel (*P. oryx*, *L.*) ist recht selten und kostet in den Großhandlungen gewöhnlich 30 Mark und bei den Händlern zweiter Hand 45 Mark für das Paar. Der kleinste Orangeweber (*P. nigriventris*, *Css.*) ist erst einmal eingeführt und wurde das Pärchen mit 24 bis 30 Mark bezahlt.



Unter der Bezeichnung Schönweber sind einige herrliche Vögel bekannt, welche auf den Inseln, weniger auf dem Festlande von Ostafrika leben. Sie sind in der Lebensweise und allem Uebrigen, namentlich aber im Farbenwechsel den vorigen ganz gleich, nur noch glänzender und prächtiger; sie haben niemals den schwarzen Bauch. Einer von ihnen, der allbekannte Madagaskarweber (*P. madagascariensis*, *L.*), gehört zu den beliebtesten, weil schönsten und dankbarsten Bewohnern der Vogelstube; die übrigen sind bis jetzt im Handel leider noch so selten, daß sie kaum als Stubenvögel mitgezählt werden dürfen. Von den sechs bekannten Arten sind bisher erst vier lebend eingeführt, jedoch nur eine häufig, die anderen höchst selten, und auch jene allein ist bisher gezüchtet worden. Als der Madagaskarweber im Jahre 1870 zuerst in den Handel gelangte, wurde er mit 24 Mark für das Paar verkauft; seitdem ist der Preis keineswegs heruntergegangen, denn man bezahlt das Pärchen im Prachtgefieder meistens mit 30 Mark und das Pärchen im grauen Kleide mindestens mit 18 Mark. Die übrigen, und zwar der Sanfbarweber (*P. eminentissimus*, *Bnp.*), der Komorenweber (*P. comorensis*, *Cb.*), der Algodaweber (*P. algondensis*, *Schl.*), der Mauritiusweber (*P. erythrocephalus*, *Gml.*) und der Rodriguezweber (*P. flavicans*, *Nwt.*), kommen zu selten zu uns, als daß ich Preise angeben könnte.

Als Sperlingsweber habe ich eine Gruppe zusammengefaßt, deren Angehörige, obwohl in verschiedenen Welttheilen heimisch, doch einander so verwandt sich zeigen, daß ich glaubte, sie nicht mehr in kleinere Sippen zerplittern zu dürfen. Die ostindischen Arten, als Ammerweber oder eigentliche Webervögel (*Ploceus*, *Cv.*) bezeichnet, werden neuerdings auch von den Systematikern, namentlich von Finsch und Hartlaub, mit den afrikanischen Arten, und zwar mit den Dick Schnabelwebern (*Hyphantica*, *Hn.*) zusammengestellt. Meinerseits habe ich dann noch die Mahalweber (*Philagrus*, *Cb.*) darangereicht. Alle Angehörigen dieser Gruppe unterscheiden sich von den Feuerwebern und Schönwebern schon von vornherein bedeutend dadurch, daß sie zunächst selbst im Prachtgefieder nur schlicht, meistens sogar sehr einfach gefärbt erscheinen; die grellen, glänzenden Farben jener fehlen ihnen durchaus. Ferner leben und nisten sie vorzugsweise gesellig beisammen. Schließlich zeigen sie sich im Benehmen nicht so stürmisch lebhaft, wohl aber weniger zierlich und anmuthig, mehr sperlingsähnlich.

Die afrikanischen sind in vier Arten bekannt, und zwar: der gemeine rothschnäblige Webervogel oder Dioch (*P. sanguinirostris*, *L.*), nach seinem lateinischen Namen auch Blutschnabelweber genannt. Er gehört zu den allgewöhnlichsten Vögeln im Handel, kostet 4,50 Mark bis 7,50 Mark und ist im Großverkauf hundertpaarweise mit allerlei anderen zusammen zwischen 3 bis 5 Frcs. für das Pärchen zu haben. Er bildet beim Einkauf gewissermaßen eine Plage der Händler zweiter Hand, indem die Diochs unter den hundert Pärchen immer die bei weitem größte Mehrzahl ausmachen, sodasß also die kostbareren Atrilbe desto weniger vorhanden sind. Ruß' rothschnäbliger Webervogel (*P. Russi*, *Fnsch.*) wurde bis vor kurzem von dem vorigen garnicht unterschieden, obwohl er viel schöner rosenroth ist und kein schwarzes Gesicht hat. Man findet ihn bei der Einführung zwischen den vorigen hin und wieder in einigen Köpfen, und erst seitdem Verfasser auf

ihn aufmerksam gemacht und Dr. Finsch ihn beschrieben, wird er unterschieden und etwas höher, mit 12 bis 15 Mark für das Paar bezahlt. Der rothköpfige Webervogel (*P. erythrocephalus*, *Hrtl.*) kommt nur zeitweise in den Handel, fehlt manchmal jahrelang. Da er nicht sehr beliebt ist, so steht der Preis nur auf 6 bis 9 Mark für das Paar. Der blutköpfige Webervogel (*P. haematocephalus*, *Hgl.*) ist bisher noch garnicht lebend eingeführt. Die drei anderen erbauen ihre verhältnismäßig kleinen, fast kugelförmigen, locker gewebten Nester ebenso eifrig in der Vogelstube wie im Freien, gelangen jedoch kaum zum Eierlegen, geschweige denn zur glücklichen Brut. Obwohl die zuerst genannte Art zu den gemeinsten Vögeln Mittelafrikas gehört, ist sie auch im Freileben noch keineswegs erforscht, denn bis jetzt liegen noch keinerlei nähere Angaben über Nest und Brut vor, nur soviel ist durch Th. von Heuglin festgestellt, daß sie sich nach der Brut in ungeheuren Schwärmen ansammeln und nahrungsuchend die weiten Steppen durchschweifen, auch im Gebirge bis zu 2000 m Höhe emporgehen. Sie haben nicht das Zischen der Feuerweber, sondern mehr harte, sperlingsähnliche Laute und einen rätschenden, schnurrenden Liebesfang.

Die nahverwandten ostindischen Arten, vorhin als Ammer- oder eigentliche Weber bezeichnet und in der Liebhaberei als Bayaweber allgemein bekannt, gehören zu den interessantesten der Stubenvögel überhaupt. Es sind: der eigentliche Bayaweber (*P. baya*, *Blth.*), der Manyarweber (*P. manyar*, *Hrst.*), der Bengalenweber (*P. bengalensis*, *L.*), der gelbbrüstige Bayaweber (*P. hypoxanthus*, *Ddn.*) und der olivengrüne Bayaweber (*P. pensilis*, *Gml.*), deren vier erste in Ostindien und den dazu gehörigen Inseln heimisch sind und dort wie bei uns schon längst zu den beliebtesten Stubenvögeln zählen, während die letzte Art von Madagaskar bisher zu uns noch nicht lebend gelangt ist. Sie sind auch im Prachtkleide sperlingsgrau und erhalten dann nur eine rein und lebhaft gelbe Kopfplatte, die eine Art auch eine gelbe Brust. In der Lebensweise, Ernährung u. f. w. gleichen sie im Allgemeinen den Afrikanern, nisten gesellig, stets in der Nähe eines Gewässers, ernähren sich von Sämereien und Früchten und sammeln sich nach der Brutzeit ebenfalls zu großen Schwärmen an, welche umherstreichen oder ziehen; doch zeichnen sie sich vor denselben und allen übrigen Webervögeln durch ihre staunenswerth kunstvollen Nester aus. Das Nest des eigentlichen Bayawebers hat nach Bernstein eine birnförmige Gestalt und ist mit seinem schmalen, kaum 2,6 cm dicken, stielartigen oberen Ende an der äußeren Spitze eines Bambuszweigs oder Palmenblatts hängend befestigt, und zwar so, daß selbst ein starker Wind nur selten im Stande ist, es herunterzuwerfen; etwa 15,7 cm unterhalb der Anheftungsstelle wird es breiter und erreicht seinen größten Umfang am untern, gleichsam von zwei Seiten etwas zusammengebrückten Ende, wo sein Durchmesser 15,7 cm bezgl. 10,4 cm beträgt. Hier befindet sich der für die Eier und Jungen bestimmte Raum und unmittelbar neben diesem, jedoch durch eine 2,5 cm breite Quertwand getrennt, der Eingang, welcher sich in einer 5,2 cm bis 10,5 cm langen und 5,2 cm dicken, abwärts gerichteten Röhre fortsetzt. Die ganze Länge des Nestes von der Anheftungsstelle bis zum Anfange des erwähnten röhrenförmigen Eingangs, d. h. ohne diesen, beträgt 46,8 cm. Zur Herstellung dieses großen, kunstreichen Nestes benutzen die Vögel ausschließlich feine, schmale Grashalme und deren Blätter,

welche so genau und sorgfältig unter einander verflochten werden, daß dadurch das Ganze ein sehr regelmäsiges, glattes, gefälliges Aeußere erhält. Dieser feste Bau hat Veranlassung gegeben zu der malayischen Sage, nach welcher derjenige, welcher so glücklich sei, eins dieser Nester derart auseinanderzunehmen, daß dabei kein einziger von den dasselbe bildenden Palmen zerbreche, im Innern eine goldene Kugel finden werde. Das Gelege besteht in drei bis vier, bisweilen auch nur zwei reinweißen, etwas länglichen Eiern. Sundevall ergänzt dies noch in Folgendem. „Im Monat April erscheinen bei Kalkutta große Schaaren dieser Webervögel und beginnen ihre Nester zu bauen. Dieselben hängen sehr geschickt an den großen Palmenblättern und sind gewöhnlich aus groben Gräsern in der Gestalt eines Geldbeutels hergestellt, 33,9 bis 36,5 cm lang und am untern Theile 18,3 cm breit, nach oben hin immer schmaler werdend bis zur Dicke von nur 5,2 cm; äußerlich glatt, sind sie zugleich fest und dicht. Am untersten Theile befindet sich eine kleine kreisförmige Höhlung von 13 cm Durchmesser mit einer gleichen cylindrischen Röhre zum Einschlüpfen. Der Bau des Nestes beginnt von oben herab, sodaß also die Höhlung zuletzt fertig wird. Wenn es halb vollendet ist und nur noch der Boden fehlt, wird eine Wand quer hindurchgezogen; folglich hat das Nest zwei ausgeweitete Räume am untern Theile, den einen als Nestmulde für die Eier und den andern als Eingang. Man nimmt an, daß nur die Männchen mit der Herstellung der Nester sich beschäftigen. Oft sind zwei bis drei Nester an ein Blatt gehängt, und an einer Palme befinden sich dann wohl zwanzig bis dreißig derselben.“ In ähnlicher Weise beschreiben auch die übrigen reisenden Naturforscher die Nester dieses Webervogels. Von der Insel Ceylon aus berichtet Layard: „Das Männchen errichtet auch ein besonderes Nest für sich, welches sich von dem eigentlichen Brutnest des Weibchens dadurch unterscheidet, daß es keine lange Einstufgröhre und keine Ristmulde hat, sondern unten ganz offen ist, sodaß die Entleerungen des Vogels zur Erde fallen.“ Dieses sogenannte Vergnügungsnest bildet also nur eine Kuppel oder Glocke, welche querdurch in der Mitte einen wagerechten, geflochtenen oder vielmehr gedrehten Strang hat, auf dem das Männchen, wie schon vorhin erwähnt, während der Nacht oder vor starkem Regen und glühenden Sonnenstrahlen Zuflucht suchend sitzt. Sodann geben die Reisenden an, daß in jedem Vergnügungsnest ein Klumpen von Lehm- und Thonmasse sich befinde, welcher nach der Meinung der Eingeborenen den Zweck habe, daß das Männchen daran Feuerfliegen oder Leuchtkäfer befestige, um zur Nacht das Nest zu erhellen. „Ich habe“, sagt Layard, „nicht ein einziges Nest der Männchen untersucht, an welchem nicht zu beiden Seiten der Sitzstelle ein Klümpchen Lehm angebracht war. Wozu dient dasselbe? Sicherlich nicht zur Befestigung des Baues. Jerdon fand in einem solchen Nest, an mehreren Stellen vertheilt, gegen drei Unzen Lehm. Man hat sich vielfach den Kopf darüber zerbrochen, welches Bewenden es hiermit haben könne. Die verschiedensten Erklärungen, die man zu geben sich bemüht, klingen sämmtlich nicht sichhaltig, am wenigsten aber die, daß die Lehmmasse den Zweck haben sollte, das Nest im Gleichgewicht zu erhalten.“ Soweit bis jetzt Berichte vorliegen, stimmen die übrigen Arten dieser ostindischen Webervögel hinsichtlich ihres Nestbaus mit dem oben geschilderten im Wesentlichen überein, abgesehen davon, daß bei jeder einzelnen die Gestalt des Nestes mehr oder minder abweichend sich zeigt.

Im Jahre 1873 wurden die erstgenannten vier Arten der Bayaweber von der Hagenbeck'schen Vogelgroßhandlung in Hamburg zum ersten Mal in beträchtlicher Anzahl lebend eingeführt. Sie gelangten seitdem in zahlreiche Vogelstuben, zumal zeitweise immer einige Pärchen in den Handel kamen. Die von ihnen hier erbauten Nester weichen von den in der Freiheit errichteten nur insofern ab, als die fremden Baustoffe und die veränderten Verhältnisse solches bedingen. Während sie regelmäßig die Umrisse derselben erkennen lassen, hängen sie doch nur selten an einem sehr langen, gebrehten Bande herab, auch haben sie oft gar keine Flugröhre. Ein recht kräftiges, üppiges Männchen erbaut mit staunenswerthen Eifer entweder mehrere, manchmal sogar verschiedene gestaltete Nester neben einander, gewöhnlich aber ein gewaltig großes, bei dem es eine Nisthöhle herstellt, dann neben derselben oder unterhalb eine neue beginnt und so ein kolossales Gebäude errichtet, bis endlich unten heran das eigentliche, normale Nest mit Bruthöhle und Einflugröhre vollendet wird. Daneben hängt sodann fein sogenanntes Vergnügungsnest, und es ist wirklich erstaunlich, welche emsige Thätigkeit der Vogel entwickelt. Bei eingehender Untersuchung der zahlreichen Nester aller vier Arten der ostindischen Weber in meiner Vogelstube zeigte sich zunächst die Masse, welche an den Seiten angeklebt sein sollte, nicht; ich hatte, um der Sache auf den Grund zu kommen, ihnen feuchten Lehm sowie auch Moorerde geboten, ohne daß sie trotz der sehr eifrigen Arbeit an den Nestern davon Gebrauch machten. Nachdem ich sodann die lange Zeit vorhanden gewesene, mehrmals erneuerte, allmählich aber schmutzig gewordene Lehmmasse ganz hinausgeworfen, fand ich schließlich zu meiner Ueberraschung doch, daß ein alter, kräftiger Bayaweber, welcher ein riesiges Brutnest und daneben ein ebenfalls sehr großes Vergnügungsnest errichtet, in diesem letztern zu beiden Seiten jene Klumpchen angebracht hatte; in Ermangelung von Lehm, Thon oder Moorerde benutzte er dazu theils ausgeweidetes Eierbrot, wie es zur Fütterung verabreicht wird, theils die Entleerungen größerer Vögel. Seitdem ist dies dann auch noch mehrmals von anderen gesehen.

Wer die Webervögelnester im Berliner Aquarium gesehen, wird über den Eifer staunen, mit welchem diese Vögel ihre Bauten errichten; trotzdem ist dort kein einziges von der Größe und Vollendung zu finden, wie solche in meiner Vogelstube, ein Meter lang und darüber, entstanden sind. In einer derartigen Schauanstalt fühlen sich die Vögel eben nur selten sicher genug, um zur vollen Entfaltung ihrer höchsten Lebensthätigkeit, zur naturgemäßen Brut, zu gelangen, wie dies in den Vogelstuben, wo sie doch nur selten gestört werden, der Fall ist. Deshalb sind alle diese Bayaweber auch überaus beliebt und in einem oder einigen Pärchen in fast jeder Sammlung zu finden. Der Preis steht ziemlich hoch, selten unter 20, meistens 24 und manchmal 30 Mark für das Pärchen, gleichviel von welcher Art. Für die Sammlung von Webervögelnestern, welche in meiner Vogelstube errichtet worden, habe ich auf den Ausstellungen der Geflügel- und Vogelk Liebhabervereine in Wien, Düsseldorf, Hamburg, Halle, Greifswald, Lübeck, Berlin und anderen großen Städten, sodann aber auch in London, im Haag in Holland und von der Gesellschaft „Natura artis magistra“ in Amsterdam die höchsten Prämien und Ehrenpreise erhalten.

Die Mahali-Sperlingsweber, welche sich nun anreihen, haben für die Liebhaberei bisher keine Bedeutung, weil sie sonderbarer Weise erst wenig oder garnicht lebend eingeführt worden sind. Es sind übrigens schlicht gefärbte, wenig

ansehnliche Vögel, deren einziger Reiz für die Liebhaberei wohl nur darin liegen würde, daß sie ebenfalls recht kunstreiche Nester errichten.

In der Gruppe der Selbwebervögel oder Edelweber haben wir sodann wieder eine beträchtliche Anzahl der wichtigsten Stuben- und Käfigvögel vor uns. Zu ihnen gehören einige der größten und zugleich einige der kleinsten lebend eingeführten Weber. Sie zeichnen sich zunächst dadurch aus, daß sie fast sämtlich im hauptsächlichsten Theile des Gefieders grünlich-, hoch- bis goldgelb gefärbt sind, im Prachtkleide in der Regel mit schwarzem oder braunem Kopf; nur wenige Arten sind ganz braun oder schwarz. Sie leben zu jeder Zeit gefellig beisammen und nisten ebenso kolonieweise, so daß man einzelne Nester kaum findet, auch lieben sie die Nähe der Menschen und bewohnen dem Hausperlinge gleich sehr häufig die Ortschaften. Nach Reichenow ist eine Vertikalität, in welcher Gebüsch mit freien Stellen abwechselt, hin und wieder mit einem höhern, Umschau gestattenden Baume besetzt, ihr bevorzugter Aufenthaltsort. Dagegen traf dieser Reisende auch in den Walddörfern des Kamerun-Gebirgs bis zu einer Höhe von 1255 m einige Arten als regelmäßige Ansiedler, welche ihre Nester an die Kokospalmen und sogar an die Spitzen der Pisangblätter hängen. Ihre Bauten unterscheiden sich im Allgemeinen sowohl von denbeutelartigen Gebilden der Feuerweber, den ballrunden der Dick schnabelweber, als auch von den retortenartigen oder langröhri gen der Bayaweber dadurch, daß sie, wenigstens der Mehrzahl nach, oval sind mit kreisrundem Einflugloch von unten hinauf an einer Seite und mit einem ganz erstaunlich dichten und festen Dach, während das Lager für die Eier so leicht und lustig gewebt ist, daß man dieselben von außen sehen kann. In der Vogelstube wird zur Herstellung eines solchen Nestes fast immer zuerst ein wagrecht stehender Ring geflochten und um denselben herum dann das Nest geformt. Alle diese Selbweber nisten in der Gefangenschaft leicht und sicher, und zwar erbauen sie ihre Nester zu jeder Jahreszeit mit gleichem Eifer, ob sie im Prachtgefieder sich befinden oder nicht. Gleich allen vorhergegangenen benutzen sie zum Nestbau vorzugsweise gern Agave- oder Aloëfasern und zur Verdichtung des Daches Grasrispen, ferner abgerissene Streifen von Rohr- oder Schilfblättern u. dgl. Als angenehme Stubenvögel vermag ich die größeren Arten dieser Weber nicht zu bezeichnen; ihr Zischen, Schnarren, Gackern kann selbst den abgehärteten Liebhaber zur Verzweiflung bringen. In einer entsprechend eingerichteten Vogelstube oder noch besser in einem sehr großen Flugkäfige oder einem Vogelhause, welche beiden letzteren draußen im Freien stehen, können sie wohl Interesse erregen und viel Vergnügen gewähren. Zu den großen Arten darf man keine kleineren Vögel, insbesondere keine Prachtfinken bringen, denn sie fressen aus deren Nestern mit Vorliebe die Jungen und tödten auch die Alten selber, sobald diese schwächlich und kränklich sind. Unter einander fortwährend in Zanf und Streit, erbauen sie doch, selbst in den verschiedenen Arten beisammen, dicht neben einander ihre Nester und ziehen ihre Jungen auf. Wie es scheint, leben sie in Vielehe, denn mehrere der größten Arten nisteten auch bei mir in der Vogelstube mit zwei bis drei Weibchen. Von den bisher bekannten gegen dreißig Arten sind einstweilen achtzehn Arten lebend eingeführt, doch nur sechs Arten gehören zu den gemeinen Erscheinungen des Vogelmarkts, während auch nur sechs Arten bis jetzt gezüchtet wurden. Es sind: der schwarzköpfige oder Textorweber (*P. melanocephalus*,

Gml.), sehr häufig im Vogelhandel und vielfach gezüchtet, Preis 15 bis 24 Mark für das Paar; der Larvenweber (*P. larvatus*, *Rpp.*), wird von dem vorigen meistens garnicht unterschieden und ist ebenfalls schon gezüchtet; der Riesenweber (*P. grandis*, *Gr.*); der Gürtelweber (*P. cinctus*, *Css.*); der schwarzstirnige Weber (*P. velatus*, *Vll.*), alle drei recht selten; Cabanis' Weber (*P. Cabanisi*, *Prs.*), in letzterer Zeit mehrfach eingeführt zum Preise von 30 Mark für das Paar; der schwarzschlige Weber (*P. atrogularis*, *Hgl.*); Speke's Weber (*P. Spekei*, *Hgl.*) und der Prinzenweber (*P. princeps*, *Bp.*), sämmtlich überaus selten in den Handel gelangend; der Brillenweber (*P. ocularius*, *Sics.*), etwas häufiger; der gelbscheitelige Weber (*P. spilonotus*, *Vgrs.*) und der schwarzhäuptige Weber (*P. nigriceps*, *Lgrd.*), ebenfalls höchst selten. Zu den gewöhnlichsten und zugleich beliebteren gehört sodann der goldstirnige oder olivengrüne Webervogel (*P. olivaceus*, *Ill.*), welcher wiederum oft gezüchtet worden ist, während die nun folgenden beiden, der pommeranzengelbe Weber (*P. aurantius*, *Vll.*) und Bojer's Weber (*P. Bojeri*, *Cb.*) zu den bisher kaum eingeführten gehören. Von den vier dunkelgefärbten Arten, dem kastanienbraunen oder Fuchsweber (*P. castaneofuscus*, *Lss.*), dem rothbraunen Weber (*P. rubiginosus*, *Rpp.*), dem schulterfleckigen Weber (*P. badius*, *Css.*) und dem schwarzen Weber (*P. nigerrimus*, *Vll.*), ist nur die erste im Handel gemein und auch schon gezüchtet. Die Preise aller dieser Arten wechseln zwischen 20, 24, 30, 45 bis 60 Mark für das Paar. Ueberaus beliebt sind die mittleren Arten, unter denen der dottergelbe Weber (*P. vitellinus*, *Lchtst.*) überall in den Vogelstuben zu finden, seines ebenso schönen als künstlichen Nestes halber gern gehalten und auch schon vielfach gezüchtet ist; während die viel selteneren Verwandten, der flügelbindige Webervogel (*P. taeniopterus*, *Rehb.*), der Pirolweber (*P. galbulus*, *Rpp.*), der olivengraue oder rothäugige Weber (*P. erythrophthalmus*, *Hgl.*), der zitrongelbe Weber (*P. xanthopterus*, *Hrtl. et Fnsch.*) und der schwarzohrige Weber (*P. Guerinii*, *Lfbr.*) als äußerst selten lebend eingeführt für die Liebhaberei kaum in Betracht kommen. Der Preis des dottergelben Webers schwankt zwischen 18 bis 30 Mark für das Pärchen, und die übrigen selteneren sind natürlich etwas theurer, wenn sie einmal ausnahmsweise in den Handel gelangen. Der Maskenweber (*P. luteolus*, *Lchtst.*) ist der aller kleinste, nur von Prachtsinkengröße, und während sich die mittelgroßen Arten bereits ziemlich friebfertig zeigen, darf er ohne Bedenken mit den zartesten Prachtsinken zusammen in der Vogelstube gehalten werden. Er erbaut ganz eigenartig kunstfertige und schöne Nester in der vollendeten Form einer Retorte, mit einer sehr langen, von unten hinaufführenden Schlupfröhre, und das Gelege besteht in reinweißen Eiern, während die aller größeren und großen Verwandten entweder rein blau oder blau und farbig bespritzt sind. Da er verhältnißmäßig selten zu uns gelangt und ungemein beliebt ist, so steht der Preis auf 30 bis 36 Mark für das Paar. Alle Gelbweber sind in Afrika, und zwar in den verschiedenen bis jetzt bekannten Theilen heimisch. Ihre Einführung bildet einen beträchtlichen Handelsgegenstand. Ueber ihr Freileben liegen erst sehr spärliche Berichte vor, aus denen erhellt, daß sie als ungemein lebhafte und laute Vögel sowohl mit ihren wunderlichen Flugbewegungen als auch mit ihren noch seltsameren Tönen außerordentlich viel zur Belebung der Landschaft beitragen.

Die Gruppe der allergrößten Webervögel, der sog. Büffelweber, bietet

für die Liebhaberei nur geringes Interesse; eigentlich nur für große Flugkräftige, welche im Freien stehen, geeignet, können sie dann allerdings in ihrem Nestbau einen gewissen Reiz gewähren. Es sind äußerst kräftige Vögel von Drosselgröße, mit starkem Schnabel und derben Füßen. Bisher ist nur eine Art zeitweise und meistens auch nur in wenigen Köpfen eingeführt und dann von den Zoologischen Gärten u. a. Naturanstalten angekauft. Die bekannten vier Arten sind: der weißschräblige oder Alectoweber (*P. alecto*, *Tmm.*); im Berliner Aquarium vorhanden, hat er dort seine wunderlichen thurmartigen Strauchnester aufgeführt und auch Junge erzogen; der Büffelweber (*P. erythrorhynchus*, *Smth.*), der Viehweber (*P. intermedius*, *Hrtl. et Fensch.*) und der weißköpfige Büffelweber (*P. Dinemelli*, *Href.*). Ihre Heimat erstreckt sich vorzugsweise über Ost- und Nordostafrika. Ueber ihre Lebensweise ist sehr wenig bekannt. Die Nester werden gesellschaftlich auf einzeln stehenden Bäumen in der Nähe von Viehweiden oder Regenbetten errichtet, und die Brutzeit soll in die Monate Juli bis September fallen. Die großen, aus groben, dürrem Reisig und Baumzweigen aufgeschichteten, in einer Höhe bis zu 9 m stehenden Brutansiedelungen beherbergen drei bis acht Pärchen, deren jedes ein kunstreiches Nest aus feinen Gräsern u. dgl. formt. Das Gelege besteht in drei bis vier Eiern. Sie besuchen vorzugsweise gern die Viehtristen, und ihre Nahrung bilden außer Sämereien allerlei Kerbtbiere, besonders auch die Schmarotzer der Hausthiere.

Die beiden letzten hierher gehörigen Gruppen der Webervögel haben bislang noch gar kein Interesse für die Liebhaberei, weil noch keine ihrer Angehörigen lebend eingeführt worden sind. Die Prachtweber sind etwa sperlingsgroße Vögel von schwarzer Grundfarbe, mit glänzendem Roth gezeichnet. Ihre Heimat ist vorzugsweise Westafrika, und wenn jene früher dem Handel viel mehr als jetzt zugänglichen Gegenden über kurz oder lang wieder erschlossen sein werden, so dürfen wir diese schönen und interessanten Vögel wohl ebenfalls auf unserem Vogelmarkt erwarten. Auch in Betreff ihres Freilebens liegen erst dürftige Nachrichten vor: sie sollen sich vorzugsweise im Hochwalde aufhalten, und zwar in den Baumkronen, sich niemals in großen Schaaren ansammeln, sondern nach der Brut nur familienweise umherstreichen. Das aus dünnen, elastischen Halmen fest gewebte, retortenförmige Nest mit einer besonderen Brutkammer und langer, senkrecht herablaufender Schlupfröhre hängt an den Blättern der Palme, zuweilen auch zu mehreren an einem Baum. Die Schwärzlinge oder Schwarzweber sind nur von Zeisiggröße, ebenfalls in Westafrika heimisch und alle schwarz oder doch düster gefärbt, ohne besondere Schönheit. Beiden Gruppen gegenüber darf ich es bei dieser beiläufigen Erwähnung bemerken lassen.

Im Uebrigen glaube ich, dieser frei nach meinem Werke „Die fremdländischen Stubenvögel“ I. Band (Körnerfresser) gegebenen Uebersicht nur noch den Hinweis anfügen zu dürfen, daß die Webervögel bei voller Kenntniß aller ihrer Eigenthümlichkeiten und dann bei sachgemäßer Auswahl für die Vogelstube oder einen Flugkäfig wirklich Anregung und Vergnügen in hohem Maße gewähren können; ich glaube darauf hinweisen zu müssen, daß der strebsame, scharf beobachtende Vogeliebhaber in ihnen noch ein außerordentlich weites Gebiet der lohnendsten Forschung vor sich hat, denn einerseits sind sie im Freileben noch fast gar nicht erkundet, und

andererseits sind es ja auch erst verhältnißmäßig wenige Arten, welche sich der Züchtung zugänglich gezeigt und in derselben Gelegenheit zur Beobachtung ihrer naturgeschichtlichen Entwicklung gegeben haben. Die Eingangs erwähnten hochwichtigen Gesichtspunkte der Naturanschauung und Naturbesehrnung in der Häuslichkeit, welche man der Vogelliebhaberei überhaupt doch keinesfalls absprechen kann, birgt gerade die Beschäftigung mit ihnen in hohem Maße.

## Aberglauben und Ansichten über Wetterveränderungen.

Von

W. Slinkersues.

Einige Untersuchungen mögen zunächst der alten vielerörterten Frage eines Einflusses der Mondphasen auf das Wetter gewidmet sein, einer Frage, die mir immer der nach der Existenz von Gespenstern in einer Hinsicht recht verwandt schien. Wer, noch so unbefangen und frei von Aberglauben, täglich von allen Seiten versichern hörte: „wir haben einen Geist gesehen, es ist kein Zweifel möglich!“ würde nicht doch, schon aus Neugierde, Verlangen nach Prüfung und Erklärung empfinden? Wie interessant auch, gegebenen Falles, die Bekanntschaft eines wirklichen Geistes zu machen, sollte es auch bloß ein niederer Spukgeist sein, der poltern, lärmern und Unfug anrichten darf, dem aber jede den Menschen nützliche und heilsame Leistung verwehrt ist! Leider halten diese Geister aber nur Denjenigen Stand, welche an sie glauben; in den anderen Fällen bleibt höchstens ein etwas ungewöhnlicher Reflex vom Mondlicht oder etwas Aehnliches zurück. Im Hause meiner Eltern war es ein in seiner Wirkung auffallender akustischer Reflex, aus Lage und Bauart jedoch gut zu erklären, welcher demselben in der ganzen Stadt den Ruf des „Spukhauses“ verschaffte. Ein ebenso aufgeklärter als pffiffiger Speculant bauete darauf seinen Plan, dasselbe für ein Billiges an sich zu bringen, und so wurde denn der Geist, der bis dahin nur hatte von sich hören lassen, auch einige Nächte hindurch sichtbar, besonders auch den Augen der in den Plan eingeweihten Dienstmagd, endlich aber durch eine derbe körperliche Züchtigung von seinem „Umgehen“ mit Menschen erlöst. — Nun, um endlich wieder auf das ursprüngliche Thema zurückzukommen, auch der von Laien tausendfältig behauptete Einfluß der Mondphasen auf das Wetter hält einer ernstlichen Untersuchung nicht Stand. Diese Untersuchung ist leichter und auch noch etwas gefahrloser, als das Vorgehen gegen Gespenster, wobei es doch möglicherweise einmal zum Handgemenge kommen kann, aber freilich auch zeitraubender. Man braucht nur zu zählen, wie sich die Regentage eines hinreichend langen Zeitraums auf die verschiedenen Mondphasen vertheilen. In der Meteorologie unterscheidet man der Reihe nach die acht Phasen: Neumond, Erster Octant, Erstes Viertel, Zweiter Octant, Vollmond, Dritter Octant, Letztes Viertel, Vierter Octant.

Aus Eisenlohr's mühsamen Zählungen finde ich nun, daß die 33612 Regentage eines Zeitraums von  $8 \times 10\,000$  Tagen sich in folgender Weise vertheilen:

|                          |           |
|--------------------------|-----------|
| Neumond . . . . .        | 4172 Tage |
| Erster Octant . . . . .  | 4125 „    |
| Erstes Viertel . . . . . | 4350 „    |



|                           |           |
|---------------------------|-----------|
| Zweiter Octant . . . . .  | 4583 Tage |
| Vollmond . . . . .        | 4225 "    |
| Dritter Octant. . . . .   | 4212 "    |
| Letztes Viertel . . . . . | 4024 "    |
| Vierter Octant. . . . .   | 3921 "    |

Darf hiernach auch als erwiesen gelten, daß es wenigstens in Mittel- und Süd-Deutschland zur Zeit des zweiten Octanten, d. h. 3 bis 4 Tage vor dem Vollmonde am häufigsten, zur Zeit des vierten Octanten, 3 bis 4 Tage vor dem Neumonde, am seltensten regnet, so zeigt sich zugleich, daß der beträchtliche Zeitraum von  $8 \times 10\,000$  oder  $80\,000$  Tagen dazu gehört, bis 381 Mal durch den Einfluß des zweiten Octanten ein trockener Tag in einen Tag mit Regen, oder 281 Mal durch den vierten Octanten ein Regentag in einen trockenen Tag verwandelt wird; eine Verwandlung im ersteren Sinne kommt durchschnittlich alle 210 Tage, die im letzteren alle 284 Tage einmal vor, also sehr selten. Dieses Resultat der Untersuchung würde nun freilich auch so gedeutet werden können, daß Wetterveränderungen, sogenannte Umschläge, bei den verschiedenen Mondphasen besonders häufig vorgekommen seien, aber in dem einen Sinne beinahe ebenso oft, als in dem anderen, wie es auch die eigentliche Volksmeinung ist. Aber auch dies hält nicht Stand vor einer unbefangenen Prüfung. Außerdem kann nachgewiesen werden, daß der oben nachgewiesene schwache Einfluß nur ein durch den Einfluß auf die Windrichtung vermittelter ist. Die vereinte Anziehung von Mond und Sonne bewirkt, wie Ebbe und Fluth der Meere, auch eine solche der Atmosphäre, des Luftmeers, daher auch die dazu durchaus erforderlichen Bewegungen. Einfluß auf die Windrichtung, besonders jedoch eine Modification des gewöhnlichen Verhältnisses der nördlichen und östlichen zu den südlichen und westlichen, des Polar- zum Aequatorialstrom, oder, wie man auch sagt, des Passats zum Antipassat, war also von vornherein gewiß, die Zeiten der größten Gegensätze waren, wie für höchsten und niedrigsten Wasserstand, nur empirisch, aus den Beobachtungen, zu finden.

Nach Eisenlohr's Zählung vertheilen sich nun 33 742 Tage, an welchen der Polarstrom herrschte, auf die Mondphasen in folgender Weise:

|                           |           |
|---------------------------|-----------|
| Neumond . . . . .         | 4430 Tage |
| Erster Octant . . . . .   | 4387 "    |
| Erstes Viertel . . . . .  | 4247 "    |
| Zweiter Octant . . . . .  | 3755 "    |
| Vollmond . . . . .        | 3714 "    |
| Dritter Octant. . . . .   | 3822 "    |
| Letztes Viertel . . . . . | 4560 "    |
| Vierter Octant. . . . .   | 4827 "    |

Wegen der gelegentlichen Schwierigkeit bei der Beurtheilung der wahren Windrichtung, z. B. bei schwachen Winden, oder auch stärkeren, die in einander entgegengesetzter Richtung treiben, bleiben hier etwas größere Unregelmäßigkeiten und Sprünge zurück, die aber durchaus nicht hindern, zu erkennen, daß der Polarstrom am häufigsten zur Zeit des vierten Octanten weht, am seltensten gegen Vollmond, oder etwas richtiger, zwischen Vollmond und zweiten Octanten. Der Einfluß des vierten Octanten erobert in einem Zeitraume von  $80\,000$  Tagen durchschnittlich

609 Tage für den Polarstrom, d. h. einen durchschnittlich in 131 Tagen. Aber längst nicht ebenso häufig wird dadurch ein Regen abgewehrt, ganz in Uebereinstimmung mit wohlerklärten Vorgängen. Obgleich nämlich der Polarstrom mit Recht für den trockenen Wind gilt, ist dennoch sein Auftreten nicht selten von Regen begleitet, weil er aus dem im Allgemeinen wärmeren und dampfreicheren Aequatorialstrom (Antipassat) bei dem Zusammentreffen mit diesem Wasser niederschlägt. Das andere Extrem zwischen zweiten Octanten und Vollmond verhindert alle 142 Tage einmal den Polarstrom, aber nur alle 210 Tage wird dadurch ein Regentag geschaffen. Auf je 420 Tage kommen nahezu drei eines durch obigen Einfluß verhinderten Polarstromes, aber nur 2 eines dadurch verursachten Regens. Ferner: in je 262 Tagen wird durch den vierten Octanten 2 Mal Polarstrom herbeigeführt, aber nur ungefähr einmal Regen abgewehrt.

Von 44 100 Tagen mit wehendem Antipassat kommen auf:

|                            |      |
|----------------------------|------|
| Neumond . . . . .          | 5079 |
| Ersten Octanten . . . . .  | 5336 |
| Erstes Viertel . . . . .   | 5496 |
| Zweiten Octanten . . . . . | 5979 |
| Vollmond . . . . .         | 6048 |
| Dritten Octanten . . . . . | 5900 |
| Letztes Viertel . . . . .  | 5268 |
| Vierten Octanten . . . . . | 4994 |

Aus diesen Zahlen leite ich ab, daß in einem Zeitraum von 80 000 Tagen die Mondphase zwischen dem zweiten Octanten und dem Vollmonde 502mal dem Antipassat zur Herrschaft verhilft, d. h. einmal in je 159 Tagen; aber längst nicht jedesmal wird dadurch Regen herbeigeführt. Der vierte Octant verhindert in demselben Zeitraum 518mal den Antipassat, häufig bloß zu Gunsten neutraler Winde oder Windstillen, und in je 154 Tagen einmal. Erheblich seltener wird zugleich Regen damit abgewendet.

Mit dem eben Abgeleiteten ist nun in sehr befriedigende Uebereinstimmung zu bringen, was Flauguerge und unabhängig davon Eisenlohr über den Einfluß der Mondphase auf den Barometerstand ermittelt haben. Es darf nicht überraschen, daß ein solcher sich zu erkennen giebt, obgleich ihn die Luft im Zustande angenommenen vollkommenen Gleichgewichts nicht hervorrufen könnte, weil dabei das Uebergewicht der Luftsäule der Fluth vom Monde selbst gehalten wird und nicht auf die Quecksilbersäule drücken kann. Auch hier ist es wieder das Streben nach Gleichgewicht, die dadurch bedingte Bewegung, das Laufen der Fluthwelle, welches sich bemerklich machen kann und auch wirklich bemerklich macht. Die genannten Gelehrten haben gefunden, daß der Barometerstand im Mittel am Tage des zweiten Octanten um 1,41 mm oder  $\frac{10}{7}$  Millimeter niedriger ist, als an dem des letzten Viertels. Man kann für letzteres aber auch den vierten Octanten setzen, ohne den Thatfachen Gewalt anzuthun, und ganz allgemein für alle diese Verhältnisse den zweiten und den vierten Octanten als Extreme annehmen, wie es sich bei den Regentagen fand. Wir sahen nun oben, daß 210 Tage, d. h. 7 synodische Umläufe des Mondes einen durch den Einfluß des zweiten Octanten eroberten Regentag enthalten. Dies ist so zu verstehen, daß z. B. ein Tag, welcher etwa der Bezeichnung „Schön“ auf der

(allerdings nicht ganz wissenschaftlichen) Wetterscala des Barometers entsprochen haben würde, nunmehr zu „Veränderlich“ paßt, oder ein Tag der letzteren Bezeichnung in einen zu „Regen oder Wind“ stimmenden verwandelt wird. Annäherungsweise richtig, so lange es sich nur um solche ganz mäßige Veränderungen handelt, wie Uebergänge von einem Wetterextrem in das andere, kann daher gesagt werden, daß ein einzelner zweiter Octant, also eine einzige Lunation,  $\frac{1}{7}$  der genannten Verschlechterung von „Schön“ zu „Veränderlich“ oder von „Veränderlich“ zu „Regen oder Wind“ hervorbringt, welches nach der Eintheilung der meisten Wettercalen auf den Barometern  $\frac{10}{7}$  Millimetern, d. h. 1,43 mm, entsprechen würde.

Mit sehr befriedigender Harmonie ist hier ein Einfluß nachgewiesen worden, der aber fast so verschwindend klein ist, daß offenbar Wetterumschläge durch den Mondwechsel im Sinne der Wettercalender auf das Gebiet des Aberglaubens (Classe: Wetter-Aberglauben) gehören. Der Aberglauben hat aber ein zähes Leben und gleicht dem Unkraut darin, daß er „nie vergeht“. Wo Unkraut und nützliche Früchte sich den Boden streitig machen, würden die letzteren weichen müssen, wenn nicht der Mensch zu Hülfe käme. Deshalb mögen über jene Aberglauben noch einige Worte gestattet sein, zumal es auch Gelehrte giebt, welche durch die Herausgabe von Wettercalendern sich zu einer Stütze für denselben hergeben. So fiel mir neulich das ganze zukünftige Wetter des laufenden Jahres in die Hände, welches sich schauerlich genug anließ. Wendepunkte darin waren immer Tage mit Mondphasen; beispielsweise war vom 14. bis 21. April Regen, Schnee und Wind prophezeit. Merkwürdiger Weise war noch allgemein angegeben, daß das vorhergesagte Wetter in der Regel erst 3 Tage später komme, als es angezeigt sei; warum da nicht lieber sogleich um die 3 Tage weitergreifen? Indessen liegt gerade hierin die große Schlaueheit; der Zusatz ist eine Art von En-tout-cas, der für diese Classe von Wetteranzeigern charakteristisch ist. Denn hätte es z. B. am 14. April geregnet oder geschneiet, was aber beiläufig gesagt nicht der Fall war, so wäre die Prophezeiung eingetroffen gewesen, weil dieses Datum genannt worden ist, wenn dagegen am 17., auf Ostern, was ebenfalls nicht der Fall war, gleichfalls, des Zusatzes wegen. Toaldo hat sich sogar in seiner Wetter-Mondsucht zu der Bemerkung verstiegen, man dürfe die Umschläge nicht immer gerade am Tage der Phase selbst erwarten, sondern der Einfluß erstrecke sich von 3 Tagen vorher bis zu 3 Tagen nachher. Eine köstliche Bemerkung das, wenn man bedenkt, daß im Allgemeinen jede Woche eine der vier Hauptphasen bringt! Wenn in neuester Zeit auch die entsetzlichen Folgen der Rückkehr der vier großen Planeten in ihre Sonnennähe ausgemalt werden, so steckt nach meiner Meinung, die ich leicht weiter begründen könnte, dahinter ein Schalk, der sich gesagt hat, daß seine Prophezeiung nicht leicht könne Lügen gestraft werden, weil doch irgendwo auf der Erde irgendwelches größere Unglück zu erwarten sei. Bekanntlich findet auch der Aberglauben überall Nahrung und in Allem; hat doch speziell der Kometen-Aberglauben dadurch einmal sein Leben gefristet, daß in dem Jahre einer Kometen-Erscheinung im fernen Ungarlande ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt kam. Damit war dem Kometen sein Recht geworden und ein größeres Unglück wurde nicht bekannt. Uebrigens kann man in Beziehung auf Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun wenigstens von letzterem, nicht in Abrede stellen, daß er von jeher sehr viel Unglück angerichtet hat.

Gern möchte man auch den Einfluß der Sonnenflecken wegsputzen können, durch den von Zeit zu Zeit in manchen Theilen von Indien und China Hunderttausende und Millionen dem Hungertode verfallen, weil während des Minimums der Sonnenflecken dort der für eine genügende Ernte erforderliche Regen fehlt. Warme Länder bedürfen des Wassers, wir dagegen aber häufig der Wärme. Die statistischen Büreaus der Engländer haben für die ganze Zeit ihres Bestehens, d. h. bis zum Jahre 1811 zurück, das erwähnte Zusammentreffen nachgewiesen, das auch für uns böse Folgen hat. Denn der dort nicht niedergeschlagene Wasserdampf gelangt nach einiger Zeit durch die bekannte große Luftcirculation der Erde in unsere kälteren Gegenden, fällt deshalb hier nieder und verdirbt uns die Sommer, wie die der Jahre 1878, 1879, 1880 (durch ein ungewöhnlicherweise drei Jahre dauerndes Minimum). Seit längerer Zeit sind wieder Sonnenflecke zu sehen, mitunter recht beträchtliche, auch die damit in Verbindung stehenden Protuberanzen, Eruptionen auf der Sonne. Daher habe ich für den diesjährigen Sommer keine pessimistischen Ansichten.

Sehr merkwürdig, vollständig erwiesen, aber durchans noch nicht erklärt ist der Zusammenhang der Sonnenflecken mit den Variationen der Magnetnadel und mit den Nordlichtern. Die letzteren fehlen bei uns zur Zeit eines Minimums und zeigen sich erst wieder, wenn die Sonnenflecken häufiger werden.

Dagegen kann es nicht auffallen, wenn Vorgänge an unserer Haupt-Wärmequelle einen Einfluß auf den Charakter der Witterung ausüben. Daß auch dabei noch Einiges der Aufklärung harzt, ist wohl hauptsächlich Folge des Umstandes, daß unser bestes Hülfsmittel zur Erforschung der Natur der Sonnenflecken und Protuberanzen, die Spectral-Analyse, noch verhältnißmäßig neu ist. Auch hat man schon begonnen, zwei verschiedene Sonnenflecken-Perioden zu unterscheiden, eine lange von 55 bis 70 Jahren, und die kurze gewöhnliche von etwa 11 Jahren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die große Verschiedenheit darin ihren Grund hat, daß die sie verursachenden Eruptionen aus sehr verschiedenen Tiefen des Sonnenkörpers kommen und folglich sehr verschiedene Temperatur haben. Es könnten dann beide den Charakter der Sommer und Winter in entgegengesetzter Weise beeinflussen, wie es nach gewissen Erfahrungen wirklich der Fall zu sein scheint.

---

## Eine zeitgemäße Betrachtung über Wesen und Aufgabe der Philosophie.

Von

Dürgen Bona Meyer.

Die Philosophie ist alle Zeit diejenige Wissenschaft gewesen, über deren Wesen und Aufgabe sowol die Verehrer derselben mit einander oder auch diese mit den Verächtern derselben lebhaft gestritten haben. Nur die Theologie dürfte sich in dieser Hinsicht noch auf einen Rangstreit mit der Philosophie einlassen können. Beide Wissenschaften sind allerdings, obgleich sie doch behaupten es mit den werthvollsten Wissen des Menschen zu thun zu haben, unablässig genöthigt um die An-

erkenntnis der Berechtigung ihres Daseins zu kämpfen. Sie müssen stets aufs Neue wieder versuchen den Beweis zu führen, daß es keineswegs dem Menschen genügen darf zufällig weltweise zu sein, sondern daß es auch werthvoll für ihn ist zu wissen, wie er es sein kann und wie er es wird, daß es ebensowenig dem Menschen genügen kann einer angenommenen Autorität gemäß Etwas zu glauben, sondern daß viel wichtiger noch für die Menschheit ist zu wissen, wie sie glauben und was sie glauben kann.

Ob diese fortgesetzte Nöthigung zum Kampfe ums Dasein als zu den Freunden oder zu den Feinden dieser Wissenschaften gehörig betrachtet werden soll, kommt auf den Geschmack an; jedenfalls hat diese Noth alle Zeit mehr Zeit und Kraft in Anspruch genommen, als bei anderen Wissenschaften auf Erörterungen über solche Grundsätze verwandt zu werden pflegt. Es steht mir nicht an über diese Thatsache zu klagen, da die Erfahrung von Jahrhunderten ihre Unvermeidlichkeit zu bezeugen scheint. Man kann geradezu sagen, die mit der Zeit wechselnden Auffassungen der Philosophie vom Wesen und von der Aufgabe der Philosophie darlegen, heißt eine kurze Geschichte der Philosophie schreiben. Hier soll nur an die Thatsache dieser ewig wechselnden Fragestellung erinnert sein um den rechten Hintergrund zu haben für die Erörterungen der Frage, woher es wohl kommen mag, daß gerade jetzt in Betreff der Philosophie solche Betrachtungen häufiger noch als sonst in besonderen Aufsätzen oder Schriften erscheinen und ob dies für das Ansehen der Philosophie in unserer Zeit als ein erfreuliches oder als ein bedauerliches Zeichen zu nehmen ist.

Die Thatsache der Zunahme solcher Erörterungen werden Kundige wol schwerlich in Abrede stellen, doch mag ein Hinweis auf etliche solcher Auslassungen als Grundlage dieser Betrachtung nützlich sein. Ein genauer Bericht über einige solcher Äußerungen aus neuester Zeit findet sich in der kleinen 1878 erschienenen Schrift von dem Director des Dortmunder Gymnasiums Dr. Döring: „Ueber den Begriff der Philosophie.“

Dieselbst wird zunächst erinnert an Ueberweg's 1863 in der Zeitschrift für Philosophie Bd. 42 veröffentlichten Aufsatz über den Begriff der Philosophie. Die Philosophie ward hier aufgefaßt als die Wissenschaft der Prinzipien aller einzelnen Wissenskreise und des Zusammenhanges der verschiedenen Sphären unter einander. Die Philosophie bliebe somit, was sie seit Plato und Aristoteles geschichtlich sei, eine Theorie der Prinzipien, und bilde zugleich das gemeinsame Band, das alle positiven Wissenschaften umschließe. — Aehnliche Gedanken — so berichtet Döring — habe Hebler in einem 1867 veröffentlichten Vortrage: „Die Philosophie gegenüber dem Leben und den Einzelwissenschaften“ in der Virchow-Holzkendorff'schen Sammlung, Heft 44 entwickelt. Philosophie sei nach Hebler eigentlich nicht eine besondere Wissenschaft neben den anderen Wissenschaften, sondern sie sei die allgemeine Wissenschaft in dem Sinne, daß alle übrigen zu ihrer eigenen Vollenbung der Philosophie bedürfen. Man möge sie eine Specialwissenschaft nennen, aber nur eine solche, deren Specialität darin bestehe, speciell die Universalität zu vertreten. Sie sei gewissermaßen ein Klavierauszug aus dem Orchesterstück des allgemeinen Wissens. Philosophie als besondere Wissenschaft sei nöthig, damit man über den Bäumen den Wald nicht übersehe. Ihre Probleme lägen vorzugsweise auf der Grenz- und Berührungslinie der verschiedenen Gebiete. Als Spe-

cialwissenschaft in besonderem Maße eigenthümlich sei der Philosophie nur noch die Erkenntnißwissenschaft.

Auch in Zeller's 1868 am 23. November zu Heidelberg gehaltenen Rede über die Aufgabe der Philosophie und ihre Stellung zu den übrigen Wissenschaften findet Döring im Wesentlichen dieselbe Grundrichtung auf das Wissen als solches, sowie auch die Bedeutung der univervellen Aufgabe der Philosophie als eine Vermittlerin zwischen den verschiedenen Wissensgebieten, ihm eigenthümlich sei nur die genauere Durchführung dieses Gedankens auf der Basis des gegenwärtigen Organismus der Fakultätswissenschaften. Bei dem fruchtbaren Austausch der gegenseitigen Beziehungen zwischen den Wissenschaften werde der Philosophie besonders die Aufgabe zugewiesen, den Zusammenhang aller Wissenschaften zum Bewußtsein und zur Geltung zu bringen.

Erinnert wird sodann an eine Aeußerung Steinhals in seiner Einleitung in die Philosophie und Sprachwissenschaft vom Jahre 1871. Die Philosophie sei die Betrachtung der apriorischen Elemente unserer Erkenntniß an sich, so sei sie zunächst in der Metaphysik und Logik allgemeine Erkenntnißlehre. Damit sei aber der Bereich dieser apriorischen Elemente nicht erschöpft; außer den allgemeinsten, in jeder Wissenschaft angewandten Prinzipien und Formen habe jede besondere Disciplin ihre besonderen apriorischen Momente. So entspreche Philosophie der Natur, der Geschichte, der Sprache. Diese Philosophien, seien Prinzipien und Methodenlehren, indem sie die regulativen und constitutiven Prinzipien der besonderen Disciplinen darlegten. Und so vollende die Philosophie ihre Aufgabe, die Lehre von den Zusammenhängen zu sein und die Einheit alles Wissens zu vermitteln.

Auf dasselbe ungefähr läßt Döring die Gedanken Wundt's auslaufen, die derselbe in seiner Züricher Antrittsrede: „Ueber die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart“ 1874 ausgesprochen hat, mit dem Unterschiede nur, daß der einseitige Hinweis auf die Beschäftigung mit den apriorischen Elementen unserer Wissenschaft vermieden sei.

Etwas allgemeiner läßt er ebenso Lazarus in seinem *Leben der Seele* Bd. 1 sagen, die Philosophie sei die Wissenschaft der Wissenschaften, das Wissen des Wissens — und noch allgemeiner Baumann in seinem 1812 erschienenen Buch: *Philosophie als Orientirung über die Welt* — die Philosophie sei das Bestreben, sich durch wissenschaftliches Nachdenken über die letzten Principien in der Welt zu orientiren. — Auf die Berücksichtigung auch der praktischen Aufgaben des Lebens hat nach Döring bestimmter hingewiesen Horwitz in seiner 1876 erschienenen Abhandlung über Wesen und Aufgabe der Philosophie, indem er die Philosophie als Königin der Wissenschaften für die Wissenschaft der höchsten Ideen erklärt, d. h. für die Wissenschaft der höchsten, allgemeinsten und wichtigsten theoretischen und der höchsten, einschneidendsten, brennendsten, praktischen Aufgaben der Menschheit.

In höchster Potenzirung schließlich soll nach Döring das Streben, der Philosophie als Universalwissenschaft die centrale Stellung innerhalb der Wissenschaft anzuweisen, in zwei Aufsätzen hervorgetreten sein, mit denen gewissermaßen als Programm die „Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie“ 1876 eröffnet worden sei, nämlich Avenarius' Aufsatz „Zur Einführung“ und Paulsen's Aufsatz: „Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Wissenschaft“. Avenarius

verfolge das Ziel nachzuweisen, daß Wissenschaft nur durch Philosophie, ja nur als Philosophie möglich sei. Die Philosophie schließe durch ihre centrale Stellung alle Wissenschaften zu einer Einheit, der Einheit der Wissenschaft überhaupt zusammen. Paulsen gehe von dem geschichtlichen Nachweis aus, daß bis auf Kant die Philosophie als Inbegriff alles Wissens im engsten Bunde mit den Einzelwissenschaften gelebt habe, und fordere die Rückkehr zu diesem Standpunkte. Durch die Kant'sche Forderung einer apriorischen Wissenschaft im Gegensatz gegen die Erfahrungswissenschaften und die Ausbeutung dieser Unterscheidung von Seiten seiner speculativen Nachfolger sei dieser Friedenszustand zerstört und die Philosophie dahin gedrängt worden, neben den selbständig gewordenen Erfahrungswissenschaften sich ein eigenes Gebiet zu begrenzen. In diesen Grenzen habe sie nur die noch nicht exacten Wissenschaften behalten. Der Vorname philosophisch habe nunmehr einer Wissenschaft nicht mehr einen höheren Character verliehen, sondern umgekehrt diejenigen Wissenschaften bezeichnet, die noch keine waren. Er verwerfe die aus dieser Lage der Sache erwachsenen Definitionen der Philosophie, namentlich auch die der Wissenschaft von den Principien. Wie alles Wirkliche, verbunden durch tausend Beziehungen, eine Einheit, eine Welt bilde, so sollte alles Erkennen eine Einheit, die Philosophie bilden.

Döring selbst vermisst bei allen diesen Bestimmungen eine klare und ausreichende Aussicht auf das praktische Ziel und will demgemäß die Philosophie bestimmen als die Wissenschaft von den für das menschliche Handeln unabänderlichen Bedingungen und Schranken menschlicher Glückseligkeit.

Döring hätte sich bei dieser Berücksichtigung der praktischen Lebensziele, für die er bei den vorhin Genannten nur unzulängliche Andeutungen fand, wol auf Dühring berufen können, der ja besonders Gewicht darauf gelegt hat, hervorzuheben, daß die Philosophie, die er als die Entwicklung der höchsten Form des Bewußtseins von Welt und Leben faßt, für die uns bevorstehenden Epochen nicht mehr vorwiegend eine ruhende Weltanschauung, sondern wesentlich ein rastlos thätiges Princip allseitiger Gestaltung des Lebens sein soll. Das Bewußtsein umfasse die Verzweigungen des Wissens und die Richtungen des Strebens. Die Philosophie lebe somit als Wissenschaft und als Gesinnung, als Weltanschauung und als Lebensgestaltung, als zurückgezogene Speculation und als praktisch eingreifende Macht. Die Philosophie als Wissenschaft sei theils Hervorbringung, theils Aufnahme derjenigen Einsichten, durch welche die Welt und das Leben klar übersichtlich, die Principien der Vorgänge verständlich und die Abfolge der unserer Kraft erreichbaren Zustände für die verstandesmäßige Leitung zugänglich werden. Die Philosophie der Gesinnung sei eine Fortpflanzung der Motive edlerer Menschlichkeit; sie schaffe in den Idealen der Humanität und hege die großen Conceptionen, in denen das höchste Wollen der Menschheit gipfele. Hiernit sei der reformatorische Beruf, den sie als die höchste der ideellen Mächte zu üben habe, als unabweisbares Kennzeichen ihres tieferen Wesens hingestellt.

Berücksichtigungswürth wären für Döring auch noch zwei Neben von Edmund Pfeleiderer gewesen, die eine: „die Aufgabe der Philosophie in unserer Zeit“, gehalten zu Kiel am 22. März 1874, die andere: „die Philosophie und das Leben“, gehalten zum Antritt seines Lehrauftrages in Tübingen am 6. Juni 1878. In der

ersten Rede hob Pfleiderer die Bedeutung der Philosophie als umfassender Principienwissenschaft in wesentlich gleicher Beziehung zu sämtlichen Einzeldisciplinen hervor und bezeichnete demgemäß eine solche Wissenschaftslehre im weiteren und freieren Sinne des Worts als die Hauptaufgabe, welche die Philosophie der Gegenwart in den Vordergrund zu stellen habe. In der zweiten Rede führte Pfleiderer den Satz aus, daß die Philosophie als Principienwissenschaft durchaus zu erwachsen habe aus dem Leben, daher in unserer Zeit energisch an der in allem Wissen gesuchten Synthese von Empirismus und Nationalismus mitzuschaffen oder das Bemühen, Erfahrung und freies Denken gleichermaßen zu ihrem Rechte kommen zu lassen, auch ihrerseits zu fördern oder mehr noch zu leiten habe. Eben dadurch werde sie dann auch auf das Denken im Leben der studirenden Jugend zunächst und schon durch diese auch des weiteren Publikums den wünschenswerthen zum Ideal erhebenden Einfluß ausüben, den sie früher besessen habe.

Auf diese zur Zeit nothwendige Ergänzung und Berichtigung des Kant'schen Idealismus durch einen richtig verstandenen Realismus der Erfahrungswissenschaft ohne Verschleuberung der Wahrheiten, welche dieser Idealismus an's Licht gebracht hat, hat auch Zeller 1872 in seiner Berliner Antrittsrede: „über die gegenwärtige Stellung und Aufgabe der deutschen Philosophie“ hingewiesen unter Hervorhebung der Bedeutung, welche zum Verständniß dieses Bedürfnisses einer gebiegenen Kenntniß der Geschichte der Philosophie beizumessen sei.

Erwähnt mag schließlich noch werden, daß im Jahre 1863 diese Lebensfrage der Philosophie nach ihrem Sinn auch schon in der Presse vor dem großen Publikum erörtert worden ist, indem sich Professor Frohschammer und der Studienlehrer Bullinger in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und in offenen Sendschreiben allerlei Unfreundliches über ihre verschiedene Auffassung vom Wesen der Philosophie gesagt haben. Der Eine wollte das Eigenthümliche der Philosophie in der Gründung derselben auf das historische Bewußtsein der Menschheit und dessen Grund in der Menschennatur erkennen, der Andere vertheidigte dagegen die Behauptung, daß die Philosophie keine Geschichtswissenschaft, sondern reine Vernunftwissenschaft sei.

Auch das sei nicht vergessen, daß Papst Leo XIII. in seinem Rundschreibez vom 4. August 1879 für die Katholiken, die ihm folgen wollen, die Aufgabe der Philosophie auf die Erklärung und die Ausbreitung der Philosophie des engelischen Lehrers Thomas von Aquino beschränkt und in dieser Begrenzung der Philosophie die hohe Aufgabe zugewiesen hat Vorschule und Hilfe zum Christenthum zu sein. Es ist selbstverständlich, daß die von Rom abhängigen Geistlichen dieses aus der alten Scholastik hinreichend bekannte Thema von dem schönen Magdendienste der Philosophie für die Theologie seitdem mit neuem Eifer anführen. Ein Beispiel dertart bietet in dem Jahresbericht über die Lehr- und Erziehungs-Anstalt des Benedictiner-Stiftes Maria-Einsiedeln im Studienjahr 1879/80 der dortige Professor der Philosophie P. Benno Kühne in einem Programm: „die höchste Aufgabe der Philosophie“, in welchem er mit vielen gelehrten Citaten den Satz zu beweisen sucht: „Eine richtige Philosophie darf und kann nichts anderes sein als eine Propädeutik für die christliche Religion“.

Diese vorstehende Umschau mag wol genügen um die Wahrheit des Satzes, von dem unsere Betrachtung ausging, zu bestätigen, daß zur Zeit eine äußerst leb-



hafte Nachfrage nach dem Wesen und nach der Aufgabe der Philosophie sich zeigt. Das Fragen darnach muß also wol jedenfalls zeitgemäß sein und es bedarf daher auch für uns keiner weiteren Rechtfertigung, wenn auch wir uns hier diesem Wink des Zeitgemäßen fügen.

Da drängt es mich aber gleich von vornherein hervorzuheben, daß ein für das betreffende Kapitel eines größeren Werkes angestellter Rückblick auf die in allen Zeiten wiederkehrenden Versuche solcher Begriffsbestimmung der Philosophie und ihrer Aufgabe mir gezeigt hat, wie im fortlaufenden Wechsel immer mit kleinen Abänderungen wesentlich dieselben Gedanken wiederkehren, so daß man fast sagen kann, einzig in seiner Art ist nur die philosophische Begriffsbeschränkung Sr. Heiligkeit des Papstes Leo. Im Uebrigen laufen alle Versuche der Wesensbestimmung der Philosophie immer darauf hinaus, die Philosophie als Universal- und Gesamtwissenschaft, oder doch als allgemeine Wissenschaftslehre, oder als Prinzipien- und reine Vernunftwissenschaft oder endlich als Weltweisheit und Begründerin menschlichen Lebensglückes aufzufassen. Die einseitige Betonung der einen oder der anderen dieser Auffassungen hat dann auch jederzeit bedenkliche Folgen für die fragliche Wissenschaft selbst und ihre Folgen gehabt.

Als Universalwissenschaft wollte schon Cicero die Philosophie ansehen, wenn er mit den Stoikern sie als die Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen bezeichnete. Die Philosophie als Wissen war damit Eins und Alles. In der neuen Zeit hat bekanntlich vor Allem Hegel seine Zeitgenossen an die Anerkennung solchen Anspruchs der Philosophie gewöhnen wollen und bei Vielen ist es ihm auch eine Zeit lang gelungen. Aber diese durch die geschlossene Macht seines Systems erzwungene Anerkennung war doch niemals allgemein und vor Allem nicht von langer Dauer. Gegen diese Annäherung der Philosophie auf Vor- oder gar Alleinherrschaft regte sich bald das Selbstbewußtsein der Einzelwissenschaften. Man wollte mit Spott finden, daß die Philosophie als Universalwissenschaft zwar von Vielem Etwas, aber von Nichts etwas Ordentliches wisse.

Allenfalls gestand man nun der Philosophie noch die allgemeine Bedeutung zu, daß sie als Wissenschaftslehre das Wissen an sich, die Voraussetzungen und Bedingungen des Wissens überhaupt ergründen könne und somit für alle Einzelwissenschaften einen gewissen propädeutischen Werth besitze. Im Grunde beschränkte man die Aufgabe der Philosophie dadurch auf Erkenntnißlehre und Logik. Das hohe Interesse für Philosophie mußte darunter natürlich leiden. Alle von ihr seit Jahrhunderten gepflegten großen Probleme über Gott und Welt, über das Wesen der Menschenseele und ihre sittliche Bestimmung waren damit aus dem Inhalte der Philosophie gestrichen oder schrumpften zusammen zu bloßen Fragen der Wissenschaftsmethode.

Es ist begreiflich, daß die Philosophen sich diese Selbstbescheidung ihrer Wissenschaft doch nicht mochten gefallen lassen und daher suchten sie schon aus dem Begriff des Wissens thunlichst Vieles, wo möglich alles Wesentliche, das stets als philosophischer Besitz angesehen war, wieder herauszupressen. Sie bedienten sich dazu des Kunstgriffs, den Namen des Wissens einerseits zu beschränken auf das unbedingte Gewisse, das apodiktische Wissen, und andererseits als solches Wissen alles Wissen von Ideen auf dem Gebiete der Logik nicht nur, sondern ebenso gut auch auf

den Gebieten der Aesthetik, der Ethik und der Religion darzuthun. Damit war die Philosophie nach Kant wieder zur Vernunftwissenschaft oder zur allgemeinen Prinzipienwissenschaft gemacht, zu welcher Auffassung schon früher Platon und Aristoteles den Grund gelegt hatten und als solche reine Vernunftwissenschaft stand sie dann selbstherrlich allen anderen Wissenschaften als bloßen Erfahrungswissenschaften gegenüber, denen damit sogar der Charakter eigentlicher Wissenschaft ganz abgesprochen wurde. — Das hatte wieder zweierlei Bedenken zur Folge. Zunächst lehnten sich die übrigen Wissenschaften gegen diese ihnen von der Philosophie aufgenöthigte Entseelung auf mit der Behauptung, daß jede Wissenschaft am besten ihre eigene Principienlehre in sich schließe und somit keineswegs gewillt sein könne, ihrerseits auf alles apodiktische Wissen zu verzichten. Aber auch für die Philosophie schien jene Beschränkung auf das apodiktische oder apriorische Wissen bedenklich, man machte damit wieder, wie schon früher die Metaphysik in weitestem Sinne allein zur Philosophie und strich aus ihrem Gebiete alle Berücksichtigung der Empirie, so daß die wichtigsten und interessantesten Kapitel der Seelenlehre, der Sittenlehre, der Schönheitslehre, der Glaubenslehre, ja auch der Denklehre eigentlich gar nicht mehr als Philosophie angesehen werden konnten.

Und an allen diesen Bestimmungen ließ sich nun freilich noch als gemeinsamer Mangel das hervorheben, daß keine dessen gedachte, wie von Urbeginn an die Philosophie eine Weisheit für das Leben hatte suchen, dem Lebensglück der Menschen hatte dienlich sein sollen und wollen. Aber die seit Epikur nicht selten wiederholten Versuche diesen Mangel durch einseitige Betonung gerade dieses Lebenszieles der Philosophie zu ergänzen, haben der Philosophie als Wissenschaft in der Regel wenig genügt, sie vielmehr gewöhnlich auf das flache und weite Land des unsicheren populären Meinens getrieben. So gewiß auch die Philosophie gleich jeder Wissenschaft überzeugt sein darf, wenn sie der Wahrheit dient, auch dem Nutzen der Menschheit und dem Lebensglücke der Einzelnen zu dienen, so gewiß schadet sie ihrer Sache, indem sie dann leicht die Wahrheit fälscht, wenn sie ihr ganzes Augenmerk oder auch nur überhaupt ihr Augenmerk auf diese ihre natürliche Wirkung richtet. Wer nach dem Glück ängstlich ansieht, der geht ihm leicht vorbei, wer aber unbesorgt um das Glück seine Pflicht thut, der findet es, dem fällt es zu. Es ist begreiflich, daß in einer Zeit, welche das unlösliche Problem des Optimismus und Pessimismus in den Vordergrund philosophischen Interesses getrieben hat, auch jene irrige rein praktische Begriffsbestimmung der Philosophie wieder hervorgezogen ist, aber etwas Neues und Lobenswerthes wird damit nicht geboten. Nur die allgemeine Wahrheit bringt man damit wieder in Erinnerung, daß der Mensch nicht lebt um zu wissen, sondern nach rechtem Wissen strebt, um recht zu leben.

Somit halten wir denn die erneute Steigerung des alten Bemühens zur Bezeichnung der Aufgabe der Philosophie eine jener kurzen Wesensbestimmungen zur Geltung zu bringen nicht für erprießlich. Alle solche Versuche zeigen immer nur, auf welche Seite des philosophischen Strebens der einzelne Vertreter dieses Faches das Hauptgewicht legen will. Eine Wesensbestimmung, welche genügen sollte, müßte versuchen, allgemein den Inhalt aller philosophischen Aufgaben zu umfassen, ohne darum doch alle Wissenschaft überhaupt in die Philosophie aufzusaugen oder neben der Philosophie als wahre Wissenschaft zu streichen.

Das geschehe nun — sollte ich meinen — wenn man sagte, die Philosophie als Wissenschaft habe den Zweck den Streit der Weltansichten über Einheit und Zusammenhang des Weltalls zu ergründen und suche dieses Ziel durch Erforschung der Gesetze des Seelenlebens zu erreichen. Damit wäre Weg und Ziel bestimmt, Psychologie im weitesten Sinne wäre ihr Weg und Metaphysik im alten und doch zugleich neuen Sinne wäre ihr Ziel.

Selbstverständlich ist hier der Ort nicht diesen Vorschlag zur Lösung der alten Streitfrage nach allen Seiten eingehend zu rechtfertigen; es muß vielmehr in der Hauptsache dem Nachdenken des geneigten Lesers überlassen bleiben, ob und wie damit alle vorhin geschilderten Schwierigkeiten und Bedenken wirklich gehoben sein müssen. Nur einige wahrscheinlich sich erhebende Einwände mögen noch an der Schwelle zurückgewiesen werden.

Nahe liegt gewiß der Einwand, die Philosophie habe doch alle Zeit nicht nur jenen Streit der Weltansichten ergründen, sondern auch schlichten wollen. Gewiß hat sie dies in der Regel gewollt und jeder dogmatische Philosoph ist auch stets überzeugt gewesen, daß er den Streit geschlichtet habe; aber ebenso gewiß hat seit Jahrhunderten noch kein Philosoph für diese seine Meinung je allgemeinen und dauernden Glauben gefunden. Es bleibt daher einigermassen kühn noch immer die Zuversicht zu hegen, der Philosophie werde diese Schlichtung dennoch endlich gelingen; und mißlich bleibt es in die Definition der Philosophie die Erstrebung eines vielleicht unerreichbaren Zieles aufzunehmen. Rathfamer scheint es mir daher in die Wesensbestimmung der Philosophie nur das aufzunehmen, was jedenfalls zu erstreben und auch zu erreichen sein muß, nämlich das Erforschen der Gründe dieses Streites. Die streitenden Weltansichten, sie mögen nun Hirnge spinntie sein oder nicht, sind jedenfalls Vorstellungen unserer Seele, entsprungen aus dem Verhältniß dieser zur umgebenden Natur- und Menschenwelt. Auf dem Boden des Seelenlebens müssen daher auch die Gesetze dieser Vorstellungsgebilde ergründet werden können. Es kann daher keinen anderen Weg philosophischer Forschung als den bezeichneten der Seelenforschung in weitestem Sinne geben.

Dem wird nun wahrscheinlich der andere Einwand entgegengestellt werden, daß auch viele andere Einzelwissenschaften die Gesetze seelischen Seelenlebens zu ergründen trachteten und daher genau besehen für die Philosophie nichts mehr zu thun übrig bleiben werde, da jede Einzelwissenschaft gerade im Einzelnen das Geschäft besser besorge als sie im Allgemeinen. Darauf wäre zu erwidern, daß die Vereinzeltung der Betrachtung, so nützlich auch für die besondere Wissenschaft, doch nicht ausreichen kann den Zusammenhang der Probleme des Seelenlebens zu erledigen. Der Jurist mag das Wesen des Rechts erforschen, aber die Elemente des Rechts nehmen doch wol eine besondere Stelle ein unter den allgemeinen Elementen der Sittlichkeit und diese haben vielleicht irgend eine Beziehung zu den Elementen der Schönheit oder auch der Religion. Gewiß kann der Jurist als philosophischer Kopf auch diese weiteren Beziehungen des Grundbegriffs seiner Wissenschaft ins Auge fassen, aber in der Regel wird er so viel Kraft und Zeit auf die Beschäftigung mit der positiven Ausführung seines Grundbegriffs zu verwenden haben, daß ihm nicht mehr Kraft und Zeit zu jener philosophischen Ausweitung seines Forschens übrig bleibt. Da nun aber tritt nach dem Prinzip der Arbeitstheilung das Recht

und die Nothwendigkeit des philosophischen Forschers ein, der für ihn alle diese Beziehungen auf dem allgemeinen Boden des Seelenlebens zu ergründen trachtet. — Und wie in diesem Falle, so eben muß es in allen Fällen sein, in welchen Grundprobleme der Wissenschaften auf den Boden des Seelenlebens führen. Da solche Grundprobleme in allen Wissenschaften vorkommen, hat die Philosophie naturgemäß Beziehungen zu allen Wissenschaften zu unterhalten.

Eben deshalb ist es schwieriger die Philosophie gegen die übrigen Wissenschaften scharf abzugrenzen, als diese gegen einander; aber ganz ohne Schwierigkeit ist dies bekanntlich auch bei anderen Wissenschaften nicht. Die Gefahr der Absorbirung der einen durch die andere Wissenschaft oder die Gefahr einer allzu großen Verengung der Aufgabenstellung zur Wahrung einer falschen Selbständigkeit droht mitunter auch hier. Stellt man der Philologie die Aufgabe Alterthumskunde zu sein, so fällt sie leicht unter den Begriff der Geschichte und stellt man ihr nur die Aufgabe Sprachwissenschaft zu sein, so beengt man sie zu sehr. Je nach der Wesenbestimmung fallen vergleichende Anatomie und Physiologie unter die Zoologie, oder nicht, gehört die Geographie als Erd- und Völkerkunde zur Geschichte oder als natürliche Bodenkunde zur Geologie. Die Geschichte vor Allem kann bei ihren weiten Beziehungen fast eben so leicht in Kompetenzwüste mit den Einzelwissenschaften gerathen wie die Philosophie. Jedoch die Wissenschaften lassen sich nun einmal so genau von einander nicht absplöcken wie Landstriche. Es kommt aber immer nur darauf an, in welchem Brennpunkt eine Summe von Wissen zu einer Gesamtbetrachtung zusammengefaßt wird und dies richtig zu thun, ist Sache des wissenschaftlichen Genies.

Ergeht sich nun — und damit kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück — eine Zeit mit Vorliebe in Betrachtungen darüber, wie das dem Wesen der Sache gemäß zu machen sei, so ist das gewöhnlich ein Zeichen, daß es am Genie das Rechte zu machen fehlt. Wir wollen darum die Zeit nicht schelten, denn sie pflegt wenigstens das Gute zu haben eine Zeit der Selbstbestimmung einer Wissenschaft zu sein; aber wir möchten doch daran erinnern, daß die Zeiten fruchtbareren Thuns und Versuchens für die Wissenschaft besser sind als die Zeiten solchen methodologischen Vernünftelns.

## Zwei brennende Zeit- und Streitfragen.

Von  
Heinrich Diehoff.

Die in der Ueberschrift angedeuteten Fragen betreffen die Simultanschulen und die Realschulen. Mancher hält es vielleicht für Uebertreibung, diese Fragen als brennende zu bezeichnen und betrachtet sie wol gar als bereits erloschen, d. h. als endgiltig entschieden und abgethan; haben doch die maßgebenden Behörden ihre Stellung zu beiden schon wiederholt durch öffentliche Erklärungen und amtliche Maßregeln kundgegeben. Allein Streitfragen wie diese, die aus dem Culturleben mit Nothwendigkeit erwachsen und deren schließliche Lösung auf die weitere Entwicklung und Gestaltung der Cultur einen durchgreifenden und nachhaltigen Einfluß

haben wird, lassen sich durch Vorschriften und Anordnungen der augenblicklich macht-  
habenden Behörden allenfalls für einige Zeit so stark verschütten, daß sie erstickt und  
erloschen zu sein scheinen; aber unter der Asche glimmt der Brand fort und  
schlägt, ehe man sich versieht, wieder in hellen Flamme aus.

## I.

Von hervorragender Bedeutung auch für die nähere Zukunft ist die Simultans-  
schulfrage. Jeder, dem das Wohl der nächsten Generationen unseres Vaterlandes  
am Herzen liegt, sollte das Seinige dazu beitragen, daß die Discussion unserer Ver-  
hältnisse nicht von der Tagesordnung verschwinde. Was in der Klärung dieser Frage ver-  
säumt, in ihrer Lösung verfehlt wird, muß zunächst auf die jetzt heranwachsende  
Jugend und weiterhin auf das ganze Volk eine unberechenbar nachtheilige, in vielen  
Jahrzehnten nicht wieder zu vertilgende Einwirkung ausüben. Wie unerfreulich der  
gegenwärtige Stand dieser Angelegenheit ist, weiß Jeder, der ihr einige Aufmerk-  
samkeit widmet. Seit der Unterrichtsminister Falk von seinem hohen Posten zurück-  
getreten ist, stockt nicht bloß die Entwicklung der Simultanschulen, sondern sie gehen,  
wenn auch langsam und im Stillen, dem Verfall entgegen. Als am 25. October  
1879 die evangelische Generalsynode in ihrer dreizehnten Plenar Sitzung ihren lange  
geplanten Angriff gegen diese Lehranstalten ausführte, gab der neu ernannte Unter-  
richtsminister Herr von Puttkamer seine Abneigung gegen dergleichen Schulen deutlich  
genug zu erkennen, und nur ein schwaches Häuflein von Anhängern des Simultans-  
schulwesens trat in Kampf gegen die erdrückende Mehrzahl ihrer Gegner. Die  
Generalsynode nahm mit gewaltiger Majorität gegen etwa acht Stimmen der Linken  
folgenden den Simultanschulen das Todesurtheil sprechenden Antrag in allen seinen  
acht Punkten unverändert an:

„Die Hochwürdige Generalsynode wolle den evangelischen Ober-  
kirchenrath ersuchen, bei der königlichen Staatsregierung nachdrücklichst  
darauf hinzuwirken:

1. daß der evangelischen Volksschule und, soweit möglich, auch den  
höheren Schulen der confessionelle Charakter gewahrt werde;
2. daß deshalb die Zahl der Simultanschulen auf das unabweiskliche  
Bedürfniß beschränkt werde;
3. daß die Kreis- und Bezirksinspection möglichst nach der Confession  
der unterstellten Schulen geschieden werde;
4. daß den evangelischen Geistlichen die Schulinspection in jedem  
einzelnen Falle nur mit Genehmigung ihrer geistlichen Behörde  
vom Staat übertragen und nur nach Anhörung derselben ab-  
genommen werden dürfe;
5. daß da, wo besondere Kreis- und Local-Schulinspectoren im Haupt-  
amte angestellt sind, das Recht der Kirche zur Geltung komme,  
durch ihre Behörden und Organe den Unterricht zu leiten;
6. daß bei Feststellung der Befähigung zur Ertheilung des evan-  
gelischen Religionsunterrichtes in den Volksschulen die evangelische  
Kirche durch einen Vertreter mitwirke;

7. daß in den zum Gebrauch in evangelischen Schulen bestimmten deutschen Lesebüchern die Haupterscheinungen aus der Entwicklung der evangelischen Kirche, insonderheit auch aus der Reformationsgeschichte, die gebührende Berücksichtigung erhalten;
8. daß der Gebrauch des kleinen lutherischen Katechismus in den Volksschulen innerhalb seines Geltungsbereichs in keinerlei Weise eingeschränkt werde."

Um die ganze Tragweite dieser mit so überwiegender Stimmenzahl ausgesprochenen und von der gegenwärtigen obersten Unterrichtsbehörde beifällig angenommenen Forderungen zu ermessen, darf man nicht übersehen, daß die ultramontane Partei ihrerseits dieselben Forderungen aufstellt, und, wenn jene gewährt werden, auch diese nichtfügig verfaßt werden können. Was aber, wenn dieses geschieht, aus den preußischen Volksschulen werden muß, leuchtet wol selbst dem blödesten Auge ein. Gelingt es, den sämtlichen Volksschulen und — wie die Generalsynode wünscht — auch den höheren Lehranstalten einen streng confessionellen, also scharf gegensätzlichen Charakter aufzuprägen; sucht man zur Beaufsichtigung und Leitung der Schulen einerseits entschieden protestantische, andererseits verflocht ultramontane Kreis- und Bezirksinspectoren aus; räumt man bei der Wahl der beiderseitigen Religionslehrer den beiderseitigen Kirchenbehörden einen maßgebenden Einfluß ein; erstreckt sich das streng confessionelle Gepräge nicht blos auf die Religionslehre, sondern auch auf andere Lehrgegenstände, besonders auf Geschichte und auf Schul- und häusliche Lectüre; wird dem entsprechend in dem evangelischen deutschen Lesebuch die Reformationsgeschichte eingehend behandelt, werden die Fürsten, welche die Reform beförderten, verherrlicht, ihre Gegner gescholten; wird folgerichtig in dem katholischen Lesebuch die Reformation als die schlimmste aller Häresien verdammt, werden die dem Papst treu gebliebenen Fürsten gepriesen, die ihm abtrünnig gewordenen mit Schimpf und Tadel überhäuft: muß da nicht der unselige Culturkampf, der jetzt schon verderblich genug lobert, in der aus solchen Schulen hervorgegangenen Generation noch weit heftiger und verheerender entbrennen? Wer noch irgendwie Zweifel hegt, ob seitens der Ultramontanen dem Staat gegenüber ähnliche Forderungen, wie seitens der evangelischen Generalsynode erhoben werden, der sehe sich nur einmal die sechs Punkte an, die im Herbst 1880 die Generalversammlung der schlesischen Katholiken in Breslau einmütig verlangte. Sie forderte nicht nur die Erhaltung bezw. Wiederherstellung des confessionellen Charakters aller niederen und höheren Schulen, sondern auch für die katholische Kirche ein allgemeines Mitaufsichtsrecht über die Schule. Die bestehenden Simultanschulen sollen beseitigt, neue derartige Anstalten nicht mehr errichtet werden; katholische Schulen dürfen nur katholischen Aufsichtsbeamten unterstellt, nur den von der Kirche beauftragten Priestern die Ertheilung, Leitung und Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes überlassen werden. Wenn die Staatsgewalt die Saat solcher Forderungen aufgehen läßt, welche Früchte werden wir zu sehen bekommen!

Seit den Sitzungen der evangelischen Generalsynode im Herbst 1879 ist die Simultanschulfrage auch in dem preußischen Abgeordnetenhaus wiederholt zur Discussion gelangt. In Vertretern derselben hat es dort allerdings nicht gefehlt; doch läßt sich nicht behaupten, daß diese mit der wünschenswerthen Wärme für sie ein-

getreten sind, und eben so wenig, daß sie die für die Simultanschulen sprechenden Gründe klar und kräftig genug geltend gemacht haben; es scheint fast, als habe die dem Unterrichtsminister zur Seite stehende conservativ-ultramontane Mehrheit, die ihm in Bezug auf die Simultanschulfrage in der ersten Hälfte des Octobers 1880 ein entschiedenes Vertrauensvotum erteilte, Muth und Kampflust der Liberalen allzu sehr gedämpft. Leider ist es ganz so gekommen, wie es der zurückgetretene Minister Falk in seinem Schreiben an den Herausgeber der „Deutschen Revue“ im Herbst 1879 (s. Octoberheft S. 4 ff.) voraus sagte. Wenn er gleich sich dagegen verwahrte, zu den Pessimisten gezählt zu werden, die damals nach den eingetretenen großen Personalveränderungen im preussischen Staatsministerium eine „allgemeine Reaction“ kommen sahen, so gestand er doch, „wirkliche Sorge wegen des Unterrichtswesens zu tragen.“

„Um dieses,“ schrieb er, „kämpfen die wichtigsten Factoren der Gegner am leidenschaftlichsten und in gleichem Geiste. Hier steht ihnen kein Gesetz im Wege, und es kann ihnen bei der Natur des Gegenstandes keines im Wege stehen.“ Ueber den Geist, in welchem das Unterrichtswesen geleitet wird, entscheidet stets die Verwaltung (klarer herausgesagt: der Minister). Es wird sicher nicht ausbleiben, daß die gegenwärtige Verwaltung den an sie gerichteten Anforderungen in ganz anderer Weise entgegenkommt, wie ich das für statthaft hielt.“ Diese Prophezeiung begann sich denn auch bald zu bewähren. Der neue Chef des Unterrichtswesens decretirte z. B. auf den Antrag einiger Gegner der Simultanschulen die Nichteröffnung einer von der Stadt Elbing unter Genehmigung der vorgesetzten Behörde mit bedeutendem Kostenaufwand vorbereiteten Simultanschule für Knaben trotz dringender und wohl begründeter Gegenvorstellungen der Stadtbehörde. Das war doch wol mehr, als Falk bei seiner Amtsniederlegung befürchtet hatte. Zu dem oben bezeichneten Briefe sprach er noch die Hoffnung aus, daß manches während seiner Verwaltung Gepflanzte bereits zu tief Wurzel geschlagen, um „wie mit einem Schwamme weggewischt werden zu können“. Aus den bei seinem Rücktritt ihm dargebrachten zahlreichen sympathischen und hochachtungsvollen Huldigungen glaubte er entnehmen zu dürfen, daß „sich in den weitesten Kreisen ein Erkennen oder doch Empfanden dafür bilde, wo die ernsteste Vertheidigung geboten sei“, und schöpfte daraus die Hoffnung auf einen guten Ausfall der bevorstehenden Wahlen. Allein darin fand er sich getäuscht. Die Gegner seines Systems rückten in bedeutend verstärkter Zahl und mit gehobenem Muth ins Abgeordnetenhaus ein und ermangelten nicht, die gewonnene Uebermacht in vollstem Maße auszubenten. Da ist es denn wahrlich eine ernste Pflicht Derer, die in Falk's Werk eine segensreiche Schöpfung erkennen, ihre volle Kraft zur Verhinderung des Unternirens und Zerstörens dieses Werks aufzubieten, und die liberale Presse hat dazu ihrerseits eifrig mitzuwirken.

Wie zu erwarten war, rückten in der Unterrichtscommission und im Plenum des Abgeordnetenhauses bei der Discussion über Werth und Unwerth der Simultan-

\*) Daß ihnen keines im Wege stehen könnte, läßt sich nicht wohl behaupten. Ohne Zweifel wird das in der Verfassungsurkunde verheißene Unterrichtsgesetz, wenn es endlich einmal (!) erscheint, dem Unterrichtsminister in Vielem eine gewisse Latitüde einräumen müssen, aber auch in Vielem etwaigen Reactionsgelüsten einen Riegel vorchieben können.

schulen die Gegner derselben hauptsächlich mit den schon in der Generalsynode vorgebrachten Gründen ins Feld, und weder hier noch dort wurden meines Erachtens diese Gründe von den Verteidigern der Simultanschulen einer hinreichend eingehenden und scharfen Prüfung unterzogen. Um so nöthiger scheint es, sie auf ihre Stichhaltigkeit recht genau ins Auge zu fassen. Klügllicher Weise hatte die Majorität der Generalsynode zum Referenten für die oben mitgetheilten Anträge einen Mann aus ihrer Mitte gewählt, der auf dem Gebiet des Schulwesens als Theoretiker wie als Praktiker eines bedeutenden Rufes genießt, den Geheimen Regierungs- und Provinzialschulrath Dr. Schrader aus Königsberg. Dieser entledigte sich denn auch seines Auftrags in solcher Art, daß seine Rede wiederholt und besonders am Schlusse die lebhaftesten Beifallsbezeugungen hervorrief. Sehen wir uns nun einmal die von ihm vorgebrachten Gründe gegen die Simultanschulen etwas näher auf ihre Triftigkeit an.

Redner erklärte vorab, sich auf eine nachträgliche Kritik des einzelnen unter Falk's Verwaltung Vorgekommenen nicht einlassen zu wollen, und das mußte Jeder selbstverständlich bei einem Manne finden, der Jahre lang unter dem Falk'schen Regiment auf einem einflußreichen Posten mitrathend und mitthatend gestanden hatte. Trotzdem enthielt er sich nicht, in einem allgemeinen Urtheil über dieses Regiment sich dahin auszusprechen, daß während desselben „die Tiefe, die Fülle und die Macht der Beziehungen zwischen unseren Schulen und der Landeskirche nicht genügend erkannt und gewürdigt, sondern unter einer allzu formalistischen und äußerlichen Behandlungsweise zurückgedrängt und beschädigt worden“; ferner: „daß vor jenen geistigen und ethischen Imponderabilien die Schulverwaltung mehr Scheu hätte empfinden und dieselben vielmehr im Dienst der Schulen hegen und sich aneignen sollen, statt in einem der evangelischen Kirche fernliegenden (!) Streite auch die Schuleinrichtungen zu Kampfmitteln zu verwenden“. In einer so schwierigen und zarten Angelegenheit, wie die Errichtung von Simultanen — heißt es weiter — „sei das Gewissen, ja das berechtigte Verlangen von tausend Eltern einem unklaren Idol zu Liebe verletzt und zurückgewiesen worden“. Das sind in der That starke Anschuldigungen, die der Redner in einer klügllich vermiedenen „Kritik der einzelnen Vorkommnisse“ der Falk'schen Verwaltung schwerlich im Stande gewesen wäre zu rechtfertigen. Einem Manne wie Falk ein unklares Idol, Mangel an Scheu vor geistigen und ethischen „Imponderabilien“, Verkennung und Nichtwürdigung der Beziehungen zwischen Kirche und Schule, Verletzung der Gewissen, rücksichtslose Ablehnung berechtigter Wünsche von tausend Eltern zu imputiren — dazu gehört wahrlich eine kühne Stirn!

Hören wir nunmehr, wie Schrader im Allgemeinen „die Grundsätze zeichnet, die seines Erachtens für die Entschliessungen der Generalsynode in Betreff der Simultanschulen maßgebend sein müssen.“ Er faßt zunächst die Gründe, die zur Errichtung solcher Anstalten geführt, in vier Hauptgruppen zusammen, in finanzielle, didaktische, irenische und nationale, und unterzieht dann dieselben einer Kritik. Am schlimmsten kommen bei ihm die irenischen weg, d. h. die auf ein friedliches Zusammenleben der Bevölkerung in confessionell gemischten Landestheilen hinzzielenden Gründe. Schrader stellt die kühne Behauptung auf, daß der vermittelnde und versöhnende Einfluß, den man von der Errichtung simultaner Schulen erwartet habe, gänzlich ausgeblieben sei, ja sogar ins gerade Gegentheil ausgeschlagen sei. Da muß der



Herr Provinzialschulrath doch wunderliche Erfahrungen gemacht haben, die den Beobachtungen unzähliger Anderer schnurstracks zuwiderlaufen! Betont er das in seiner amtlichen Thätigkeit Wahrgenommene, so fühle ich mich gedrungen, seinen Wahrnehmungen die meinigen entgegenzusetzen, die, wenigleich auf einen engeren Kreis beschränkt, sich dafür um so mehr in alles Besondere erstreckten und Jahrzehnte hindurch sich täglich und stündlich fortsetzten. Nachdem ich mehrere Jahre einem Gymnasium angehört hatte, welches, obwohl ausschließlich mit katholischen Lehrern besetzt, doch damals wenigstens katholischen und akatholischen Schülern dieselbe liebevolle Behandlung angedeihen ließ, stand ich über zwölf Jahre als Lehrer an einer simultanen Realschule, und darauf ein volles Vierteljahrhundert als Director an einer anderen Anstalt gleichen Charakters. An beiden habe ich die Ueberzeugung von dem segensreichen Einflusse gewonnen, den ein confessionell gemischtes Lehrercollegium auszuüben vermag, wenn es, einträchtig zusammenwirkend, den Schülern verschiedener Glaubensbekenntnisse gleiche Zuneigung, Sorgfalt und Treue widmet. Aus einer Schule, worin solche Lehrer einander in die Hände arbeiten, treten die Zöglinge sicher nicht als politische Friedensstörer in das Gesellschaftsleben ein. Wie sie Jahre lang in der Schule freundlich und oft herzlich mit einander verkehrten, werden sie auch im Leben mit den Bekennern eines anderen Glaubens friedlich und einträchtig umgehen und die Mitmenschen weniger nach ihren Dogmen, als nach ihrem sittlichen Werth, ihrer Charaktertüchtigkeit, nach der Entwicklung ihres Sinnes fürs Gemeinwohl, nach dem Grade ihrer Geistesbildung abschätzen. Darüber kann sich doch jeder aufrichtige Menschenfreund, jeder patriotisch gesinnte Mann nur freuen. Leidenschaftlichen Glaubenseiferern freilich wird ein solches Erziehungsergebniß unwillkommen sein, weil sich aus so gesinnten Zöglingen keine Recruten für ihre Glaubensarmeen werben lassen, die ihrer Herrsch- und Machtbegier dem Staat gegenüber zur Stütze dienen sollen.

Schrader stellt beweislos die kühne Behauptung auf: „Die Simultanisirung der Schulen hat den Gegensatz der Confessionen den unbefangenen jugendlichen Gemüthern erst recht scharf zum Bewußtsein gebracht“. Man fühlt sich peinlich berührt, einen Mann, der in vielgelesenen Schriften über manche wichtige pädagogische Frage sich einseitig und vorurtheilsfrei ausgesprochen hat, hier eine Phrase vorbringen zu hören, wie sie beifallsüchtige Parteiführer gern anzuwenden pflegen, um eine urtheilsschwache Hörerschaft durch kecke Paradoxie zu verblüffen und blindlings mit fortzureißen. Wie? Anstalten, welche auf die den verschiedenen Confessionen gemeinsamen ethischen und humanitären Elemente, d. h. auf ihre besten und veredelndsten, den Hauptnachdruck legen; Anstalten, die es sich eigens zur Aufgabe machen, in ihren Schülern das tiefe Gefühl und die klare Ueberzeugung hervorzurufen, daß nicht in dem sie confessionell Unterscheidenden und Trennenden, sondern in dem ihnen Gemeinsamen und sie Einigenden die höchste Bedeutung für das Leben liegt; Anstalten, deren confessionell gemischte Lehrercollegien den Schülern als Vorbilder veranschaulichen, wie man trotz der Verschiedenheit einzelner Dogmen einträchtig und freundlich neben- und miteinander leben kann — solche Anstalten sollten im Gegensatz zu den streng confessionellen Schulen wahre Brutnester religiöser Unuldksamkeit sein? sollten in der Jugend erst recht das Gefühl eines die Nation in zwei feindliche Heerlager sondernden Zwiespaltes wecken? Welcher Widersinn! — Und

wie darf Schrader sagen, daß dieser unselige Zwiespalt der evangelischen Kirche fern liege? Das wird sich doch die evangelische Kirche nicht nachsagen lassen wollen, daß sie mit so hohen vaterländischen Interessen nichts zu schaffen habe. Der heillose Culturkampf darf keinen theilnahmlos lassen, der es wohl meint mit der Machtstellung des preussischen Staates, mit dem Heil des gesammten deutschen Vaterlandes, mit der Eintracht, der Gefügung und dem geistigen Fortschritte des deutschen Volkes.

Bei Betrachtung der von Schrader so geringschäßig behandelten irenischen Gründe für die Errichtung von Simultanschulen sehen wir uns überall zugleich auf die patriotischen hingewiesen. Schrader nennt sie nicht und spricht statt dessen von „nationalen“ Gründen. Er hat dabei seine bestimmte Absicht. Er will die Hauptaufmerksamkeit seiner Hörer auf die Verschiedenheit der Abstammung und Sprache der Schüler hinlenken, also nur die Ränder des preussischen Staats ins Auge gefaßt wissen, während wir bei den patriotischen Gründen an die Bekämpfung eines fast den ganzen Staat durchziehenden inneren Zwiespaltes denken. Wer das erwägt, wird es weniger auffällig finden, daß Schrader die nationalen Gründe etwas mehr als die irenischen gelten läßt, ihr Geltungsgebiet aber auf einen engen Raum beschränkt. „Das meiste Gewicht“, sagt er, „haben die nationalen Gründe. In den national und sprachlich gemischten, überdies armen Gebieten unseres Ostens ist die Simultanschule nicht selten die einzig mögliche; ohne sie würde die berechnete und staatlicherseits stets zu fördernde Erhaltung und Ausbreitung der deutschen Sprache unmöglich“. Immerhin sieht er aber auch für die Jugend jener Grenzländer den Besuch einer Simultanschule als ein Unglück an. „Wenn in dem Ernlande“, klagt er, „das evangelische Kind jetzt die Simultanschule betritt, so ist das allerdings durch die Verhältnisse geboten; allein das berechnete Selbstgefühl, mit welchem es früher die Schule seiner eigenen Confession besuchte, wird hierdurch, wo nicht ausgelöscht, doch mehr als billig verdunkelt“. Freilich, wenn es eine Simultanschule besucht, die das Gegentheil von dem ist, was sie sein soll, eine vorwiegend katholische Anstalt, deren Vorsteher und Lehrer das evangelische Kind nicht mit gleicher Liebe und Sorgfalt, wie die übrigen behandeln, da mag sich das Kind gekränkt und gedemüthigt fühlen; aber wenn die Simultanschule ihrem richtigen Begriff und ihrer Aufgabe entspricht, so tauscht das Kind für sein etwa verdunkeltes protestantisches Selbstgefühl etwas Besseres ein: es gewinnt die Ueberzeugung, daß die andersgläubigen Schüler, trotz mehrerer abweichenden Dogmen, das Beste der Religion, die Gebote der Nächstenliebe und der Ehrfurcht vor Gott, mit ihm gemeinsam haben; es erwächst in ihm das Gefühl, daß, wie jetzt in der Schule, so auch künftig im Leben, sich mit ihnen friedlich und vertrauensvoll werde verkehren lassen.

Wie den nationalen Gründen, so sieht Schrader sich genöthigt, auch den finanziellen und didaktischen eine gewisse Berechtigung einzuräumen. „Die Armuth mancher Landgemeinde, zumal in der Diaspora“, sagt er, „gestattet nicht die Unterhaltung zweier confessionell geschiedener Schulen“. Da weitaus die Mehrzahl der Landgemeinden in Preußen sich in ungünstigen finanziellen Umständen befindet, so folgt aus dem, was Schrader zugibt, daß für die meisten Dorfschulen der simultane Charakter der angemessenste sei; er hütet sich aber wol, diesen Schluß zu ziehen, der ja seinen Anträgen zuwiderläufe. „Außerdem“, fügt er selbst hinzu, „ist zweifels-

ohne eine mehrklassige Schule (didaktisch) förderlicher, als eine einklassige“ — und das ist gewiß ein sehr triftiger Grund zur Zusammenlegung zweier confessionell geschiedener ein- oder zweiklassiger Schulen zu Einer Simultanschule mit mehr Unterrichtsstufen. Allein Schrader ist nun einmal den Simultanschulen so abhold, daß er auch hier wieder möglichen Falls entstehende Mißstände warnend hervorhebt. Er will die Elementarschulen, städtische wie ländliche, nur in drei, allerhöchstens vier Unterrichtsstufen getheilt wissen, damit nicht der verhältnißmäßig einfache Lehrstoff in zu künstlich getrennte Gebiete zerrissen und nicht der erzieherische Einfluß der Schule durch Vertheilung an zu viele Lehrer geschwächt werde; man dürfe, sagt er, die stetige und innerlich förderliche Einwirkung des einzelnen Lehrers nicht zu früh abbrechen. Aber wenn einmal zugestanden wird, daß für den Unterricht eine mehrklassige Schule zweckdienlicher als eine einklassige ist, muß man sich dann nicht die Anstellung mehrerer Lehrer gefallen lassen? Und sollte die Theilung der Arbeit, die sich auf so vielen Gebieten als erprießlich bewährt, in Unterricht und Erziehung sich als nachtheilig herausstellen? Und läßt sich nicht einer mehrklassigen Schule durch einen wohlüberdachten Lehrplan und durch einen die Thätigkeit der einzelnen Lehrer zusammenfassenden und auf Ein Ziel hinkundenden Vorgesetzten der einheitliche Charakter vollauf bewahren? Und wie? wenn der einzelne Lehrer, sei es in erzieherischer oder didaktischer Hinsicht, seiner Aufgabe nur mangelhaft gewachsen ist, was doch bekanntlich nicht selten vorkommt — ist es dann nicht ein Glück für seine Schüler, wenn sein Einfluß auf dieselben bald abgeschnitten wird, wenn ihn in seiner Einwirkung ein tüchtiger Lehrer auf der nächsthöheren Unterrichtsstufe ablöst?

Kurz, je genauer man die Beweggründe, die zur Errichtung von Simultanschulen geführt, einer Prüfung unterzieht, desto mehr muß sich in Jedem, der vorurtheilsfrei dieser Streitfrage gegenübersteht, die Ueberzeugung befestigen, daß eine Beseitigung dieser Anstalten oder auch nur eine Verminderung ihrer Anzahl, ja selbst schon die geringste Erschwerung der Gründung von neuen als ein wahres Unglück für unsere Nation, als eine Versündigung an ihrem inneren Gedeihen zu betrachten wäre.

(Fortsetzung, die Realschulfrage behandelnd, folgt.)

## Das Gesetz des Imperialismus in der Geschichte.

Von  
E. Schlaeger.  
Berlin.

### I.

Das Gesetz einer Entwicklungsreihe tritt immer erst dann ins Bewußtsein, wenn sie sich ihrem Ende nähert, wenn man, auf ihren Ausgangspunkt zurückblickend, die Bedingungen und Phasen ihres Gipfels und damit zugleich die Ursachen zunächst ihrer Stöckung und zuletzt ihres Aufhörens zu erkennen und zu übersehen vermag. Wenn Johann Casimir schon im Jahre 1661 auf dem polnischen Reichstage die mehr als hundert Jahre später erst erfolgende Theilung

Polens fast wörtlich voraussagte, so machte er nur aus der in der Hauptsache bereits vorliegenden inneren Auflösung einen Schluß auf die äußere Gestaltung ihrer Folgen. In einer weit großartigeren, weil die ganze civilisirte Welt umfassenden Weise hat Bruno Bauer in seinem neuesten Werke über die Bismarcksche Aera nur die convergirenden Linien der Gegenwart zu verlängern gehabt, um als ihren zukünftigen Schneide- und Knotenpunkt die dritte Epoche des Imperialismus dem „modernen Alterthum“ zu signalisiren. Der Imperialismus erscheint als eine Blüthe, die nicht wie die Aloe ein Wachsthum von Jahrzehnten, sondern von Jahrhunderten, ja selbst von Jahrtausenden zu ihrer Voraussetzung hat.

Welches sind die Bedingungen dieses Wachsthums, welches Wetter bereitet diesen Schluß im Leben der Völker vor, der sie selbst mit ihrer nationalen Eigenart bei Seite schiebt? Was ist das Wesen, die geschichtliche Rolle, kurz das Gesetz des Imperialismus oder des Weltcäsarenthums? Wird es sich herausstellen als eine Anwendung des allgemeinen Naturgesetzes, nach welchem Entstehen und Vergehen nur Modificationen derselben Materie sind, oder gibt es im Völkerleben auch Ausnahmen von jenem „neues Leben aus den Ruinen“ hervorrufenden Gesetze, und folgt nicht immer dem Untergange ein neuer Aufgang? Man begreift die schicksalsschwere Bedeutung und die Schwierigkeit einer Untersuchung, bei welcher die Wege selbst erst zu bahnen sind, welche zu der Höhe der schließlichen Ergebnisse führen. Schiden wir zunächst einige Allgemeinbetrachtungen voraus, suchen wir an der Hand zunächst der alten Geschichte die Merkmale im Großen zu ermitteln, welche die imperialistischen Zeitalter ankündigen, bedingen und charakterisiren. Zwei volkspathologische Erscheinungen, die nicht selten zwei Gesichter eines und desselben Zustandes sind, bilden stets die Herolde des nahenden Imperialismus, der eben deshalb bis jetzt von Vielen als die unheimliche Nacht aufgefaßt wird, welche die leuchtenden Tage einer großen Vergangenheit für immer verschlingt. Wir meinen die Götterdämmerung, das allmälige Erlassen und Absterben der Religion oder Religionen, und die Völkerdämmerung, das Erlöschen der nationalen Wesenheit und Bestimmtheit.

Exemplificiren wir auf das erste imperialistische Zeitalter, das Alexanders des Großen. Das Griechenthum mußte einerseits durch eine Reihe von außerordentlichen Kämpfen und Anspannungen eine Summe von Kraft producirt haben, andererseits führer- und steuerlos geworden sein, ehe der Macedonier, Vater und Sohn, mit jener Kraft gegen eine Welt sich rüsten und die Gründung seines Weltreichs planen und unternehmen konnte. Die griechische Götterwelt war schon zu Perikles' Zeiten zum Spott der Alten wie der Jungen geworden. Bei dem damaligen engen Zusammenhange der Religion und der Vaterlandsliebe mußte mit der Abnahme jener auch diese in Abgang kommen. Nach einer keispiellozen, die Unsterblichkeit sichernden Blüthe sehen wir Athen vor, während und nach der Zeit Alexanders alle jene Rückbildungen durchmachen, welche mit der Auflösung alles Cements in Staat und Gesellschaft, mit der Verwandlung der Gemeinschaft in Atome, in losgelöste und überallhin schweifende Einzelne endigen. (Wir finden die Griechen im römischen Reiche ebenso überall wie später nach Zertrümmerung ihres Staatswesens die Juden.)

Dieſelben abſolutiſtiſchen Centraliſationen, welche die Gegenwart zum Imperialismus austreiben, bietet uns die immer radicaler werdende Demokratie jener Zeit, dieſelben Gewaltmenſchen (an Gambetta erinnernd), welche die Maſſen beliebig zu lenken, in jede Form zu kneten verſtehen, endlich der Verluſt der nationalen Unabhängigkeit ſelbſt. Als Nachſpiel ein trauriges Verſchmelzen der letzten Reſte des nationalen Brandes in ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Kämpfen, die zuletzt mit Verarmung, Verödung und Entvölkerung ganzer Städte und Gegenden, mit wechſelndem Exil und zuletzt mit todesähnlicher, wenn nicht tödtlicher Erſchöpfung ſchließen.

Die Frage drängt ſich auf: War dieſer Verlauf unvermeidlich, iſt gegen dieſen Tod der Nationen kein Kraut gewachſen? Wird das Schauſpiel, deſſen zweiten Act die römiſche Cäſarenthum füllt, etwa im nächſten Jahrhundert auf einer zu mehr als drei Erdtheilen erweiterten Bühne ſich wiederholen? Warum ſterben denn auch die Nationen ſo gut wie die Einzelnen? Gibt es auch für ſie eine mittlere Lebensdauer? Iſt auch ihnen und ihrer Entwicklung eine Zeit geſetzt, welche von dem Maß der Kräfte und Eigenthümlichkeiten (Originalität) abhängt, die in ihnen ſtedten und durch günſtige Umſtände zur vollen Entwicklung kamen, die aber einmal zu Tage gefördert, ſich eben ſo wenig noch einmal reproduciren können wie ein vollſtändig erſchöpfter Erz- oder Kohlentiefbau?

Um dieſe Fragen zu beantworten, muß der Begriff eines Volkes oder einer Nation (genau genommen iſt dieſes Wort nur auf die modernen Völker anwendbar) näher beſtimmt und verſucht werden, einen Einblick in die Lebens- und Sterbensbedingungen derſelben zu gewinnen.

Im Anfang gibt es weder Volk noch Staat, ſondern nur Stämme. Aus der Noth entſteht gewöhnlich die erſte Vereinigung von Stämmen zu einem Volke, deſſen innerer Verband aber noch loſe genug und eher als eine Föderation oder ein Bund, denn als eine Einheit im modernen ſtaatlichen Sinne zu betrachten iſt. Die griechiſchen Stämme vor Troja bezeichnen dieſe Stufe im aufſteigenden Leben Griechenlands. Es folgen in den Einzelſtaaten die Kämpfe der Ariſtokratie, die ihr gegenüber à la Haus Oranien die Maſſe aufbietenden „Tyrannen“, welche zuletzt von der Demokratie vertrieben und abgelöst werden. So lange dieſe Einzelkämpfe innere bleiben, iſt bei den Griechen von einem ſie von allen anderen Staaten unterſcheidenden Nationalgefühl keine Rede. Das nationale Bewußtſein ſchläft noch. Erſt die Großthaten der Perſerkriege wecken es nicht nur zu ſtolzeſtem Leben, ſie machen es auch zum Mittelpunkt und Inhalt des ganzen ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Seins und Strebens. Wie die höchſten Formen des Schönen nur durch den Contraſt zu Stände kommen, ſo wird ſich auch der Grieche ſeines ſich jetzt erſt entwickelnden Weſens durch den Zuſammenstoß und Gegenſatz zum Barbaren bewußt.

Der Werth des Einzelnen mußte durch ſeinen Vergleich mit der herdenartigen Menge der Perſer eine Steigerung erfahren, die zunächſt zur Verherrlichung des Ganzen ausſchlägt, in deſſen Dienſt er ſich begeistert ſtellt. Daſſelbe gehobene Selbſtbewußtſein des Einzelnen, durch die allmälige Abſchwächung der Religion aller Schranken ledig geworden, muß zuletzt in die perſönlichſte Selbſtſucht umſchlagen und damit zur Zerſprengung des Gemeinweſens ſelbſt führen. Zunächſt bewirkt allerdings das erwachende Nationalgefühl eine ungemeine Stärkung von

Religion und Staat. Indem die jetzt ihre großen Gegenstände erhaltende Kunst das Parthenon schafft, tritt die Herrlichkeit der Götter sichtbar vor das menschliche Auge. Durch die stete und immer mehr bestimmende Betheiligung der Menge an den Staatsangelegenheiten, deren Kreise sich immer größer und ferner hinziehen, wächst das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die bald genug in Aeschylos' und Sophokles' Dichtungen ihren erhabenen und steigern den Ausdruck findet. Der höchste Punkt ist in fabelhafter Raschheit erreicht, das Größte für alle Zeiten geleistet. Aber von demselben Augenblick an, wo ein Volk sich nicht länger mehr übertreffen kann, beginnt sein Niedergang. Das herrliche Erz, welches gleichsam das Wesen der Nation bildet, ist verbraucht, es sind nur noch die Schlacken, welche ihren weiteren Weg bezeichnen. Die Kritik tritt zuletzt mit innerer Nothwendigkeit an die Stelle des Glaubens, der poetischen Traumgebilde. Die Autorität verliert auf allen Gebieten ihre Macht. Der Kampf der Ehrgeizigen um die Stimmen des Volkes auf dem Markte und im Gericht führt zur Corruption. Die Scherbengerichte werden zum Werkzeug einer alles Hervorragende und Charaktervolle hassenden Gleichheitswuth. Das Gemeinwesen zerfällt in eben so viele Factionen, als Demagogen da sind, Willkür und Gewalt verdrängt Recht und Gesetz und — „der Henker steht vor der Thüre“. Ein Gemeinwesen kann nur auf einer idealen Grundlage bestehen, heiße diese nun Religion, Vaterlandsliebe oder „unabhängige Moral“. Sobald sie fehlt, verwandelt sich das Gebäude des Staats in einen regellosen Haufen von Sandkörnern, oder besser in einen Kampf Aller um die gemeinen Güter des Lebens, aus welchen, wie das ja auch heute immer deutlicher zu Tage tritt, kein Segen und noch weniger Befriedigung quillen kann. Ob im Falle Griechenlands eine Wiebergeburt möglich gewesen wäre, ist eine müßige Frage. Der goldbeladene Esel des Philipp fand seinen Weg durch die Mauern Athens, und Alexander führte mit neuen Göttern, sich selbst schließlich darunter einreihend, die erste imperialistische Aera herauf. Seine Phalangen machen der Anarchie überall ein Ende, sie fungiren in einer aus ihren sittlichen Fugen gerathenen Welt als Heer der Ordnungsmacher und Großconstabler. Sie sind das Vorbild der späteren Legionen aus der Zeit der Cäsaren, der mit unumschränkter Gewalt ausgerüsteten *Pobestas*\*) der Städterepubliken der Renaissancezeit wie der kommenden Imperatoren des zwanzigsten Jahrhunderts.

Das römische Volk, der Träger des zweiten Weltherrschafts- und Imperatoren-Zeitalters, verhält sich zum griechischen wie der reife Mann zum Jüngling. An poetischer und künstlerischer genialer Schöpferkraft steht Rom hinter Athen weit zurück, es lebt in der That nur in der Schule und Nachahmung der Meisterwerke jener griechischen Jugendblüthe der Menschheit. An Berechnung

\*) Wenn in Florenz, Pisa und den übrigen Städterepubliken Italiens die Guelfen die Ghibellinen und diese jene genugsam getödtet und verbannt hatten und die Zustände unerträglich geworden waren, befehlerte man einen ausländischen Kriegshef oder *Condottiere* mit einer Diktatur auf eine bestimmte Zeit, um wenigstens Sicherheit der Person und des Eigenthums zu schaffen. Renan stellt für Westeuropa eine ähnliche Zukunft und Abhilfe-Notwendigkeit in Aussicht und theilt dabei den Deutschen die Function der Ordnungs-Gensdarmen Europas zu. Der Umstand, daß die Armeen in den Monarchien des Continents nicht auf Verfassungen vereidigt sind, macht allerdings die Herrscher jenen an keine Städterverfassung gebundenen *Pobestas* oder *Capitanis* überraschend ähnlich.

dagegen, an Organiftationstalent, an ſtaatsmänniſcher Vielseitigkeit, an Ausbauer zugleich und Mäßigung hat Rom das Größte in der Geſchichte überhaupt geleiftet. Seine Lebensdauer mußte ſchon aus dieſem Grunde eine längere ſein, wie ein Mann, der mit ſeinen Kräften haushält, ſie länger bewahrt als ein Jüngling, der, ähnlich der Sonne, die Protuberanzen von ſabelhafter Ausdehnung aus ſich hervorschießt, fortwährend wie in einer Art Fieber eine Koloffalleitung auf die andere häuft. Die Geſchichte Roms zeigt deshalb auch eine Gleichmäßigkeit in aufſteigender wie in abſteigender Linie, welche der Diagnoſe es möglich macht, in jedem Abſchnitt den Gang des Staats- und Volkspulſes feſtzustellen und die Urſachen ſeines bald raſcheren, bald langſameren Tempos zu ermitteln. Zwei Hauptgeſichtspunkte ſind für unſeren Zweck hervorzuheben. Zunächst birgt der Stoff der erſten Bewohner Roms, wenn er auch größer als der jener graziöſen und feinſtrigen Attiker war, von Anfang an größere und zähere Gegenſätze in ſich als der atheniſche Demos. Da das Leben eines Volkes weſentlich in dem Kampfe ſeiner Beſtandtheile gegen einander beſteht, ſo wird ſeine Krafterwicklung in demſelben Grade großartiger und anhaltender ausfallen, je höher die Wogen gehen, je inhaltvoller die ſich feindlich entgegenſtehenden und um die Herrſchaft ringenden Elemente ausgerüſtet ſind. Schon Machiavelli deutet in der Vorrede zu ſeiner florentiniſchen Geſchichte auf dies Verhältniß von Urſache und Wirkung hin, wenn er ſchreibt: „Nondimeno (d. h. trotz der langen, heftigen und blutigen Parteikämpfe) (wir würden verbessern „gerade in Folge deſſelben“) la noſtra città pareva che ſempre ne diventasse maggiore; tanta era la virtù di quelli cittadini, e la potenza dello ingegno e animo loro a fare ſè e la patria ſua grande, che quelli tanti che rimanevano liberi da tanti mali, potevano più con la virtù loro esaltarla, che non avea potuto la malignità di quelli accidenti, che gli avieno diminuti, opprimerla“. (Trotzdem ſchien unſere Stadt durch jene Kämpfe immer größer zu werden. Die Urſache war die Vortrefflichkeit ihrer Bürger, die Macht ihres Genies und ihres Strebens, ſich und ihr Vaterland zu verherrlichen. So kam es, daß die, welche von ſo großen Nebeln verſchont blieben, Florenz durch ihre Ausgezeichnetheit immer höher hoben, und die unheilvollen Folgen jener ſchädigenden — Ereigniſſe mehr als neutraliſirt wurden.) Der Jahrhunderte lange Kampf zwiſchen Patriciern und Plebejern leiſtete zur Herausbildung und Herauszwingung der charakteriſtiſchen Größe der Römer etwa dieſelben Dienſte wie das Genie eines Michel Angelo, der aus dem todtten Marmorblock das unſterbliche Leben ſeiner Rieſenſtatue herausmeißelt. Aber hier wie in Athen iſt es die Bedrängniß des gemeinſamen Vaterlandes von Außen, die nackte Daſeinsfrage, welche den erſten Anstoß geben muß, welche jene im Innern getrennten Flammenſäulen entzündet, deren Gegeneinanderzüngeln die Geſchichte der Glanzzeit der Republik ausmacht. Gerade in dieſen Kämpfen nach Außen werden ſich die Plebejer ihres Werthes, ja ihrer Unentbehrlichkeit bewußt; mit jedem äußeren Erfolge ſteigert ſich ihr Selbſtgefühl und damit in gleichem Schritt das Maß ihrer Forderungen. Zuletzt, nicht ohne daß die blutigen Strafenkämpfe der Gracchenzeit die ſpäteren Bürgerkriege der Vorläufer und Vorbereiter des Caſarismus bereits ahnen laſſen, zu letzt iſt die Gleichſtellung mit den Patriziern von den Plebejern erreicht. Von demſelben Augenblicke an beginnt die abſteigende Bewegung. Der Grund ihres gegen Griechenland langſameren Tempos liegt — und das bildet die Erweiterung des

oben skizzirten ersten Gesichtspunktes — darin, daß Rom noch zu rechter Zeit zu ganz Italien sich auszudehnen versteht, während Griechenlands Amphiktionen und achäische Bünde zur Erhaltung oder auch nur zur Rettung der bereits untergrabenen Unabhängigkeit zu spät auf den Schauplatz traten.

Rom verleibte sich dadurch neue Kräfte und neue Gegenfäße ein. Es führte der nationalen Flamme neue Nahrung zu, es basirte sich auf einem weit größeren als dem ursprünglichen Durchmesser. Es mußte somit auch einen weit größeren Kreis beschreiben, seine Laufbahn mußte eine äußerlich weit großartigere und der Zeitdauer nach weit ausgedehntere werden.

Zu diesem längeren Leben Roms — und das ist unser zweiter Gesichtspunkt — trug ferner der Umstand bei, daß in der Republik der Siebenhügelstadt das Verhältniß von Religion und Staat, von Staat und Kirche, wie man heute sich ausdrückt, ein anderes war als in den Städterepubliken Griechenlands. In Athen stand das Parthenon in der Akropolis (die Kirche so zu sagen im Rathhause), Götterdienst und Staatsdienst waren so eng mit einander verbunden und verschmolzen, daß das Nachlassen des einen auch ein Sinken der Leistungen des andern zur Folge haben mußte. Indem die Athener zuletzt ihre Götter absetzten — man lese den Spott über sie in den „Vögeln“ des Aristophanes — setzten sie sich selbst ab. Denn die Religion war die Seele der griechischen Antike, der treibende Boden, aus welchem die Tragödien und Schauspiele der Glanzzeit hervorgingen. In Rom ist die Verbindung von Anfang an keine so enge, das Verhältniß von Staat und Religion ein mehr äußerliches. Die letztere trägt wie später die christliche den Character eines instrumentum imperii (eines Herrschaftsmittels), dessen sich der kluge patricische Senat zur Bändigug und Lenkung der ungeberdigen Plebejer bediente. Die allmähliche Erweiterung der Grenzen des Stadt-Staats zu denen Italiens bedingte obneben die Aufnahme der Gottheiten der ganzen Halbinsel in den Tempelkreis der Hauptstadt. Der römische Jupiter bringt es eben deshalb nie zu einem so individuell ausgeprägten Leben, zu einer so reichen Geschichte wie der homerische Zeus, und auch die übrigen Gottheiten Roms haben eine auffallend blasse und unbestimmte Physiognomie. Sie leiden von Anfang an an Abstraktion, stehen wie alle Nachahmungen hinter den Originalen zurück und werden zuletzt ganz zu abstrakten Begriffen, bis sie schon bei Cicero zu einem einzigen höchsten Wesen verschmelzen. (So folgt im Christenthum der Dreieinigkeitslehre der Deismus.)

Eine solche passive Göttergesellschaft konnte natürlich keinen Widerstand leisten, als mit der Einziehung des damals bekannten Erdkreises in das Reich immer neue abgesetzte Nationalgötter ihre Stätte im Mittelpunkt desselben aufschlugen und zuletzt Alle im Pantheon jene zweideutige Art der Anerkennung und Verehrung fanden, die nur der höfliche Ausdruck einer im Grunde vollzogenen Loslösung des Staats von aller Religion war.

Der Staat hatte eben in seiner von Anfang an besonders gepflegten Gesetzgebung einen eignen innern Halt gewonnen. Das römische Recht gab dem Staatswesen jene Rechtscontinuität und Kohäsion, welche selbst dann ihm noch seine Dauer sicherten, als seine eigentliche Substanz sich bereits erschöpft und ausgegeben hatte. Der römische Staat ist in der That das Vorbild und die Schule des modernen



Rechtsstaats, der allerdings auch nicht der Weisheit letztes Wort ist und noch weniger eine Versicherung gegen den Tod oder Untergang des Gemeinwezens.

Wie im Falle Griechenlands beginnt das Sinken des Gemeingeistes bald nach der Niederwerfung des gefährlichsten Gegners, Carthago. Die Noth ist eben nicht nur die Mutter der Erfindungen, die Hebamme des Genies, sie ist auch die Schöpferin der Größe eines ganzen Volks. Luxus und Verweichlichung ziehen in Rom ein, Jugurtha's Wort „O feile Stadt, die nur auf ihren Käufer wartet“ nähert sich der Verwirklichung. Der zur Stärkung der Gesamtheit dienende Kampf zwischen Patriciern und Plebejern, Adel und Gemeinen, war zu Ende, es trat kein neuer Factor an die Stelle, zu neuen Entwicklungen den Stoff zu liefern. Statt jenes Kampfes beginnt das Getriebe der Factionen, der persönlichen Gefolgschaften, die Vorboten des absoluten persönlichen Regiments des Einen. Die Debatte steigt aus dem Forum auf die Straße herab, Bürgerblut fließt innerhalb der Mauern der Stadt. Bald werden diese Bürgerkriege zugleich zu auswärtigen werden und sich in Permanenz erklären. Pompejus und Cäsar, Antonius und Octavian reißen Orient und Occident in die Wirbel ihres Ringens um die Welt-herrschaft, nachdem schon vor ihnen die Hauptstadt unter dem Schreckenstritt eines Marius und eines Sulla den Einzug bewaffneter Legionen und die Massen-proscriptionslisten zum ersten Mal hatte erdulden müssen. Die Zeit des Cäsaren-thums war gekommen. Octavian eröffnet als Cäsar Augustus die neue Aera und wird als Friedensfürst und Erlöser nicht nur von Horaz begrüßt. Man schöpft endlich einmal wieder Athem nach der unendlichen Verwüstung der endlosen Bürgerkriege. Die Staatskunst erhält noch einige Jahrhunderte, was die Kraft der Blüthezeit geschaffen, aber zuletzt bestehen die römischen Legionen vorwiegend aus Galliern, Germanen, Spaniern. Barbaren bilden den Wall gegen die bald vom Schwarzen Meere bis zur Adria heranstürmenden Horden der sich in Bewegung setzenden Völkermwanderung. Wie der römische Senat nur noch schwache Reste seiner ursprünglichen Geschlechter in seinem Schooße bewahrt hatte, so besteiigen zuletzt ausländische Generäle, von ihren ausländischen Legionen ausgerufen, den Imperatoren-sessel. Die Prätorianer bieten endlich die Kaiserwürde dem Meisbietenden an und Rom findet seinen Käufer. Die Stunde des Untergangs muß schlagen. Wieder stürmen die germanischen Stämme über die Alpen herein, um nicht wieder zu weichen, die Gothen plündern die ewige Stadt. Unter furchtbaren Wetterschlägen kündigt sich das Kommen einer neuen Zeit der zertretenen alten Welt an. Atting-hausen's Sterbewort „Mit anderen Kräften will das Herrliche der Menschheit sich gestalten“ bildet das Ende der Antike, nachdem für das Bereiten dieser neuen Kräfte und damit für ihre Erben Vorsorge getroffen war.

Das Christenthum ist nämlich nicht etwa eine jüdische Lokalerscheinung, sondern es ist die weltgeschichtliche Quintessenz des seit Jahrhunderten in innerer Wandlung begriffen gewesenen Heidenthums. Der Philosophenmantel der Stoiker wird zum Priestertalar, die Sprüche Seneca's und Marc Aurel's liefern den Verfassern der erst in der Mitte des zweiten Jahrhunderts gebichteten Evangelien und der sogenannten paulinischen Briefe Stoff und Form der ibrigen. Der Weise des Seneca, dem die Weltherrschaft zukommt, wird zum Messias, der Gott-Cäsar zum Weltenrichter des jüngsten Tages. Man könnte das Christenthum als die

positive Seite des Cäsarenthums, oder doch der Wirkungen desselben bezeichnen. Betrachten wir vorher einen Augenblick ihre negative, welche für die positive die Bahn frei machen, das Bedürfniß schaffen wird.

Zwei Dinge sind es, um welche sich zu allen Zeiten die Welt gedreht hat, der Kampf um die Herrschaft und der Kampf um den Besitz, den Reichtum, das Geld. In der Regel bildet das Ringen um die Herrschaft zwischen den verschiedenen Classen eines Staats die beste und schönste Blüthe desselben. Ist dieser Kampf endgiltig entschieden, so verwandelt sich das Interesse am Staate aus einem Drange nach Theilnehmung an seiner Leitung in ein weltweises Mundöffnen zum Er schnappen der fetten Gunst- und Stellenbissen, die vom Herrscher gespendet werden. Das geistige und sittliche Gesamtniveau eines solchen Volkes wird mit den gemeineren Motiven ein immer niedrigeres. Die ersten Cäsaren sind noch mit der Beseitigung der letzten Machtreste des ehemals allmächtigen Senats beschäftigt. (Heute handelt es sich ebenso um die Unschädlichmachung und Außerdienstsetzung der Reichstage und Reichsräthe.) Die Reihen des Senats waren wiederholt gelichtet, er war nur noch „der Schatten der Maria“. Durch Operationen, die an den modernen Pairsclub erinnern, war er häufig nicht aufgefrischt, sondern durch die zu Senatoren ernannten Creaturen der Cäsaren noch mehr verschlechtert. Nicht lange mehr und der harmonische Canon wird eingeübt sein, mit welchem der Cäsar bei seinem Eintritt in den Senat begrüßt wird. Sobald dieser Körper zu einer bloßen Randverzierung des kaiserlichen Palatiums geworden ist, wenden sich die edleren und vornehmeren Geister von ihm und den öffentlichen Angelegenheiten überhaupt ab. Es entsteht der nur mit sich, seinem Hause und seinen Landgütern beschäftigte Privatmann, ein bis dahin der Antike unbekannter Typus, dem wir 1300 Jahre später in einer neuen und vervollkommenen Auflage wieder begegnen werden, im Zeitalter der herrlichen Renaissance auf demselben italienischen Boden. (Veiläufig will George Eliot in ihrem „Deronda“ eine ähnliche Abwendung von der Politik in den Kreisen des jetzigen vornehmen Jung-Englands bemerkt haben.) Der große Haufen wirft sich auf die greifbaren Güter des Lebens, der Kampf ums Geld nimmt ungeheure Ausdehnung an und erzeugt Aeren der Speculation, Erpressung, Unterschleife wie heute. Die Cäsaren greifen allerdings wiederholt regulirend und mildernd ein. Sie schützen die Provinzialen gegen die furchtbar gewordene Ausfaugung durch die „Ritter“, d. h. durch die von Rom geschickten Verwaltungsbeamten, sie setzen zu dem Ende neue und wirksame Gerichtshöfe ein. Sie fördern endlich Handel und Verkehr durch großartige Anlagen und durch Herstellung allgemeiner Ordnung und Sicherheit im ganzen weiten Reiche. Im wesentlichen hat aber auch selbst diese direkt positive Seite ihrer Thätigkeit einen nur mechanischen Charakter. Der Verfall wird nicht aufgehalten, sein Tempo wird nur etwas verlangsamt. Der Anblick des römischen Reiches unter den späteren Cäsaren ist der eines ruhigen Meeres, das unfähig geworden ist, Wellen zu schlagen oder in Sturm zu gerathen. Aber ein stets ruhiges Meer muß versumpfen.

Eine Bevölkerung, welche im Staat nur eine Arena zum Kampf um Reichtum und Genuß sieht, hat keinen Zusammenhalt mehr. Sie muß dem ersten kräftigen Stoße von Außen erliegen, sobald die alte Disciplin der Legionen den in sie gegoffenen Barbareninhalt nicht mehr zu bändigen und gegen die Barbaren draußen

mit Erfolg zu werfen vermag. Der Ueber- und Ausgeleibtheit der Vornehmen, der Verderbtheit und Gemeinheit eines riesenhaft angeschwollenen Proletariats steht zuletzt der Cäsar in Adlereinsamkeit gegenüber. In Marc Aurel verwandelt er sich in den welt- und menschenmüden Philosophen, der in seinen uns hinterlassenen Selbstbetrachtungen das Ende herbeisehnt. Die Weltverneinung, die Emancipation vom Diesseits mittels des Jenseits, ist die großartige Unabhängigkeitserklärung der Stoiker und ihrer christlichen Fortsetzer und Nachfolger von der Weltallmacht der Cäsaren. Diese Verneinung zur herrschenden Stimmung ausgearbeitet, und wir haben das classische Zeitalter des Christenthums, seine schon mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts zu Ende gehende Blüthezeit. In der ersten imperialistischen Aera unter Alexander begegnen wir bereits demselben Typus in Diogenes und seiner Schule. Als ihn der Macedonier mit der Frage versuchen wollte, ob er wohl sein Vaterland wieder aufgerichtet sehen möchte, gab er ihm zur Antwort: „Wozu? Ein anderer Alexander würde es nur wieder niederwerfen.“ Die Offenbarung Johannis ist nur eine Ausführung verwandter Gedanken über die Ueberlebtheit, Werthlosigkeit und Vernichtungswürdigkeit dieser Welt, unter welcher damals und noch auf mehr als tausend Jahre später immer nur die Erde verstanden wurde.

Resumiren wir kurz das durchmessene Feld der beiden ersten imperialistischen Zeitalter, um das Zutreffen der im Eingange aufgestellten Merkmale an ihnen zu erweisen, und das Gesetz ihrer Erscheinung etwas genauer und bestimmter zu formiren. In beiden Aeren geht eine Zersetzung des religiösen und des nationalen Lebens ihrem Auftreten voran. Die Götter der Griechen müssen sich in Fabeln, die der Römer in Abstractionen verflüchtigt haben, ehe das Reich der irdischen Halbgötter und Götter möglich ist, die sich zuletzt auch in den Tempeln an jener Stelle verehren lassen. Der nationale Fond ferner, jene Gesamtheit von Kräften und Leistungen, welche die Noth von Außen, der Kampf im Innern zur höchsten Entfaltung getrieben, muß in offenbarer Abnahme begriffen und keiner neuen Anspannung fähig sein. Wie der Einzelne nach Erreichung seines Höhepunktes nur eine beschränkte Spanne noch durchläuft, so hat auch das Leben eines Volkes nach seiner höchsten Blüthe keine endliche Grenze. Sie bestimmt sich nach dem Durchmesser seiner Basis, nach den seine Lebenskraft ausmachenden, mehr oder weniger bedeutenden und mannigfaltigen Elementen. Eine zu gründende Wissenschaft der Völkerbiologie oder Völkerlebensdauerlehre wird später vielleicht diese Grenze ebenso annähernd voraussagen können, wie der Arzt die Lebensdaueransichten eines Einzelnen. (Man begreift von diesem Standpunkte die Wichtigkeit der auffrischenden weil neue Elemente zuführenden, Einwanderung, ohne welche z. B. Frankreich schon früher der Zersetzung verfallen und England früher als sonst der Fall gewesen, von seinem Schicksal ereilt werden würde.)

Das Auftreten des Imperialismus ist somit stets nur eine Frage der Zeit. Wie zur Freiheit, so werden die Völker auch zur Knechtschaft zuletzt reif, und jeder Versuch, sie zur Freiheit zurückzueretten, wie das Beispiel des Brutus und Anderer beweist, beschleunigt nur ihren Zusammenbruch und den Marsch des Imperialismus. Ebenso gut könnte der Greis durch Bäder, Gymnastik und ähnliche für ihn unmöglich gewordene Übungen wieder Jüngling zu werden hoffen. Aber wie das Greisenalter des Einzelnen bei allen Nachtheilen auch seine Vorzüge hat, so auch

das Alter der Nationen oder besser der Bevölkerung eines auf den zertrümmerten und aufgelösten Nationalitäten gegründeten Weltstaats. Die Imperatoren verbreiten als Erben der Demokratie die köstlichen Schätze, welche in und durch die Kämpfe den Zeitgenossen nur nebenbei gezeitigt erschienen, in Wahrheit aber ihr bestes, weil dauerndes Ergebnis ausmachen. Alexander verbreitet den griechischen Geist der Schönheit und Maßhaltigkeit über seine Welt und sichert dadurch dem Diogenes und Plato ihre späteren christlichen Transsubstantiationen. Die Römer erweitern das Feld, indem sie neue Barbarenländer in den Kreis ihrer civilisirenden Arbeiten ziehen. Sie machen es dadurch möglich, daß an die Stelle der bisherigen Einzelvolks-Religion eine alle Volksunterschiede verneinende, allgemeine Welt-Religion treten und sich überallhin verbreiten kann. Gleichzeitig hinterlassen sie in Gallien, dessen Romanisirung ihnen nur zu vollständig gelingt, das nächste Versuchsfeld, und die erste Station auf dem Wege der Entwicklung der dritten imperialistischen Epoche, in deren Anfängen wir uns seit hundert Jahren befinden. Wir werden in einem weiteren Aufsatz auf ihre Vorbedingungen und ersten Erscheinungsformen des Näheren eingehen und, wie wir hoffen, im Stande sein, das oben skizzirte Gesetz des Imperialismus daran sowol von Neuem zu bestätigen, als es selbst innerlich zu bereichern und zu vertiefen.

## Literarisches.

**Schopenhauer's Philosophie der Tragödie.** Von August Siebenlist. Vresburg u. Leipzig, Verlag von Carl Stämpfel.

Schopenhauer hat bekanntlich kein eigenes Werk über die Tragödie geschrieben, so vielfach er sich auch mit derselben beschäftigt hat. Seine Gedanken über diesen Gegenstand finden sich in seinen philosophischen Schriften überallhin zerstreut. Hr. Siebenlist berichtet nun in dem vorliegenden Buche über die Ansichten des Philosophen, die tragische Dichtung betreffend. Das Buch trägt daher in erster Linie dazu bei, eine genauere Bekanntheit mit dem Philosophen des Pessimismus zu vermitteln. Ist es nun auch an und für sich im höchsten Grade interessant und lehrreich, zu sehen, wie ein so hervorragender Kopf über eine Kunstgattung gedacht hat, in welcher seine philosophische Weltanschauung durch die größten Dichter aller Zeiten und Nationen eine vielfache exemplifizierende Bestätigung erhält, so hat sich der Verfasser doch nicht darauf beschränkt, uns diesen Blick zu erschließen, sondern sucht zugleich den Nachweis zu führen, daß Schopenhauer's Philosophie der Tragödie mit den von Aristoteles und Lessing aufgestellten Grundgesetzen übereinstimmt, oder richtiger, daß diese durch die Untersuchungen Schopenhauer's eine neue Bestätigung erhalten. Es muß anerkannt werden, daß Hr. Siebenlist auch hierbei im Großen und Ganzen nur referirend verfährt und daß er selbst da, wo die Verjudung nahe lag, durch eine geschickte Interpretation der

Außerungen Schopenhauer's die mangelnde oder unvollkommene Uebereinstimmung mit seinen beiden großen Vorgängern herzustellen, Maß zu halten weiß. Solche Differenzen mußten sich in einigen Punkten naturgemäß aus Schopenhauer's eigenartiger Philosophie ergeben und wenn z. B. nur ein ganzer Anhänger dieser Philosophie ihn voll in demjenigen bestimmen wird, was er über den Ausgang der Tragödie sagt, so dürfte man sich wiederum gegen Aristoteles' auf seine Seite stellen, wo er von der tragischen Wirkung handelt, während seinen Nachweis von der Absurdität der Forderung der sogenannten poetischen Gerechtigkeit Jeder unterschreiben wird. Uebrigens ist auch der Verfasser nicht in allen Fragen mit Schopenhauer einverstanden und er spricht dies eben so offen aus, wie er es nicht verhehlt, wenn Schopenhauer in der Beurtheilung einzelner Dramen, wie „*Emilia Galotti*“, oder der Dichter, wie Schiller, nicht mit dem vollen Maße der Gerechtigkeit mißt, oder endlich in der Besprechung der altklassischen Tragödien die Bedeutung des Chores ebensowenig richtig erkennt, wie so ziemlich Alle, die über denselben bis jetzt geschrieben haben. Es macht fast den Eindruck, als ob er sich durch Lessing etwas beengt fühlte, während Schillers Weltanschauung zu der seinigen in einem zu schroffen Gegensatz sich befindet, als daß der Philosoph des Pessimismus für den Dichter des „*Wallenstein*“ große Sympathien hätte hegen sollen. Um so sympathischer ist ihm der christliche Pessimismus eines Calderon. Hr. Siebenlist hat sich in

dessen nicht auf die Darstellung und Auseinanderlegung desjenigen beschränkt, was Schopenhauer über Begriff und Bedeutung, Zweck und Wirkung, Conception, Stoff, Charakter, Handlung u. s. w. der Tragödie gelehrt hat, sondern er hat auch überall die Schriften anderer Autoren über die jeweiligen Fragen in großer Zahl herbeigezogen und auf diese Weise seinen Worten noch eine andere allgemeinere Bedeutung gegeben. „Schopenhauer's Philosophie der Tragödie“ ist dadurch nicht zu einem Coder — denn es bleibt noch manche Frage endgültig zu entscheiden — sondern zu dem umfassendsten Compendium der Tragödie geworden, welches wir bis jetzt besitzen, und in dieser Beziehung dem Leitfänger ebenso wie in der vorher angegebenen dem Philosophen zu empfehlen. R. S.

**Wege und Ziele der Culturentwicklung.**  
 Essay von **Eduard Lasker.** Leipzig  
 1881. F. A. Brodhaus.

Der 405 Seiten starke Band enthält eine Reihe von Vorträgen des berühmten Redners, die zum Theil bereits in verschiedenen Journalen veröffentlicht worden sind. Neu und bisher unbekannt ist darin das den Schluß bildende Essay „Der Mensch und sein Geschlecht“. Hervorgegangen sind die Essays wohl aus dem Bedürfnisse Laskers, seine ethischen Grundsätze und seine darauf basirende optimistische Weltanschauung klar darzulegen, wozu ihm die rein praktische Thätigkeit als Kammer- und Parlamentsredner kaum Gelegenheit und keinen Raum gewährt. Die Essays, wenn sie auch die verschiedenartigsten Fragen behandeln, ergänzen somit den Politiker durch den Philosophen und ganz entschieden ist dies Zweck und Ziel des letzten Aufsatzes „Der Mensch und sein Geschlecht“. Hier, wo er die Bewegung und culturelle Entwicklung des menschlichen Geistes beobachtet, spricht er als Andresjulat seine Ueberzeugung dahin aus: „Der fortschreitende Sieg der Wahrheit ist der ethische Grundzug in der Geschichte“. Jedoch darf man ihn weder als einen den Menschen aufgetragenen Selbstzweck noch überhaupt als eine völlig losgelöste, in sich selbstständige Entwicklung einer Uranlage auffassen. Die Wahrheit ist nur die äußere Erscheinungsform der Dinge und Ereignisse, losgelöst von Läufern, welche die subjektive Mangelhaftigkeit (oder auch Absichtlichkeit) der Auffassung beirrächt. Wer Lasker auf der Tribune des Reichstages gehört hat, der weiß auch wie er schreibt und kennt die Methode seiner Beweisführung. Er spricht und schreibt correct und abgerundet, doch sind seine Perioden ein wenig schwerfällig, und wie unerschütterlich er auch von seinen Ueberzeugungen durchdrungen ist, so gestattet er ihnen doch nur höchst selten einmal jenen feurigen Ausdruck, der den Hörer elektrisirt und fortreißt. Seine Argumente sind keine Reitergeschwader, welche sich stürmisch auf den Feind werfen und ihn von allen Seiten umschließen, so daß

kein Entrinnen möglich ist. Sie gleichen vielmehr Infanteriecolonnen, welche langsam vorrücken und von der Vortrefflichkeit ihrer Schießwaffe die Entscheidung erwarten. Es sind bedächtige aber sicher treffende Schützen. Als Politiker, als Leitfänger wie als Philosophen erkennt man immer in der Methode seiner Beweisführung den Juristen — den Juristen, dem sich die Rednerbühne in das Ratheder zu verwandeln droht. Man wird alle diese Eigenschaften in dem gegenwärtigen Buche wieder finden, das als ein eindringlicher Protest einer ethischen Weltanschauung gegen den die Gewissen zerfetzenden Utilitarismus und Pessimismus unserer Zeit lebhaft zu begrüßen ist. R. S.

**Das Leben des Feldmarschalls Grafen  
 Neithard von Oeneisau.** Fünfter  
 Band. Schluß. Von **Hans Delbrück.**  
 Fortsetzung des gleichnamigen Werkes  
 von G. H. Perz. Berlin. Verlag  
 von G. Reimer.

So liegt uns denn der Schlussband des monumentalen Werkes vor, das jenen Mann, den Blücher, diese Incarnation der deutschen Volkskraft, wenn auch scherzend so doch mit vollem Rechte seinen Stoff nannte, in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen der deutschen Nation vor Augen stellt. Haben wir Oeneisau als großen Schlachtenkenner kennen gelernt, so sehen wir ihn jetzt, nachdem der Weltfrieden gesichert ist, seinen Abschied nehmen und in das Privatleben zurücktreten, dessen Ruhe die Bewirtschaftung seiner Güter, die Erziehung seiner Kinder und der Verkehr mit den Freunden und jenen gesellschaftlichen Kreisen, welche die geistigen Blüthen der Zeit vereinigen, ausfüllen. Aber noch einmal verabschiedete er den Pflug mit dem Schwerte, als die polnische Revolution des Jahres 1830 ausbrach. Er übernahm den Oberbefehl in Posen, wo am 23. August 1831 sein thatenreiches Leben schloß. Der Verfasser orientirt uns zunächst über die Gründe, welche Oeneisau veranlassen, seinen Abschied zu nehmen, skizzirt sein Leben bis zum Jahre 1830 und läßt dann seinen Briefwechsel folgen. Dieselbe Methode wendet er für die Periode an, welche den Siebenzigjährigen noch einmal veranlasste, dem Rufe seines Kriegsherrn zu folgen. Die Methode des Verfassers, eine ähnliche wie sie von dem Engländer Carlyle in dessen Geschichte Cromwells mit so großem Erfolge angewendet wurde, ist vielleicht nicht nach dem Geschmacke der gewöhnlichen Lesermenge; aber sie ist eine vorzügliche. Sie entledigt den behandelten Gegenstand nicht nur der unvermeidlichen Gimmelführung der Subjektivität des Erzählers, sei es im Rolorit, sei es im Urtheile, sondern nöthigt den Leser zum Nachdenken und läßt den Charakter des Helden aus den Elementen seines eigenen Wesens werden, wachsen und sich ausbreiten. Herr Delbrück glaubt uns an einer Stelle seines Werkes warnen zu müssen, daß wir die brieflichen Urtheile Oeneisaus über die Zu-

stände in Preußen nach 1815 mit Vorsicht aufnehmen mögen. Aber wenn es auch wahr ist, daß die spätere Entwicklung Preußens diese Urtheile rectificirt hat, so sind sie darum doch von der höchsten Bedeutung für unsere Erkenntniß von Gneisenaus Charakter, seiner Geistrichtung und gemüthlichen Stimmung zu der Zeit, als er seine Urtheile fällt. Und reflectiren sie auf der anderen Seite nicht zugleich treuer als es ein Historiker kann, die Zeitstimmung in den hervorragenden Köpfen und deuten das Agens an, welches den Staat zur Weiterentwicklung antrieb? So giebt uns die in diesem Werke besorgte Methode das reinste Bild Gneisenaus und zeichnet es in seiner ganzen reichen Vielseitigkeit umschlossen von dem treuen Rahmen der Zeit. Vergleichlichen Werke sind unvergänglichere Denkmale des Helten als alle Standbilder von Erz und Marmor. R—l.

**Memoiren des Freiherrn D. G. von Nakmer**, Kgl. Pr. Feldmarschall. Herausgegeben und bearbeitet von **Eufemia Gräfin von Ballestreem**. Berlin, Theobald Grieben 1881.

Von einem Nachkommen des berühmten Feldmarschalls wurden diese Memoiren erst vor kurzer Zeit unter anderen Papieren aufgefunden und der bekannten Schriftstellerin Eufemia Gräfin von Ballestreem zur Veröffentlichung und Bearbeitung übergeben. Durch diese Publication ist ein sehr werthvoller Beitrag der Kriegsgeschichte überliefert worden, da eine sehr detaillierte Schilderung der Feldzüge, an denen Nakmer theilnahm, in diesem Buche enthalten ist. Die Memoiren schließen mit dem Jahre 1730, sie sind nach Aussage Nakmer's, auf Anrathen seiner guten Freunde geschrieben, nicht zu seinem „eigenen Ruhme“, sondern um zu zeigen, „wie wunderbar Gott mich die ganze Zeit meines Lebens geführt“ und wie er so oft „aus Noth und Gefahren des Leibes und der Seele mich errettet hat“.

Für militairische Kreise werden diese Memoiren ein ganz besonderes Interesse haben.

**Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus.** Von **Georg Voigt**. Erster Band. Zweite ungarbearbeitete Auflage. Berlin. Verlag von G. Reimer.

Im Gegensatz zu der ersten Ausgabe dieses Werkes, bei der sich der Verfasser fast nur auf die Benutzung der Königsberger Bibliotheken angewiesen sah, sind ihm für die gegenwärtige, zwanzig Jahre später erscheinende Auflage die reichen Vüderschätze der Bibliotheken von ganz Deutschland zur Verfügung gewesen, so daß nun das Werk an Fülle des Fleisches außerordentlich gewonnen hat. Nicht nur die humanistische Gedankenwelt zieht jetzt im freiten, tiefen Streame an uns vorüber, sondern auch die typischen Persönlichkeiten und die Gruppen der Humanisten treten voller in das Licht. Auf die aus der Renaissance

hervorgegangenen Kunstdenkmäler wirft der Verfasser nur einen gelegentlichen Streiflicht. Er verfolgt nur die eine Seite des kulturgeschichtlichen Vorganges, welcher in Italien das verjüngte Alterthum der Hellenen und Römer der christlichen Welt wieder zuführte und aus der Vermählung des klassischen mit dem Christlich-Romantischen neue Blüten und Früchte in Kunst und Wissenschaft zeitigte. Der Verfasser beschränkt sich darauf, die Wiedergeburt des klassischen Alterthums und sein Eindringen in das geistige Leben zunächst Italiens darzustellen und das Entstehen und Wachsen dieser Bestrebungen zu schildern. Die Erinnerungen an Hellas und Rom waren wohl in Italien nie ganz erloschen und wenn auch mit dem Schwinden des römischen Reiches der Sinn für römische Litteratur allmählig abnahm, so blieb doch außer den römischen Rechtsbüchern auch die geschichtliche, philosophische und poetische Litteratur der Römer niemals ganz unbeachtet liegen. Die Kirchenväter wiesen vielfach auf die römischen Schriftsteller hin; die Realencyclopädie des Bischofs Ffidor von Sevilla zeigt, was man im 7. Jahrhundert von den Alten wußte; am Hofe Karls des Großen wurden mit Vorliebe lateinische Dichter gelesen und deren Verse nachgeahmt, und die Benediktiner sammelten in ihren berühmten Klöstern die Schriften der Klassiker, vervielfältigten sie durch Abschriften und lehrten in ihren Schulen die Sprache der Römer. Aber man darf nicht vergessen, daß das Abschreiben eine rein mechanische Arbeit war, durch welche die Mönche vom Müßiggange abgehalten werden sollten; daß die Sprache nur grammatisch studirt wurde und daß man die klassische Litteratur lediglich als Beweismaterial für die Wahrheiten der christlichen Lehren verwendete. In den Geist drang man nicht ein; denn noch kannten der christliche Glaube und die Kirche keine Ausöhnung mit dem Alterthum und selbst als das Schisma schon zu Tage trat, konnte man sich eines zuchtstamen Grauens vor den bezwungenen Mächten des Heidenthums noch nicht erwehren und die Zeit der Griechen und Römer erschien als eine Nacht, in der die Menschen unreine Dämonen anbetet hatten. Das ist nun die große That der Humanisten, daß sie in den Geist des klassischen Alterthums einzudringen begannen und auf diese Weise die Befreiung der Geister von der eisernen Bevormundung durch die Kirche vorbereiteten. Hier trat nun Petrarca als Bahnbrecher hervor, nachdem noch Dante in der scholastischen Philosophie völlig befangen gewesen. Mit Petrarca beginnend, schildert der Verfasser den Kampf der Genialität gegen die Scholastik und den Aberglauben, führt dann die Gründer der florentinischen Musenrepubliken vor, die Wanderlehrer und die Erweckung der klassischen Autoren aus den Klostergräbern. Es folgt die Charakteristik des ersten medicicischen Zeitalters und die Darstellung des Humanismus in den Republiken und an den

Höfen Italiens. Alles dies ist mit großer Klarheit und Lebendigkeit dargestellt und wenn uns am Schluß des ersten Bandes noch ein Wunsch bleibt, so wäre es der, daß der Verfasser die Individualitäten der Hauptträger des Humanismus noch ein wenig voller auszeichnet hätte. — Das Erscheinen des zweiten Bandes dieses in jeder Beziehung dem Studium zu empfehlenden Werkes ist in baldige Aussicht gestellt. Sch.

### Länder- und Völkertunde.

**Stammbuch der neueren Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen und Luftschiffe.** Eine Sammlung von Liedern und Gedichten, Aufsätzen und Schilderungen. Herausgegeben von C. Voeyer. Lehr, Verlag von Moritz Schauenburg, 1881.

**Rom in Wort und Bild.** Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther, 1881. In 36 Lieferungen à 1 Mark. Erste Lieferung.

**Der Orient.** Geschildert von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. In 30 Lieferungen à 30 Kr. ö. W. = 60 Pf. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig, 1881. 4 Lieferungen.

**Im fernen Osten.** Reisen des Grafen Bela Sechenyi in Indien, Japan, China, Tibet und Birma in den Jahren 1877 bis 1880. Mit 200 Original-Holzschnitten und mehreren Karten von Gustav Kreitner, f. i. Oberlieutenant und Mitglied der Expedition. Wien, Alf. Hölder, Hof- und Universitätsbuchhändler, 1880. 2 Lieferungen, jebe Lieferung 50 Pf.

**Palästina in Bild und Wort** nebst der Sinaibalbinsel und dem Lande Gosen. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger, 1881. In 56 Lieferungen mit 40 Stahlstichen und 600 Holzschnitten. 1. und 2. Lieferung. Preis für jede Lieferung 1 Mark 50 Pf.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Berliner Gesellschaft für Erdkunde führte im Jahre 1878 die Vertreter aller geographischen Gesellschaften Deutschlands in Berlin zusammen. Bei dieser Gelegenheit wurde der Gedanke eines Gesamtvereins deutscher Geographen angeregt. Um die Bildung und Organisation desselben herbeizuführen ist am 7. und 8. Juni d. J. in Berlin der erste Deutsche Geographentag zusammengetreten. Die lebhafteste und vielseitigste Theilnahme, welche die Vorträge und Verhandlungen gefunden, bekundet von neuem, in welch hohem Grade die Länder- und Völkertunde das allgemeine Interesse der gebildeten Klassen in Anspruch nimmt. Dieses realistische positive Wissen können wir in dem mannigfach getrübbten Charakterbilde der Gegenwart nur als eine

erfreuliche Erscheinung erachten, indem die gefährlichen Tendenzen apriorischer Constructionen und destructiver Experimente auf diesem Wege auf die Grundlage und das Maß gegebener Zustände zurückgeführt werden.

Wenn auch die Periode der großen Entdeckungen neuer Erdtheile seit der Umschiffung Magellans abgeschlossen ist, so sind doch noch innerhalb derselben genug große und weite Regionen geblieben, von welchen wir nur eine ungenügende Kunde besitzen. Und nicht das allein. Die Fortschritte auf erdkundlichem Gebiet richten sich gegenwärtig hauptsächlich auf die Detailforschungen und die wissenschaftliche Verknüpfung der Einzelergebnisse zu einem systematischen Ganzen.

Die hierzu erforderliche persönliche Bekanntschaft und der gegenseitige Völkeraustausch der Fachgelehrten ist durch die Verbesserung der Communicationsmittel seit den letzten Decennien in früher kaum geahntem Maße erleichtert. So haben Eisenbahnen und Dampfschiffe auch in dieser Richtung, wie auch die Neugestaltung unserer gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, nationalen und internationalen Verhältnisse den tiefgreifendsten Einfluß geübt.

Eine chronologisch geordnete Sammlung der Ansichten, welche hervorragende Männer über die Anfänge, Entwicklung, sowie die Wirkungen der neuen Verkehrsmittel geäußert, giebt das oben aufgeführte Verkehrs-Stammbuch. Es sind hauptsächlich Deutschland, England, Frankreich, Niederland, die Schweiz, Italien und Nordamerika, welche in diesem internationalen Verkehrs-Parlament vertreten sind. Heine, Geibel, Bes, Achim von Arnim, Schöffel, wie Victor Hugo, F. Gautier, Ch. Lever, Dickens, Bernardino Zendrino, Eft, Michel Chevalier, Gurch mögen die beiden Gruppen von Dichtern und Denkern charakterisiren, welche nach dem beigefügten Verzeichniß einen Arotopag von ungefähr 600 Köpfen bilden. Auf dem Wege dieser Stimmen-sammlung ist es dem Herausgeber gelungen, die Eindrücke in unmittelbaren und authentischen Zeugnissen zu veranschaulichen, welche die gigantische Dampfkraft auf die verschiedenen Schichten und Klassen der Gesellschaft hervorgebracht. Demgemäß hat er auch Stimmen aus dem Kindesalter der Dampfschiff- und Eisenbahn-Periode aufgenommen, um den Reiz der Neuheit wiederzuspiegeln. Auf die Welt des Dampfes folgten die Wunder der Telegraphie, von der Optik zur Elektrik fortschreitend, mit dem Anfange des Telephon. Den Beschluß macht die Luftreise von dem verunglückten Versuch des Icarus, den der alte Daid besungen, bis in der Anderson'schen Vision einer Ballonfahrt nach 1000 Jahren. — Die epigrammatische Kürze und Prägnanz dieser, aus dem Literaturschatze der Cultur-Nationen zusammengestellten Spruchweisheit entspricht der Neigung unserer schnelllebigen, vielbeschäftigten Zeit, in dem sie der Lectüre den fesselnden Reiz einer stets von neuem anregenden

Unterhaltung gewährt. Zugleich aber — und darin besteht sein Hauptverdienst — enthält das Stammbuch die kultur-historischen Dokumente über den gleichsam daguerrotypischen Gang, welchen die öffentliche Stimmung, durch die öffentliche Meinung geleitet, den neuen Verkehrsmitteln gegenüber genommen. Sollen wir dieses Referat mit einem kritischen Appendix schließen, so würden wir das Thema der Straßenbahnen in den großen Städten, sowie die Hervorhebung der Schattenseiten der neuen Verkehrsmittel und endlich eine chronologische datenmäßige Uebersicht ihrer Entwicklung vermissen, welche zur Orientirung über das jedesmalige Stadium der einzelnen Ausprüche wesentlich beitragen würde.

Indem wir wünschen, daß diese Ergänzung seiner völkerverbindenden Studien in einer zweiten Auflage des Stammbuchs Platz finden möge, schreiten wir zur Betrachtung der obenangeführten Reihe landschaftlicher Illustrations-Prachtwerke, welche auch die Nichtseifenbahnfahrer einladen, eine Reise nach Rom und dem Orient in ihrem Zimmer zu unternehmen. Wenn auch in früheren Zeiten die Texte der Reisebeschreibungen durch beigefügte Kupfer-, Stahl- und Holzbilder anschaulich gemacht wurden, so waren doch die derartigen Illustrationswerke nicht, wie gegenwärtig, zu einem selbstständigen und durch eine große Anzahl vertretenem Zweige, Literaturzweige, herangewachsen. Die Massenproduktion dieser Prachtwerke ist es, welche ein charakteristisches Symptom der heutigen Zeit bildet.

Es ist zunächst Rom, das antike wie das alt-christliche, das päpstliche wie das moderne, welches wir an der Hand eines kundigen Führers durchwandern.

Rudolf Kleinpaul hat eine Reihe von Jahren in der ewigen Stadt gelebt und sich durch seine beiden kürzlich erschienenen Schriften „Roma Capitale und Mediterranea“ bekannt gemacht. Mit eingehenden Detailkenntnissen verbindet er die gereiften Ergebnisse historischer Studien, weltmännischen Ueberblick und eine poetische Darstellungsgabe.

Das vorliegende erste Heft bringt eine ausführliche Schilderung des antiken Forums, das in der Gesamtansicht seiner Glanzperiode sowie in seinen einzelnen Tempelgebäuden und in charakteristischen Illustrationen vor Augen geführt wird.

Von Rom reisen wir in den Orient.

Ein Gesamtgemälde derjenigen Gebiete zu liefern, deren classische und kulturgeschichtliche Vergangenheit von jeher das Interesse der gebildeten Welt beansprucht hat, diese Aufgabe liegt dem Orientwerk des Hrn. v. Schweiger-Verchenfeld zu Grunde. Um diese Aufgabe zu lösen, ist für den größten Theil des Textes das Genre der „historischen Landschaft“ gewählt, d. h. das Schwergewicht liegt in der landschaftlichen Schilderung, die aber nicht als eine „Landsarten-Beschreibung“ aufgefaßt sein will. Die Schilderungen beginnen mit Albanen, er-

strecken sich über Griechenland, Macedonien und Stambul. Auf dem Boden Asiens werden Anatolien, Armenien, Kurdistan und Mesopotamien, ferner die Arabische Halbinsel, Syrien und zuletzt Palästina durchwandert.

In den bis jetzt erschienenen 4 Lieferungen nimmt die abwechselungsweise Schilderung Griechenlands das Interesse besonders in Anspruch.

In einem gleichfalls illustrierten Auffatz der von dem Prof. Dr. Carl Arendts in München geleiteten Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (Wien, Hartleben, Octoberheft 1881) hat derselbe Autor Ruinenstätten der asiatischen Halbinsel geschildert: Iconicum, Bicaea, u. s. w.

Von den Pflanzstätten alter Cultur führt uns die zweijährige Expedition, welcher der ungarische Graf Bela Szecheni unternommen, einzeln in die Länder des „fernen Ostens“; 2000 geographische Meilen hat er in den von europäischer Cultur abgeschlossenen Gebieten zurückgelegt. Die Hülfsmittel, welche ihm zu Gebote standen, öffneten ihm den Zugang in die sagenhaften Gebiete des äußersten Ostens.

Von Indien aus kehren wir an der Hand Edward Hallbergers nach Palästina zurück.

Nach der Herausgabe des Illustrationswerkes „Aegypten“ hatte sich die Verlags-handlung mit dem Vorhaben beschäftigt, die Herstellung eines andern Original-Prachtwerkes, das Palästina behandeln sollte, dem ägyptologischen Forschern und Romancier G. Ebers anzuvertrauen. Als sie diesem Plane näher trat, wurde in England von dem dortigen Verein zur Erforschung Palästina's ein Gesamtwerk über das gelobte Land vorbereitet, welches durch die reichen Mittel des Vereins, die Mitwirkung der hervorragendsten Gelehrten und Künstler, alle Erfordernisse in so hohem Maße vereinigte, daß ihm ein ebenbürtiges Werk von der Verlags-handlung nicht an die Seite zu stellen war. Dieses hat es daher unternommen, dieses englische Werk dem deutschen Publikum gleichzeitig zugänglich zu machen. Der britische Text soll indessen nicht einfach überetzt, sondern in einer freien Uebersetzung vorgelegt werden, für welche auch die Resultate der deutschen Palästina-Forschung Berücksichtigung finden. Diese hat seit den Schriften von Titus Tobler sprachliche und historische Leistungen aufzuweisen, welche die englischen Erhebungen in hervorragender Weise ergänzen. Der deutsche Verein zur Erforschung des heiligen Landes hat bereits eine eigene Zeitschrift für Palästina-kunde begründet. Ihr Herausgeber Dr. Hermann Guthe, der sich gegenwärtig in Jerusalem befindet, wird mit G. Ebers in Gemeinschaft die Umarbeitung des englischen Werks bewirken.

Die beiden ersten Lieferungen enthalten die landschaftliche Schilderung Jerusalems, sowie eine detaillirte, mit einer Reihe von Einzelbildern illustrierte Darstellung der Kirche des heiligen Grabes. Die künstlerisch hervor-



ragende Ausführung derselben, sowie geistvolle und sachliche Ausarbeitung des Textes, berechtigen zu der Erwartung, daß die reichen Gaben, welche dasselbe für Geist und Gemüth darbietet, in unserem Vaterlande eine willige und dankbare Aufnahme finden werden.

### Für Schule und Volk.

**Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen für Schule und Volk.** — Unter Mitwirkung von Dr. Wilhelm Wagner herausgegeben von Dr. Jakob Neovius. Mit 30 Textabbildungen und einem Titelbilde. — Leipzig und Berlin. Verlag und Druck von Ditto Spamer. — 1881. Preis M 1.60.

**Deutsche Heldensagen für Schule und Volk.** Neu bearbeiteter Auszug des Bandes seines größeren Werkes: „Nordisch-germanische Vorzeit“ von Dr. Wilhelm Wagner. Sagenkreis der Amelungen. Sagenkreis der Nibelungen. Gudrun. Beowulf. Karolingischer Sagenkreis. König Artus und der heilige Gral. Mit 20 Text-Illustrationen und einem Titelbild. Leipzig und Berlin. Verlag und Druck von Ditto Spamer. 1881. Preis M 1.60.

**Poetisches Vaterlandsbuch für Schule und Haus.** — Chronologisch geordnete Sammlung der schönsten historischen Dichtungen von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte bis zum Auftreten des Großen Kurfürsten. Zur Pflege nationaler Gesinnung zusammengestellt sowie mit Einleitungen, Zeittafeln und Anmerkungen versehen von Johannes Meyer. Mit 12 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. — Leipzig und Berlin. Verlag und Druck von Ditto Spamer. 1881. Preis M 1.60.

Um die vorliegenden drei Schriften zu charakterisiren, genügt es, hervorzuheben, daß dieselben den von Wilmars eröffneten Bahnen mit Verständnis und gleicher Gesinnung gefolgt sind. Die beiden ersten bilden einen Auszug aus dem größeren zweibändigen Werke von Dr. Wilhelm Wagner, in welchem „Unsere Vorzeit“ in einer Reihe von Schilderungen der nordisch-germanischen sowie der deutschen Götter und Heldensagen zur Anschauung gebracht ist. Während die letzteren in der Wilmarschen Literaturgeschichte schon ihre poetische Reproduktion und historische Würdigung gefunden haben, sind die nordischen Mythen und Sagen außerhalb der bestklingeltesten Forscherkreise bisher wenig bekannt geworden, wenn auch Dichter wie Geibel, Hebbel und Jordan, und in neuester Zeit Felix Dahn, durch ihre Schöpfungen auf den tiefsten Sinn und die Schätze hinwiesen, welche die deutsche Nation in diesen religiösen Heroen-Dichtungen ihrer Urabnen besitzt.

An diese beiden Schriften schließt sich das „Poetische Vaterlandsbuch“ in würdiger Weise an. Es ist in Gebilden eine deutsche Geschichte. Die Anordnung des Stoffes beginnt

mit einem allgemeinen Theil: „Das deutsche Land und Volk“ und „Charakteristik unserer Muttersprache“. Es folgt sodann der in fünf Perioden zusammengefaßte historische Theil, von den Kämpfen der Deutschen mit den Römern an bis zu dem Jahrhundert des großen Krieges. Den Schluß bildet das bekannte Lied des Freiherrn von Abichay „Deutschland erwache“. Wenn das „Poetische Vaterlandsbuch“ mit dem 30jährigen Kriege abschließt, so dürfen wir mit Zuversicht erwarten, daß ein weiterer Band die Lieblingsgeschichte unseres Volkes bis zur Gegenwart fortführen wird.

**Compendium der Naturwissenschaften an der Schule zu Fulda im IX. Jahrhundert von Stefan Fellner, Benediktiner des Stiftes Schotten in Wien, Professor. Berlin, Verlag von Theobald Grieben.**

Wir leben in dem Jahrhundert der Naturwissenschaften. Ihre Fortschritte auf allen Gebieten sind so mächtig, jeder Tag fast bringt neue Entdeckungen und neue Resultate der Forschung, so daß alle anderen Wissenschaften davor zurückstehen müssen. Je tiefer und gewaltiger ihr Strom, je allgemeiner die Theilnahme an ihnen wird, um so willkommener muß Cultur- und Naturhistorikern und auch dem gebildeten Laien ein Werk sein, welches gleichsam wie ein Meilenstein die zurückgelegte Entfernung und die erreichte Höhe der Wissenschaft zu messen gestattet. Ein solches Werk ist dieses „Compendium der Naturwissenschaften“, welches aus jenen Stand im neunten Jahrhundert darlegt. Der Verfasser hat demselben das Werk Rhaban's, oder Grabanus Maurus, wie ihn der berühmte Alcuin von Tours nennt, De Universo zu Grunde gelegt. Rhaban war als Knabe in die Klosterschule von Fulda, die älteste und berühmteste Unterrichtsanstalt Deutschlands, gekommen, wurde später selbst Lehrer an dieser Schule, dann Abt des Klosters und starb im Jahre 856 als Bischof von Mainz. Seine Schrift De Universo ist eine Art Encyclopädie alles Wissenswerthen seiner Zeit. Von den 22 Büchern derselben behandeln die Bücher 6 bis 22 Profangegegenstände und hat Herr Fellner von diesen letztern diejenigen als Vorlage seiner Schrift benutzt, welche vom menschlichen Leib und seinen Theilen, von den Lebensaltern des Menschen und von Mißgeburten, vom Thierreich, von den wichtigsten Naturerscheinungen, über Gesteine, Medicin und Krankheiten und über das Pflanzenreich handeln. Rhaban selbst hat die Wissenschaft durch keine neue Forschungen bereichert, sondern nur dasjenige, was seine Zeit von der Natur wußte, gesammelt und in gedrängter Weise zusammengestellt. Auch ist seine Arbeit durchaus nicht originell, sondern beruht zumeist auf der Realencyclopädie Florids von Evilla, der wiederum aus den Werken der Alten alles Wissenswerthe gesammelt und nutzbar gemacht hat. Er war

im 7. Jahrhundert der gelehrteste Mann seiner Zeit, wie es Rhaban im 9. war. Die auf Naturgeschichte bezüglichen Schriften des Letztern geben uns daher einen unumstößlichen und festen Anhaltspunkt dafür, in welcher Ausdehnung zu jener Zeit, als wir auf eigentlich deutschem Boden geistiges Streben begannen, naturwissenschaftliche Kenntnisse Gemeingut der Gebildeten waren. Dieses naturwissenschaftliche Material hat nun der Verfasser nach den gegenwärtig geltenden Prinzipien geordnet, ohne dem realen Inhalte der Vorlage Gewalt anzuthun, und auf diese Weise ein wenig umfangreiches Compendium geschaffen, welches eine rasche Uebersicht über die Anschauungen des Alterthums und Mittelalters bis zum 9. Jahrhundert ermöglicht. Die Naturanschauungen sind oft wunderbar genug und ihre Naivität wird dem Leser manches Lächeln abgewinnen, doch, sagt Hr. Keller, „ein Millennium ist vorübergerauscht, seitdem die schwarzen Mönche an der Fulda den ersten Balken zimmeren!“ Wir wollen daher schonend urtheilen, eingedenk, daß auch unser heutiges Wissen von der Natur einst vor dem Richterstuhle eines späteren Jahrhunderts stehen wird.

R. S.

### Die christliche Ehe und deren modernen Gegner von W. Glöck, Stadtvicar in Baden-Baden. Verlag von H. Kuntze in Karlsruhe 1881.

Der auf gemäßigto-liberalem Standpunkt stehende Verfasser giebt zunächst ein Bild der Entwicklungsgeschichte des christlichen Ehebegriffs, beleuchtet das Wesen der christlichen Ehe selbst und namentlich die biblische Lehre von der Ehescheidung. Daran schließt sich ein Abriss der geschichtlichen Entwicklung der christlichen und kirchlichen Ehe. Im zweiten Theil widerlegt derselbe scharf und treffend den gegnerischen Standpunkt der modernen Wissenschaft und Schopenhauer, Hartmann nicht minder als Feuerbach, Strauß, Darwin und Büchner u. a. werden einer eingehenden objektiven Kritik unterzogen und ihnen zugleich die auf religiös-ethischen Grundlagen ruhenden Darstellungen Fichte's, Hegel's, Schleiermacher's, Rothe's und der übrigen namhaften Vertreter der heutigen christlichen Ethik entgegengestellt.

Die einsige Schrift, welche bis jetzt die Geschichte des christlichen Ehebegriffs monographisch behandelt hat, stammt aus dem Anfang unseres Jahrhunderts. Indessen ist diese Geschichte der Vorstellungen über die Ehe, welche der Göttinger Professor Stäublin zusammengestellt, anerkanntermaßen völlig ungenügend und antiquirt. Umso mehr wird die vorliegende historisch-genetische Studie auch in weiteren Kreisen zur Orientirung über eine

Tagesfrage willkommen sein, welche in das familiäre und soziale, das staatliche wie kirchliche Leben der Gegenwart tief eingreift. — Bei der Beurtheilung der obligatorischen Civil-Ehe steht der Autor auf dem Standpunkt Luther's, welcher nach der ausführlichen authentisch-belegten Deduktion S. 38 dieselbe nicht als eine Alterirung und Beeinträchtigung des christlichen Wesens der Ehe betrachtete, sondern vielmehr als eine Konsequenz des christlichen Grundgesetzes: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.

### Naturstudien. Skizzen von Hermann Rasius. Erster Band. Neunte verbesserte Auflage. Mit einem Titelbilde von W. Georgi. Leipzig. Friedrich Brandstetter.

A. v. Humboldt, der noch unübertroffene Meister der Naturbildner, verlangt auch von dem Dichter, daß seine Landschaftsmalerei das Charakteristische des Objekts erfassen und zur Anschauung bringen müsse. Was von der Landschaft gilt, gilt von jeder Art der Naturbeschreibung, und wir möchten hinzufügen, daß kein Naturhistoriker zum Meister in der Schilderung aufsteigt, in dem nicht eine poetische Ader schlägt. H. Rasius ist in diesem Sinne ein Naturbildner, wie Humboldt sein großes Vorbild ist, möge er die tropischen oder die norddeutschen Waldbäume beschreiben, norddeutsche Vegetations- oder landschaftliche Stimmungsbilder entwerfen, uns unsere einheimischen Vögel, oder den Wasserfrosch, Fuchs, Krebs und Hummer, oder endlich das Kameel, das Pferd, den Floh, die Kape, den Balfisch, das Glemmtier vorführen. Das Publikum hat die seltene Vereinerung des wissenschaftlichen wie poetischen Werthes in diesem Werke anerkannt, indem bereits eine neunte Auflage davon nothwendig geworden ist, und so bedarf das elegant ausgestattete Buch kaum einer weiteren Empfehlung für die Freunde der Naturbetrachtung.

### Genealogischer Almanach der regierenden Fürstenhäuser Europa's. 1. Jahrgang. 1881. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhandlung.

Eine elegante Ausstattung an Papier, gutem Druck und Format zeichnen diesen Auszug aus dem gotthaischen Almanach aus. Wenn der Verleger die Absicht gehabt, ein bequemes und übersichtliches Nachschlagebuch der europäischen Fürstenhäuser zu ediren, so hat er seinen Zweck erreicht und wird ihn noch mehr erreichen, wenn in den 2. Jahrgange die angekündigten fürstlichen Porträts und Staatswappen erscheinen.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. G. Janke in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

In unserem Verlage erschien:  
**Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulcanausbrüche.**

In gemeinschaftlicher Darstellung von **Nudolf Falb.**

Mit 5 Figurentafeln. — 2. Ausgabe. — Preis 5 fl. = 10 M.

Ans Grundlage seiner Theorie war es dem Verfasser möglich, mehrere Erschütterungen und Vulcanausbrüche im Voraus zu bestimmen, von denen zwei in nachstehendem Werke eine besondere Behandlung erfahren.

Ferner:

**Gedanken und Studien über den Vulcanismus**

mit besonderer Beziehung auf das Erdbeben von Arluno am 29. Juni 1873 und die Eruption des Aetna am 29. August 1874.

Von **Nudolf Falb.**

Mit 13 lithographirten Tafeln. — Preis 4 fl. = 8 M.

Falb's Erklärung der vulcanischen Vorgänge lautet: Gas- und Lava-Emissionen in Spalten der mindestens 10 Meilen dicken Erdkruste — hervorgerufen durch die Abkühlung des Erdkernes, periodisch beeinflusst durch die Anziehung von Sonne und Mond — erschüttern durch Explosionen und Durchbruch die überlagernden Schichten (Erdbeben) und werden, wo sich Wasser findet, derartig verstärkt, daß sie bis an die Oberfläche der Erde gelangen (Vulcanausbrüche).

Verlag **Lehmann-Josefsthal** in Graz.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Soeben erschien:

**Ein Priester.**

Historie in sechs Gesängen

von

**Gerh. von Amynstor.**

8. Brosch. 3 M., Eleg. gebd. 4 M.

Die Handlung dieser nach einer wahren Begebenheit erzählten Novelle spielt in Russisch-Polen und Sibirien.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jedem größeren Lehr-Institute vorräthig.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin.

**Memoiren des Freiherrn  
Dubislav Gneomar von Nagmer,**

Königl. Preuß. Feldmarschalls etc.

Mit Erläuterungen von **Eufemia Gräfin  
Wallestrem** und v. Nagmer's Bildniß.  
3 M. 60 S.

Im Verlage von **Otto Jante** in Berlin  
erschieden soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Die Kriegführung zur See  
in ihren wichtigsten Epochen.**

Von

**L. von Henk,**

Vice-Admiral i. D.

Ein Band 1er. 8<sup>o</sup>. Preis 5 M.

Soeben erschienen:

**Ausgewählte Lustspiele von Molière.**

In fünffüßigen, paarweis gereimten Jamben übersetzt von

**Prof. Dr. Adolf Laun.**

Mit Molière's Portrait.

In 8. In eleg. Ausstattung broch. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Bei dem steigenden Interesse, das jetzt in Deutschland von Seiten der Schule, Universität, Literatur und Bühne dem grössten Lustspieldichter Frankreichs zugewendet wird, ist diese neue Uebersetzung, die, die Sinnestreue möglichst während, nach formaler Vollendung, Reinheit des Reims und sprachlicher Eleganz gestrebt hat, wol eine zeitgemässe zu nennen. Durch die Neuerung der Wahl des fünffüßigen, paarweis gereimten Jambus wird der Geist des Originals am besten gewahrt. Die Molière'schen Lustspiele in Laun'scher Uebersetzung werden Repertoirestücke aller besseren deutschen Bühnen werden, sie eignen sich wie keine andere Uebersetzung auch zur Privatlectüre. Der Name des Verfassers, der sich durch seine Molière-Arbeiten einen ausgebreiteten Ruf erworben und auf diese Arbeit jahrelangen Fleiss verwendet hat, bürgt für die Gedicgenheit derselben.

**Wilhelm Friedrich,**

Leipzig.

Verlag des „Magazin für die Literatur des Auslandes.“



Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.



Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.



# Deutsche Revue

über das

gesamunte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechster Jahrgang.

Heft 8. August 1881.



Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.  
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

---

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

# Inhalts-Verzeichniß.

VI. Jahrgang. Heft 8. August 1881.

|                                                                                                    | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Ein Brief des Präsidenten des italienischen Staatsraths Grafen v. Cadorna                          | 137   |
| <b>Robert Byr:</b> Das Burzenland . . . . .                                                        | 139   |
| <b>v. Juana-Sternegg:</b> Die Anfänge des deutschen Bürgerthums . . . . .                          | 148   |
| <b>Alfred Hartmann:</b> Antochthonen und Touristen (Fortf.) . . . . .                              | 156   |
| <b>B. v. Wüllerstorff-Urbair:</b> Im Gebirge . . . . .                                             | 172   |
| <b>W. v. Freedem:</b> Die Entwicklung der Schifffahrt in der neueren Zeit                          | 183   |
| <b>Wiesner:</b> Ein neuer technischer Wissenszweig . . . . .                                       | 211   |
| Briefe von Friedrich List . . . . .                                                                | 217   |
| <b>Marco Minghetti:</b> Die Lehrer Kajaels . . . . .                                               | 221   |
| <b>C. Schlaeger:</b> Das Geſetz des Imperialismus in der Geſchichte. II. . . . .                   | 239   |
| <b>Otto von Leigner:</b> Aus der Vergangenheit des deutschen Zeitschriften-<br>wesens. II. . . . . | 250   |
| Literariſches . . . . .                                                                            | 265   |

Diesem Heft liegt ein Prospect bei von **H. Hartleben** in **Wien**,  
betreffend: Erdbeschreibung, Länder- und Völkertunde, Naturwissenschaften sowie  
Reisehandbücher.

## Ein Brief des Präsidenten des italienischen Staatraths Grafen v. Cadorna.

In Folge eines im Märzheft der Deutschen Revue erschienenen Artikels „über die innere und äußere Politik Italiens“, welcher auch ins Italienische übersetzt wurde, richtete Graf Cadorna nachstehendes Schreiben an den Chef-Redacteur dieser Zeitschrift:

Rom, 21. Juni 1881.

Hochgeehrter Herr!

Zu meinem lebhaften Bedauern war es mir unmöglich, Ihren lebenswürdigen Brief vom 6. huj. früher zu beantworten. Mit großem Interesse habe ich die mir gütigst über sandte Uebersetzung des im Märzheft der „Deutschen Revue“ enthaltenen beachtenswerthen Artikels über Italien gelesen. Abgesehen von den wohlwollenden Gefühlen für Italien, von denen dieser Artikel eingegeben ist, und für welche ich persönlich mich Ihnen auf's Höchste verpflichtet fühle, habe ich in demselben sehr gewissenhafte und umfassende Studien der grundlegenden Hauptbedingungen unserer socialen Zustände gefunden. Diese Studien sind um so schwieriger in einem wie Italien in der Uebildung begriffenen Lande, Sie haben mit denselben aber so vortreffliche Erfolge erzielt, als es einem fremden Gelehrten, der nur verhältnißmäßig kurze Zeit im Lande geweilt hat, überhaupt möglich ist. Auch sind jener Freimuth und jene Unabhängigkeit des Urtheils, welche die wahre Sympathie charakterisiren und die Schriftsteller Ihrer Heimat von jeher ausgezeichnet haben, sehr nach meinem Sinne. In einem ehemals so zersplitterten Lande, wie Italien, dessen verschiedene Theile, die von eben so viel verschiedenen — und sämmtlich schlechten — Regierungen geleitet wurden, sich erst neuerdings zusammengeschlossen haben, und sich naturgemäß in sehr verschiedenen socialen Zuständen befinden, ist es natürlich ungemein schwer, bei der Untersuchung individuelle Anschauungen und Urtheile, sowie solche einer kleinen Minorität, von den Ansichten der großen Mehrheit der Nation zu unterscheiden. Die Gefahr von Verallgemeinerungen liegt hier sehr nahe, und Sie erlauben mir die Bemerkung, daß Sie trotz eines scharf ausgeprägten Sinnes für Unparteilichkeit, und trotz eingehenden Studiums der Verhältnisse, nach meiner Auffassung diese Gefahr nicht überall haben vermeiden können. Das gilt namentlich hinsichtlich der Beziehungen des Staates zur Religion.

Ueber diesen, stets und überall, namentlich aber in Italien sehr wichtigen, heiligen und schwierigen Punkt sind hier die Ansichten sehr verschieden; aber diese

Verschiedenheit kommt weit mehr in der theoretischen und rechtlichen, als in der politischen und praktischen Seite der Frage zum Ausdruck. Die Verschiedenheit der Meinungen über die theoretische Frage schreibt sich daher, daß alle Welt über dieselbe mitsprechen will, ohne das Thema zu beherrschen; daher, daß die Formel des Grafen Cavour, welcher unserem öffentlichen Rechte in dieser Beziehung das Ziel gesteckt hat, zu zweideutigen Auffassungen Anlaß gibt; — schreibt sich von der Verwirrung, welche man in der (innerhalb der Grenzen des Rechtes) mehr oder weniger ausgedehnten Anwendung des Principis nach politischen Convenienzen mit der theoretischen und der Frage des absoluten Rechtes angerichtet hat — schreibt sich daher, daß die sogenannten Freidenker stets geneigt sind, jede bürgerliche und politische Freiheit, selbst zum Vortheil der Priester, aufzuheben, einzig weil es sich um Priester handelt; — und zuletzt daher, weil bis heute niemand diese Frage von ihrer juristischen und öffentlich-rechtlichen Basis aus behandelt hat, von der aus allein man mit einiger Sicherheit die äußersten und unübersteiglichen Grenzen der Freiheit des Glaubens, der religiösen Autorität und der Unabhängigkeit der Staatsgewalt bestimmen kann. Ich zweifle nicht, daß wenn man als Ziel die politische Freiheit des Gewissens, auf welche sich das moderne öffentliche Recht stützt, im Auge behält, man vom Gesichtspunkte der Freiheit, der Wissenschaft und der Religion aus sehr gerechte natürliche Grenzen feststellen kann, die keinerlei Gefahren in sich bergen, weder für die Freiheit der religiösen Autorität auf religiösen, noch für die Freiheit der Staatsgewalt auf gesetzgeberischem u. s. w. Gebiete. So lange aber die Formel des Grafen Cavour nicht aufs engste mit den Grundsätzen des öffentlichen Rechts verknüpft ist, von welchen sie sich ableitet, wird man von beiden Seiten über die theoretische Frage nur Thorheiten vorbringen und es wird jedermann gestattet sein müssen, unvernünftige Gemeinplätze auszusprechen, wie z. B. daß sie logischer Weise zur Unterwerfung des Staates unter die Kirche führe, daß sie den Staat ohnmächtig mache, selbst daß sie ein Nonpens, eine Bêtise sei.

Vom praktischen Gesichtspunkte aus ist die Uneinigkeit lange nicht so ausgeprägt, wie man im Auslande annimmt. Die oppositionellsten Parteien sind lange Zeit am Ruder gewesen und nichts hat sich im Stande der Dinge geändert. Wir erfreuen uns unter dem jetzt befolgten System eines größeren Maßes von Frieden, Freiheit und Unabhängigkeit der Staatsgewalt, als das gesammte Ausland. Die Bischöfe versuchen hier gar nicht erst, was sie anderwärts versuchen. Alle Kämpfe der kirchlichen Autorität sind nur Wortkämpfe, die (in der That) in der Bevölkerung nicht das geringste Echo finden. Das liegt nicht in der angeblich dem italienischen Volke eigenthümlichen religiösen Indifferenz; im Gegentheil, unser Volk ist von Grund aus katholisch; aber unser Katholizismus ist in der öffentlichen Meinung weniger geschädigt als anderwärts. Die Unterscheidung weltlicher und politischer Dinge von religiösen und demnach auch die Unterscheidung der Kompetenzen von Kirche und Staat, lebt hier im Bewußtsein aller Welt und ist eine der speciellen historischen Bedingungen der Entwicklung Italiens. Aus diesem Grunde übte die Kirche keinerlei praktischen Einfluß auf Dinge, welche das öffentliche Bewußtsein dem Staate zuwies. Aus diesem Grunde haben wir auch der kirchlichen Autorität in allen geistlichen Dingen gefahrlos eine große Freiheit einräumen können. Wollte sie ihre Kompetenz überschreiten, um autoritative Acte in weltlichen Dingen



vorzunehmen, so würde man sie nicht hören. Vor 27 Jahren erließ sie Excommunicationen wegen der Abschaffung des *forum ecclesiasticum* u. s. w. und predigte tauben Ohren. So hat sie denn seit längerer Zeit die geistlichen Censuren für weltliche Dinge abgeschafft.

Obgleich es unnötig sein dürfte, diese Frage theoretisch im Parlament zu behandeln, habe ich sie dennoch öfter in die Debatte gezogen, und um Ihnen meine Ideen bekannt zu geben, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen meine letzte Rede im Senat zu übersenden, welcher den gegen unser öffentliches Recht zum Schaden der Gerechtigkeit und der öffentlichen Freiheiten unternommenen Angriff abgeurtheilt hat.

Ich habe die Principien der obligatorischen Civilehe und der Abschaffung des obligatorischen religiösen Eides vor Gericht, vertreten. Wenn ich Zeit finde, einen Artikel für Ihre Revue zu schreiben (und ich wünsche das lebhaft), so werde ich wahrscheinlich diese Frage behandeln.

Der Stoff hat mich mit sich gezogen, und ich habe, ohne es zu merken, einen langen Brief geschrieben. Entschuldigen Sie dies und genehmigen Sie die Versicherung meiner höchsten Achtung.

Herrn Richard Fleischer, Dresden.

Cadorna.

## Das Burzenland.

Von

Robert Byr.

Wer, von Rumänien kommend, an den grünen Waldbhängen des schönen Tömöspasses hinunterfaßt nach Siebenbürgen, der sieht alsbald vor sich eine weite fruchtbare Ebene ausgebreitet, von einem duftblauen Kranz ferner Berge umgeben, die von Norden her in der Mitte stark vortreten, so daß dieses viele viele Quadratmeilen umfassende Thal beinahe die Form eines Halbmondes hat. In vielfachen Windungen durchströmt es der Alt und sein Zufluß, der Fetete-Allegy, und dieser letztere schneidet es in seinem unteren Laufe, dort wo beide zusammentreffen, in zwei ungefähr gleiche Hälften.

„Da zur Rechten liegt die „Háromhét.“ Welch ein Land! rief mein Reisegefährte begeistert. Er war in Siebenbürgen geboren und schwärmte mit dem vollen Feuer seines Ungarbluts für die Heimat — freilich nicht ohne Parteilichkeit, wie ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte. „Bis dahin, wo die Karpathen im Osten die Grenze bilden, eine einzige reiche Fläche, der ergiebige Weizenboden, sorgsam bebaut, nach den erprobtesten Regeln in einer Art Dreifelderwirtschaft, doch ohne Brache bewirtschaftet, voll reinlicher Ortschaften, von wohlhabenden Leuten bewohnt, die arbeiten, aber auch leben und sich die Früchte ihres Fleißes gönnen, nicht so wie da drüben bei den Walachen, wo alles verkonnt und nichts gedeiht, nicht einmal das Vieh. Die alten „Siculi“, die einst gegen den Türken die Grenzen bewachten, haben sich in schlechte Bauern verwandelt, werden aber die Grenze auch gegen einen anderen Feind schützen, gegen den es vielleicht mehr Noth thut. Braves Szeklervolk! Herrliches Land!“

„Und hier zur Linken?“ . . . fragte ich. . . . „Auch da, so weit das Auge reicht, üppige grüne Saaten, eine wahre Kornkammer.“

„Das? — das ist Burzenland.“ . . . Der Ton, in welchem die Aufklärung erfolgte, hatte eine vollkommene Wandlung erlitten. Das verächtliche Achselzucken verrieth mir, daß meine Frage nach etwas, das eigentlich ignoriert werden sollte, nicht willkommen war. Die Bezeichnung aber hatte gerade meine Aufmerksamkeit erregt, eine Erinnerung aus der Schulzeit dämmerte in mir auf.

„Die Burzen? Sind das nicht deutsche Colonisten?“

„Speckfachsen sind es, echte Speckfachsen!“ . . . In dem Anrufe mischten sich unverholten Spott und Wibervillen, doch gewann der letztere sichtlich die Oberhand, als mein Reisegenosse, meine Neugierde über den Ursprung des Namens kurz abfertigend, seiner Meinung weiteren Ausdruck gab. . . . „Ob sie sich nach Porte, der Pforte (über die Karpathen nämlich), nach der Portion, die ihnen einst an Grund und Boden zugewiesen worden, oder nach dem Burzenbache, der das Land durchfließt und in den Alt fällt, nennen, ist wol ziemlich gleichgiltig, solche Streitereien um einen Namen sind echt deutsch. Weil sie sieben Eingänge in ihr Burzenland haben, drei aus Rumänien, zwei aus dem Széklerland, zwei aus dem übrigen Siebenbürgen, und diese Eingänge durch ebensoviele Burzen geschützt waren, wollen sie ja sogar ankstifeln, daß sie dem ganzen Land seinen deutschen Namen gegeben und vergessen dabei ganz, daß sie ja selbst, wenn sie nach Fogares oder Segesvár reifen, ausdrücklich sagen, sie gehen „nach Siebenbürgen hinaus.“ Nichts als Anmaßung! Ein hartnäckiges, widerspänstiges und zäh an seinem Zopfe festhaltendes Volk ist es, ein Volk, das man zu Paaren treiben muß, denn man kann keinen Feind im eigenen Lande dulden. Uebrigens stirbt es glücklicherweise aus; es tilgt sich selber von der Erde, es verneint einerseits den Willen zum Dasein und andererseits erstickt es im eigenen Fett.“

In Brassó — mit dieser ungarischen Bezeichnung nannte er konsequent Kronstadt, wie er auch immer Segesvár für das deutsche Schäßburg und Nagy Szeben für Hermannstadt sagte, gleich Post- und Telegraphenamt, die auch nur den ungarischen Namen kennen — in der Hauptstadt des Burzenlandes, sollte ich den Schluß seines verwunderlich klingenden Urtheils bestätigt hören, wenigleich nicht so lieblos, sondern im Gegentheile begleitet von einem Seufzer nationaler Trauer und wohlmeinenden Unmuths.

Was rief ihn wol hervor? Es interessirte mich, mit eigenen Augen zu sehen, und so fuhr ich denn eines Morgens hinaus in die Umgebung Kronstadts, um ein paar Burzendörfer und das Wesen des Volkes, das nunmehr beinahe schon sieben Jahrhunderte diesen Boden sein eigen nennt, näher kennen zu lernen.

Eine meilenlange schnurgerade Chaussee, die trefflich gehalten ist und nur des nutzbaren Schmucks einer Allee entbehrt, führt zuerst nach Neustadt und von hier weiter nach Hofenau und Törzburg, in jenen südwestlichen Zipfel, der sich zwischen dem mächtigen Butschesch und dem romantisch zerrissenen Königstein, diesen über sieben Tausend Fuß hohen schneebedeckten Felshäuptern, in die Karpathen hineinzieht.

Auch auf den weiten Feldern vermischt der Blick jeglichen Baumwuchs, nichts stört die Fläche als einzelne durch Strohwinde bezeichnete Feldbrunnen, weit dehnt sich der fruchtbare Ackerboden hin bis zu dem bewaldeten Hochgebirge, das mit seinen grünen Buchenbeständen die ganz abgeholzten niederen Vorberge und Hügelzüge im

Innern des Landes überragt. Kein Gebüsch gönnt dem Wilde Zufucht oder den Herden Schatten, nur der Büffel findet in dem Uferschlamm der Bäche Schutz gegen die versengende Hitze. Aber auch unmittelbar bei den Dorfschaften findet sich kein Obstgarten. Einzelne Bäume nur gedeihen in den Hofräumen, es ist nicht viel Platz für sie daselbst, denn die Häuser sind nahe aneinander gerückt, es fehlt ihnen ganz die behäbige Ausbreitung jener großen Höfe, wie man sie in Steiermark, Oesterreich oder im Schwarzwalde und in Westphalen findet. Sie bilden breite, gerade, fast städtische Straßen, von denen sich dann noch einzelne Seitengäßchen abzweigen, und stehen hier engebrängt, fast durchaus mit der schmalen Seite nach vorne, wobei neben ihnen nur eben Raum für ein breites geschnitztes Hofthor und eine kleine Schlupfsforte bleibt.

Die Häuser sind fast alle nach einem Modelle gebaut, erst in neuerer Zeit schieben sich Breitseiten mit größeren Fenstern und präntiöser Stukkaturzier ein zwischen die kleinen weißgetünchten Giebel, von denen fast jeder über den hellgrünen Fensterläden den Namen des Eigenthümers und die Jahreszahl der Erbauung, mitunter wol auch einen frommen oder eigenartig humoristischen Spruch trägt. Es sind lauter deutsche Namen, doch findet sich, wenn man genau acht giebt, zwischen einem Michael Wagner und Johannes Kort wol auch ab und zu ein Lazar Leordianu oder ein Petrus Nucetu eingestreut und zwar nicht immer auf den niedrigsten Giebeln.

Zumeist freilich haben sich die Rumänen abseits der reinlichen großen Hauptstraße mit ihren Backsteinhäusern in dürftig zusammengedrängten licht- und luftlosen Blockhütten niedergelassen, die trotz ihrer weißen Tünche mehr großen Hundehäusern als menschlichen Wohnungen gleichen. Sie bilden hier noch recht augenfällig die Hinterrassen, denen bis vor wenigen Jahrzehnten, neben den bevorrechteten drei Ständen, den Sachsen, Szeklern und ungarischen Adelligen nämlich, noch keinerlei politisches Recht zustand.

Der Eindruck, den diese großen, schönen und in musterhafter Ordnung gehaltenen Sachsendörfer machen, könnte kaum ein günstigerer sein. Man wundert sich nur über die übertriebene Sparsamkeit mit dem Raume, der jedem einzelnen Anwesen zugewiesen ist. Sie fällt noch mehr auf gegenüber der Größe der Gemarkung jeder dieser weit von einander entfernten Ortschaften und man vermag sie nur auf den geselligen städtebildenden Zug im deutschen Volkscharakter zurückzuführen, auf den Bürgerfinn, der sich auch hier, so weit vom Mutterlande und nach Jahrhunderten noch, nicht nur im treunachbarlichen Nahhezusammenwirken, sondern in all den eigenthümlichen Ordnungen und Einrichtungen kundgiebt, welche sich in den Gemeinden unverändert erhalten haben und heute wie ehehem ihr Leben und Gedeihen, ihre Sitten, Anschauungen regeln, vielleicht mitunter in allzu starrer, jeden Aufschwung hemmender Form, wie manche meinen, gewiß aber zur sichern und einzig verlässlichen Gut nationaler Selbstständigkeit und bürgerlicher Kraft gegen den immer enger geschlossenen Ring der Gegner und die demselben in die Hand arbeitenden Gefahren innerer Zerbröckelung und feigen Abfalls.

Dieses Festhalten am altererbtem Gebrauch, das manche der wohlmeinendsten Freunde des Sachsenvolkes ungeduldig als gedankenträge Hartnäckigkeit verdammen, war der beste Schutzwall in den blutigen Kämpfen, zu denen bald die ängeren habgierigen Feinde, bald ihre eigenen gewaltthätigen Fürsten die harmlosen und

friedfertigen, aber ihre Rechte heldenmüthig wahrenen Ansiedler zwangen. Ohne dies Festhalten wären sie längst erlegen, zerstreut und spurlos fremden Nationen einverleibt. Es ist zum Glück bis jetzt noch nicht erlahmt. In allem und jedem bis in's Kleinste tritt es überraschend jedem entgegen, der den Fuß in ein Sachsen-dorf setzt. Ein Zauberstab hat ihn berührt und er sieht ein Bild aus längst vergangener Zeit.

Da liegt das schmutze Rosenau am Fuße der Berge, auf deren schroffstem eine alte Burg emporragt. Sie nimmt einen großen Umfang ein und ist heut noch theilweise erhalten, wie selbst der tiefe Brunnen noch Wasser spendet, als könnten jeden Augenblick die bedrängten Dorfbewohner hier oben Schutz suchen. Auch gegen Hungersnoth würden sie wie in alter Zeit durch die wohlgefüllten Fruchtkästen und die Vorräthe an Rauchfleisch bewahrt bleiben, die jede Familie hinter den starken Ringmauern gegen Diebe und Feuersbrünste sichert. Das war so Übung im Lande, und niemals saß ein feudaler Herr auf diesen Bürgerburgen, seitdem sie erbaut wurden und der Orden der Deutschherren, denen König Andreas II. im Jahre 1211 die „wüste und unbewohnte Terra Barza“ geschenkt hatte, in welche sie hinwieder Colonisten aus den deutschen Landen beriefen, an die baltische Küste übersiedelte. Schon 1233 wird der Herrschaft jenes Ritterordens im Burzenlande nicht mehr Erwähnung gethan, aber die Ruinen der Marienburg, die einst den nördlichen Eingang am Alt schloß, sind heute noch ein Malzeichen seines einstigen Besitzes.

Wo die Burgen fehlten, dort waren es die Kirchen, die deren Stelle in Zeiten der Gefahr vertraten. Schieß- und Pechscharten erleichterten die Verteidigung der Mauer, der massive, breite Thurm ist gegenwärtig noch zumeist mit Galerien versehen, und nicht nur die Vorräthe werden dort immer noch geborgen, sondern bei manchen finden sich auch noch jene wunderbaren „gewachsenen“ Steinkugeln, von denen ebendem jeder Bräutigam eine hinanzwälzen mußte, um so Munition anzuhäufen, den stürmenden Feind dereinst damit niederzuschmettern.

Still war es in den langen Straßen, als ich in das Dorf kam; es schien beinahe ausgestorben, nur hie und da streifte ein junger Bursche einen von den bestellten Wächtern, die während des Gottesdienstes für die Sicherheit des Eigenthums der Gemeinde zu stehen haben, welche sich in der Kirche befindet. Es war Sonntag und nur die Kranken, die Säuglinge und die gebrechlichsten Greise waren zu Hause geblieben. Wer sonst den Gottesdienst versäumt, den trifft Strafe, nicht nach dem Gesetze, wol aber nach altem Herkommen. Das hält strenge Zucht, und steht in so inniger Beziehung mit der Kirche, daß ohne diese eigentlich nichts im öffentlichen wie im Privatleben der Gemeinde vorgeht.

So genau wird es noch damit genommen, daß auch in dem von der Ringmauer umschlossenen Vorhof keine Seele zu sehen war. Da standen keine müßigen Bauernbursche in halber Andacht und halbem Weltfönn zu Hausen vor dem Thore, den Austritt der Dirnen hier unter dem Vorwande erwartend, daß innen alles überfüllt sei. In den Kirchen des Burzenlandes ist Raum für Jeden und sogar ein besonders zugewiesener, den Keiner willkürlich vertauschen kann.

Das enge, zum Theil mit schönen, alten, orientalischen Teppichen behangene Gestühle ist für Männer, Frauen, ledige Bursche und Mädchen getheilt. Wie in

den Städten die Zünfte, die Genossenschaften, so scheiden sich auf den Dörfern die „Bruderschaften“ und „Nachbarschaften“; auch die Kinder wie die Ortsobrigkeit und das Presbyterium haben ihre besonderen Bänke, und Jeder besitzt seinen eigenen Platz.

Die Abtheilungen sind so vollkommen getrennt, daß mir die Ordnung sofort bei meinem Eintritt in das Gotteshaus ins Auge fiel, der Eindruck wurde aber noch durch die Eigenthümlichkeit der Tracht verstärkt, in der sich die Anwesenden zeigten und die bloß für die Festtage und kirchlichen Gelegenheiten in Verwendung kommt.

Die langen, dunkelblauen Röcke der Männer, mit erbsengrüner Verschmürung an Näthen und Taschen und rothen Vorstößen an den Ärmeln, haben bei den Kirchenältesten und Gemeindevorstehern noch eine reiche Brustzier von blinkenden Metallblättchen. Hohe Kniestiefel aus geschwärztem Kalbleder und dunkle Weinkleider vervollständigen den Anzug. Die Frauen tragen bunte Schleifenhauben, mitunter von großer Pracht, die ihnen über das geschnittene Haar bis in die Stirn hineinreichen, bei den Wittwen sind sie schwarz. Dagegen krönen die Mädchen ihre blonden Zöpfe mit kleinen, krempenlosen Cylindern, deren schwarzer Boden in Gold und farbigen Blumen gestickt ist. Bunte Seidenbänder flattern bis auf die Ferse herab; ein eigenthümlicher Schmuck, große, runde Scheiben nämlich aus getriebenen Goldblech und Edelsteinen, die sogenannten „Hesteln“, decken die Brust, und breite, steinbesetzte, vergoldete Gürtel umschließen die Taille, alte Familienkleinode, wie die seltsamen Haarnadeln von silbergefästen Smaragden und Rubinen, die sich von Generation zu Generation vererben. Weiße, vielgefältelte, schwarze Mäntel werden von Mädchen wie Frauen getragen, und jede von ihnen trägt ihren großen Blumenstrauß zur Kirche, die anmuthigen Gesichtchen voll Frische und Gesundheit, nicken über ihnen selbst wie ein Lenzesgruß, und die freundlichen blauen Augen, die sich dem Eindringling neugierig zuwenden, senken sich alsbald wieder andächtig auf das Gesangbuch. Die Predigt ist zu Ende, lieblicher Orgelklang und gut geschulte Stimmen erfüllen das helle, hochgewölbte Haus.

Der letzte Laut verklingt, der Gottesdienst ist vorüber und nun erhebt sich alles und eilt geschäftig aber ohne jegliche Hast aus den Kirchenthüren und der weit geöffneten Thoren der Ringmauern. Ich konnte es mir nicht versagen, die Schaar der Frauensleute an mir vorüberziehen zu lassen. Ohne Säumen schlugen sie, in verschiedener Richtung sich theilend, den Heimweg an, noch einmal entfaltete sich die hübsche Tracht in ihrem vollen Schmuck, ehe sie in die Truhe zurückwanderte und unter leisem sittsamem Geplauder und nur hier und da laut werdendem Gekicher trippelte der Zug, ohne mit dem männlichen Theil der Bevölkerung in Berührung zu kommen, dahin. Dieser letztere war zurückgeblieben und bildete vor der Kirchenthür ein Spalier, durch das der „wohllehrwürdige Herr Vater“ kam, indem er die gebotenen Grüße mit einem freundlichen „Gan Toch!“ (guten Tag) erwiderte.

Es war mir interessant, nun auch den Dialekt kennen zu lernen. Er ist schwer verständlich. Abwechselnd wird die Predigt in demselben gehalten, ich aber hatte einen der geraden Sonntage getroffen, wo die Reihe am Hochdeutschen ist. Es klang aus dem Munde des Redners wie ein schriftreines Deutsch, das ein

Magyare spricht. Das tiefe A und der Kehllaut in Q, das wie ein rl klingt schlugen vor. Diesen Accent fand ich größtentheils auch bei den andern gebildeten Sachsen wieder. Der Einfluß fremdzüngiger Nachbarschaft wirkte auch hier wie überall auf das eindrucksfähige, formweiche deutsche Wesen. Keine andere Nation läßt ihre Sprache durch die angrenzende so verändern. Weit weniger macht sich diese Einwirkung aber im Dialekte bemerkbar, ihm fehlt dagegen der Vollklang, da die Säufellaute und das o, e und i vorherrschen, in welche sich das a und die Diphthonge verwandeln. Dieser Proceß, der aus dem ei immer ein i macht, gemahnt mit vielen Wendungen und Worten an das Alemannische; „Fliesch“ begehrt man auch am Bodensee. Aber ebenso oft kann man plattdeutsche Anklänge heraus hören, die aus den Zusügen von Friesland und dem Niederrhein stammen. Wer gedächte nicht der skandinavischen „Han und Henne“ (Er und sie — der Mann, das Weib), wenn er hier an der Grenze des Orients von den „Sanneu“ sprechen hört. „Herr der Haun“ wird der Ortsvorsteher angeredet, und seine Frau ist eben „die Hännie“.

Unter allerlei Fragen und Rathschlägen kehrte der Pfarrer im städtlichen Geleite zum Pfarrhose zurück. Dann kam noch ein ehrerbietiger Wunsch an „die tugendfame Frau Mutter“ (die Pfarrerin) und nun erst zerstreute sich das entlassene Gefolge, aber nicht, wie ich vorauszusehen geneigt war, um noch vor Tisch zum üblichen Schoppen zu gehen. Die Wirthsstube blieb leer, nur die Hühner, die da freien Zugang hatten, gackerten darin umher, die Bauern gingen ruhig nach Haus. Wenn es des Sonntags dort auch nicht viel zu schaffen giebt, so verlangte doch das Vieh sein Futter, und das versäumt der Burzenländer nicht zu betrauen. Der ganze Tag fast gehört den fünf, sechs Pferden, die er im Stalle hält. Sie sind aber auch in dieser Gegend größer und hübscher als in andern Theilen Siebenbürgens, und für ihre Unterkunft ist wol gesorgt. Rein und nett ist der Stall wie das Haus.

Man tritt in dasselbe durch einen gedeckten verandaartigen Vorbau ein, unter diesem befindet sich der Eingang zum Keller mit den Büten voll des hochgerühmten sächsischen Sauerkrauts, das mit Speck und Maiskuchen so ziemlich die Hauptnahrung der Bevölkerung bildet, die den leidigen Kaffee glücklicherweise kaum erst dem Namen nach kennt, frisches Rindfleisch zumeist aber nur dann genießt, wenn ein Stück aus der Herde den Fuß gebrochen hat. Von dem hölzernen Vorbau gelangt man in einen Raum, der während des Sommers zur Küche verwendet wird, an diesen schließen sich links und rechts zwei Stuben. Die geräumige, gegen die Straße zu, ist hell und freundlich. Auf den blankgeschuerten Dielen laufen braune Holztruhen an den Wänden hin. Unter den mit bunten Blumen in einem gewissen naiven Styl reich bemalten Deckeln, die gewöhnlich als Sitze dienen, bergen sich die Schätze von selbstgewebten Linnen, in Vorrath gearbeiteter Wäsche und neben den Festkleidern die in bunter Seide zierlich gestickten Brustläge, Kirchengelbe und für besondere Feierlichkeiten bestimmten Wanderhüte, welche von den Todten mit in den Sarg genommen werden.

Mit gerechtem Stolge weist die Bäuerin dem Besucher ihren Reichthum, die Erbstücke an Schmutz, die Früchte ihres häuslichen Fleißes, stapelt sie doch schon an Aussteuer für ihr Töchterchen ganze Berge feinkleideter Rissen bis zur braunen

Zimmerdecke hinan auf dem „Himmelbett“ dort in der Ecke. Es bleibt sonst unbenützt, wie das ganze Zimmer, nur einem geehrten Gaste steht es zu Gebote. Auch das halbe oder ganze Hundert alter und meist mit Jahreszahlen, die in's vorige Jahrhundert zurückreichen, versetzener Weintrüge und Teller gehört nicht zum täglichen Gebrauche. Dichtgedrängt hängen sie vom Simse, nur die in keinem deutschen Bauernhause fehlende Herrgottsecke freilassend, und werden bloß zum festlichen Mahl, gelte es einer Hochzeit, einer „Kaimes“ (Taufessen) oder einem Begräbniß, herabgeholt. Für das Werktagsleben genügt ein bescheidener Geschirr, ein schlichteres Bett und die im Winter gar warme hintere Stube, und wenn's darin auch noch so enge zuginge; das ist nun einmal so alter unumstößlicher Brauch und an dem hängt das treue Sachsenherz auch noch mit den letzten Fasern.

Er regelt, wie gesagt, Alles und erzieht jeglichen Einzelnen zur Gemeinschaft. Jüngling und Mädchen schon treten, sobald sie die Schule verlassen und konfirmirt sind, in Bruder- und Schwesternschaften ein, die gewisse feste Regeln für ihre Mitglieder haben, das sittliche Verhältniß der Geschlechter, die Beziehungen zur Kirche und zur Gemeinde, ja sogar das Benehmen und die Wahrung des Anstandes und der Ehrbarkeit überwachen. Der „Altknecht“ bestimmt nicht nur diejenigen, welche einen „guten Bruder“ in's Grab betten oder den Mittag, an dem Rügegericht gehalten wird, er straft mit Geldbuße ebensowohl den Säumigen, der zu spät zur Kirche kommt, als den Unanständigen, der in der Spinnstube ein Mädchen dreist berührt oder — im Wirthshause sich auf die Ellbogen kimmelt. In gleicher Weise unterstehen die Verheiratheten dem gewählten „Nachbarvater“. Meist ist jedes Dorf in vier Nachbarschaften getheilt, innerhalb welcher zu jeder Hilfeleistung, zum Hausbau wie zur Feldbestellung, der Aufruf durch das rundumgeschickte „Nachbarzeichen“ ergeht. Die Nachbarn helfen sich „alles Schwere tragen, Freude wie Leid,“ sie gehen gemeinsam zur Communion und bilden eine freiwillige Feuerwehr. Aber die Communität geht noch weiter. In patriarchalischer Weise bestimmt der Hahn die Einteilung der Felder und der Brachen nach Jahrhunderte alter Uebung für den ganzen „Hatter“, den Akertag und den zur Saat, den Schnitt wie das Einführen der Frucht. Alles geschieht in der Gemeinde zu gleicher Zeit ohne Rücksicht auf die Güte oder Lage der einzelnen Felder. Grund und Boden sind nämlich, wie man bei solcher Einrichtung meinen sollte, keineswegs gemeinsam, sondern an die Höfe vertheilt und dabei so zersplittert, daß dem großen Zeitverlust in der Bewirthschaftung, der daraus entspringt, nur durch die Commassation abgeholfen werden könnte. Dieser aber widersteht sich eben die Anhänglichkeit am alten Herkommen und nur in einzelnen Mustergemeinden, wie z. B. in Neustadt, hat man zum großen, in die Augen springenden ökonomischen Vortheile begonnen, den Besitz auszutauschen und zusammenzulegen.

Ein Haupthinderniß der intensiveren Bewirthschaftung ist neben dem straffen Beharren auf des Vaters und Großvaters Art und Weise auch die räumliche Ausdehnung des Besitzes. Er verlockt zur Brache, die Brachweide ersetzt die Stallfütterung, ohne diese giebt es kein schönes Vieh, aber auch keinen Dünger und bei mangelnder Verjüngung erschläfft der Boden und trägt immer weniger. Siebenbürgen exportirt keinen Weizen, aber auch kein Fleisch, es zehrt seine eigenen Producte auf und muß die mangelnden einführen. So wird der große Grundbesitz mit eine

Ursache des Niedergangs und so war es mit dem Erstickten im eigenen Fette gemeint. In einzelnen Gemeinden kommen auf den Kopf zwei bis drei Joch, so daß also der einzelne Bauer nicht selten fünfzig und noch mehr Joch sein eigen nennt. Für solche Bodenflächen fehlen die Arme und von den mechanischen Hilfsmitteln hat bis jetzt nur die Dreschmaschine gegen den zähen Widerwillen sich Eingang verschafft. So kommt es, daß es Gemeindegiebt, welche bis zu tausend Joch in ganzen „Gewanden —“ zu Gunsten der Gemeindefasse, die davon alle Umlagen deckt, in Pacht geben, mit Vorbehalt jedoch der Brach- und Stoppelweide. Pächter aber sind die benachbarten Dörfer und diese sind zumeist von Székclern oder Rumänen bewohnt. Diese leben hauptsächlich im gebirgigen Theil Siebenbürgens und von den dreiunddreißig Quadratmeilen des Burzenlandes ist beinahe die Hälfte Hochgebirg. Dort wächst das Holz, dessen der Sachsse bedarf, dort dehnen sich in den Rodungen die umfangreichen Weidegründe aus, von denen das Vieh im Winter, wenn der Schnee die „Bojana“ deckt, selbst nach Rumänien und bis an die Donau hinabgetrieben wird. Dort giebt es nur Hirten, Holzfäller, Wildschützen und — Schmuggler. „Was schmuggelt ihr jetzt,“ hatte mein Reisegefährte einen dieser Leute gefragt, „man will ja in Siebenbürgen keinen rumänischen Tabak mehr, seit ihn das Monopol verschlechtert hat?“ — „Domne,“ lautete die Antwort, „wir bringen jetzt den österreichischen Tabak — hin über.“ — Zu thun giebt es also immer.

Der Sachsse selbst bleibt in der Ebene. Ihm scheint es nur da zu behagen, in Städten und großen Dörfern und allzu enge darf er sich da nicht fühlen. Der Hof „sieht“ nach dem Jüngsten und soll nicht getheilt werden, so bleibt denn das Land auch lieber „müßig“ als daß Töchtercolonien auf demselben abgelegt, neue Gemeinden gegründet würden. Sei es ein Naturprozeß, wie er schon manchem sonst tüchtigen Volke verderblich geworden, sei es die Folge der gar häufig ohne Liebe geschlossenen Ehen, bei denen nur die Anzahl der „müßigen Höfe“ der Erbtochter den Ausschlag giebt, oder jene vorsichtige Furcht vor Uebervölkerung, die schon vor Malthus' und Proudhon's sinnreichen Vorschlägen im Burzenlande zu der seltsamen Anschauung geführt, daß es nicht anständig sei, wenn ein junges Ehepaar vor dem Ende des zweiten Jahres taufen lasse oder überhaupt eine zahlreiche Nachkommenschaft erhalte, so daß — wie die Spötter behaupten — in besonders gefährlich erscheinenden Fällen selbst die Schwiegermutter sich trennend ins Mittel lege: genug, Thatsache ist, daß der Kindersegen fehlt.

Das ist der zweite Punkt, den seine wohlmeinenden Freunde dem Sachsenvolke — sei es mit Recht oder Unrecht — zum Vorwurfe machen, denn der stagnirenden oder abnehmenden Ziffer gegenüber stehen die Rumänen mit einer fast in geometrischer Progression wachsenden Zahl. In einzelnen Theilen, wie z. B. in dem einst mächtigen Marienburg mit fünfhundert Köpfen, bilden sie bereits zwei Drittel der Einwohnerchaft.

Im Bewußtsein des großen Besitzes, bei dem der sächsische Bauer bequem sein Auskommen findet, entwickelt sich in ihn gewisses patrizisches Gefühl. Die Nachbarschaft des ungarischen Edelmanns bleibt nicht ohne Einfluß auf ihn, er nimmt herrische Gewohnheiten an, sucht Ansehen und Stellung in den Städten oder spielt auf seinem Hofe den Grundherrschaft. Man kann tagelang durchs Land fahren, auf dem Felde arbeiten mit Harke oder Sense sieht man fast nur den Rumänen.



Hoch zu Ross, wie der Herr, zeigt sich der Sachse und nur jene Arbeit, die er so verrichten kann, behält er sich vor. Den gemieteten Knecht, dessen Sprache er sich aneignet, redet er nur mit einem verächtlichen „Du“ an; der Rumäne, der beileibe nicht deutsch sprechen soll und sich auch die Mühe gar nicht gibt, betitelt ihn dagegen als Herrschaft, aber — er kauft ihn allmählig aus.

Im Kampfe um seine Existenz sieht das Sachsendolk nur die nächste, die brennendste Bedrängniß, doch nicht von Magyaren droht ihm die schlimmste Gefahr. Möge es auch Ueberläufer geben, die sich dann gegen ihre eigenen Landsleute kehren, mögen Hunderte von Deutschen namentlich ihr Abstammung verleugnen und um niedriger Vortheile Willen ihren Namen wechseln, mögen die Sachsen in Siebenbürgen ihrer Selbstverwaltung, ihres Vermögens, ja all ihrer vorröfsten Rechte verlustig erklärt und vor Amt und Gericht zur ungarischen Sprache gezwungen werden, wie ihre Kinder in der Schule: das Alles vertilgt sie nicht. Die gewaltsame Magyarisirung ist das Gegentheil der Amalgamirung. Ein freies Volk läßt sich nicht unterjochen, denn in der Bedrängniß wächst nur der Charakter und die Anhänglichkeit an die heiligen Ueberlieferungen einer Nation. — Nein, der gefährlichste Feind ist derjenige, der leise, allgemach und unversehens kommt. Zuspät werden die Magyaren erkennen, welche treue Bundesgenossen sie aus Nachsicht und Chauvinismus hinwegräumen halfen. Nach den Sachsen kommt die Reihe an die Ungarn.

Sparfam, ehrlich und fleißig, mag man auch das Gegentheil behaupten — wie man es Jahre lang feig schalt, obwohl schon vor der Einnahme von Plewna das Beispiel des tapfern k. k. Regiments Nr. 31, welches schon dreien seiner Obersten das Theresienkreuz erkämpfen half, die falsche gehässige Ansicht glänzend widerlegte — emporgetragen von diesen drei Eigenschaften prosperirt das rumänische Volk an Zahl und Geltung. Als Diener läßt es sich an der Seite der Herren duldsam nieder und setzt sich nach und nach in deren Besitz fest.

Kronstadt, die Hauptstadt des Burzenlandes, gehört beinahe schon ihnen, sie sind in der Mehrzahl und die alte Braschovia, die siebente jener erstgenannten Burgen, welche die zu ihren Füßen wie in ein reizendes Nest gebuckte Stadt so oft gegen die verheerenden Feinde geschützt, vermag nichts gegen diese friedliche Invasion. Sie ergoß sich über das zierliche Mosaiktrottoir der freundlichen Straßen schon lange, ehe die alten Thürme in Trümmer sanken und mit Abbruch der malerischen Ringmauer begonnen wurde. Es schließt sich nicht nur eine tief ins Thal aufwärts reichende blühende Colonie an, sondern die schönsten Häuser der eigentlichen Stadt gehören rumänischen Gewerbsleuten. Heute genügt schon nicht mehr ein grobentheils mit auswärtigen Mitteln pomphaft erbautes Gymnasium für das erwachte Selbstgefühl der so lange unterdrückten Nation, es soll auch rumänisch geturnt und rumänisch für die Waisen gesorgt werden. Die Scheidung vollzieht sich immer schärfer und nicht nur mancher stürmische Gedanke mag verwegen über den hohen Grenzflüß der Karpathen hinwegfliegen, es waren mir ja thatsächlich in aller Leibhaftigkeit Wanderer begegnet, die über Prebial zum Krönungsfeste nach Bukarest pilgerten.

Und war es denn ein Zufall, der die rumänische Bevölkerung Kronstadt's gerade am Vorabende desselben ihr Majales feiern ließ? Selbst nach altem Styl fielen ja der 1. Mai auf den 13. nicht auf den 21. desselben Monats?

Ahnungslos hatte ich mich in der Hoffnung, die herrliche Aussicht, welche ich schon vom weißen und schwarzen Thurne genoßen, immer noch zu erweitern, den Schaaren angeschlossen, die gegen Abend auf den Hangelstein zogen und meinem Emporstreben wol die eigenen Ziele unterlegen mochten. Erst hinterher wurde ich aufgeklärt und es erschloß sich mir der unbeabsichtigte tiefe Doppelsinn in dem hoffentlich prophetischen Worte, mit dem ich auch die freundlich tabelnde Frage, warum ich denn vorzeitig umkehre, erwiderte:

„Es scheint mir der Weg zu weit, um lohnend zu sein.“ —

## Die Anfänge des deutschen Bürgerthums.

Von

Karl Theodor von Dnama-Sternegg.

Die älteren Geschichtsschreiber haben ausnahmslos dem ersten Heinrich unter den deutschen Königen (919—936) neben anderem Lobe den Ruhm und die Ehre gegeben, Deutschlands Städtegründer gewesen zu sein. Auf keine geringeren Namen als Conring, Gundling und Leibnitz ist diese Geschichtsauffassung zurückzuführen. Noch in meiner Knabenzeit war uns das Bild Heinrich's geläufig, wie ihm beim Vogelfang die Königskrone angetragen wurde, wie er die Dörfer ummauerte und den ersten Stadtbürgern die ersten städtischen Privilegien gab, und wie er den Ungarn, die ihren gewohnten Tribut forderten, einen räudigen Hund vorwarf und sie dann bei Merseburg aufs Haupt geschlagen hat.

Ein naives Gemüth, das an harmloses Vergnügen eher als an eine Königskrone dachte, ein tapferer und keder Held, als er berufen war, für des Reiches Wohl einzustehen, erschien Heinrich zugleich als ein weiser Staatsmann, der, die Segnungen städtischen Lebens voraus ahnend, friedlicher Gewerbsarbeit und bürgerlicher Freiheit in schöpferischem Handeln neue Stätten bereitete: so hat ihn lange Zeit die dankbare Nachwelt aufgesaßt. Und sie stützte sich dabei zum guten Theil auf wohlbeglaubigte Nachrichten seiner Zeitgenossen und auf die lebendige Tradition seiner Thaten. Aber die Sage war noch geschäftiger als die Chroniken und die Ueberlieferungen der Geschichtsschreiber; sie gleicht der Flechte, die den Felsen um so lieber kleidet, je fester er ist; sie ist die stete Begleiterin gerade der wirklich großen Ereignisse und der wirklich bedeutenden Menschen. Ihr gehört auch ein gut Theil von jenem Bilde Heinrich's des Vogelfellers und Heinrich's des Städtegründers.

Die neuere Geschichtsforschung hat tüchtig aufgeräumt unter diesem lieblichen Blattwerk, das wie Ornament sich um die festen Säulen der urkundlich beglaubigten Nachrichten gewunden hatte. Und so hat sie auch insbesondere Heinrich's Ruhm als Städtegründer Deutschlands entblättert; mit kaltem Blute und unächternem Verstande hat sie die Ueberschwänglichkeit, ja die Unmöglichkeit dargethan, die in diesem Prädicate liegt; Heinrich war kein zweiter Theseus, wie ihn noch Leibnitz genannt hatte, weil es auch nie einen ersten Theseus als Städteerbauer gegeben hat, nie einen geben konnte. Der kritischen Sichtung beglaubigter Ueberlieferung, welche Heinrich im Lichte eines Pflegers städtischen Wesens erscheinen ließ, trat hier die

Socialwissenschaft unterstützend zur Seite; die Neigung, wirkliche oder vermeintliche Analogien aus der Geschichte des Völkerlebens überhaupt zur Construction einer inneren Gesetzmäßigkeit der Entwicklung socialer Gebilde zu verwerthen, hat bewußt oder unbewußt, vermerkt oder unvermerkt zur modernen Geschichtsauffassung von den Anfängen des deutschen Stadtbürgerthums beigetragen.

Die Städte Deutschlands wie überhaupt die Städte sind darnach aus sehr verschiedenen oft weit auseinander liegenden Ursachen, aus diesen aber in gewisser Zeit mit innerer Nothwendigkeit entstanden. Sie sind immer Resultate socialer Kräfte, die nach feststehenden Gesetzen wirken; sie haben alle ein organisches Wachsthum und es wäre absurd, annehmen zu wollen, daß die gesellschaftliche Einrichtung, welche wir Stadt nennen, die selbstständige Schöpfung eines auch noch so tiefblickenden und thatkräftigen Staatsmannes gewesen sei.

Und was speciell die deutschen Städte angeht, so hat man ihre Keime und die Elemente ihrer Bürgerchaft nachgewiesen an den alten Bischofsstiften, den großen Abteien, den königlichen Palatien und den Fronhöfen großer weltlicher Grundherren. Hier war immer eine Menge von Volk versammelt und wohnte dicht gedrängt theils im Hofe des Herrn selbst, theils um denselben in zugehörigen Gebäuden oder selbständigen Gehöften. Denn jede Hofhaltung hatte vor Allem eine stattliche Menge von Dienerschaft nöthig zu den täglichen Verrichtungen des Haushalts wie zu den Leistungen der Gutsverwaltung. Dann waren Bauern nothwendig zur Bearbeitung der Hofländereien, welche auf eigne Rechnung der Herrschaft bewirthschaftet wurden; Handwerker sodann, welche den Herrenhof und seine Verwaltung mit den benötigten Gewerbsproducten zu versehen hatten, in einer Zeit, die noch keinen geregelten Productenaustausch, keine nationale Arbeitheilung kannte. Einen anderen Theil ihrer abhängigen Leute verwendeten die großen Herren für ihre persönliche Sicherheit und die Vertheidigung ihrer Herrschaft als bewaffnete Schar, und über die einzelnen Gruppen dieser Unterworfenen setzten sie eigene Verwalter oder Weister, eine ganze Beamtenschaar. Auf den königlichen Palatien kam dazu noch das vornehme königliche Gefolge und die Beamten der Reichsverwaltung; an den Bischofsstiften in ähnlicher Weise die Canoniker und die Beamten der Bisthumsverwaltung.

Ein reges Leben mußte sich hier alsbald entfalten, wo so viele Bedürfnisse, so viele und mannigfaltige Interessen vereinigt waren. Die Fronhofsverwaltungen speicherten hier die Borräthe, welche aus den Ueberschüssen aller einzelnen Domänen der ganzen Grundherrschaft gebildet wurden; die Reichthümer des königlichen oder bischöflichen Schatzes und das Geld der Bornehmen, die hier ihren regelmäßigen Aufenthalt hatten, flossen da zusammen. Alle Art von Kunst und gewerblicher Betriebsamkeit fand hier eine lohnende Stätte, wo jede Art des Genusses und das weitestgehende Bedürfniß des persönlichen Lebens wie der Herrschaft vertreten war. Darum setzten sich frühzeitig den Mannen der Grundherren und ihren Beamten, den Bauern und Handwerkern Kaufleute an die Seite, die als Lieferanten von allen Arten der Gewerbsproducte und als Käufer jeglichen Ueberschusses der eigenen Verwaltung, als Geldverleiher und als Wechsler hier den geeignetsten Boden fanden. Und ihnen folgten nach lebenslustige Grundbesitzer, welche sich an diesen Fronhöfen Häuser bauten, um die Eintönigkeit des Landlebens mit der Mannig-

faltigkeit und den reichen Genüssen der Städte zu vertauschen; nicht minder aber auch landlose Freie aller Art, welche hier Erwerb — lauterer und unlauterer — erhoffend von den Reichthümern der Stadt und der Lebhucht ihrer Bewohner angezogen wurden.

Allmählig verschmolzen dann diese rechtlich und social so sehr verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung zu einer Masse. Die Bauern erlangten Erbllichkeit im Besiz der Holländereien und fühlten sich damit als selbständige Grundbesizer, die ihr altes Pflchtigkeitsverhältniß auf einen Grundzins reducirt sahen; die Handwerker konnten auch für Kundtschaft arbeiten, wenn sie nur ihre pflichtmäßigen Leistungen der Herrschaft gewährten; die Grundherren vom Lande, geistliche wie weltliche, richteten selbständige Verkaufsstätten für ihre Producte an diesem Mittelpunkten des wirtschaftlichen Lebens ein: so verschmolzen im Bereiche der drei wichtigsten wirtschaftlichen Stände die alten unfreien mit den neu zugezogenen freien Elementen.

Dieser Proceß ist so langsam, so allmählig vor sich gegangen, er ist so sehr aus dem innersten Bedürfniß der Production und des Güterumsatzes entsprungen, eine Frucht der Arbeitstheilung und Gebrauchsgliederung, der Concentration von Angebot und Nachfrage, welche überall da erwächst, wo das Leben einmal angefangen hat die einfachsten Formen zu durchbrechen und die Güter des Lebens einem gesteigerten Bedürfnisse dienstbar zu machen: in letzter Linie also ein rein wirtschaftlicher Proceß, der mit der Naturnothwendigkeit, welcher aller gesellschaftliche Wirtschaft der Menschen unterliegt, zum Durchbruche kam, so daß die Anfänge des deutschen Bürgerthums weder an ein bestimmtes Jahr, noch an ein bestimmtes Ereigniß, noch an einen bestimmten Herrscher angeknüpft werden können.

Die Argumentation ist schlagend. Alle sozialen Gebilde können auf bewegende wirtschaftliche Ursachen zurückgeführt werden; und gewiß sind insbesondere die Städte dem Bedürfnisse lebhafteren und innigeren Güterausstausches entsprungen. Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß damit allein über allgemeine Vorstellungen nicht hinauszukommen ist. So weit war am Ende auch schon Platon, gewiß der abstrakteste unter den Staatsphilosophen, der uns im 2. Buche seiner Gespräche über den Staat die Entstehung der Städte nach folgendem Grundrisse entwickelt: „Es entsteht aber eine Stadt, weil jeder Einzelne von uns sich selbst nicht genügt, sondern Vieles bedarf. Auf diese Weise also, wenn Einer den Anderen, den zu diesem und den wieder zu jenem Bedürfnisse hinzunimmt und sie so, Vieler bedürftig, auch viele Genossen und Gehülfen an einem Wohnorte versammeln, nennen wir ein solches Zusammenwohnen eine Stadt.“ Und nun legt Platon das Wesen der Arbeitstheilung dar und zeigt, wie durch die zunehmende Specialisirung der wirtschaftlichen Leistungen die Städte mit Nothwendigkeit immer volkreicher werden und die Stadtwirtschaft eine immer innigere Verknüpfung aller Einzelwirtschaften der Bürger herbeiführt.

Wir sind weit davon entfernt, den Werth solcher Erkenntniß zu unterschätzen. Aber gerade darum ist es wichtig, die Erforschung der geschichtlichen Vorgänge im Bereiche der Volkswirtschaft zu fördern, um für die Entwicklung wirtschaftlicher Lebensgesetze festen Boden zu haben und weiter zu kommen als die Geschichtsphilosophen mit ihren dem Leben abgewendeten Constructionen. Denn die wirtschaft-

lichen Gesetze wirken doch, wie alle Gesetze des menschlichen Geistes nicht mit der zwingenden Gewalt von Naturgesetzen in jedem Einzelfalle genau in derselben Weise; sie erzeugen nur gewisse allgemeine Tendenzen der Entwicklung. Und es ist oft genug zu beobachten, daß der Anstoß zu einer concreten Gestaltung der Verhältnisse von bestimmten Ereignissen oder bestimmten Persönlichkeiten gegeben wird, obgleich sie alle gleichmäßig unter dem Einflusse jener allgemein wirkenden wirtschaftlichen Grundkräfte stehen. Gewiß lag z. B. die Willenverfassung, wie sie als charakteristische Form der Ordnung der großen Grundherrschaften im 9. Jahrhundert hervortritt in dem eminenten Zuge dieser Zeit nach herrschaftlicher Organisation der zerstreuten und isolirten wirtschaftlichen Existenzen zu einem großen, einheitlich geleiteten wirtschaftlichen Systeme; aber die Willenverfassung wie sie das 9. und 10. Jahrhundert thatsächlich gehabt haben, ist doch zunächst ein Product von Karls des Großen schöpferischem Geiste.

Und ähnlich verhält es sich mit der alten Stadtverfassung, welche den verschiedenen socialen Elementen einer Stadt zuerst den Charakter des Stadtbürgerthums gegeben hat. Vielsach war sie freilich schon in der alten Willenverfassung vorbereitet; und es läßt sich nicht leugnen, daß sie sich bis zu einem gewissen Punkte organisch aus derselben entwickelt hat; daß sie sich aber gerade in der Weise gestaltete, wie sie nun seit dem 10. Jahrhundert auftritt, das ist doch nicht einfach naturgesetzlich — als das Resultat gleichmäßig wirkender wirtschaftlicher Ursachen zu erweisen. Vielmehr ist der bestimmte Einfluß einzelner concreter Einwirkungen nachweisbar und unter ihnen auch solcher, welche uns nöthigen, gerade Heinrich I., dem so vielsach überschätzten und dann wieder so wegwerfend beurtheilten Städtefreund besondere Beachtung zu widmen. Nicht eine „Rettung“ dieses „Städtegründers“ will ich versuchen; aber doch besonders betonen, was durch ihn für das Stadtbürgerthum geschehen ist.

Vor Heinrich I. begegnet man auf deutschem Boden einer einzigen socialen Organisation, welche mit städtischem Wesen eine Aehnlichkeit hat, das ist das Hofrecht. In den reichbevölkerten Residenzen der geistlichen wie der weltlichen Großen umschlang es diejenigen Elemente einer städtischen Bevölkerung, welche in grundherrlichem Verbands mit dem Herrn des Stadtgebietes standen. In den Ministerien, welchen die Pflege der einzelnen Verwaltungszeige der großen Grundherrschaften anvertraut war, ist nicht nur die Verwaltung, sondern auch diese ganze Bevölkerung gegliedert und organisiert. Die Bauern, die Handwerker der verschiedenen Zweige und die Hausdiener, die freien Dienstleute, die Liten wie die Knechte haben ihre Obrigkeiten, ihre Ordnungen und Rechte und das gemeinsame Band der Grundherrschaft machte aus ihnen, wenigstens äußerlich, eine sociale und innerlich jedenfalls eine wirtschaftliche Einheit.

Ein anderes organisatorisches Moment, das dann vom 10. Jahrhunderte an immer bedeutsamer für die Stadtverfassung geworden ist, haben wir in der Uebertragung der Grafengewalt an die mächtigen Herren städtischer Territorien zu sehen. Die Einheit der Herrschaft und damit der politischen Verfassung wurde dadurch über den Bereich der Grundherrschaft hinaus erstreckt. Sämmtliche Elemente der städtischen Bevölkerung wurden dadurch als eine geschlossene einheitliche Masse dem öffentlichen Rechte der Stadt unterworfen und es ist leicht begreiflich, wie sehr diese Aenderung geeignet war, auch ein einheitliches sociales Bewußtsein unter der

Stadtbevölkerung zu erzeugen, ganz abgesehen davon, daß durch diese Einheit in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung auch die wirthschaftlichen Beziehungen der Städte ungleich inniger gestaltet wurden. Wohl können wir annehmen, daß auf diesen Grundlagen sich mit innerer Nothwendigkeit ein Proceß der Assimilirung der verschiedenen Volksklassen einer Stadt und mit zunehmendem Reichthum ihrer Wirthschaft auch ein reiches Maß bürgerlicher Freiheit und politischer Selbständigkeit im Laufe der Jahrhunderte würde eingestellt haben. In Wirklichkeit haben noch andere Momente zu einem ähnlichen Ergebnisse und, wie wir sehen, energischer beigetragen, dasselbe jedenfalls in seinem Eintritte beschleunigt.

Wir rechnen dazu zwar weniger die altgermanische markgenossenschaftliche Tradition, weniger auch die neubelebte Idee der Gilde oder Schwurgenossenschaft; beiden ist ja gewiß ein Antheil an der Ausbildung der Bürgerschaft zuzuschreiben; ebenso gewiß aber auch kein unmittelbarer, für die erste Gestaltung des Stadtbürgerthums entscheidender; auch mit einem einseitig weitergebildeten Hofrecht, einem Stadtrecht auf herrschaftlicher Grundlage, wenn der Ausdruck erlaubt ist, hätten sich diese Ideen vertragen, wie sie im Hofrechte ja auch thatsächlich zu einer gewissen Geltung gekommen waren.

Mehr schon war es ein Moment rein wirthschaftlicher Natur, welches der städtischen Bevölkerung einen gemeinsamen Halt gab, gleiche Ziele setzte und damit eine Vereinigung unter gemeinsamen Institutionen begünstigte. Die besondere Gunst städtischer Verhältnisse für reichen Erwerb war der Bann, unter dem alle Klassen der städtischen Bevölkerung gemeinsam und gleichmäßig standen. Ihr gegenüber kamen die Gradunterschiede der Freiheit und der hofrechtlichen Geltung gleich wenig in Betracht. Geld und Geldeswerth nivellirte damals ebenso wie zu allen Zeiten die Bevölkerung und zwang sie aneinander.

Aber auch dieses Moment, so belangreich es für die Entwicklung des Stadtbürgerthums geworden ist, war nicht ausschlaggebend für seinen Charakter, wenigstens nicht in dessen Anfängen. Wo immer in der Zeit vom 10. bis 12. Jahrhunderte sich der Geist städtischer Bürgerschaft als selbständiger und maßgebender Factor des öffentlichen Lebens erweist, treten nicht Erwerbsinteressen als bestimmend auf, sondern politische Gesichtspunkte, deren Träger zunächst immer in dem militairischen Element der Bürgerschaft zu sehen sind, welches Heinrich I. zuerst in die jungen Stabanlagen eingeführt hat. Dieser Umstand besonders verdient eine nähere Würdigung für die Anfänge des deutschen Bürgerthums.

Die Gründung fester Burgen und die Gestaltung derselben zu großen Zufluchtsorten des umliegenden Gebietes ist ein Hauptgesichtspunkt im System der damaligen Landesverteidigung. Einzeln schon von Karl dem Großen und seinen Nachfolgern aus dem karolingischen Hause angewendet, ist sie von Heinrich I. zum System erhoben und im großen Stile durchgeführt worden; gegen die Dänen ebensowohl als gegen die Slaven und zuletzt gegen die Ungarn.

Die vorhandenen volkreichen Orte schienen vor allem geeignet, die Stützpunkte einer verbesserten Landesverteidigung zu werden, aber auch vor allem selbst eines solchen Schutzes bedürftig. Daneben aber galt es an geeigneten Punkten feste Plätze zu gründen und ihnen gleich bei der Anlage die Eignung zu geben, einer zahlreichen Bevölkerung als Zuflucht vor anstürmenden Feinden zu dienen.

Die Ausführung dieses Systems der Städtebefestigung übertrug der König zunächst seinen schwerbewaffneten Kriegern, den *militēs*, in denen er zugleich die besten Elemente einer stehenden Besetzung für dieselben erblickte. Diese *militēs*, die kriegerischen Dienstmannen des Königs, die bisher zerstreut auf Reichs-Domänen und königlichen Hausgütern am Lande umher wohnten, sind damit als ein neues *socialēs* Element in die Städte eingeführt worden; sie sind anderseits eigentliche Städteerbauer und alsbald auch zugleich ein maßgebender Factor für die Entwicklung des deutschen Stadtbürgerthums geworden. Mit ihren Familien, ihren Knappen und Knechten zogen diese Ritter ein in den Kreis der bisher überwiegend unfreien Stadtbevölkerung; jeder gewohnt sich selbst zu fühlen, aber doch alle in gleicher Weise den militairischen Befehlen ihrer Vorgesetzten und dem Könige mit ihrer ganzen Persönlichkeit in Dienstbarkeit unterworfen.

Dieses Verhältniß brachte sie sofort in einen gewissen Gegensatz zu den vorhandenen Bevölkerungselementen. Sie waren weder wie die Ministerialen am Fronhose nur an dessen Interessen gebunden, noch wie die Handwerker und Bauern Glieder der Fronhosewirthschaft; vielmehr im hohen Grade der Fronhoseverwaltung gegenüber selbstständig und keineswegs geneigt sich ihr unterzuordnen. Ihre wirtschaftliche Bedeutung war mit ihrer Aufgabe gegeben, aus den bisherigen stadtähnlichen Orten eine eigentliche besetzte Stadt zu machen, neue zu gründen und mit den nöthigen Wohnungen für sich und ihre Standesgenossen auf dem Lande zu versehen; ihre Einkünfte zogen sie aus ihren Dienstgütern, welche die auf den königlichen Gutshöfen zurückgebliebenen Dienstmannen auch für sie bewirthschafteten mußten, daneben aber wohl auch aus Lehen und Mobilgütern, deren Erwerbung und Bewirthschaftung durch ihre neue Stellung keineswegs verhindert war; so bildeten sie in der Stadt eine Klasse von Consumenten, welche bei ihrer angesehenen Stellung noch dazu bedürfnisreicher und zahlungsfähiger war, als die überwiegende Mehrzahl der bisherigen Stadtbewohner. Ihren socialen Halt hatten sie einerseits in ihrer eigenen Familie, deren Verband sich zu allen Zeiten gerade da am mächtigsten erweist, wo er auf Grundbesitz ruht, und andererseits in ihren Beziehungen zur kriegerischen Dienstmannschaft überhaupt, welche selbst eine Organisation und überdies unmittelbare Beziehungen zum Könige als ihrem Kriegs-, Lehen- und Dienstherrn hatten. Ihre politische Stellung endlich war nicht wie ein Ausfluß des Hofverbandes von bloß localem Belange, sondern ruhte auf der breiten Grundlage der Vassallität und Ministerialität zu König und Reich.

Aus diesen Gründen war nun aber auch sofort der Einfluß ein sehr bedeutender, welcher von dieser neuen Stadtbevölkerung auf das städtische Leben und Wesen im Ganzen ausging. Die Stadtwirtschaft erhielt durch sie vielfach eine ganz andere Richtung; Handwerk und Handelschaft fanden sich mannigfaltig angeregt durch die Nachfrage, welche diese vermögliche und thatkräftige Classe nach Dienstleistungen und Producten aller Art unterhielt für die Zwecke des Festungs- und Wohnungsbaues sowohl als für ihren eigenen und den Bedarf ihres Gefolges. Social wurden sie alsbald tonangebend wegen ihrer an Bildung, an Ansehen und Standesbewußtsein hervorragenden Stellung. Und ihr Einfluß in politischer Hinsicht ist nicht minder groß gewesen in der Richtung auf Ausbildung eigener städtischer

Verwaltung, wie auf eine dem Könige und dem Reiche grundsätzlich zugewendete, freundliche Politik.

Das alles trat nun natürlich um so rascher und entschiedener hervor, je zahlreicher und je allgemeiner diese Einwanderung der Ritterschaft in die Städte war. Schon der Umstand, daß, wie Widukind berichtet, der neunte Mann aus der Klasse der milites Stadtbürger wurde, zeigt, daß es sich hier nicht um vereinzelte Vorgänge handelte; und das Auftreten der Ritterschaft in den Städten in der Folgezeit erweist es, daß diese Einwanderung nicht etwa bloß Zwecken vorübergehender Besatzung diene. Ebenso wenig aber ist es zulässig, die von Heinrich getroffene Einrichtung als eine Besonderheit derjenigen Städte anzusehen, welche zum Zwecke der Grenzvertheidigung gegen den Osten eben von ihm besetzt und mit ritterschaftlicher Besatzung versehen wurden. Wohl ist uns die Nachricht zunächst nur mit Bezug auf die Städte des östlichen Sachsens überliefert; aber die Maßregel wirkte im Verlaufe weit über das ursprüngliche Gebiet ihrer Anwendung hinaus. Wie seinerzeit die von Karl dem Großen auf den königlichen Domänen eingerichtete Willenverfassung und Regiewirtschaft unverkennbar zum Muster für die Einrichtungen aller großen Gutsverwaltungen im 9. Jahrhunderte geworden ist, so läßt sich nicht minder deutlich nachweisen, daß die deutschen Städte im 10. und 11. Jahrhundert allmählig durchweg den Charakter ihres Bürgerthums annahmen, welchen Heinrich durch die vielbesprochene Maßregel in seinen sächsischen Städten herbeiführte. In verschiedenen deutschen Städten weltlicher wie geistlicher Gewalt finden sich seit dieser Zeit die Kriegsdienstmannen als ein charakteristischer Bestandtheil der Stadtbevölkerung. Ueberall ist ihnen zunächst die Vertheidigung der Stadt und ihres Gebietes anvertraut; überall spielen sie eine hervorragende Rolle durch ihre militairische Organisation und ihre ökonomische Ueberlegenheit.

Von diesem wirtschaftlichen Uebergewichte aber spricht nichts deutlicher, als der Bericht des Chronisten selbst, wonach in der Stadt ein Drittel aller Feldfrüchte gespeichert werden mußte, welche von den Gütern sämmtlicher milites gewonnen wurden. Wirtschaftliche Beziehungen sind damit zwischen Stadt und Land geknüpft worden, wie sie vordem nicht bestanden; der Landbevölkerung guter Absatz ihrer Producte, der Stadtbevölkerung reiche Zufuhren und ein stets belebter Markt; beide Vortheile aber zunächst in der Hand eben dieser ritterschaftlichen Familien, denen überdies noch ein großer Häuserbesitz, wenigstens in den Formen der Erbleihe zu Gebote stand, um ihre ökonomische Ueberlegenheit zu behaupten.

Die Consequenz, welche sich daraus für die Entwicklung der gesellschaftlichen Ordnung des städtischen Lebens ergab, ist wenigstens nach einer Seite hin von Heinrich selbst gezogen worden; alle öffentlichen Versammlungen, also insbesondere Gerichtsversammlungen, Landding u. s. w., alle Zusammenkünfte und Gelage sollten in den Städten abgehalten werden; und wir haben dabei insbesondere auch an den gefälligen Verkehr der Ritterschaft selbst zu denken, der zwischen den neuen Städtlern und den am Lande verbliebenen Standesgenossen gepflegt wurde.

Es war nur ein Schritt weiter zu machen, um von hier aus zu einer eigentlichen Stadtverwaltung zu gelangen. Die neue militairische Stadtbevölkerung war von Anfang an auf Verwaltung und öffentliche Interessen angewiesen; denn die täglichen Geschäfte der Wirtschaft besorgten eben diejenigen ihrer Standesgenossen,



welche auf dem Lande zurückgeblieben waren; das kriegerische Handwerk selbst nahm aber die Ritter doch nur in Zeiten der Unruhen vollständig in Anspruch. Dagegen hatte die militärische Organisation gerade in den besetzten Städten ein Interesse daran, daß alle Seiten des städtischen Lebens den Rücksichten der öffentlichen Gewalt und Sicherheit unterworfen wurden. Die bestehenden Einrichtungen der öffentlichen Gewalt aber konnten unmöglich ausreichen für die Verwaltung der neu geschaffenen öffentlichen Interessen der Burgstädte und ihres Proviant- und Wohnungssystems, das neue Leben bedurfte neuer Ordnungen und in der ritterlichen Dienstmannschaft war ein prächtiges Material für die Ausbildung einer städtischen Selbstverwaltung gegeben. Und wie erfolgreich sie an derselben ihre Kraft auch für größere Ziele übte, das zeigt die eben so kluge wie maßvolle politische Rolle, welche sie später in dem großen Kampfe Heinrich's IV. mit der Kirche und den großen Vassallen übernahm.

Es würde zu weit führen, die Entwicklung dieser Verhältnisse noch weiterhin zu verfolgen, es genüge hervorzuhellen, daß sie zwar nicht ununterbrochen aber wohl unaufhaltsam gewesen ist. Von nun an werden nicht bloß überall die Städte besetzt und neue immer mit Befestigungen angelegt; es tritt auch überall die wehrhafte Dienstmannschaft als tonangebendes Element der Städte hervor. Nicht in letzter Linie ist es ihr zu verdanken, daß die ganze Stadtbevölkerung allmählig zu einer Stadtgemeinde wurde. Fest in ihren Mauern gegen äußere Feinde, wohlgeordnet in ihrer Wirtschaft durch geregelte Zufuhren und reichen Absatz, lebhaft in ihrem Verkehr durch die regen Wechselbeziehungen von Stadt und Land und die Concentration des öffentlichen und socialen Lebens mit seinen Bedürfnissen und Genüssen, haben diese Städte frühzeitig auch schon eine Einheitlichkeit ihrer politischen Ziele erlangt, die sich ebenso gegen den Feudalismus wie gegen den Klerikalismus kehrte. In ihnen vor allem setzte sich der Gedanke von Kaiser und Reich fest und kehrte sich gleichmäßig gegen die Feinde persönlicher Freiheit wie gegen die Partisane des Partikularismus. Immer wieder finden wir sie auf der Seite des Reiches und seines Gesamtwohls; treu haben sie die Tradition bewahrt, daß sie als Bollwerke des Reiches gegründet waren.

Wenn einmal die Bürger von Worms zu Kaiser Heinrich IV. sagten: „Wenn Dich Bischöfe und Fürsten bedrängen, so vergiß nicht, daß Du in schwerer Zeit deine Hoffnung auf uns setzen kannst, die wir gerne bereit sind, Gut und Blut für dich aufzuopfern“, — so war das nicht bloß der getreueste Ausdruck von dem Geiste des alten deutschen Stadtbürgerthums; es waren geradezu prophetische Worte, die sich fortan in allem Wechsel der Zeiten in der Reichstreue der deutschen Stadtbürgerschaft, in ihrer Politik der Reichseinheit und bürgerlichen Freiheit erwahrt haben.

## Autodithkonen und Touristen.

Ein Bergidyll

von

Alfred Sartmann.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Der Stier.

Ein paar Wochen waren seither verfloßen. Es hatte sich eine ordentliche Sommerwärme eingestellt. Des blinden Tubacks stattliche Kühe mit den munter schellenden Glocken suchten, so oft man sie auf die Weide ließ, die höchsten luftigsten Stellen aus und lagerten sich während der Mittagsstunden unter den Weidbäumen, welche ihre weitragenden Äste gleich einem Schattenzelt ausbreiteten.

Mit der zunehmenden Wärme fanden sich auch die fremden Reisenden und Kurgäste drüben auf dem Jungferstein ein. Der alte Tuback redete seinen Kindern täglich zu, sich so wenig als möglich mit denselben einzulassen; aber aller Verkehr konnte doch nicht vermieden werden. Bald mußte Lischen, bald Röschen Milch, Butter oder Molke hinübertragen, wenn Fritz und Hänschen anderwärts beschäftigt waren. Da wars begreiflich, daß die schlanken, rothwangigen Sennenmädchen, das eine mit dem dunkeln, das andere mit dem goldfarbigen, zu zierlichen Zöpfen geflochtenen Haar nicht unbemerkt blieben.

Namentlich war es eine Dame aus Norddeutschland, welche den beiden jungen Dingen ihre Freundschaft und Protektion zugewendet hatte. Fräulein von Wangenheim nannte die Mädchen nicht anders, als „meine Alpenröschen“, welche Bezeichnung nicht ganz glücklich gewählt war, da im ganzen Juragebirge, so lang und breit es ist, die Alpenrosen nirgends gedeihen und fortkommen. Die Rhododendren verlangen Urgebirg und Gletscherluft. Weder Lischen noch Röschen wußten etwas zu antworten, so oft auch Fräulein von Wangenheim sie anredete. Eines wie das Andere erröthete bis in die Haare hinauf aus lauter Verlegenheit, denn keines von ihnen verstand das rasch gesprochene Norddeutsch des freundlichen blassen Frauenzimmers mit den wasserblauen Augen. In ihren Ohren, welche nur mit der rauhen allemannischen Mundart oder höchstens mit dem wenig weicheeren Schriftdeutsch des Schullehrers vertraut waren, klang es wie Vogelgezwitscher.

Ein Anderer unter den Kurgästen des Jungfersteins wäre vielleicht besser im Stande gewesen, sich den Mädchen verständlich zu machen. Es war dies der junge Engländer, Master Oliver Whalebone, welcher zwar nur gebrochen Deutsch sprechen konnte, aber etliche Male den Versuch gemacht hatte, die jungen Sennerrinnen mit den rothen Wangen zu küssen. Jeder versuchte Sturm des erobungslustigen Engländers, der übrigens kaum den Knabenschuhen entwachsen war, wurde siegreich abgeschlagen. Zur größeren Sicherheit nahmen die Mädchen, so oft sie den Rahm oder die Butter nach dem Kurhaus tragen mußten, den Bari als Bedeckung mit, der Jedem, welcher Miene machte, seinen Schutzbefohlenen zu nahe zu treten, warnend die Zähne wies.

Der junge Whalebone war der hoffnungsvolle Sprosse des ältern Whalebone, welcher mit Familie den ganzen langen Sommer auf dem Jungferstein zu verweilen gedachte. Diese Familie bestand dann noch aus Missis Whalebone, einer Matrone, die sich niemals anders als in einem weißen Häubchen von der Form eines oben abgeschnittenen Zuckerhutes sehen ließ, welches zu oberst auf dem Scheitel saß. Endlich nannte Sir Jeremy Whalebone noch eine Tochter die seine, welche, um möglichst kurz zu sein, als Typus einer englischen Schönheit gelten konnte. Sie war schlant und feingebaut wie eine Elfe, ihr Gesicht, gleichsam aus rosig angehauchtem Marmor, vom schönsten Oval, das Profil fein geschnitten mit gerader Stirn und gerader Nase, die Augen groß und veilschwarz, die dunkeln Augenbrauen wie mit einem Pinsel gezogen und die üppigen Haare leicht gewellt und braun mit einem goldglänzenden Reflex. Ihr Name war: Miß Arabella Whalebone. Sie mochte etwa ein Jahr mehr als ihr unternehmender Bruder Oliver, also achtzehn oder neunzehn Sommer zählen.

Master Olivers lebhaftes Temperament beschränkte sich nicht darauf, die Sennenmädchen, welche ihm gefielen, küssen zu wollen; von früh bis spät sann er darauf, irgend etwas Abenteuerliches ins Werk zu setzen. Bald war es eine unzugängliche Felswand, welche erstiegen, bald eine Höhle, welche mit Hilfe von Lichtern, Leitern und Stricken explorirt werden sollten. Zuweilen trieb er sich, mit einem Schmetterlingsgarn bewaffnet, halbe Tage lang an steilen Schutthalden herum in der Absicht, die dort vorkommenden seltenen Vierflügler zu fangen; oder er stieg mit seinem Fischergeräthe ins Thal hinunter, um Forellen zu fischen. Ein andermal gefiel es ihm, ein Wetttschießen zu veranstalten, bei welchem er sich als ein sehr geschickter Schütze erwies.

Hätte Fritz an diesen Schießübungen theilgenommen, so würde er vielleicht dem jungen Engländer die Palme streitig gemacht haben. Aber Fritz hatte einen Groll auf Master Oliver, seit derselbe den muthwilligen Versuch gemacht, das Röschen küssen zu wollen. Es ist nämlich zu bemerken, daß Röschen keineswegs Fritzens Schwester, sondern dessen Waise war. Die Kinder waren zwar wie Geschwister nebeneinander aufgewachsen; aber es verstand sich auf der Wiesenmatt unausgesprochen von selbst, daß mit der Zeit aus dem Burschen und Mädchen ein Paar werden solle. Das hatten Vater und Mutter Tuback schon damals unter sich ausgemacht und beschlossen, als ein böses Fieber Röschens Eltern, beide in der nämlichen Woche, hinraffte und sie das elternlose Kind zu sich auf den Sennberg nahmen, um es dort gleich den eigenen, zu pflegen und zu erziehen. Dem Fritz war es niemals eingefallen, gegen die Absichten der Eltern widerspänstig zu sein, denn er liebte sein Wäschen von Herzen.

„Der Langbeinige soll mir nicht ins Gehege kommen“ — hatte Fritz zu sich selbst gesagt, als jener verfehlte Versuch, seinem Röschen einen Kuß zu rauben, ihm zu Ohren kam. Von da an hatte er ein wachsam Auge auf Master Oliver.

Bis jetzt war das Wisenhorn, der steile Felskegel hinter der Sennhütte, von den Gästen des Jungfersteins gemieden worden. Es war dem blinden Sennen gelungen, ein richterliches Verbot zu erwirken, welches das Erstiegen desselben untersagte. Zudem setzte sich Jeder, welcher hinaufzuklettern versucht hätte, der Gefahr aus, den Hals zu brechen.

Um so verführerischer war das waghalsige Unternehmen für den muthwilligen jungen Engländer.

Eines schönen Morgens machte er sich daran, den Felsen von der hinteren, der Hütte abgewandten und leichter zugänglichen Seite zu erklimmen.

Nach wenig mehr als einer Viertelstunde stand er oben und ließ, auf die oberste Spitze sich stellend, ein weithintönendes, herausforderndes „Hurrah for old England“ erschallen.

Das war ein ärgerlicher Streich, welchen Master Oliver dem alten Tuback spielte. Das richterliche Verbot war eigentlich nur ein Schreckmännchen gewesen. Dem Senner fiel es gar nicht ein, bei der Behörde die Anzeige zu machen, daß es übertreten worden sei. Er hatte, gleich den meisten Sennen und Bauern, welche nicht eingefleischte Prozeßkrämer sind, einen angeborenen Widerwillen, mit den Gerichten und Anwälten in Berührung zu kommen. Es verursache viel Gescheer und Kosten, behauptete er; und könne man, selbst beim unzweifelhaftesten Recht, niemals vorauswissen, was herauskomme; denn die Advokaten fänden stets ein Häkchen — dafür hätten sie studirt. Klagte er aber nicht und nahm die Uebertretung hin, so gab er sich nicht nur dem Herrn Hühnerwadel gegenüber eine Blöße, sondern konnte darauf zählen, daß das Bisenhorn zum Ausflugsziel sämmtlicher Kurgäste des Jungfernsteins werden würde.

Da trat Fritz zum blinden Vater heran und sagte lachend:

„Laß mich machen, Ketti! Was gilt's? Es klettert so bald Keiner mehr hinauf.

„Was hast Du vor, Bürschel?“ — fragte der Alte.

„Das Bisenhorn“ — erwiderte Fritz — „ist nur von der Schattenweide aus zugänglich, wo unsere Kühe jetzt weiden. Ich lasse den Stier mit ihnen aus. Der läßt Keinen durch. Das arme Thier muß ja im Stalle steif werden und verfauern, wenn es immer angebunden bleibt. . . . Oder haben wir nicht das Recht?“

Fritz hatte das richtige Wort getroffen, welches beim Alten den Ausschlag gab. Er hätte vielleicht dem Sohn verboten, den Stier auszulassen, denn er traute demselben keineswegs viel Sanftmuth zu. Aber sein gutes Recht auf dem Berg, dessen Pächtschilling er jedesmal zum Voraus bezahlte, seine Heerde, wozu ja auch der Stier gehörte, weiden zu lassen, dieses gute Recht sollte von Niemandem angezweifelt werden.

„Meinetwegen“ — sagte er nach einigem Besinnen. „Aber paß' auf, daß kein Unglück geschieht.“

„Ich will es den Kurwirth wissen lassen“ — bemerkte Fritz. „Der wird dann schon dafür sorgen, daß sich keiner der Fremden nach der Schattenweide verirrt. Zudem will ich selber den Stier im Auge behalten und darauf sehen, daß er nicht an den Unrechten kommt“ . . . .

Gesagt, gethan! Von da an wurde der Stier Tag für Tag mit den Kühen nach der Schattenweide getrieben, was dem Bullen jedenfalls besser behagte, als am Krippenpfosten angebunden zu bleiben und das muntere Heerdengeläute nur von Weitem zu hören.

Master Oliver war nicht wenig stolz auf seine kecke Besteigung des Bisenhorns und faßte den steifen Vorfaß das Helbenstück noch öfters zu wiederholen.

Um das richterliche Verbot kümmerte er sich wenig, da die dem Uebertreter angedrohte Strafe aus nichts Wichtigere bestand, als aus einer Geldbuße von einigen Franken. Was waren dem Sohne des Sir Jeremy Whalebone, esq., ein Paar lumpige Franken? Er überstolz vom Lob der schönen Aussicht, welche das Bisenhorn biete. Nicht nur überblicke man von dessen Gipfel den Alpenkranz noch vollständiger als von der Terrasse des Jungfernstens, sondern habe überdies einen Ausblick nach Norden, bis über den Rhein nach dem Schwarzwald und weit ins Elsaß hinein nach den Vogesen. Er ließ nicht nach, bis er einige Herren und Damen der Kurgesellschaft überredet hatte, die Besteigung ebenfalls zu versuchen.

„Aber der Stier?“

„Den Bullen nehme ich über mich“ — erwiderte Master Oliver. „Diese Schweizerstiere sind nicht halb so gefährlich, als sie aussehen . . .“

Am nächsten schönen Tag wurde an die Ausführung des Vorhabens geschritten.

Nebst dem jüngeren Whalebone waren Miß Arabella, Fräulein von Wangenheim, Reverend Holiday und Dr. Ismael, ein Semite aus Hamburg, von der Partie. Man machte sich bald nach Tisch auf den Weg. Die Luft war rein, ein erfrischender Hauch wehte über die Berge, man athmete leicht und schritt, wie von Flügeln getragen, über den grünen Sammetteppich der Weiden. Bald war man am unteren Ende der Schattenweide angelangt, von wo aus man die sanfte Abdachung bis zu den Felsen des Bisenhorns hinanzusteigen hatte, wo dann das Klettern angehen sollte.

Fritz hatte die Gesellschaft von seinem höheren Standpunkt aus — er stand oben am Fuße der Felsen — längst entdeckt und ihre Absicht errathen und folgte ihr mit den Augen. Als er dieselbe im Bereich seiner Stimme glaubte, winkte er mit dem Hut und rief so laut er konnte:

„Der Muni ist uff!“

„Was will jener Autochthone?“ wandte sich Dr. Ismael an Fräulein von Wangenheim.

„Es ist mir leider nicht möglich, das naive bukolische Idiom zu verstehen, was sie hier Deutsch zu nennen belieben,“ entgegnete die Angeredete. „Mir scheint, er winkt uns, wir sollten zurückgehen. . . . Nun deutet er auf jene Kuh, welche neben der hohen Tanne steht.“

Dr. Ismael hatte indessen seinen Feldstecher vor die Augen gepflanzt.

„Mich dünkt,“ sagte er dann, „die Kuh, von welcher sie zu sprechen belieben, gnädiges Fräulein, sei der Heerdehirt, vor welchem wir gewarnt wurden.“

Es war in Wirklichkeit ein schönes Thier, welches, in die Ferne spähend, dort neben der Weidtanne stand, ein Thier, wie sie etwa Koller oder Humbert zu malen verstehen. Eine Weile blieb es ganz unbeweglich stehen. Dann hob es einen seiner Vorderfüße und begann damit den Boden zu scharren. Dann stieß es ein kurzes, weithinschallendes Gebrüll aus. Dann senkte es den Kopf, bohrte eines seiner Hörner in die Erde und begann große Rasenschollen in die Lüfte zu werfen. . . .

„Wie malerisch,“ rief Fräulein von Wangenheim. „Wie schade, daß ich mein Skizzenheft zu Hause vergessen habe.“

Da fühlte sie sich plötzlich von ihrem Begleiter am Arme gefaßt.

„Zurück, zurück! Sie erinnern sich ohne Zweifel, meine Gnädige, an jenen Ausspruch des großen Britten: Der beste Theil der Tapferkeit ist die Vorsicht. Mir will scheinen, der Augenblick sei da, diese Lehre zu beherzigen.“ . . .

Das Fräulein nach sich ziehend, ergriff er eiligst den Rückzug in der Richtung einer ziemlich hohen Trockenmauer, welche die Weide auf der einen Seite begrenzte.

Plötzlich stürzte eine schwarze Gestalt mit einer weißen Halsbinde an ihnen vorbei; es war kein Anderer als Reverend Holyday, der sich Fallstaff's Klugheitsregel ebenfalls zu Gemüthe geführt hatte. Nur Master Oliver und Miß Arabella schritten noch sorglos bergan.

Zum Unglück trug die Miß ein hochrothes Umschlagetuch. Das war's, was den Zorn des Stieres erregte, welcher immer heftiger den Boden zu stampfen und die Erde mit den Hörnern aufzuwühlen fortfuhr.

„Flieht, flieht!“ rief Fritz von oben.

Endlich begriffen die jungen Leute, um was es sich handle.

„Drücke Dich bei Seite, Schwesterchen, und überlasse mir den Stier,“ sagte Oliver, indem er aus der nahen Hecke einen Sparren riß.

„Hieher, hieher!“ schrie der Reverend hinter der Weidmauer hervor.

Aber schon war es zu spät.

Der Stier stürzte mit lautem Gebrüll, den Kopf zur Erde gebeugt und den Schweif hoch in den Lüften, auf die unvorsichtigen Kinder Albions los. Oliver suchte durch lauten Zuruf die Aufmerksamkeit des erboften Thieres auf sich zu lenken, aber umsonst. Es war das rothe Tuch Arabellas, welches ihn reizte. Ihr Bruder wollte sich, mit seinem Zaunpfahl bewaffnet, zwischen den Stier und die Schwester stellen; aber er stolperte über einen Stein und fiel. . . .

Fritz war indessen keineswegs müßig stehen geblieben. In gewaltigen Sägen eilte er den grasigen Abhang hinunter und langte beim erboften Thiere an, als dasselbe kaum noch ein Duzend Schritte vom fliehenden Mädchen entfernt war.

Ein gewaltiger Faustschlag auf die Schnauze machte das Thier für einen Augenblick stutzig. Fritz warf sich vor dasselbe und faßte es bei beiden Hörnern. . . .

Es wäre für einen unbetheiligten Zuschauer ein prächtiges Schauspiel gewesen, diesen Kampf zwischen der rohen Kraft der gewaltigen Bestie und dem mit den Waffen der Intelligenz ausgerüsteten Menschen zu betrachten.

Fritz suchte mit aller Kraft seiner muskulösen Sennearme den Kopf des Stieres bei Seite zu drücken. Plötzlich gab er nach und die Bestie, keinen Widerstand mehr findend, fiel durch ihr eigenes Gewicht überwunden auf das Knie. Diesen Vortheil benutzte der junge Senne mit großer Geistesgegenwart und es gelang ihm das gewaltige Thier vollständig auf die Seite zu drehen, so daß es kraft- und hilflos zu den Füßen seines Vändigers lag.

Indessen war Miß Arabella bis zur Weidmauer gelangt, über welche ihr Dr. Ismael dienstfertig hinüberhalf. Fräulein von Wangenheim beeilte sich, ihr das rothe Tuch von der Schulter zu nehmen. Der Reverend legte salbungsvoll seine Hand auf den Scheitel des zum Tode erschrockenen Kindes und sagte mit näselnder Stimme: „God bless you!“ Nun konnten die Viere von ihrem sichern Versteck aus dem Ende des Kampfes zusehen.

Nachdem Fritz der Bestie recht fühlbar gemacht, daß sie ihren Meister gefunden, ließ er ihre Hörner los und half ihr wieder auf ihre vier Beine. Der Stier warf aus seinen mit Blut unterlaufenen Augen einen mißtrauischen Seitenblick auf den Sieger, der mit gekreuzten Armen vor ihm stand. Es schien, als ob er sich besinne, den Kampf noch einmal zu beginnen; aber das Gefühl der Unterordnung unter seinen Herrn und Pfleger gewann die Oberhand. Unter grunzendem Brummen eilte er in kurzem Trabe zu der Herde zurück.

Oliver hatte sich bei seinem Sturze den Fuß verstaucht. Fritz mußte auch ihm, wie dem gefällten Stier, auf die Beine helfen und ihn dann zu seiner Gesellschaft führen, die sich nicht getraute, hinter dem schützenden Wall hervorzutreten.

Fritz fühlte sich als zwiefacher Sieger und ließ einen lauten Jauchzer erschallen, der an den Felsen des Bisenhorns lustig widerhallte. Die Kurgäste des Jungfernteins, deren beabsichtigter Ausflug so schlimm ausgefallen, kehrten dagegen ziemlich niedergeschlagen in ihre Quartiere zurück.

### Fünftes Kapitel.

#### King Pound.

Bei den Kuristen des Jungfernteins war nun der junge Senne Fritz Tuback der Löwe des Tages.

Fräulein von Wangenheim schlug vor, zu Ehren der Rettung der jungen Miß eine Feier zu veranstalten, bei welcher sie, wie sich von selbst versteht, dem Ueberwinder des Stiers die Hauptrolle zutheilen wollte. Das von ihr entworfene Programm der Feierlichkeit war ungefähr Folgendes: Die gesammte Kurgesellschaft sollte im solennen Zuge den jungen Sennen in seiner Wohnung abholen und im Triumph nach dem Kurhaus geleiten. Im Gesellschaftssaal würde ein Ehrensitz bereitgehalten werden. In einer kurzen Rede, in welcher einige Anspielungen auf Tell und Winkelried vorkommen durften und der Abingung des Liedes: „Heil Dir im Siegestranz“, sollte Arabella in altgriechischem Kostüm als Nixe ihrem Retter einen Lorbeerkranz auf das Haupt drücken.

Diese zeitgemäße Anregung, welche in die Einförmigkeit des Kurlebens eine erfrischende Abwechslung gebracht hätte, scheiterte an dem Umstand, daß Dr. Ismael, welcher von Fräulein von Wangenheim als Festredner bezeichnet worden war, nur bedingungsweise die ihm zugedachte Rolle anzunehmen sich erklärte. Der Ehrensitz müsse, der Lokalfarbe wegen, ein mit Blumen bekränzter Melkstuhl sein. Begreiflich konnte Fräulein von Wangenheim auf diese semitische Ironisirung ihres Helden nicht eintreten. Die Feier unterblieb und das Fräulein mußte sich damit begnügen, den Stierbändiger in einer Ballade zu verewigen, welche nach Schiller's „Kampf mit dem Drachen, den Titel erhielt: „Der Kampf mit dem Stier.“

In ihrem Skizzenheft hielt sie den Augenblick fest, wo Arabella mit dem rothen Tuch um die Schultern, vom Schreck gelähmt, auf die Kniee sinkt, während Fritz den heranstürmenden Stier bei den Hörnern packt. Sie nahm sich vor, die Skizze für die nächste Ausstellung in Del auszuführen.

Ganz verschieden wurde das Abenteuer im Sennenhäus aufgefaßt. Vater Tuback war über den Vorfall mit dem Stier sehr ungehalten. Er ärgerte sich über

die Kuristen des Jungfernsieins, welche sich als Fremde Alles erlaubt glaubten und dem richterlichen Verbot zum Troß das Bisenhorn hatten ersteigen wollen. Noch unzufriedener war er mit Fritz, welcher den Stier ausgelassen und dann sein Leben auf das Spiel setzte, um die begangene Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen. Er wußte am Besten, daß es kein Kinderspiel sei, einen erboften Heerdenstier bei den Hörnern zu packen. Am meisten zürnte er sich selbst, daß er sich die Erlaubniß hatte abschwaßen lassen, den Stier auf die Weide zu treiben.

Beinahe empfindlicher als die Strafrede des Vaters empfand Fritz die Neckereien der Mädchen. Das Lied von der engelländischen Jungfer mit dem rothen Haar, welche so schlank sei, daß man sie mit einer Schere entzweischneiden könnte, ward ihm in allen Tonarten vorgesungen. Insbesondere war es Möschen, welche des Spottes kein Ende fand.

Fritz konnte es, wenn er sein Gewissen aufrichtig erforschte, nicht läugnen, daß die schöne Engländerin einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht habe. So oft er Vergleichen anstellte zwischen der Fremden und den Mädchen des Landes, so fielen dieselben keineswegs zu Gunsten der rothwangigen Dirnen mit dem Flachshaar und den brallen Gliedern aus. Wie Jene, welche durch seine Schuld beinahe eines grausamen Todes gestorben wäre, so mußten die Engel im Himmel aussehen . . .

Am Tage, welcher auf den Stierkampf folgte, kam Jean, das Faktotum auf dem Jungfernsiein, nach dem Sennenhaus mit der Botschaft, Fritz solle hinüber kommen; der alte Engländer verlange ihn zu sprechen.

„Du bist doch ein rechtes Glückskind,“ fügte er seiner Botschaft bei. „Auf ein schönes Trinkgeld kannst Du Dich gefaßt machen; sei nur im Fordern nicht zu blöde. Der Alte ist ein Geldproß; solche muß man schröpfen, auf daß die Glücksgüter dieser Erde sich gleichmäßiger und gerechter vertheilen. Unter tausend Fränkeln thät ich's nicht an Deiner Stelle. Das Leben eines armen Teufels ist nicht weniger werth, als jenes eines Millionenmannes. Es stand auf der Wage, wer Meister würde, Du oder der Stier. Hätte er die Oberhand gewonnen, würde ich keine Prise Schnupftabak um Deine ganzen Knochen gegeben haben“ . . .

Nachdem Jean mit seinem Zuspruch fertig geworden, setzte er zum Schluß noch bei: „Eine solche Botschaft ist, sollt' ich meinen, allermindestens ein Gläschens Eueres Enzians werth, alter Tuback“ — und schielte dazu nach dem Wandbrett, wo einige staubbedeckte Flaschen neben einander standen. Mutter Tuback, welcher bei der Erwähnung der Gefahr, in der Fritz gestanden, die Gänsehaut über den Rücken lief, holte ohne Widerrede eine der Flaschen herunter, schenkte dem Jean ein Gläschen voll. Fritz antwortete mit einem kurzen „Gut! Ich werde kommen!“

Der Vater, welcher auf der Ofenbank saß und nach Art der Blinden in's Leere starrte, sagte gar nichts, sondern schüttelte nur den Kopf.

Als Niemand das Gespräch fortsetzen wollte, trank Jean seinen Schnaps in einem Zuge aus und ging ohne „Danke Gott“ wieder seiner Wege.

„Am Liebsten ging' ich gar nicht hin,“ sagte Fritz, nachdem Jean sich entfernt hatte.

„Thue, was Du willst,“ gab der Vater zur Antwort. „Du haßt die Suppe eingebrockt; an Dir ist es, sie aufzueffen.“



„Du solltest doch gehen,“ meinte die Mutter. „Es schießt sich nicht, solche vornehme, reiche Leute vor den Kopf zu stoßen.“

„Einen schönen Gruß an das Fräulein“, sagte Vischen neckend. „Ein ander Mal soll sie den rothen Feszen zu Hause lassen, wann der Stier auf der Weide ist. . . . Das rothe Haar kann sie freilich nicht in die Schublade legen.“

„Wer weiß! Ich möchte mich nicht verschwören“, fügte Nöschen bei, indem sie sich auf die Lippen biß.

Bei diesen Stichelreden der Mädchen wurde Fritz roth bis in die krausen schwarzen Stirnhaare hinauf, aber nicht, weil er sich schämte, sondern aus Zorn; dann sagte er:

„Du hast Recht, Mutter; es wäre unschicklich, einer solchen höflichen Einladung nicht zu folgen. Ich thue dann doch, was ich will.“ . . . .

Fritz zog seinen Sonntagsstaat an. Es waren die Kleider, mit denen die Mutter dem Mergelkönig ausgeholfen, als derselbe, bis auf die Haut durchnäst, des blinden Tuback Gastfreundschaft in Anspruch nahm: das Weinkleid von braunem Halblein, die kurzärmelige Weste aus dunkelgrauem rothumfäutem Barcht über dem reinen Hemd und das schwarze Lederkappchen, welches im dunkeln Kraushaar beinahe verschwand.

Sir Jeremy Whalebone, esq., verfügte für sich und seine Familie, nebst den Schlafzimmern, über einen Salon, wo er seine Besuche empfing. Diesen Luxus ließ sich Herr Hühnerwabel zwar ziemlich theuer bezahlen; aber Sir Jeremy's Mittel erlaubten es ihm, sich denselben zu gönnen.

Als Fritz, nachdem er seine Schuhe sorgfältig abgeputzt, eintrat, stand der ältere Herr Whalebone steif und aufrecht in Mitte des Zimmers und hielt die Hände hinter dem Rücken gekreuzt. Oliver, der bei seinem Fall den Fuß verstaucht, lag, so lang er war, auf dem Sopha. Arabella saß, in einem Buche blätternd, beim Fenster.

Fritz, welcher nicht ohne Nutzen seine Rekrutenschule durchgemacht, grüßte militärisch und stellte sich stramm neben die Thüre.

Da Sir Jeremy wegen seiner steifen Halsbinde den Kopf nicht nach dem Eintretenden umwenden konnte, war er genöthigt, den ganzen Menschen um seine Achse zu drehen.

Nachdem er den jungen Semmen eine Weile scharf angeblickt, frug er:

„Ihr seid der Sohn des alt blind cow-keeper?“

Fritz wußte zwar nicht, daß cow-keeper so viel als Senne heißen sollte, aber, den Sinn der Frage errathend, antwortete er: „Ja, Herr!“

„Ihr heißen Frederic Towack?“

„Fritz Tuback heiß' ich. Ja, Herr!“

„Ihr haben genommen das Stier bei das Horn?“

„Ja Herr!“

„Ihr haben mir thun eine große Gefälligkeit, Frederic Towack. Ich will bezahlen . . . . Was kostet?“

Fritz blickte verlegen auf die Dielen.

„Ich frage“ — fuhr der Engländer ungeduldig fort — „was kostet, das Bull bei das Horn undrehen? Ich will bezahlen.“

Fritz konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Aber im Grunde ärgerte es ihn, daß man ihn für das, was er gethan, mit Geld abfinden wollte. Er sagte: „Wie viel Geld müßte man dem Herrn geben, damit er es ebenfalls versuche, den Stier zu fällen?“

„Mir geben Geld? Weiß er, damn rascal! Ich sein Sir Jeremy Whalebone, esquire!“

„Und ich bin Fritz Tuback und lasse mich dafür, daß ich der Jungfer zu Hülfe kam, als der Stier sie verfolgte, nicht mit Geld bezahlen . . . . . Beliebt den Herrschaften sonst noch was?“ . . . . .

Sir Jeremy Whalebone, esq. ging sehr empört im Zimmer hin und her und rief:

„I will buy ten pounds! I will buy hundred pounds! Er soll sagen, was ich bezahlen“ . . . . .

„Ich lasse mir meine Knochen nicht bezahlen“ — entgegnete Fritz, dem das Blut ebenfalls zu Kopf zu steigen begann. „Vehüt' Euch Gott!“ Und wandte sich der Thüre zu.

Da stand Miß Arabella von ihrem Sitz am Fenster auf und bot ihm ihre weiche feine Hand.

„I thank you, Sir!“

Und blickte ihn mit ihren großen Weisenaugen lächelnd an, während ein lebhaftes Roth ihre Wangen färbte.

„Very gentlemanlike!“ — rief Master Oliver vom Sopha aus. „I will shake your hand . . . Wir wollen sein Freunde — ich will Euch lehren to box, wann mein Fuß wieder sein wird gesund.“ . . . . .

Dem Fritz ging es wie ein Nüßrad im Kopf herum, als er wieder draußen stand. Aber er ging, mit sich selbst wohl zufrieden, von dannen. Er hatte es zwar nicht verstanden, wie viel der Engländer daran hatte wenden wollen; aber nicht um alle Schätze der Welt hätte er sich für das, was er gethan, bezahlen lassen. Als das schöne fremde Mädchen seine Hand berührte, hatte er einen warmen Strom gefühlt, welcher ihm von den Fingerspitzen bis zum Herzen drang . . . . .

Auf der Treppe traf der junge Senne mit Jungfer Häuselmann, der Oberkellnerin, zusammen. Auch dem „schwarzen Drachen“ schlug ein menschlich fühlendes Herz unter dem Sanuntnieder, welches beim Anblick des hübschen, dunkellockigen Durjchen nicht unempfindlich blieb.

Madeleine pflanzte sich, dem Fritz den Weg verstellend, vor denselben auf und warf ihm aus ihren großen schwarzen Augen einen Blick zu, welcher einen Geißbergerstein hätte zum Schmelzen bringen können.

„Siehe!“ — begaum sie. „Der junge Herr Tuback schenkt uns auch wieder einmal die Ehre! Er macht sich rar bei uns“ . . . . .

Fritz blieb ziemlich unempfindlich bei den zärtlichen Blicken des schwarzen Drachen.

„Wüßte nicht“ — erwiderte er kühl — „was ich auf dem Jungferstein zu suchen hätte.“

„Poßtauseud, wie pudt! Es muß etwas ganz Außerordentliches gewesen sein, was Dich heute hergebracht hat.“

„Der alte Engländer hat nach mir geschickt.“

„Nach dem tapfern Ketter seines unvorsichtigen Töchterchens . . . Verstehe! Er hat Dir, zum Dank, ein Paar goldene Füchse in die Hand gedrückt — deshalb bist Du nun so stolz.“

„Das wäre ein fauberer Stolz“ — entgegnete Fritz — „wenn ich mich gleich einem Dienstmann hätte ablöhnen lassen . . . 's ist Melkzeit — ich muß an die Arbeit.“

Nach diesen Worten faßte er den schwarzen Drachen um den Leib und schob ihn bei Seite. Madeleine suchte bei diesem Anlaß ihre etwas eingefallene blasse Wange mit der vollen rofigen des jungen Sennen in Berührung zu bringen. Aber Fritz war nicht aufgelegt, die Gelegenheit zu benutzen. Er ging seines Weges.

Der schwarze Drache schaute ihm noch eine geraume Weile mit gemischten Gefühlen nach.

„Wäre ich zehn Jahre jünger, er dürfte mir nicht entweichen,“ — sagte Madeleine dann halbleise vor sich, nicht darauf achtend, daß Jean hinter ihr stand.

„Jetzt mußt Du freilich mit mir vorlieb nehmen,“ — sagte derselbe vortretend. „Wäre ich noch jung, so würde ich mir vielleicht auch eine Andere suchen als den schwarzen Drachen.“

„Bringe mich nicht in Zorn, Du grober Mensch, sonst gebe ich Dir den Laufpaß, lieber heute als morgen.“ . . .

Erzürnt schoß der Drache die Treppe hinunter. Jener rief ihm lachend nach:

„Nur nicht gleich so hitzig und empfindlich, mein Schätzchen! Liebe muß gezankt haben.“

Dann ging auch er seiner Arbeit nach.

Indessen schritt Sir Jeremy Whalebone noch immer, die Hände auf dem Rücken kreuzend, in seinem Salon auf und nieder, während Master Oliver ungeduldig auf dem Sopha herumrutschte und Arabella träumerisch in die Ferne schaute, wo die Alpen in Abendlicht röthlich zu erglühen begannen.

Der alte Engländer arbeitete sich allmählig in einen rechtschaffenen Merger hinein. Wie kam's, daß der junge cow-keeper sich herausnahm, eine Bezahlung auszuschilagen für den geleisteten Dienst. . . . Money governs the world; die pounds sterling sind die allmächtigen Beherrscher alles dessen, was unter der Sonne geht und steht, krecht und fleucht. Dies war Sir Jeremy's Weltanschauung. Da wagte es nun dieser junge cow-keeper, dieser Habenicht's, und weigerte sich, vor dem Alleinherrscher dieser Welt das Knie zu beugen. Dieser Bettelstolz sollte gedemüthigt werden. Auch Fritz, welcher den Heerdenstier bei den Hörnern gefaßt und bezwungen hatte, sollte sich vor den pounds und zwar vor denjenigen, welche Sir Jeremy in der Brieftasche führte, beugen lernen. . . . Dies war es, was der Verehrer des allmächtigen King Pound in seinem empörten Gemüthe zu vollbringen beschloß.

## 6. Capitel.

### Ein Sonntag auf dem Berge.

Regnerische unsichere Witterung war während einer ganzen Woche vorherrschend gewesen. Endlich — es war an einem Sonnabend Nachmittags — bellte sich das Wetter auf.

Der Sonntag ließ sich prächtig an; es zeigte sich nirgends ein Wölkchen. Der Kranz der hohen Schneegebirge vom Montblanc bis zum Sentis strahlte in herrlichster Majestät und trat ausnahmsweise so nahe heran, daß man jede Spitze, jede Klust deutlich erkennen konnte. Die kleinen Seen zwischen Alpen und Jura glitzerten, als ob da und dort ein Spiegel in das grüne Landschaftsbild eingefügt worden wäre. Die Sonne schien warm selbst auf diesen kühleren Höhen und kein Lüftchen regte sich.

Diese Witterung war ganz nach dem Sinn des Herrn Hühnerwadel. Er erwartete eine erkleckliche Zahl von Touristen und setzte sich in Verfassung, dieselben gebührend zu empfangen und zur Zufriedenheit zu bewirthen. Bäckerei und Zuckerbäckerei waren während der ganzen Nacht in Thätigkeit gewesen. Auch in der Küche, wo ein „Chef“ mit weißem Baret das Obercommando über ein halbes Duzend Küchenmägde führte, war eine verdoppelte Thätigkeit wahrzunehmen.

Auf englische Sonntagstouristen konnte Herr Hühnerwadel nicht rechnen. Bei den Engländern ist es nicht Sitte, des Sonntags Berge zu besteigen. Dagegen war der Wirth des Jungferneisens so schlau gewesen, bei der Anlage seines Kurhauses auf eine englische Capelle Bedacht zu nehmen. In allen Reisehandbüchern stand der englische Sontagsgottesdienst auf Jungferneisens angezeigt. Kamen die Söhne und Töchter Albions auch nicht an Sonntag, so erschienen sie dagegen oft truppweise und zu ganzen Familien des Sonnabends, um bis Montag zu bleiben. Herr Hühnerwadel gewährte nicht umsonst dem Reverend Holyday vom Juni bis zum September freie Station.

Reverend Holyday ermangelte niemals, an der Thüre des Speisesaals anzuschlagen, um wie viel Uhr the divine worship in der englischen Capelle beginnen werde. Schon zum Frühstück erschienen dann die Ladies and Gentlemen, zum Theil mit sittsam an den Boden gehetzten, zum Theil mit asketisch himmelwärts schauenden Blicken. Von Lachen und Scherzen war gar keine Rede. Um zehn oder halb elf Uhr verschwand dann plötzlich Alles, was der gracious queen unterthan war und aus der englischen Capelle ertönte die näselnde Stimme des Reverend, abwechselnd mit den Tönen eines Harmonium, welche einen Psalmenchoral begleiteten.

Aber ach! Wie nahe berühren sich oft die Gegensätze, insbesondere auf dem Jungferneisens! Kaum hat the divine worship begonnen, so kommt ein Feldschützenverein anmarschirt und bald läßt sich auf einer nahegelegenen Weide ein lebhaftes Rottensfeuer hören.

Nicht genug! Eine zahlreiche Liedertafel taucht aus der Tiefe herauf und ruft schon von Weitem aus mehr als einem Duzend durstiger Kehlen nach Bier. Bierstimmig erschallt's:

„Wo zur frohen Feierstunde  
Lächelnd uns die Freude winkt,  
Wo in lauter Tafelrunde  
Silbern uns der Becher klingt“ —

und übertönt den Choral der englischen Psalmenfinger.

Aber es kommt noch besser. Das prächtige Wetter hat aus einem munteren Städtchen drunten im Thal einen „gemischten Chor“ nach den Bergeshöhen gelockt. In Hembärmeln, das leichte Strohhütchen auf der Seite oder im Nacken, kommen

die Sänger; die Sängerinnen folgen mit abgelegten Halstüchern und erhitzten Gesichtern fichernd und schäfernd nach.

Herr Kurwirth Hühnerwadel ist ein vorsichtiger Mann. Schon beim Entwurf der ersten Anlage seines Kurhauses hat er solche Vorkommnisse bedacht. Am äußersten Flügel des Gebäudes, der englischen Capelle so fern als möglich, hat er eine geräumige Halle erbaut, in welcher er die allzu geräuschvolle Fröhlichkeit möglichst absondert; der Volksmund fand bald eine passende Bezeichnung für diese Halle und nannte sie den „Tobsaal“. Dort werden Liedertafel und „gemischter Chor“ zusammengepferscht; auch die Feldschützen beziehen daselbst, nachdem sie eine namhafte Zahl von Patronen verschossen, ihr Quartier. In einem Winkel des Tobsaals steht ein Clavier. Wie, sollte sich unter den Sangesbrüdern nicht einer finden, welcher einen Strauß'schen Walzer oder einen munteren Polka zu hämmern im Stande wäre? Raum sind die ersten und dringendsten Bedürfnisse der Hungrigen und Durstigen befriedigt, so beginnt ein improvisirter Ball und die tanzlustigen Schönen drehen sich, trotz der erlittenen Strapazen, auf die kräftigen Arme ihrer Tänzer sich stützend, im Tacte.

So lange die englische Colonie in ihrem Besaale versammelt war, merkte sie nichts von dieser, nach ihren Anschauungen so ärgerlichen Sonntagsentheiligung. Es gestaltete sich anders, nachdem die Ladies and Gentlemen ihrer Andacht Genüge gethan hatten. Die Meisten glaubten, sich auch am Sonntag einen Blick auf die Alpen, welche in ihrer herrlichsten Pracht und Majestät erglänzten, gönnen zu dürfen. Sogar Reverend Holyday wagte sich, nachdem er seinen Chorrock abgelegt, auf die Terrasse hinaus, um sich dort in der kräftigen, würzigen Bergluft zu ergehen.

Aber Welch ein Schreck, als die profane Tanzmusik in seine Ohren drang, — als er durch die weitgeöffnete Thüre des Tobsaals die sich drehenden Paare und die fröhlichen Zecher gewahr wurde, welche keineswegs aussahen, als ob sie einem Mäßigkeitsvereine angehörten.

„Abomination! Detestable abomination!“ — rief er in seiner Entrüstung und ging, eilenden Schrittes den Curwirth aufzusuchen, damit derselbe dem Aergerniß unverzüglich ein Ende mache.

Aber wie der Mensch nicht allein von Brod lebt, so lebt der Wirth nicht ausschließlich von Engländern, welche der Hochkirche angehören. Herr Hühnerwadel suchte verlegen die Achseln.

„Ich kann's nicht ändern. . . . Die Leute würden mich aus meinem eigenen Hause hinauswerfen, würde ich ihnen zumuthen, ihre Fröhlichkeit einzustellen. . . .“

Da machte sich der Reverend an Sir Jeremy Whalebone, demselben klagend, wie arg hie oben der Sonntag entheiligt werde.

„Excessively choking!“ — sagte dieser und beschied den bebrängten Kurwirth zu sich.

„Ich will nicht haben Tanz hier!“

Wiederum suchte Herr Hühnerwadel die Achseln.

„Ich kann es den Leuten nicht verbieten. Es ist Landesitte, sich am Sonntag zu vergnügen.“

Sir Jeremy richtete sich noch steifer in die Höhe als gewöhnlich.

„Ich wollen bezahlen die Tanzmusikanten für Schweigsamkeit. Gehen Ihr dieselben fragen: was kostet?“

Aber auch dieser Zumuthung mochte der bedrängte Wirth nicht entsprechen.

„Es geht nicht. Es sind keine gewöhnlichen Tanzmusikanten, es sind lauter Gentlemen. Sie würden mir unter die Nase lachen, wenn ich diese Frage an sie richten würde.“

„Ich wollen bezahlen ten pounds.“

Aber selbst dieses schwere Geschütz zog nicht. Herr Hühnerwadel wäre zum Gelächter des ganzen Landes geworden, hätte er sich dem Verlangen seines englischen Gastes gefügt. Es blieb dem sehr ehrenwerthen Sir Jeremy Whalebone nichts anderes übrig als sich mit Missis Whalebone und Miß Arabella in seine Gemächer zurückzuziehen und die Fenster hermetisch zu schließen, damit ja keiner der profanen Töne in seine und seiner Familie Ohren dringe. Dann ließ er sich das neueste Traktätchen über die Erfolge der Bibelgesellschaft im Innern Afrikas vorlesen.

Was Master Oliver Whalebone anbetrißt, dessen Fuß wieder geheilt war, so hatte sich derselbe rechtzeitig aus dem Staube gemacht und befand sich nun mitten in der detestable abomination bei den Feldschützen. Dort ließ er sich mit großer Wißbegierde die Einrichtung ihrer Waffen erklären, um dann mit seinen neuen Freunden, sobald sie ihre Uebungen wieder beginnen würden, in die Wette zu schießen.

Reverend Holyday beschloß, dem Aergerniß aus dem Wege zu gehen und begab sich nach Vater Tubad's Sennhütte in der Erwartung, dort ein frömmeres Völkchen anzutreffen, welches noch nicht vom Gifte der Gottlosigkeit angejodet worden sei. . . .

Es wäre keineswegs gerecht gewesen, wenn man den blinden Sennen und seine Familie zu den Gottlosen gezählt hätte. Er war ein gottesfürchtiger Mann; er und sein Haus dienten dem Herrn. Aber seine Frömmigkeit war nicht ganz die nämliche wie jene, welche Sir Jeremy und Reverend Holyday zur Schau trugen.

Zwar gehörten Vater Tubad und die Seinigen ebenfalls der protestantischen Confession an, aber nicht der englischen Hochkirche, sondern waren in der Lehre Zwingli's und Calvin's unterrichtet worden, so wie dieselbe in dem alten Heidelberger Katechismus niedergelegt ist.

Nach der nächsten protestantischen Kirche war ein weiter Weg, mehr als zwei gutgemessene Stunden. Nichtsdestoweniger wurden Lischen und Röschen zur Predigt geschickt mit der Weisung, spätestens um die Mittagszeit wieder zu Hause zu sein. Zur Erbauung der zu Hause Bleibenden mußte Häschen nach dem Morgenessen ein Capitel aus der Bibel lesen. Die Mutter begann rüftig das Butterfaß zu drehen. Friß stand mit zurückgestreiften Hemdärmeln neben dem brodelnden Käsepfel. Häschen wurde, mit einer Heugabel bewaffnet, nach der Wiese geschickt, die großen „Wetterfchochen“ zu vertheilen, damit das schon seit einigen Tagen zu hohen Haufen aufgeschichtete Heugras an der warmen Sonne trocken und dürr werde. Was den blinden Sennen anbetrißt, so saß er, über die Worte der Schrift nachsinnend, welche er heute vorlesen gehört, auf dem Bänklein vor der Hütte.

Dazu läuteten melodisch aus der Ferne die Glocken der Kühe, welche am Fuße des Wisenhorns weideten. . . .

Reverend Holyday, welcher einen schwarzen Rock ohne Kragen, eine weiße Halsbinde und einen breiten Quäkerhut trug, näherte sich nur vorsichtig der Semmensütte, spähend, ob nicht etwa der Heerdenstier oder der zottige Bari die Gegend unsicher machen möchten. Aber der Stier war seit dem Tage, da ihn Fritz bei den Hörnern gefaßt, nicht mehr auf die Weide getrieben worden und Bari lag an der Kette. Leise trat er zum alten Tuback heran, aber nicht leise genug, um nicht gehört zu werden. Der Blinde hatte es schon von Weitem wahrgenommen, daß ein Fremder sich nahe. Sein Ohr vertrat getrenlich das Amt eines Stellvertreters seines verlorenen Gesichtes.

Als der Reverend vor dem Blinden stand, sagte er in feierlichem Predigerton:

„Der Herr sei mit Dir, mein Sohn, der Du nach Gottes Gebote den Sabbath heiligest.“

Der Blinde erwiderte:

„Es heißt das dritte Gebot: Am siebenten Tage ist Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Fremdling der in deinen Thoren ist. So hat es Jehovah auf dem Berge Sinai den Israeliten verkündet.“

Indessen hatte der Reverend einen spähenden Blick in die Käsküche geworfen, deren Thür offen stand. Mit dem Ausdruck des Entsetzens trat er einen Schritt zurück, rufend:

„Wehe Dir! Du kennst das Gesetz und haltest es nicht. . . . Dort drinnen seh ich Dein Weib, welches buttert, und Deinen Sohn, welcher Käse macht. Heiligest Du den Sonntag auf solche Weise?“

Der alte Senne ließ sich durch diese strafenden Worte nicht aus der Fassung bringen. Er entgegnete:

„Ich kenne das Gebot der Juden, aber ich bin ein Christi. Ich bin müßig, weil ich blind bin. Wäre es nicht so, dann würde ich die Hände keineswegs übereinander legen und die Andern für mich arbeiten lassen.“

„Wisset Ihr denn nicht, blinder Mann, daß es heute Sonntag ist?“

„Der Evangelist Marcus meldet in 2. Capitel, 28. Vers: Der Sonntag ist um des Menschen Willen gemacht und nicht der Mensch um des Sonntags Willen, sagt der Herr.“

„Deshalb sollten Eure Leute dennoch das Gebot halten,“ eiferte der Reverend, „das Gebot, welches Jehovah unter Donner und Blitz seinem auserwählten Volke ertheilt hat. Denn Jehovah ist ein zorniger Gott.“

Der alte Tuback war nicht weniger bibelfest, als der Mann mit der weißen Halsbinde; er entgegnete:

„Und wiederum sagt Marcus im 21. Vers des 3. Capitel, daß der Herr zu den Pharisäern sprach: Soll man am Sabbath Gutes thun oder Böses thun? Das Leben erhalten oder tödten? . . . Und ich sage: Soll ich meine Milch verderben und meinen Rahm sauer werden lassen, weil es Sabbath ist? Soll ich jeden siebenten Tag mein Vieh in die Ställe stellen, daß es hungre?“

„Wie finden dann Euer Weib und Eure Kinder Zeit, zu beten und den Herrn zu loben, wie es am Sonntage geboten ist?“

„Wir Alle haben unsere Pflicht als Christen erfüllt, wenn auch unser Gebet nur kurz war“, erwiderte der Blinde. „Denn es heißt im Evangelium Matthäi 6. Capitel 7. Vers: Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel Worte machen . . . Und wiederum sagt der Evangelist im 7. und 8. Vers des 15. Capitel: Ihr Heuchler! Es hat wohl Jesaias von Euch geweissaget und gesprochen: Dieses Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber sein Herz ist ferne von mir.“

Dem Reverend begann es vor der Bibelfestigkeit des blinden Sennen zu grauen, aber auch er war in der Schrift wohl bewandert.

„Da wisset Ihr auch, daß der Evangelist, auf welchen Ihr Euch berufet, uns lehrt: Wehe den Menschen, durch welche Aergerniß kommt.“

„Ja, so heißt es im 18. Kapitel, 7. Vers,“ — so lautete des Alten Antwort, der um nichts weniger als um eine solche verlegen sich zeigte. „Aber was sagte der Herr, als seine Jünger am Sabbath Lehren anstraften und aßen und die Schriftgelehrten und Pharisäer sich darüber ärgerten? Ihr könnt es nachlesen, wohllehrwürdiger Herr, was der Evangelist Lucas darüber sagt im 6. Kapitel“ . . . . .

Reverend Holyday hatte seinen Meister gefunden. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und schlich sich mit ebenso leisen Wolfsschritten davon, wie er gekommen war. Bei sich selber aber dachte er, der römische Papst hätte dann doch so Unrecht nicht, der seinen Gläubigen verbiete, die Bibel zu lesen und nach ihrem Sinne auszulegen . . . . . Der Erfolg dieser Diskussion über die Sonntagsheiligung war der, daß sich nun ein Hochkirchenmann mehr auf dem Wege nach Rom befand. Das hatte, wider Willen, der blinde Tuback mit seiner Bibelfestigkeit bewirkt . . . . .

Indessen war die Mittagsstunde herangerückt. Lischen und Röschen waren, nachdem sie ihren Kirchweg, zwei Stunden hin und zwei Stunden her, glücklich zurückgelegt, auch wieder zu Hause angelangt. Nachdem sie dem Vater den Bibeltext vorgelesen, über welchen der Herr Pfarrer gepredigt hatte, wurden sie von der Mutter ermahnt, die Sonntagskleider abzulegen und dieselben mit dem bescheidenen Werktagsgewande zu vertauschen. Dann setzte sich die ganze Familie zu Tische und verzehrte mit gutem Appetit das einfache Mahl, welches die Mutter, nachdem sie mit dem Buttern fertig geworden, bereitet. Weil es Sonntag war, gab es Fleisch, aber nicht frischgeschlachtetes, sondern ein Stück „Gediegenes“, was die Mutter ertragut zuzubereiten verstand.

Es kommt nämlich auf den Alpen und Sennbergen gar nicht selten vor, daß ein Kind durch einen Sturz in die Tiefe oder durch einen von den Felswänden sich lösenden herunterfallenden Stein oder durch einen andern Zufall verunglückt. Sind keine Ansichten vorhanden, das verwundete Thier zu heilen, so wird es sogleich geschlachtet. Einen Theil des gewonnenen Fleisches sucht man in den nächsten Dörfern bestmöglich zu verkaufen; ein anderer Theil wird zu eigenem Gebrauche gesalzen oder geräuchert, auf höhern Alpen auch nur an der Luft getrocknet. Solches Fleisch und etwa jenes eines in's Haus geschlachteten Schweins bilden den ausschließlichen Fleischverbrauch des genügsamen Sennenvolkes.



Das „Gediegene“, welches heute auf dem Familientische das Hauptgericht bildete, rührte von einem solchen Kinde her, welches von einem vom Bisenhorn herrunterrollenden Felsstück getroffen worden war. Die Mutter hatte es nach den von der Großmutter überlieferten Vorschriften mit kundiger Hand gefalzen, gewürzt und dann zwischen zwei Brettern unter schweren Steinen gepresst. Das zarte, rosenrothe, in dünne Schnitten zertheilte Fleisch hätte einem Feinschmecker als Lederbissen geboten werden dürfen.

Noch saß die Familie Tuback beisammen und ließ sich es schmecken, als eine Gesandtschaft vom Jungferstein anlangte. Dieselbe bestand aus einem Feldschützen und einem Mitgliede der Liedertafel, welcher letzterer Abgesandter ein entfernter Vetter der Familie Tuback war. Nachdem Vetter Tuback Allen der Reihe nach die Hand geschüttelt, brachte er sein Anliegen vor. Es sei vom gemischten Chor, von den Feldschützen und den Liedertäflern, welche zufällig auf dem Jungferstein zusammengetroffen, ein Ball improvisirt worden; nun aber stelle sich heraus, daß Mangel an Tänzerinnen wäre. Der Vetter und die Base möchten es erlauben, daß Lischen und Röschen, welche höflichst dazu eingeladen seien, daran theilnehmen möchten.

Aber schon bevor der Sprecher seine wohlgeordnete Rede vollendet, schüttelte der blinde Senne entschieden verneinend den grauen Kopf. „Heute,“ sagte er, „wäre für die Mädchen keine Zeit zum Tanzen. Bei dieser schönen Witterung soll das liegende Heu, welches beinahe acht Tage in Schochen bleiben mußte, eingebracht werden. Nichts für ungut, Vetter Albrecht, aber die Mädchen bleiben zu Haus.“ . . .

Da half kein Bitten und kein Beten, noch die schiefen Mäulchen der Mädchen, denen ein Tanz mit den munteren Schützen und Sängern gerade erwünscht gewesen wäre. Die Gesandtschaft mußte unverrichteter Dinge wieder nach dem Jungferstein wandern.

Hänschen hatte während des Vormittags die Wetterfschochen wacker vertheilt. Gleich nach aufgehobener Tafel ging nun das junge Volk, welchem sich einige hilfreiche Nachbarn angeschlossen, mit Gabeln und Rechen daran, das Heu zu wenden und zu lockern. Auch die warmen Sonnenstrahlen thaten ihre Pflicht. Noch stand das Tagesgestirn hoch am Himmel, als das dürre Heu schon unter den Gabeln und Rechen knisterte und den eigenthümlichen aromatischen Geruch verbreitete, welcher dem gewürzhaften Bergheu eigen ist.

Nun ward dasselbe von einem Theil der Heuerleute zu langgestreckten, wallartigen Haufen zusammengebracht, während Friß ging, den Stier vor die „Schnecke“ zu spannen. Die Schnecke, oder wie's im Dialekt heißt, „der Schnegg“, ist ein Fuhrwerk, halb Wagen, halb Schlitten, für die steilen Abhänge der Bergwiesen berechnet. Ein halbes Duzend Mal zog der Stier mit seiner unbändigen Kraft den hochbeladenen „Schnegg“ nach dem Heuboden. Endlich wurde der letzte Rest aufgeladen, als die Sonne kaum noch über die westlichen Gebirgsketten herüberguckte. Dem letzten Fuder folgten Heuer und Heuerinnen, Gabel oder Rechen auf der Schulter tragend, und sangen ein fröhliches Lied. Da erblickte Hänschen, welcher oben auf dem hochbeladenen Wagen saß, von weitem die abziehenden Sänger und Schützen und sandte ihnen einen weithinschallenden Jodeler nach.

## Im Gebirge.

Betrachtungen über die Veränderungen an der Oberfläche der Erde  
von

B. von Büllerstorf-Arbair.

Der Anblick hoher Berge und Felsen übt auf den Menschen einen eigenthümlichen Reiz aus. — Die Einbildungskraft, das Gemüth, das ganze Wesen des Beschauers werden mächtig angeregt und eine eigene Gedankenreihe entsteht neben dem Genusse, der sich, man kann sagen, unbewußt in seine Seele einschleicht.

Wer einmal solche Eindrücke erfahren, der sehnt sich darnach, sie wieder zu erneuern, die reine, kräftigende Luft im Gebirge einzuschlüpfen und Höhen zu erreichen, von welchen freiere, weitere Aussicht geboten ist, wo das Himmelsgewölbe in seiner ganzen Größe und Pracht das Gemälde der Erdoberfläche abschließt und einrahmt. — Die Ruhe und Stille der Umgebung erfassen das ganze Sein und versetzen das aufgeregteste Gemüth in einen Zustand wohlthuenden Gleichgewichtes, das sich in ungezügelter Freude und innerer Befriedigung zu erkennen gibt. — Man fühlt sich losgelöst von allen Banden beengenden Verkehrs, frei und ungebunden in Mitte einer neuen Welt und wähnt sich näher dem göttlichen Walten der Kraft und des Gesetzes.

Der Mensch fühlt aber nicht allein, sondern beobachtet und denkt, wo er mit offenem Auge den Erscheinungen entgegengestellt ist. Er rückt diesen letzteren im Geiste wie in der That näher, steigert dadurch sein Interesse und seinen Wunsch, sie zu erforschen, bis zur wissenschaftlichen Erörterung und strebt, soweit seine Kräfte reichen, nach Wissen und Erkennen, welche, wie Humboldt sagt, die Freude und die Berechtigung der Menschheit sind.

Nückt man den Bergen immer näher, bis man in deren inneres Getriebe, in ihren Haushalt, einen Blick werfen kann, so wächst das Verlangen, den Ursachen nachzuforschen, welche zu allem mit ihnen zusammenhängenden Erscheinungen Anlaß geben, die Folgen zu erkennen, welche äußere Einflüsse auf Form und Umrisse der Erhöhungen und Niederungen im Allgemeinen ausüben. Man schaut dann in Spalten und Risse, wo Wasser, Gerölle, Felsenstücke und Erdmassen aller Art ausbrechen, und verfolgt ihren Weg bis zum Thale. Hier sieht man neue durch diesen Schutt gebildete Erhöhungen, Hügel und Vorberge, gleichsam die Kinder jener größeren, mächtigeren Väter.

Einzelne Felsenstücke, groß, scharfkantig, liegen zerstreut in Mitte von Fichten, Zirbeln und anderen Bäumen im Thale umher, manche noch kahl und verhältnißmäßig frischeren Bruches, andere ältere von Flechten, Moos und anderen Pflanzen fleckenweise oder ganz überzogen, endlich auch solche, auf welchen bereits Bäume sich entwickeln konnten, deren Wurzeln nicht selten wie Klammern den Stein umfassen und in das tiefere Erdreich reichen, nach besserer Nahrung suchend.

In manchen Thälern liegen ganze Bergtheile in Stücken wirr durch einander geworfen, anderswo sind es großartige Erdabstürzungen, welche mit Wald und Stein das Thal überdecken, oder mächtige Lawinen und Eisbrüche, welche auf ihrem Wege Alles vernichteten, was sich ihnen entgegenstellte.

Dazwischen rieseln Wässer, die nicht selten, von dem herabkollernben Schutt der Berge überdeckt und verschüttet, ihren Lauf verändern mußten, im Beginne oft versumpfend oder Seen bildend, bis es ihnen gelingt, sich ein neues Bett zu graben, in welchem sie fröhlich dahinbrausen, über Stock und Stein hinweg, schäumend, tobend und im Lichte spielend.

Ihre Arbeit ist dauernb, so lange die Bedingungen ihres Lebens gegeben sind, sie lassen sich verdrängen, in Dünste umwandeln, aber nicht vernichten, und wo den fließenden Wässern ein einstürzender Bergtheil den Weg verlegt, da sammeln sie sich, bei entsprechender Nahrung, zum Angriffe auf die widerstehenden Hindernisse, bahnen sich über dieselben hinweg neue Wege und streben als Wasserfälle oder in kühnen Sprüngen nach ihrem Ziele, den ruhigen Lauf in der Tiefe zu erreichen. Sie nagen fortwährend an den hemmenden Wänden und an ihrer Unterlage, bis sie, wenn auch nach mehr als tausendjähriger Arbeit, die Wege finden können, die sie in letzter Auflösung zum Meere führen. Sind die Zuflüsse nicht genügend, um den Seen einen Abfluß zu verschaffen, so erhalten diese sich als solche, so lange die Verdunstung nicht größer wird als der Zufluß, trocken endlich in diesem Falle aus und es bedeckt sich der Grund mit um so üppigerer Vegetation, als Schlamm und Erde sich darauf ansammelten.

Die Bäche und Flüsse, welche in ihrem Laufe nicht gehemmt werden, begnügen sich aber nicht damit, die feste Kruste zu durchfurchen, sie nehmen auch feste Theile mit sich im Verhältniß ihrer Wassermasse und Geschwindigkeit und der leichter oder schwieriger lösbaren Theile der von ihnen durchzogenen Gebiete. — Diese Theile der festen Erdkruste werden geschoben, gerollt oder in Staubform im Wasser getragen, ans Ufer gelegt und dahin versetzt, wo das fließende Wasser ein geringeres Gefälle besitzt und die Lasten nicht mehr tragen oder schieben kann, die es früher bewältigte. — Oft finden die Wässer unter den sie überbedeckenden Massen Abfluß oder schaffen sich einen Weg durch Kanäle, Spalten und Fugen unter der Oberfläche, das Erdreich, das sie durchfließen, durchfeuchtend und lösend. — Was sie an Sand und Vegetationstheilen mit sich führen, das geht mit ihnen unter der Oberfläche nach tiefer gelegener Gegend, wo es allmählig abgelagert wird, zuweilen die benutzten Wege verstopft und Sumpf und See in höheren Schichten bildet, oder bis das Wasser andere Auswege gefunden, um als Quelle zu Tage zu treten und seinen Weg nach tieferen Lagen zu verfolgen.

Die Nahrung, welche die Wässer alle erhalten, kommt aus dem Luftkreise, welcher der Träger aller Feuchtigkeit ist, die zum weitaus größten Theile vom Meere, aber auch von allen Wasseroberflächen des Festlandes durch Verdunstung der Luft zugeführt wird, wenn diese letztere in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung mit derselben steht.

Die Luft ihrerseits nimmt Feuchtigkeit auf, im Verhältniß ihrer Wärme. Wird sie mithin gezwungen, an den Bergen hinauzusteigen oder im Allgemeinen in kältere Gebiete zu strömen und von ihrer Wärme im Ausgleiche mit diesen zu verlieren, so giebt sie die überschüssige Feuchtigkeit in Form von Niederschlägen ab. Solche Niederschläge werden dort, wo ganze Gebirgsketten den wärmeren Luftströmungen sich entgegenstellen, am ergiebigsten sein und wir sehen in der That,

daß die Schneegrenze hoher Gebirge an dieser Seite tiefer herabreicht als an den anderen Abhängen.

Im Winter oder in jenen Höhen, wo die Temperatur unter dem Nullpunkte steht, bleibt der fallende Schnee auf dem Erdboden liegen und häuft sich daselbst an. Es bilden sich ausgedehnte Schnee- und bei andauernden tiefen Temperaturen Firn- und Eisfelder. Das fließende oder stehende Wasser erstarret, füllt, in Eis verwandelt, Spalten und Fugen zwischen Felsen und im Erdreiche aus und verwandelt dieses letztere in einen harten Körper bis zu entsprechenden Tiefen. — Das Eis nimmt aber einen größeren Raum in Anspruch als das Wasser, aus welchem es gebildet worden und übt demgemäß einen unwiderstehlichen Druck auf die einschließenden Wände aus, schafft sich größeren Raum und sprengt oder verschiebt die entgegenstehenden Hindernisse und hebt mehr oder weniger die bestandenen Verbindungen der Felsen- oder Erdtheile auf, so daß diese nur durch die bindende Kraft des Eises aneinander hängen. Diese Kraft erlahmt indeß, sobald genügend warme Luft oder die erwärmenden Strahlen der Sonne den Zauber lösen und das Eis wieder in Wasser verwandeln. — Dann stürzen die ihres Zusammenhanges beraubten Felsen- oder Erdtheile, je nach der Neigung der Bergabhänge, zu Thal, oder das Erdreich wird aufgelockert und erweicht, entbehrt der früheren Verbindung mit seiner Unterlage und, wo die Neigung des Bodens der Bewegung günstig ist, verschiebt es sich thalab mit größerer oder geringerer, oft ganz unscheinbarer Geschwindigkeit.

Nicht selten stürzen unter solchen Einflüssen mächtige Felsenblöcke herab, Laminen von Schnee und Eis, aber auch solche von Erde und Steinen zerstören Alles, was sich ihnen auf ihrem Wege entgegenstellt, Wälder, Wiese nund Material aller Art mit sich führend und zuweilen Tod und Verderben bringend. Aber selbst dann, wenn keine solche Katastrophen eintreten, ist das Zerstörungswerk des Wassers und die dadurch bedingte Bewegung der Massen an den Abhängen eine fortwährende, wenn auch langsam oder in Intervallen vor sich gehende, und es ist eine bekannte Thatsache, daß manche Felsenberge nicht so sehr ihrer Steilheit wegen schwer zu besteigen, sondern gefahrvoll sind wegen der von den Höhen unter dem Einflusse zunehmender Wärme herabfallenden und rollenden Steine.

Auf jenen Höhen, wo die Temperatur unter dem Nullpunkte beharrt und wo gleichzeitig Ebenen und Mulden bestehen, da bilden sich bleibende größere Schnee- und Eisfelder oder Gletscher von oft sehr bedeutender Mächtigkeit. Ist ihre Unterlage eine geneigte, so bewegen sich diese compact scheinenden, aber elastischen Eismassen nach tieferen Standpunkten, ähnlich einem langsam fließenden Strome, gelangen in wärmere Luftschichten, nähren flüssig geworden zahlreiche Bäche und Quellen und geben so den Tiefen allmählig und je nach den waltenden Temperaturverhältnissen das Wasser ab, welches von den Niederschlägen früherer Epochen herrührt und gleichsam für spätere Zeiten aufbewahrt wird.

Die Reibung, welche die drückenden Eismassen in ihrer Bewegung ausüben, vermehrt die Wärme an ihrer Unterlage, löst fortwährend Stein und Erdreich von dieser letzteren ab und ein Drei von alle dem gelangt als Grundmoräne ins Thal und bildet sehr bedeutende Schutthügel und Wälle. Andere Steinmoränen sammeln sich auf der Oberfläche der Gletscher dort, wo diese letzteren von Felsenspitzen uub

Räumen übertagt werden, welche ebenfalls ins Thal mit dem Gletschereise selbst gelangen.

Manche Gletscher schreiten außerordentlich rasch vorwärts, so daß man noch grüne Sträucher erblicken kann, wo schon nebenan das Eis vorgebrungen ist. Im Allgemeinen jedoch ist die Bewegung im Durchschnitt eine langsame, aber immer andauernde. Die Gletscher wie die beweglichen Erd- und Steinschichten veranlassen mithin eine namhafte Erosion, die sich selbst auf den härtesten Gesteinen zu erkennen gibt und im Gletscherwasser deutlich wahrnehmbar ist. Abgesehen von allen diesen Vorgängen der Zerstörung der Höhen erfahren alle Gesteine, in Berührung mit der Feuchtigkeit an ihrer Oberfläche, eine Zersetzung, die wir Verwitterung nennen und welche die Arbeit des Wassers erleichtert.

Ein ungeheurer Umsatz von Material aller Art wird sonach durch das Wasser von den Höhen nach den Tiefen gefördert und dieses Zerstörungswerk der Höhen und die Neubildungen in den Tiefen sind allerorten, so alltäglich und oft so unscheinbar, daß man ihrer nur selten gedenkt, wenn nicht besondere Erscheinungen auftreten, welche unser Leben, unser Eigenthum und unsere Einrichtungen gefährden oder vernichten. Dennoch vergeht kein Augenblick, in welchem die Oberfläche der Erde keine solchen Veränderungen erlitte.

Diesem Vorgange in der Natur und der Summirung aller großen und kleinen täglichen Veränderungen im Laufe langer Zeitperioden verdanken wir alle die großen und ausgedehnten Ansammlungen von Geschieben und Geröllen, welche den Untergrund ganzer Ebenen und Länder bilden, von den Bergen bis zum Meere und seinem Grunde. Viele dieser Geröllschichten haben ungeheure Mächtigkeit und wiederholen sich in parallelen Lagen in der Tiefe. Manche sind mit Erdarten in Verbindung getreten und zu festen Conglomeraten geworden, welche eigene Felsarten darstellen.

Abgesehen von diesen Neubildungen, welche aus den Höhen ihren Ursprung nehmen und durch die Wasserläufe fortgebildet werden, sind jene Veränderungen der Thalsohle bemerkenswerth, welche am Fuße der Gebirge selbst vor sich gehen. Sie sind zweierlei Art, je nachdem die abgelösten Theile der Berge von größerer oder geringerer Höhe auf verschiedenen Neigungen der Abhänge herabrollen und je nachdem sie aus dem Zerreibungsproceß als Sand und Erde und kleinerem Material bestehen, oder große Bruchstücke sind, welche im Falle ein gewaltiges Moment annehmen.

Kleinere Bruchtheile, Sand und Erde gleiten an den Wänden und Abhängen herab und bilden Schuttkegel, die an dem Berge selbst angelehnt bleiben und vergrößern dessen Basis im Thale. Größere Bruchstücke hingegen, welche, von bedeutenderen Höhen fallend, eine namhaftere Geschwindigkeit erlangen, setzen im Thale ihren Weg fort, bis die Reibungswiderstände ihrer Bewegung ein Ende machen. Sie werden demgemäß im Laufe der Zeit, je nach der Bruchfähigkeit und Höhe der Bergklämme, einen mit diesen nahezu parallelen Wall bilden, der sich allmählig durch Vegetation und Wasserzufuhr zu einem compacten Höhenzug ausbildet. Zwischen diesem und der ursprünglichen Bergkette entsteht nun ein Thal, in welchem die Wässer sich sammeln und ein Bett eingraben, das um so größere Bedeutung gewinnen kann, je länger das Thal selbst ist und je günstiger die Neigungsver-

hältnisse desselben sind. Das eingeeigte fließende Wasser wird aber nummehr von zwei Seiten genährt und kann sich unter Umständen zu einem bedeutenderen Flusse oder Ströme ausbilden, welcher die Resultate seiner Arbeit mittelbar oder unmittelbar ans Meer bringt.

Nach alledem ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Berge, von welchen das Material zur Bildung aller unserer Ebenen und angeschwemmten Gebiete herrührt, mit der Zeit an Mächtigkeit und Höhe verlieren müssen, daß sie also in vergangenen Epochen massiger und höher waren und mehr Material den Thälern zuführten als heutzutage. In diesem Falle waren aber auch selbst unter gleichen Verhältnissen der ihnen zugeführten Niederschläge die Gletscher der Gletscher und ihre Moränen weit ausgebehnter und bedeutender. Die Gletscher selbst wirkten naturgemäß auf die Lufttemperatur ihrer Umgebung deprimirend ein und reichten in Folge dessen und in Folge ihrer größeren Ausdehnung und Mächtigkeit tiefer herab. Ihre Ausläufer mochten daher in manchen Fällen in Breiten und Ländern bis ans Meer reichen, welche in der Gegenwart einem gemäßigten Klima angehören.

Daß in der That die Gletscher eine weit größere Ausdehnung in früheren Epochen besaßen, ist bekanntlich noch jetzt nachweisbar und mit genügender Sicherheit festgestellt, während das Zurückführen dieser Eiszeit auf kosmische Ursachen oder auf Veränderungen der Lage unserer Erdgare sehr hypothetischer Natur sein dürfte. Wie dem immer sei, gewiß bleibt, daß im Laufe langer Zeitperioden länderbildende Verschiebungen von Material aus den Höhen nach den Niederungen der Erdkruste stattgefunden haben, daß die Höhen an Material verloren, die Niederungen daran gewonnen haben.

Die unmittelbare Folge solcher Vorgänge ist aber, daß auch der Druck der Oberflächen auf ihre Unterlagen ein anderer geworden und einer fortwährenden Veränderung entgegengeht. Mit der Veränderung des Druckes geht indeß auch eine Veränderung der Wärme derselben Erdschichten vor sich, denn durch vermehrten Druck vermehrt sich verhältnißmäßig die Wärme der Körper und diese letztere Vermehrung ist dann wahrnehmbar, wo diese Körper nicht in unmittelbarer Berührung mit der Luft stehen, also ein Ausgleich mit der Temperatur der letzteren erschwert oder fast unmöglich gemacht ist.

Wir wissen in der That, daß tiefere, unter größerem Drucke stehende Erdschichten einer Wärme ausgesetzt sind, welche dem in der Tiefe circulirenden Wasserneße mitgetheilt wird, und daß erbohrte oder überhaupt aufsteigende Quellen um so höhere Temperatur besitzen, als sie tieferen Erdschichten entstammen.

Welche Erhöhung der Temperatur im Innern der Berge unter dem Drucke der aufliegenden Schichten waltet, erfahren wir unter Anderem bei jeder Durchbohrung von Tunneln für unsere Eisenbahnen, wo die Hitze bei weiterem Vordringen gegen die inneren Bergtheile bis zur Unerträglichkeit sich steigert und durch künstliche Zuführung äußerer Luft gemildert werden muß, um den Arbeitern Leben und Gesundheit so viel als möglich zu sichern.

Umgekehrt wird aber bei Abtragung höherer Erdschichten die Wärme des Innern frei und tritt mit der äußeren Luft in nähere Berührung, wodurch der Ausgleich der Temperatur erleichtert und gefördert wird.

Was zunächst den Druck anbelangt, so wird dieser, wo der Widerstand der Unterlage nicht groß genug ist, eine Einsenkung des drückenden Körpers veranlassen, bis das Gleichgewicht zwischen Druck und Widerstand gleich ist, wo dann diese Druckbewegung sich in Wärme umsetzt. Das Einsinken schwerer Gegenstände können wir auch im Kleinen und selbst an unseren Gebäuden gewahren, welche im Beginne einer sichtbaren Senkung unterworfen sind und zwar je nach der Festigkeit der Erdschichten, auf welche ihre Grundmauern gestellt werden. In dem Schlammgrunde Venedig's z. B. sinken die Bauten nachweisbar immer tiefer und würden sich noch mehr senken, ja gar nicht bestehen können, wenn ihre Unterlage nicht mittelst Verpfählungen verdichtet und mit diesen ein festerer Untergrund erreicht würde.

Der Boden aber, auf welchem Bauten stehen, erfährt unter Umständen durch Wasser, Wind und Vegetation eine Erhöhung, so daß Reste ganzer Städte unter dem Einflusse von Einsenkung und Aufschüttung endlich von der Oberfläche gänzlich verschwinden und dort der Pflug hinweggeht oder Wälder und Hügel bestehen, wo einst auf anderen Erdschichten die Wohnsitze der Menschen standen und eine Thierwelt und Vegetation sich entwickelt hatte und lebte, deren Reste nun mit begraben liegen unter neuen Oberflächen.

Welche Mengen organischer Substanzen zur Vermehrung der Erdschichten beitragen und mit diesen allmählig relativ tiefere und tiefere Lagen einnehmen, kann schon eine beiläufige Rechnung anschaulich machen.

Es leben heutzutage nahe an 1500 Millionen Menschen auf der Erde. Von diesen sterben jährlich über 40 Millionen und wenn man das Gewicht eines derselben im Durchschnitte zu 50 Zoltpfund annimmt, so beträgt das Gewicht der jährlich Sterbenden über eine Million Tonnen.

Aber es stirbt nicht allein der Mensch auf dieser Erde, Alles was lebt und gedeiht, geht demselben Ende entgegen. Wie weit Pflanzen und Thiere an materiellen Stoffen der Erde überlassen, ist nicht leicht zu berechnen. Gleichwohl dürften sowohl Thiere als Pflanzen, jedes für sich, viel mehr der Erde abgeben als das Menschengeschlecht. — Würden aber im Ganzen nur 3 Millionen Tonnen jährlich abfallen, so würde in einem Jahrtausend eine Zunahme von Stoffen der Erdoberfläche zugeführt, welche mindestens 3000 Millionen Tonnen betrüge. Und wenn auch vorausgesetzt werden wollte, daß in früheren Epochen das Menschengeschlecht nicht so zahlreich gewesen sein mochte wie in unserer Zeit, so ist zu bedenken, daß im Verhältniß die Thierwelt und die Vegetation vollen Ersatz dafür bieten konnten.

Welche unermesslichen Lager von Kohle und von anderen einem früheren Leben angehörigen Stoffen in den Tiefen der Erde geborgen liegen und weiter oder näher der gegenwärtigen Oberfläche gelagert sind, ist bekannt. Sie alle lebten im Lichte der Sonne, nährten sich von der Luft, von der Feuchtigkeit und von Stoffen, die sie in ihrer Umgebung fanden; sie alle sind heimgekehrt zu den Tiefen der Erde, die ihre Wiege gewesen und ihr Grab geworden sind.

Welche Zeitperioden erforderlich waren, um diese Stoffe so tief unter der gegenwärtigen Oberfläche zu betten wissen wir nicht, aber sicherlich ist ein Jahrtausend ein nur kleiner Bruchtheil derselben. Daraus erklärt es sich aber, welche

Unmassen von organischer Substanz sich auf der Oberfläche anhäufen, um von anderen und von unorganischen Bestandtheilen der Erde überdeckt zu werden.

Der Umfang der Erde ist gleichwohl dadurch nicht größer geworden, denn eher würde eine Verkleinerung desselben aus manchen Erscheinungen hervorgehen. Es muß mithin nicht nur eine ewige Veretzung von Material in seitlicher, sondern auch eine in der Richtung des Mittelpunktes der Erde vor sich gehen.

Wir haben bemerkt, daß durch die seitlichen Veretzungen von Material das frühere Gleichgewicht des Druckes der Oberfläche auf ihre Unterlage gestört wird und daß mit dieser Störung auch eine solche in der Vertheilung der Wärme vor sich geht. Die größere und kleinere Wärme, in welche die bedeckten oder abgedeckten Schichten gerathen, leitet aber einen neuen Kreislauf von Erscheinungen ein, welche in der Veretzung und Umwandlung der organischen Stoffe, des Wassers und wohl auch der unorganischen Materie bestehen. Durch diese Veränderungen werden Gase und Dämpfe entwickelt, chemische Proceße gefördert, welche zu anderen Verbindungen der materiellen Elemente Anlaß geben und Kräfte entseßeln, welche auf die neu entstandenen Oberflächen zurückwirken. Dieser Proceß geht stetig und andauernd, bald beschleunigt, bald verzögert, aber unaufhaltsam vor sich. Die Erde, auf der wir leben, wird demgemäß unter ihrer Oberfläche nicht nur von Wasser, sondern auch von Gasen und Dämpfen, besonders in tieferen Schichten, durchzogen sein, welche durch Canäle und sonstige Verbindungen sich bewegen, in leeren Räumen, gleichsam in Seen sich ansammeln und wo sie keinen weiteren ungehinderten Lauf nehmen können, den Widerstand dann zu beheben suchen werden, wenn ihre Spannung vermehrt wird.

Diese Spannung hängt aber von dem Drucke, welcher über den Dämpfen und Gasen lastet, und von der Temperatur ab, in welche sie gerathen.

Vermehrt sich die Höhe der Schichten an der Oberfläche eines Thales, so werden auch Druck und Wärme für die unteren gesteigert, Gase und Dämpfe entseßeln größere Kraft und beseitigen die Hindernisse, die ihrer Ausbreitung entgegenstehen, in der Richtung des geringsten Widerstandes, meist also nach Oben zu, so weit bis das Gleichgewicht zwischen diesem letzteren und der Spannung eingetreten ist. Es werden mithin in Folge der sich mehrenden Schichten an der Oberfläche Hebungen an irgend welchem Punkte derselben stattfinden.

Wo die Höhen sich verminderten, da tritt ein anderes umgekehrtes Verhältnis ein. Denn einerseits wird wol der Widerstand, welcher den Gasen und Dämpfen des Innern entgegensteht, vermindert und unter Umständen eine Hebung dieser neuen Oberflächen erleichtert, andererseits wird aber auch ihr Entweichen in den Luftkreis erleichtert und befördert und es vermindert sich im Verhältniß des abnehmenden Druckes die Wärme, wodurch eine Verringerung der Spannung hervorgerufen wird, die ihre Hebungskraft schwächt und unter Umständen sogar eine Senkung jener Oberflächen zur Folge haben kann.

Wir sehen hier von den im Innern der Erde in größeren Tiefen herrschenden Zuständen der Wärme- und Gasentwicklung vollkommen ab, da wir darüber zu wenig Kenntniß besitzen, um Schlußfolgerungen darauf zu bauen. So viel mag indeß bemerkt werden, daß, wenn in diesem Innern heißflüssige, außerordentlich erwärmte Massen sich befinden und aus denselben eine Emanation von Gasen und



Dämpfen stattfindet, diese letzteren von den Veränderungen der Erdoberfläche in ähnlicher Weise in ihrer Ausbreitung und Spannung beeinflusst werden müssen, wie die Gase und Dämpfe der Erdkruste, in welche die ersteren einzubringen vermögen. — Wo solche Gase und Dämpfe in Berührung mit heißflüssigen Materien stehen und durch gesteigerte Temperatur hohe Spannung erreichen, können Laven an die Oberfläche gepreßt und selbst Explosionen veranlaßt werden, welche örtliche Veränderungen und Erschütterungen hervorzubringen vermögen.

Was die Zustände der Erdkruste selbst betrifft bis zu solchen Tiefen, in welchen die Materie noch starr und nicht flüssig ist, so wäre auch zu berücksichtigen, daß die größere Wärme eine Vermehrung des Volums der einsinkenden und überdeckten Schichten bedingt und daß auch dieser Umstand Hebungen hervorzubringen geeignet ist, die, wenn sie sich auch nicht leicht messen und beurtheilen lassen, dennoch ebenso stattfinden müssen, wie die aus denselben Ursachen erfolgenden Senkungen abgedeckter, folglich abgekühlter Schichten.

Wir haben bisher in kurzen Zügen die Veränderungen darge stellt, welche im großen Ganzen die plastische Gestalt der Oberfläche der Erde auf ihren festen und sichtbaren Theilen, in Folge der Wasserläufe und der Spannung der Gase und Dämpfe unter derselben, erleidet, haben aber nicht weiter den Lauf der Wässer bis ins Meer und die mehrfachen Neubildungen und Gestaltungen unserer Küsten berücksichtigt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir ein Bild dieser Veränderungen unserer Küsten entrollen. Die sogenannten Deltas der Flüsse und Ströme, die Bänke, welche im Meere und bei den Mündungen der Süßwässer entstehen, sind die Resultate des von den Flüssen herbeigeführten organischen und unorganischen Materials, das zu jenem hinzukommt, welches die Strömungen des Meeres herbeibringen und dort zu Boden sinken lassen, wo eine Ausbreitung der Ströme stattfindet oder im Allgemeinen die Geschwindigkeit derselben vermindert oder durch Widerstände ganz aufgehoben wird.

Diese Widerstände, welche das dichtere Salzwasser, oder überhaupt eine größere relativ ruhende Wassermasse den Flüssen entgegenstellt, werden unter Umständen durch die Kreuzungen der Meeresströmungen oder durch den Anprall der Meereswellen erhöht, welche auch ihrerseits neues Material herbeiführen.

Dadurch werden Küstenbildungen und Veränderungen erklärlicher Weise hervorgehen, welche sehr beträchtlich sein können und von welchen wir schon in kurzen Zeiträumen uns Gewißheit verschaffen können. — Wir kennen zur Genüge Orte, welche noch in geschichtlicher Zeit am Meere lagen, heutzutage aber zum Inland gehören oder nunmehr durch Lagunen und Sümpfe von demselben getrennt sind. Wenn auch Hebungen Aehnliches bewirkt haben mögen und wirklich bewirken, so ist dennoch die Anhäufung von Material in Folge der Meeresströmungen und der Flußmündungen auf die Küstenbildung von Bedeutung gewesen und hat nicht minder auf Hebungen und Senkungen zurückgewirkt.

Man mag die Bedeutung der Veränderungen in letzterer Beziehung für gering achten, gleichwohl sind diese Veränderungen unserer Erdkruste immer andauernde, summiren sich im Laufe der Zeiten und bringen Gestaltungen hervor, die, aus unscheinbaren Vorgängen abgeleitet, dennoch eine große Gestalt erlangen.

Gewiß ist andererseits, daß Kräfte im Innern der Erde zum Ausdruck gekommen sind, welche unsere Gebirge emporgehoben haben, diese sind nach Allem, was sich in den Gesteinen derselben als Reste einer Meeresfauna und -Flora findet, aus dem Meere emporgehoben oder aus flüssigen Massen aus dem Innern der Erde emporgetrieben worden und durch Anhäufung von Laven entstanden.

Thiere des Meeres, welche Kalk oder andere feste Substanzen ausscheiden, bauen große Riffe und compacte Hügel und Berge aus den Tiefen des Meeres auf. Sie entziehen diese Substanzen dem Seewasser und auch der Vegetation in demselben, um sie an bestimmten ihren Lebensbedingungen entsprechenden Orten anzusetzen. Sie erreichen im Laufe der Jahrtausende die Oberfläche des Meeres und legen Schichten über Schichten von unglaublicher Mächtigkeit. An der Oberfläche hört ihre Thätigkeit auf, sie haben aber durch dieselbe an bestimmten Orten des Meeresgrundes Massen angehäuft, welche einen Druck auf ihre Unterlage ausüben, der früher nicht bestand. Sie werden also allmählig einsinken, so weit bis der Widerstand ihrer Unterlage dem Drucke gleich wird, den sie ausüben und dann Wärme erzeugen. Damit veranlassen sie aber nicht nur die Entstehung von Gasen und Dämpfen, sondern auch eine andere Vertheilung und eine andere Spannung der bestehenden, welche wieder zu Hebungen und Senkungen Anlaß gibt.

Gleichzeitig treten aber überall im Meere noch andere Erscheinungen hinzu, welche in gleicher Weise auf einer Seite zerstörend, auf der anderen aufbauend wirken.

Die Strömungen des Meeres stellen gleich jenen der fließenden Wässer am Festlande eine erobirende Kraft vor, welche dort, wo sie Widerstände findet, in der Beseitigung derselben Ausdruck findet.

Es kann wol nicht alleinig dem Zufall oder der ungleichartigen Hebung zugeschrieben werden, wenn Einbuchtungen der Küsten stattfinden; denn wir sehen, daß allen größeren Golfen und Einbiegungen des Landes in der Regel eine mehr oder mindere starke Meeresströmung zuläuft, welche hier die Küsten benagt und zurückdrängt, dort Schlamm, Sand und organische Substanzen anhäuft. Es ist wohl anzunehmen, daß an jenen Küsten, wo Einbuchtungen und große mehr oder minder geschlossene Golfe bestehen, die Temperaturverhältnisse und andere Erscheinungen in denselben eine relativ größere Depression der Meeresoberfläche herbeiführen und daher die Richtung der Strömungen in dem Sinne beeinflussen, daß dieselben in eben diese Golfe einlaufen, aber da sie nun ein Mal dahin gelangen, so müssen sie eben dort, wo sie die Küsten erreichen, erobirend wirken und das gewonnene Material an anderen Orten des Meeres wieder absetzen, daher auch ihrerseits die Küstenlinie verändern.

Die Organismen des Meeres und zunächst in der Nähe der Küsten fügen dem unorganischen Erosionsmaterial noch anderes hinzu. Die Thiere vom größten bis zum kleinsten, in sehr großer Menge vertreten, die Pflanzen, alle welche im Bereiche des Meeres oder in demselben fortkommen, leben, vermehren sich und sterben wie alles Organische. Ihre todtten Leiber fallen mit den von den Strömungen getragenen unorganischen Producten zu Boden und vermehren so die Schichten Schlammes oder Sandes, in welchen sie eingebettet bleiben. — Begraben unter den sich fortwährend neu auflegenden Schichten ähnlicher Gattung erleiden sie größeren Druck und größere Wärme, geben zu Entwicklung von Gasen und Dämpfen

Anlaß und versehen die bestehenden in Bewegung und größere Spannung und sind wieder Ursache von vertikalen Bewegungen der Erdoberfläche.

So bauen sich Schichten auf Schichten auf aus Material anderer Gegenden, das Meer wird an diesen Orten seichter und seichter, die marine Thierwelt ändert sich aber je nach den Bedingungen der veränderten Existenz unter geringerem Drucke, größerem Lichte, größerer Wärme und anderer Vegetation, um dann ebenso der Erde anheim zu fallen wie die vorhergehenden. Der Druck, den die unteren Schichten erfahren, gibt diesen mehr Consistenz und jene Theile der Organismen, welche der Zersetzung widerstehen, bleiben in ihnen eingegraben oder, wenn sie nur im Beginne dieser Zersetzung widerstanden, lassen sie je nach der Beschaffenheit des Schichtenmaterials den Abdruck ihrer Formen bestehen.

Werden diese Schichten durch innere Erdproceße endlich gehoben, so heben sich auch mit ihnen diese organischen Reste anderer Epochen und wir finden in der That heutzutage marine Ueberreste in den Tiefen des Erdbodens auf dem Festlande und auf hohen Gebirgszügen, von welchen letzteren gar viele von erstaunlicher Mächtigkeit und Ausbreitung den Meeresorganismen ganz oder zum Theile ihr Bestehen verdanken.

Sie enthalten die Geschichte nicht nur der organischen und unorganischen Welt früherer Epochen, sondern auch jene der Veränderungen im plastischen Aussehen unserer als fest angenommenen Erdkruste. Dieses Aussehen selbst verändert sich aber mit jedem Augenblicke, wie wir oben darzustellen versuchten. Welche Zeitperioden zu alledem erforderlich waren, mit welcher größeren oder kleineren Geschwindigkeit sich Ansammlungen und Zerstörungen, Hebungen und Senkungen vollzogen, wer weiß es? Unsere geschichtliche Zeit ist jedenfalls zu kurz, um nur einen, wenn auch winzigen, Anhaltspunkt, zur Ergründung solcher Zeitperioden zu bieten. Wir wissen nur, daß unter unseren Augen solche Veränderungen wirklich vorgehen, daß sie von Kräften herrühren, die immer bestanden haben und in allen Zeiten und Epochen der Materie bestehen werden, daß ein Wechsel der Gestalt und des Ortes der Materie in jedem Augenblicke ihres Lebens vor sich geht, und endlich daß die Erde von heute nicht mehr dieselbe ist wie die Erde von gestern, deren materielle Theile sowohl seitlich wie nach vertikaler Richtung in ewiger Bewegung sich befinden und andere Verbindungen unter sich eingehen. Wir kennen aber keinen Anfang, wir kennen kein Ende und selbst der Begriff der Unendlichkeit, wie ihn unsere Phantasie und unser Verstand darzustellen versuchen, ist ein relativer und bezieht sich nur auf unsere begrenzte menschliche Einsicht und Auffassung, nicht auf die grenzenlose Wirklichkeit derselben.

Hebungen und Senkungen einzelner Theile der Erdkruste sind bekannte und beständige Erscheinungen, die theilweise meßbar geworden und zuweilen gewaltthätig, oft nur als Erschütterungen der Oberfläche auftreten, im Allgemeinen aber große Zeiträume umfassen, in welchen dieselben unter einander abwechseln.

Sie sind, wie wir gesehen, die Folgen fortwährender Aenderungen im Gleichgewichte des Druckes und der Wärme, welche an unserer Oberfläche durch die lateralen Versetzungen der materiellen Theile derselben hervorgerufen werden. Sie stehen aber auch unter dem Einflusse kosmischer Erscheinungen und Einwirkungen,

welche eine Veränderung der Schwere, also auch des Druckes, an der Oberfläche der Erde bedingen.

Sonne und Mond sind namentlich von maßgebender Bedeutung in dieser Richtung. Die Anziehung, welche diese Körper zunächst auf die Oberfläche der Erde ausüben und welche, je nach der Entfernung und Stellung jener Körper von jedem Punkte dieser letzteren, der Schwere verschiedenen Werth geben, ist bekanntlich die Hauptursache der Ebbe und Fluth auf dem Meere. Es erhebt sich unter dem Einfluß dieser Anziehung eine mächtige Welle, welche mit ihrem Rammte der Bewegung dieser Himmelskörper und vorzugsweise dem Monde folgt. Der Wellenberg ist um so höher, je näher der Mond der Erde ist und je nachdem Sonne und Mond in derselben oder anderer Richtung wirken.

Wenn nun dieser Einfluß von Sonne und Mond für den flüssigen Theil der Erdoberfläche Geltung hat, so muß derselbe wol auch auf dem Festlande wirksam bleiben, ob wir ihn nun wahrnehmen können oder nicht.

Dieser Einfluß besteht nun darin, daß diejenigen Theile der Erdoberfläche, auf welche Sonne und Mond zunächst wirken, einen verhältnißmäßigen Theil ihrer Schwere, in Folge der Anziehung in entgegengesetztem Sinne, einbüßen. Unter solcher Anziehung üben daher die Körper der Oberfläche, ob flüssig oder fest, einen geringeren Druck auf ihre Unterlage aus und es vermindert sich in diesem Falle der Widerstand, welcher der Spannung der Gase und Dämpfe im Innern der Erde entgegenstand. Unter solchen Verhältnissen werden demnach durch die Expansion der Gase und Dämpfe Hebungen erleichtert, welche um so bedeutender sein können, je nachdem die genannten Himmelskörper vereint oder in verschiedener Richtung, näher oder ferner von der Oberfläche der Erde stehen.

Daraus werden sich aber auch seitliche Bewegungen dieser Gase und Dämpfe folgern lassen, welche auf die Oberfläche zurückwirken können und örtliche Erschütterungen, vulcanische Erscheinungen oder bleibende Veränderungen derselben im Vereine mit den directen Einwirkungen zu bewirken im Stande sein dürften. In der That ist das, wenn auch erklärlicher Weise nicht immer zutreffende, Eintreten von gewaltsamen Erscheinungen dieser Art, zur Zeit der größten Nähe von Sonne und Mond, vielfach beobachtet und constatirt worden, so daß an einen gewissen Zusammenhang desselben mit der Stellung jener Himmelskörper wohl kaum zu zweifeln sein möchte.

Ist das aber der Fall, so werden auch weniger fühlbare Veränderungen an der Oberfläche der Erde stattfinden, Hebungen und Senkungen derselben vor sich gehen, welche durch kosmischen Einfluß nicht direct hervorgerufen, aber indirect gefördert werden.

Diese Veränderungen hängen in ihrer fortschreitenden Richtung von der Richtung der Bewegung von Sonne und Mond und der Umdrehung der Erde ab und werden mithin einer gewissen Verschiebung nach einer und derselben Richtung im großen Ganzen unterworfen sein, weil die Stellung und relative Bewegung der genannten Himmelskörper der Richtung nach in bestimmten Zeiträumen eine stets wiederkehrende ist.

Auch die meteorologischen Erscheinungen und mit ihnen die Niederschläge, welche die verschiedenen Punkte der Erdoberfläche in scheinbar sehr ungleichartiger

Weise erreichen, sind in ihrer Wiederkehr bestimmten Gesetzen unterworfen und bleiben sich für entsprechend größere Zeiträume im Durchschnitte gleich, sowohl in der Richtung, aus welcher sie an bestimmte Punkte gelangen, als in der Häufigkeit der Erscheinungen und in der Menge. Sie werden daher in constanter Richtung diejenigen Veränderungen in der Gestalt der Erdoberfläche hervorrufen, von welchen wir oben sprachen, und ein Fortschreiten von Zerstörungen und Neubildungen im bestimmten Sinne innerhalb langer Zeiträume bedingen.

Bei der noch geringen Kenntniß der Gestalt und plastischen Anordnung der Massen auf unserer Erde, wie dieselben in anderen weit zurückliegenden Epochen sich dargestellt haben, ist es schwer oder garricht möglich, diesen Verschiebungen factisch nachzugehen; aber daß die Oberfläche der Erde in früheren Epochen ein anderes Aussehen gehabt, daß die Vertheilung von Land und Meer eine andere gewesen, ist außer Zweifel und wird durch tausendfache Beobachtungen von Thatfachen erwiesen, dem Auge aber dargethan durch die fortwährenden Veränderungen, welche in kürzeren oder längeren Perioden fühlbar vor sich gehen.

Die Materie, aus welcher auch diese Erde als winziger Theil des Universums besteht, ist Eine. Ihre verschiedenen Bestandtheile erfahren jedoch fortwährende Aenderungen der Form und des Wesens, des Ortes und der Bedingungen ihres Daseins in der Zeit. Diese Veränderungen sind in zweifacher Richtung kenntlich, in physisch mechanischer und in chemischer Beziehung. Die physikalischen und mechanischen Veränderungen, welchen wir hier unsere Aufmerksamkeit zuwenden, sind wahrnehmbar durch Bewegung der materiellen Theile und Massen, also durch sichtliche Ortsveränderung. Die chemischen hingegen werden bedingt von den Beziehungen der Elementartheilchen der Materie, innerhalb welcher Bewegungen vor sich gehen mögen, die unmittelbar nicht wahrzunehmen sind, sondern sich in Veränderungen kundgeben, welche im Aussehen und im Wesen der Körper stattfinden.

Beide Veränderungen sind aber gleichzeitig bestehend, gehen in einander über und sind nicht von einander zu trennen. Alle sind Gesetzen unterworfen, die unveränderlich und ewig wirken und das Leben der Körper bedingen. Ob organisch, ob unorganisch, ob groß oder klein, sind alle diese Körper und unter ihnen auch unsere Erde dem Walten der Naturkräfte untergeordnet. Sie wurden gebildet und entwickelt aus der bestehenden Materien des Weltalls und aus der Wechselwirkung ihrer kleinsten und größten Theile aufeinander. Sie ändern ihre Formen und Gestalten und ihren Ort im Raume, und selbst ihre endliche individuelle Auflösung ist die Grundlage neuen Lebens und anderer Gebilde.

## Die Entwicklung der Schifffahrt in der neueren Zeit.

Von

**W. v. Freeden,**

Director a. D. der Seewarte.

Um das Jahr 1840 vollzogen sich zwei Epoche machende Ereignisse in der Entwicklung der Schiffbaukunst, und ihre technischen Wirkungen wurden unterstützt und getragen von politischen und volkswirthschaftlichen Be-

gebenheiten von so folgenreicher Natur, daß man den Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts als den Wendepunkt ansehen darf, an welchem sich in der Geschichte der Schifffahrt die ältere und die neuere Zeit von einander scheiden. In der Technik des Schiffbaues wurde der Sieg der Propellerschraube über die Schaufelräder und die Anerkennung der Ueberlegenheit des Eisens über das Holz als Material für den Schiffbau das Signal für die Erschließung des oceanischen Verkehrs auch für Schraubendampfer. Die nächste Folge davon war eine scharfe Concurrenz zwischen den im alten Besitz stehenden Segelschiffen gegen die sich eindringenden Dampfer, mit ihren natürlichen Rückwirkungen auf den Wettstreit in der äußerst möglichen Vervollkommnung beider Systeme von Schiffsbauten. Von politischer und wirtschaftlicher Seite her hat aber seit der Entdeckung der Seewege nach Ost- und Westindien durch Vasco de Gama und Columbus die oceanische Schifffahrt keinen größeren Impuls erfahren, als durch die Zerstörung der an die Siege der Befreiungskriege, sowie an die Revolutionen von 1830 geknüpften Hoffnungen der Völker Mitteleuropas, welcher eine nie zuvor gesehene Auswanderung nach den Vereinigten Staaten und eine unerhörte Entwicklung der Wohlfahrt des weiten Ländergebietes derselben folgte, welche dann selber wiederum fördernd auf die Auswanderungslust einwirkte. Verschiedene Missernten in Europa und die gleichzeitige Entdeckung der Goldfelder Californiens und später Australiens trugen ein Weiteres bei, den Strom der Auswanderung immer neu zu versüßen, und die wissenschaftlichen Bestrebungen von Maury und Genossen vereinten sich mit den auf die Vergrößerung der disponiblen Schiffsräume und die höchst erreichbare Schnelligkeit der Dampfer wie namentlich der Segler gerichteten Studien der Schiffbautechniker, um den Europamäuden die Ueberfahrt so bequem und kurz als möglich zu machen. Die Kriegsmarine nahm an allen diesen technischen Bestrebungen so zu sagen keinen Antheil, verhielt sich eher abweisend gegen diese Neuerungen, bis endlich nach den Erfahrungen des Krimkrieges auch für sie die Stunde schlug, wo sie in die von der Handelsmarine nunmehr genügend aufgeklärten Bahnen einzulocken begann. Doch ist ihre Geschichte anfänglich so einseitig als möglich und beschränkte sich auf den Kampf zwischen Panzerung und Geschützwirkung; während in den Bestrebungen der Handelsmarine von Anfang an die verschiedensten Richtungen des vielgestaltigen Gewerbes erkennbar sind, treten strengere, dann aber um so ausgiebigere Untersuchungen erst viel später bei der Kriegsmarine in den Vordergrund.

Es dürfte nicht überflüssig sein, durch eine kurze Skizzirung der Entwicklung der Seeschifffahrt und des Schiffbaues vor 1840 auf die genauere Auseinandersetzung der seitdem sich Bahn brechenden Verbesserungen und Neuerungen vorzubereiten.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war alle Schifffahrt auf dem Meere sowohl, wie auf den Seen, Flüssen und Canälen des Binnenlandes durchweg Segelschifffahrt. Die schlanken Formen der mittelalterlichen und antiken Ruderschiffe waren freilich längst verlassen, als man den Gebrauch der Riemen daran gab, welche das weniger bewegte Mittelmeer Jahrtausende lang geduldet hatte. Nur Spanien conservirte bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein auf seinen Kriegs-

schiffen eine Anzahl Ruderknechte; die stolzen Gallionen der Armada von 1588, mit welchen Philipp II. seinem Unmuth über die so spröde als legerische jungfräuliche Königin von England Luft machen wollte, führten unter dem tiefsten Kanonendeck noch eine Ruderbank, welche in der hohen Dünung der spanischen See und des Canals freilich ihre Bestimmung völlig verfehlte. — Dagegen brach sich als atlantisches Schiffsmobell das hochbordige, hinten und vorn castellartig aufragende Seeschiff Bahn, welches den ebenso geformten und noch jetzt üblichen Nordlandsjollen nachgeahmt war. Handels- und Kriegsschiffe in den Zeiten seit 1600 waren wegen der Piraterie der Raubstaaten und der schrankenlosen, in den häufigen Kriegen blühenden Raperwirthschaft so ziemlich überein gebaut. Kam Krieg, so besetzte man die ohnehin immer mit Geschütz und wegen Unbequemlichkeit der Takelung mit starker Mannschaft versehenen Handelsschiffe nur noch stärker mit Leuten und Kriegsmaterial aller Art und das Schlachtschiff war fertig; und im Frieden vermietheten die Regierungen die wenigen ihr gehörenden Kriegsfahrzeuge an die meistbietenden Kaufleute ihrer Länder. In Großbritannien hatten die sog. Cinque ports von Sandwich, Poole, Dover, Faversham und Suffolk das Vorrecht der Kriegsleistung, wofür sie eine Anzahl Privilegien und Freibriefe genossen. Gegen die spanische Armada liefen unter 197 englischen Schiffen von zusammen nur 29 744 Tons (151 Tons durchschnittlich) mit 15 785 Mann Besatzung nur 34 königliche Schiffe aus, gegen 38 allein von der Stadt London und 57 von den Cinque ports complet ausgerüstete Schiffe. In den späteren Kriegen Großbritanniens gegen Holland, als England die holländische Suprematie zur See mit Hilfe der von Cromwell um 1650 erlassenen Navigationsacten brechen wollte, und später gegen Frankreich und Spanien im Bunde mit Holland, dessen Statthalter König von England geworden war, änderte sich dies Verhältniß aber allmähig, indem die englische Krone nach und nach sich eine Anzahl größerer Schiffe allein zu Kriegszwecken und besonders von stärkerem Verbande als die gewöhnlichen Kauffahrer erbauen ließ. Frankreich genoß des unzweifelhaften Segens, daß sich seine erste wissenschaftliche Körperschaft, die Akademie, des bis dahin überall empirisch betriebenen Schiffbaugewerbes annahm, die Gesetze des Gleichgewichts, der Stabilität und der Bewegung studirte und seine Wertdirectoren bereits im Laufe des 17. Jahrhunderts bei der Construction und Besegelung der Kriegsschiffe nach wissenschaftlichen Grundsätzen verfahren. In Schweden legte der Chefconstructeur der königlichen Flotte, Chapman, den Grund zum wissenschaftlichen Schiffbau, indem er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestimmte Formeln für die Dimensionen und klare Gesetze für die Takelung, sowie für Größe und Art der Segel aufstellte, welche in Scandinavien und Deutschland große Anerkennung fanden. Dagegen herrschte in England bis über den Anfang des jetzigen Jahrhunderts, ja bis zu dessen Mitte hin, die reine Empirie, gerade wie noch heut zu Tage im Geschützwesen, so damals durch das ganze Gebiet des Schiffbaues. Selbst die schweren Kriege Englands gegen Napoleon änderten nichts an den hergebrachten Gebräuchen, wenn auch im Laufe des 18. Jahrhunderts die königliche Flotte sich mehr und mehr als selbständige Kriegsmacht entwickelt hatte, und eine stattliche Anzahl von Linienschiffen von 60—90 Kanonen und von rasch segelnden Fregatten, Kreuzern, Sloop und kleinen Fahrzeugen zählte. Das

eigentliche Schlachtschiff der Engländer am Anfang dieses Jahrhunderts war das 74-Kanonen Schiff; von den 15 Schiffen, welche vor Abukir in Nelson's Ordre de bataille aufgeführt werden (vergl. Originalbericht Nelson's über seinen Sieg bei Abukir, 1. August 1798, in Hausa, Zeitschrift für Seewesen 1878 Seite 115 ff.) führten 13 derselben 74 Kanonen mit 500 Mann Besatzung, ein Schiff 50 Kanonen mit 433 Mann und eine Brig 20 Kanonen mit 212 Mann. Dagegen zählte die französische Schlachtlinie unter 13 Linien Schiffen und 4 Fregatten 1 Schiff von 120 Kanonen mit 1010 Mann, 3 Schiffe von 80 Kanonen mit 800 Mann und allerdings auch 8 Schiffe von 74 Kanonen mit 700 Mann nebst 1 Schiffe von 70 Kanonen und 700 Mann, während die 4 Fregatten 48—36 Kanonen mit 300 bis 250 Mann führten. Ueberhaupt bauten die romanischen Nationen, wie dies auch die Schlacht bei Trafalgar zeigte, mit Vorliebe recht große, mit vielen Geschützen und Mannschaften versehene Kriegsfahrzeuge, während die Engländer mehr auf Handlichkeit und Schnelligkeit derselben Gewicht legten, die sonstige Ueberlegenheit durch höhere Seemannschaft und persönliche Gewandtheit ausgleichend. Die Zahl der Masten, welche noch im 15. und 16. Jahrhundert häufig bis zu fünf betragen hatte, wurde deshalb von ihnen durchweg auf drei ermäßigt, indem der vorderste zum Bugspriet gesenkt und der hinterste zum Flaggenstock reducirt wurde. Aber wenn auch das Vorderkastell zu Gunsten des Bugspriets und der von demselben fahrenden, für die Fortbewegung und die Manöver hochwichtigen Segel allmählig gesenkt und erniedrigt wurde, so blieb doch das mächtig hohe Hinterkastell als Wohnung des Kapitäns und der Oberofficiere allen Schiffen eigen. Dagegen wurde die Breitseite, welche auf den mittelalterlichen wie den antiken Galeeren stark ausgeladen und nach oben verbreitert wurde, um den Ruderknechten den nöthigen Platz und für das Deckgefecht eine räumliche Plattform zu schaffen, später in entgegengesetzter Richtung nach oben verengt, eingezogen, theils um stärkeren Verband und in unruhiger See leichtere Bewegung zu geben, theils um das Entern von Bord zu Bord zu erschweren. Als Seeschiffe waren die Schiffe zu Anfang dieses Jahrhunderts unstreitig bequem gebaut, hielten trocken Deck und segelten ganz leidlich, wenn auch nur unter Beihülfe einer fast doppelt so starken Mannschaft als heut zu Tage erforderlich gehalten wird, weil eine Menge Verbesserungen am stehenden und laufenden Gut zu jener Zeit noch unbekannt waren. Die Amerikaner, von jeher eigenartig bei aller Nachahmung einer europäischen Kunst, verfolgten schon während ihres Unabhängigkeitskrieges das Princip, ihre Kriegsschiffe mit schweren, langen Koronnaden von großem Kaliber zu bewaffnen, gerade wie sie auch gegen die modernen Panzerschiffe mit großem Kaliber auszukommen hofften. In Folge davon führten auch die Engländer die langen 68pfündigen Koronnaden ein und verlängerten auch ihre Schiffe um ein Mähiges. Doch blieb im Ganzen das alte Verhältniß der Länge zur Breite mit 3 bis  $3\frac{1}{2}$ :1 als ein Evangelium in Kraft.

Entscheidende Aenderungen, ja selbst völliger Bruch mit dem Herkommen traten erst ein, als der Dampf als bewegende Kraft an die Stelle des Windes trat. Vom Winde bewegte Fahrzeuge müssen aus Stabilitätsrücksichten ziemlich breit gebaut werden: als dieser Vorsicht entsprechend wurde das alte Verhältniß 3 bis höchstens  $3\frac{1}{2}$ :1 angesehen. Aber bei den Raddampfern der jüngst ver-



flossenen Aera und bei den Schraubenschiffen der Jetztzeit tritt die Rücksicht auf große Fahrgeschwindigkeit so in den Vordergrund, daß man jetzt wieder zu den bei den alten Rudergaleeren üblichen Proportionen der Länge zur Breite 5:1, 6:1 griff, und sie überbietend, weil wie bei den Velocipeden und Schlittschuhläufern die große Schnelligkeit der Bewegung ein Moment der Stabilität in sich birgt, sogar bis 8:1, ja bis über 11:1 hinauf ging. So hält, um nicht von dem unpraktischen Leviathan dem 692 Fuß langen, 83 Fuß breiten ( $8\frac{1}{3}:1$ ) „Great Eastern“, sondern nur von praktisch bewährten Schiffen zu reden, die „City of Berlin“ auf 520 Fuß Länge, 44 Fuß Breite, neben 37 Fuß Tiefe und 5500 Tons Register Inhalt, also beinahe ein Verhältniß der Länge zur Breite wie 12:1, während die 497 Fuß lange, 46 Fuß breite „Arizona“ beinahe das Verhältniß 11:1 erreicht, aber dabei schneller läuft als die „City of Berlin“.

Nur glaube man nicht, daß die Erkenntniß von der praktischen Wichtigkeit oder ökonomischen Nothwendigkeit dieser Aenderungen sich sofort Bahn brach. Im Gegentheil, der Dampfschiffbau fing gewissermaßen von den ersten Anfängen der Schiffbaukunst wieder an.

In der Geschichte der Entwicklung der Dampfschiffbaukunst muß man unterscheiden zwischen Räder Schiffen, die von Menschen bewegt wurden, und zwischen den Raddampfern, wie wir sie als Dampfschiffe schlechthin jetzt kennen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Ersatz der Riemen durch Räder an den Seiten oder an den Hintersteven von Schiffen schon lange praktisch geübt und — verworfen war, bevor 1766 James Watt die Benutzung der Dampfkraft erfand, 1769 seine These aufstellte, daß jede Dampfmaschine zur Bewegung von Schiffen zu verwenden sei, und 1782 den ersten gelungenen Versuch in einem Boote auf der Clyde anstellte. Denn in einem alten Werke von Robertus Volturnius vom Jahre 1472 finden sich Holzschnitte, welche Schiffe mit 5 Paar Rädern an jeder Seite vorstellen, und wenn auch bis jetzt noch keine Skulptur oder Malerarbeit des Alterthums uns verrathen hat, ob die Alten Kunde von dieser mechanischen Anordnung hatten oder Werth auf dieselbe legten, so ist durch Voesh und Grazer uns überhaupt die Kunde der antiken Schifffahrt und des antiken Schiffbaues erst seit so kurzer Zeit erschlossen, daß recht wohl noch bezügliche Entdeckungen oder Enthüllungen erwartet werden dürften. Daß der Spanier Blasco de Garay im Jahre 1543 zu Barcelona vor Kaiser Carl V. Versuche mit einem von Rädern bewegten Schiffe machte, steht so unzweifelhaft fest, als trotz M. de Navarrete's gegentheiligem Zeugniß Mac' Gregor's genaueste Nachforschungen in den literarischen Schätzen des Klosters Simanca's bei Valladolid keinen Zweifel übrig lassen, daß die Räder seines 200 Tons großen Schiffes nicht von Dampf bewegt wurden, überhaupt in Spanien kein Zeugniß aufzutreiben ist, welches diesem Lande die Ehren dieser Erfindung sichern könnte. Allenfalls möchte Garay den Rückprall des Dampfes gegen Wasser zur Fortbewegung benützt haben.

Man thut ferner wohl, in der Geschichte der Erfindungen die mehr theoretischen oder praktisch nicht weiter verfolgten Vorschläge und selbst Versuche im Kleinen von den praktisch erfolgreicheren und zu geschäftlicher Ausbeutung gelangten Experimenten zu trennen. Man kann dabei allerdings das Unglück haben wie unser Landsmann Papin, der 1705 mit seiner Dampfmaschine eine so gelungene Bootfahrt von Cassel auf der Fulda nach Münden machte, daß die dortigen, noch

vor 40 Jahren in Göttingen wegen ihrer Rohheit berüchtigten Schifferknechte ihm Boot und Maschine aus Brodneid und Furcht vor möglichem Schaden zertrümmerten und damit jede Lust an der Fortsetzung seiner Versuche benahmen. Sonst gehören zur erstgenannten Classe von Bestrebungen die von Jonathan Hülles gemachten Vorschläge mit einem Rade am Hintersteven nach Art der jetzt noch auf amerikanischen Binnengewässern vielfach üblichen Motoren, ferner die Bootfahrt des Marquis von Jouffroy auf dem Flusse Doubs, deren mögliche Folgen von der Revolution verwischt wurden, und selbst die von James Watt 1782 ausgeführte Bootfahrt auf der Clyde. Sogar Robert Fulton's, des Amerikaners, 1803 angestellte Probefahrt auf der Seine, durch welche er von Napoleon beauftragt zu werden hoffte, dessen auf Flößen eingeschifftes Armeemittel mit seinen Raddampfern nach England hinüber zu bugsiren, brachte keine Entscheidung: sein 66 Fuß langes, 8 Fuß breites Schiff brach unter dem Druck der Maschine mitten durch, ward nothdürftig reparirt, erlangte nunmehr aber nicht die erhoffte Geschwindigkeit.

Demnoch war es Robert Fulton vorbehalten, mit der rastlosen Energie des Amerikaners es durchzusetzen, einen wirklich gelungenen, praktisch brauchbaren Versuch einige Jahre später zu vollführen, und die erste regelmäßige Packetfahrt einzurichten. Daß er sich dazu die Erfahrungen Anderer zu Nutze machte, kann man ihm um so weniger zum Vorwurf machen, als er selber mit größter Offenheit seine Maschine aller Welt gezeigt hatte. In Frankreich enttäuscht, wandte Fulton dem Continent den Rücken und reiste über Schottland nach Amerika zurück. Dort am Clyde hatten nach James Watt's Versuchen Miller von Dalswinton, sein Partner Taylor und der geniale Ingenieur Symington das Problem energisch weiter verfolgt. Symington erbaute 1802 mit Hülfe seines Patrons Thomas, des ersten Lord Dundas, das erste leidlich praktische Dampfboot für die Clyde, die „Charlotte Dundas“, welche mit einem Rade am Hintersteven die respectable Geschwindigkeit von  $5\frac{1}{4}$  Seemeilen per Stunde erzielte. Zu diesem Symington kam zwei Jahre später Fulton, machte eine Fahrt von 6 Seemeilen Geschwindigkeit mit demselben Schiff und bestellte sich darauf bei Boulton & Watt in Birmingham eine neue Maschine für ein in Amerika zu erbauendes Schiff. Und während Symington's Schiff bei Seite gelegt wurde, wie man sagte als Warnung gegen unpraktische Erfinder, gelang Fulton's Experiment in durchaus befriedigender und alsbald zur Nachahmung reizender Weise. Fultons Schiff „Clermont“ verdient schon deshalb eine nähere Beschreibung, noch mehr aber weil wir an ihm so recht deutlich erkennen, wie unklar die damaligen Ingenieure sich noch waren über die eigentlichen Erfordernisse eines richtigen Dampfschiffes, und wie Recht wir vorhin hatten, als wir sagten, daß der Dampfschiffbau gewissermaßen wieder von vorn angefangen sei.

Es scheint nämlich, daß man ein solches Vertrauen zu der gewaltigen Kraft des neuen Agens hatte, daß man freiwillig auf alle mühsam erworbenen Erfahrungen über Form und Dimensionen des ins Wasser getauchten unteren Schiffskörpers, des sogenannten lebendigen Werkes, Verzicht leisten zu dürfen glaubte. Nur damit und um eine bequeme Plattform für den Aufbau der Maschine zu erhalten, ist es zu erklären, daß man allgemein zu der ältesten, ursprünglichsten, so zu sagen, naivsten Form des Schiffes, dem kurzen, breiten, vorn zugespitzten Prahm mit plattem Boden,

fenrecht aufstehenden Seitenwänden, also scharfkantiger Kimm und glatt abgestuhtem Hintertheil zurückgriff. Die Maschine stellte man mehr nach vorne, vor der größten Breite ober dem Nullspant, vielleicht in Anerkennung der Thatsache, daß die vorderen Segel mehr ziehen als die hinteren. So war es nicht zu verwundern, daß solche plattbodige, breite, glatt abgestuhte Schiffe sich kaum lossaugen konnten im Wasser und nur mit Mühe vorwärts zu bringen waren, trotz aller an sie verschwendeten Kraft der damals schon ziemlich vervollkommeneten Maschinen. Fulton's Schiff war aber schon ein starker Schritt zur Besserung; es hatte die ungewöhnliche Länge von 130 Fuß, statt daß man früher meist mit eigentlichen Booten von 30 bis 40 Fuß operirt hatte (daher der Name Dampfboot), war also doppelt so lang, als das in Paris probirte; dabei hatte es nur  $16\frac{1}{2}$  Fuß Breite, so daß das alte Verhältniß 3 bis  $3\frac{1}{2}$  : 1 in 8 : 1 verkehrt war, was einen anerkenntenswerthen Fortschritt bedeutet. Aber die Maschine hatte nur 18 P. R. (Pferbekräfte); die Räder, der äußeren Unterstützung entbehrend, wirbelten und federten frei in der Luft und hatten bei nur 4 Fuß Breite 2 Fuß Eintauchung. Die Größe des Schiffes betrug 160 Tons. Am 21. August 1807 fand die officiële Probefahrt statt, von New-York an zwei auf einander folgenden Tagen nach Albany und ebenso zurück, wobei das Schiff eine gleichmäßige Geschwindigkeit von 5 Seemeilen pro Stunde erzielte. Der Erfolg war ein so allgemein anerkannter, daß nicht allein auf dem Hudson, sondern im nächsten Jahre auch auf dem Lorenzstrom zwischen Quebec und Montreal sich regelmäßige Packetsfahrtnlinien etablirten, trotz allem Neide und Widerstande der Segelschiffsrheder, welche allerdings bis 1816 Fulton zu Tode ärgerten, seine Erfindung aber nicht vernichten konnten. Vielmehr wurden die großen nordamerikanischen Ströme und Landseen das recht eigentliche Versuchsfeld für die neuen Schiffssysteme, und stachelte das Bedürfniß nach raschen, sicheren und billigen Verbindungen zwischen den weit entfernten Ansiedelungen zu immer neuem Eifer an, fortwährend neue Verbesserungen und Verschönerungen an Schiffen und Maschinen vorzunehmen. Die schwimmenden Paläste, welche jetzt die Binnengewässer Nordamerikas befahren und mustergiltig für alle Welt geworden sind, können als die stolze Frucht dieser Bemühungen angesehen werden. Freilich blieb die Dampfschifffahrt der Vereinigten Staaten bis in die neue Zeit hinein, bis zur Bildung der Pacific-Linie und der nordatlantischen Collins-Linie im Jahre 1847 lediglich eine Binnenschifffahrt.

In Großbritannien hatte man von andern geographischen Verhältnissen auszugehen. Das langgestreckte Inselland hat keine Ströme noch Flüsse von nennenswerther Länge; seine fließenden Gewässer münden alsbald in tief einschneidende Meeresbuchten, die, von Ebbe und Fluth belebt, sich um so günstiger für den Seeverkehr eignen. Daher hatte kaum im Jahre 1812 Henry Bell mit seinem 40' langen, über 10' breiten Boot (man sieht, wie zähe man dort am Herkommen hing) von 4' Tiefgang und 4 P. R. eine regelmäßige Passagier- und Frachtgutfahrt zwischen Glasgow und dem 22 Seemeilen entfernten Greenock eingerichtet (einen Tag hin, den anderen zurück!), als auch schon im folgenden Jahre 1813 eine Dampfbootfahrt durch See von Norwich nach Dartmouth errichtet wurde, welcher 1815 die Linie Glasgow-Dublin und rund Lansend nach London folgte. In demselben Jahre fuhr das erste Dampfschiff vom Clyde nach Liverpool als

Pionier der zahlreichen Nachfolger auf dem Meer, welche jetzt den von Dampfbooten am meisten belebten Hafen der Welt besuchen. Im Jahre 1816 wurde die Linie Chester—Liverpool eröffnet, und ein Fahr- und Schlepplienst auf dem Meer organisiert. Nachdem der Schotte David Napier 1815 eine Dampferlinie auf der Themse von London nach den unterhalb gelegenen Badeplätzen Margate, Ramsgate, Deal eröffnet hatte, stellte er 1818 den „Rob Roy“ von 90 Tons und 30 P. R. für die Linie Dover—Calais ein, welches Schiff im Postdienst zwischen Holyhead und Dublin sich schon zwei Jahre bewährt hatte. Im Jahre 1822 stiftete der später als Sir Charles Napier bekannt gewordene Admiral mit 3 Schiffen von resp. 150, 240 und 240 Tons und 30—35 P. R. die Linie Glasgow—Greenock—Liverpool. Auch auf die Nordsee getraute man sich allmählig weiter hinaus. Die Linie London—Leith wurde 1824 mit einem Schiffe von 448 Tons und 50 P. R. eröffnet, und zu dieser Fahrt 1826 der erste Leviathan damaliger Zeit, die „United Kingdom“ von 160' Länge, 26 $\frac{1}{2}$ ' Breite (also im Verhältniß 6 : 1) und von 200 P. R. eingestellt. Anfangs der dreißiger Jahre erschien das erste englische Dampfboot auf der Elbe.

Alle diese Schiffe waren Raddampfer, natürlich von Holz gebaut, und ähnelten als Seeschiffe trotz ihrer etwas größeren Länge im Verhältniß zur Breite in Form und Aussehen den Segelschiffen. Man hatte nämlich die sanfte Rundung des lebendigen Werkes, die wohlgerundete Kimm der Segelschiffe allmählig wieder nachgeahmt, auch solide Räderkasten mit festen Außenrahmen zur Stütze der Radaachsen eingeführt, aber die Räder steckten noch unmittelbar hinter den Fodrüsten und die völlige Takelung des Segelschiffes war überall beibehalten. Wie schwer man sich von letzterer trennte, davon wissen die Rheinreisenden den vierziger Jahre noch zu erzählen; um jene Zeit besuhr noch der „John Cockerill“ mit seinen drei hohen vollständig geriggten Masten den schönen Strom, obgleich Masten und Takelung nur hinderlichen Windsang vorstellten, und man seit dem Jahre 1817, wo das erste Dampfschiff auf dem Rhein sich sehen ließ, Erfahrungen hätte sammeln können, von wie geringem Nutzen Segel auf dem raschen Strome sind.

Von der Kriegsmarine ist in den ersten 30 Jahren dieses Jahrhunderts und während aller dieser Bestrebungen der Handelswelt nichts weiter zu berichten, als daß die Admiralität in England wie in Frankreich nicht allein müßig zusah, sondern in London sogar wohlgemeinte Vorschläge misanthropisch zurückwies. Erst 1821 entschloß sie sich, ein Schleppboot für ihre Kriegsschiffe, den „Comet“ von 115' Länge, 21' Breite und 9' Tiefgang bei 40 P. R. bauen zu lassen, dem 1828 eine erste Rädercorvette mit einer gedeckten Batterie, für Breitseitigesecht eingerichtet, nachfolgte. In Frankreich faßte man schon mehr Vertrauen zu den Raddampfern, und baute nach 1830 Aviso's, Corvetten und selbst Fregatten für Kriegszwecke, und begab sich selbst daran, in den vierziger Jahren ein Linienschiff von 90 Kanonen mit Rädern zu versehen, als die Ueberzeugung sich Bahn brach, daß man dann lieber zur Schraube als zum Rade seine Zuflucht zu nehmen habe. Was aber die Abneigung der englischen Admiralität gegen die Einführung der Dampfmaschinen in die Kriegsflotte noch vermehrte, war die seit 1830 sich befestigende Anschauung, daß Dampfer hinlänglich besser aus Eisen, denn aus Holz gebaut würden. Waren schon in den Augen der Kriegsleute die Raderkasten und Maschinen äußerst exponirte

und leicht tödtlich verwundbare Theile des ganzen complicirten Mechanismus, so sollte jetzt das Ganze durch eine einzige durchschlagende Kugel der Gefahr des Sinkens Preis gegeben werden; ein Loch im Holzschiffe lasse sich dicht verstopfen, nicht so ein Loch im Eisenschiff, und wenn auch die Gefahr der Entzündung durch glühende Kugeln oder durch Granatfeuer verringert sei, so trete doch eine größere Gefahr an die Stelle. Nichts beweist schlagender den Widerwillen gegen die Neuerung oder die tiefe Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Vorzüglichkeit des Holzmaterials im Besonderen, als daß die britische Admiralität noch im Jahre 1861, d. h. 30 Jahre nach den hier geschilderten Vorgängen und Stimmungen, als kaum noch ein Dampfschiff für Kauffahrteizwecke aus Holz gebaut wurde, im Parlament es durchzusetzen wußte, daß ihr zur Ergänzung ihrer Arsenalbestände an Schiffsbauholz die Summe von 949 371 Pstl., d. h. 20 000 000 Mark bewilligt wurden. Da geschichtsunkundige, officidse und nicht officidse Tagesjournalisten jetzt häufig dem Publikum einreden möchten, es sei die Kriegsmarine gewesen, von welcher die für die Handelsmarine auch nutzbar zu machenden Verbesserungen und Ideen ausgingen, so mag es nicht überflüssig erscheinen, daran zu erinnern und mit Thatfachen zu beweisen, daß das gerade Entgegengesetzte das historisch Richtige ist, daß nicht durch, sondern trotz der Kriegsmarinens die Dampfschiffahrt überhaupt, der Eisenschiffbau im Besonderen und fast alle andern epochemachenden Verbesserungen ins Leben getreten sind.

In den Kreisen der Handelsmarine regte sich um 1830 der Gedanke, daß aus Eisenplatten und Winkelisen solidere, dichtere, dauerhaftere Dampfer sich erbauen ließen als aus Holz.

Schon 1809 und wiederholt 1815 hatten Mr. Rob. Trevethick und Mr. Dickenson zu London Patente genommen auf den Bau von eisernen Booten wie von größeren Schiffen; ja selbst die teleskopartigen einzuschubenden Masten nebst Maaen und Bugspriet sollten aus Eisen konstruirt werden. Weil sie aber späterhin nichts von alledem praktisch ausführten, so behielten die Zweifler die Oberhand, deren Einer, ein Chefconstructeur einer der bedeutendsten Schiffswerften Londons seine Abwehr gegen einen drängenden Neuerer in die klassischen Worte faßte: „Sprecht mir nicht mehr von eisernen Schiffen, es ist gegen die Natur.“ Dennoch erbaute 1818 Thomas Wilson das erste eiserne Schiff auf der Clyde, den „Vulcan“, der noch heutzutage als Kohlenschlepper dort gebraucht wird. 1821 erbauten der nachherige Admiral Sir Charles Napier und Mr. Manby das erste eiserne Dampfboot „Maron Manby“ und 1824 das „Shannon Stern Packet“. Vor allen griffen der Schiffbauer Mr. Laird, in Birkenhead gegenüber Liverpool, und Mr. später Sir Fairbairn in London den eisernen Dampfschiffbau auf. Ersterer baute 1832 den ersten eisernen Ozeandampfer „Elburgh“, der zum Nigerstrom gesandt wurde, ferner 1834 die „Garry Queen“ für die Fahrt zwischen Limerick und Kilkuff und 1837 zwei große eiserne Dampfer von 550 Tons für die Fahrt auf dem Indus; Fairbairn aber baute den „Rainbow“ für die Thames and Outports von 185' Länge, bei 25' Breite (7,4:1) von 600 Tons Displacement und 180 P. S. sowie für Mehemed Ali einen eisernen Nil-Dampfer.

Doch dauerte es bis 1843, d. h. bis nach der Strandung der „Great Britain“, die auf dem Strande der Dundrum-Bai in Irland die Stürme eines ganzen Winters

aushielt, ohne wesentlichen Schaden zu nehmen, daß die Ueberlegenheit des Eisens über das Holz im Allgemeinen anerkannt wurde. Im Anfange der fünfziger Jahre wurde die Verwendung des Eisens zu oceanischen Dampfern mehr üblich und schwächterne Anfänge in dem Bau von eisernen Segelschiffen gemacht.

Inzwischen vollzog sich in den dreißiger Jahren noch ein anderer Umschwung der Ansichten, nämlich über die vortheilhafteste Art der Bewegung von Seeschiffen durch Dampf, indem die archimedische Schraube der bisherigen Alleinherrschaft des Rades Concurrrenz zu bereiten anfing.

In der Geschichte der praktischen Mechanik ist eins der interessantesten das Capitel über die Entwicklung der Schiffsschraube, besonders aus der Periode kurz vor ihrer wirklichen Einführung in die Praxis. Doch war diese Periode eine Zeitlang eine Art „geweihten Bodens“, erfüllt von einer Schaar von Prioritäts-Jägern, welche eine unparteiische Geschichtsschreibung zu einer Schwierigkeit, wenn nicht zu einer hoffnungslosen Aufgabe machten. Gegenwärtig mag diese Prioritätsfrage als abgemacht angesehen werden, nachdem allgemein anerkannt ist, daß Ericson und Smith das unbestreitbare Verdienst gebührt, 1836 die Schiffsschraube oder den Propeller in die Praxis zuerst eingeführt zu haben. Andererseits hat die Geschichte der Künste und Wissenschaften auch hier wieder zum hundertsten Male bestätigt, daß niemals eine wichtige Idee fix und fertig zur Welt kommt, und daß so auch in Betreff der Schiffsschraube ein gebührender Antheil von Ehren für andere Männer abfällt, welche schon vorher die archimedische Schraube zur Fortbewegung von Schiffen zu benutzen versuchten. Es ist z. B. wol constatirt, daß James Watt vor mehr denn 100 Jahren dem Dr. Small ein Spiralruder vorgeschlagen hat und daß in England, besonders aber in Frankreich eine große Menge Patente auf „Schrauben“ und „Würmer“ gelöst sind, lange vor der Zeit von Ericson und Smith. Denn selbst abgesehen von bloßen Zeichnungen und Entwürfen, so finden wir selbst Berichte über wirkliche Versuche aus jenen früheren Tagen, und da wir diesen „Fußtapfen im Sande der Zeiten“ gern nachzuspüren lieben, so wurden diese Versuche und Proben sowie die mit ihnen verbundenen Zufälle eine Quelle großen Interesses für uns (vergl. Hansa 1879 Nr. 7). So sollen in China schon vor Jahrhunderten Schrauben zur Fortbewegung von Schiffen verwandt sein, wie uns Mc Gregor in einem vor der Society of Arts zu London am 14. April 1858 gehaltenen Vortrage nachweist, und 1680 bereits ein noch erhaltenes Modell dieser chinesischen Schraubenschiffe nach England gebracht sein. Jetzt steht ferner, daß die Franzosen Du Ques 1729 und Masson 1745 Schrauben, Pterophoren oder Flügelträger, am Hintertheil von Booten bewegt und die Fahrzeuge damit ähnlich wie durch Wicken mit dem Riemen vorwärts getrieben haben. Watts oben erwähnte Schraube sieht aus wie ein Korkzieher von vier Umläufen. Watt aber machte zuerst den Vorschlag, dieselbe durch Dampf statt wie bis dahin mit der Hand zu drehen. Matthew Washborough 1779 und namentlich Joseph Bramah kamen der jetzt üblichen Form der in einzelne Blätter zerlegten Schrauben schon näher, indem sie Apparate wie die zur Ventilation von Zimmern gebräuchlichen Windmühlen in Vorschlag brachten. Edward Shorter erwarb sich das Verdienst, die vielen Blätter der Bramah'schen Schrauben zuerst bis auf zwei reducirt, und mit solchen zweiflügeligen Schrauben im Jahre 1802 in den königlichen Transportschiffen „Superb“ und „Dragon“ auf der Seerhebe von

Gibraltar und in offener See bei Malta gelungene Fahrten gemacht zu haben. Diese Versuche, bei welchen aber die Schrauben durch Mannschaften gedreht wurden, dauerten durch viele Stunden hindurch und fanden alle Anerkennung Seitens der Flottenoffiziere; sie sind ausführlich unter Beifügung der betr. Original-Dokumente in der Zeitschrift *Hansa* 1879, Seite 102 ff. geschildert. Der Amerikaner J. Stevens soll aber zuerst 1804 von Hoboken nach Newyork in einem Schraubenboot übergefahren sein, welches mit einer Dampfmaschine versehen war. Alle diese Versuche wurden indessen in Schatten gestellt durch die Verbesserungen, welche der Deutsche Kessel 1829 an seiner in der „Civetta“ praktisch erprobten Schraube anbrachte. Dieses 62' lange 11' breite Schiff hatte ein reicher Triester Rheber nach Kessels Anschlägen bauen lassen, und erzielte Kessel mit einer in Oesterreich construirten Maschine bis zu 6 sm Geschwindigkeit. Damit war der Beweis geliefert, daß Schrauben nicht soviel von ihrer lebendigen Kraft verlören, als die Gegner derselben und die Vertheidiger des Räderystems sich und Andre glauben machen wollten. Jetzt hatten J. Ericson, ein früherer schwedischer Kaufmann zu London, und später der Ingenieur F. P. Smith im Jahre 1836 leichteres Spiel, mit ihren resp. Schiffen, dem „Francis B. Ogden“ von 45' Länge, 8' Breite mit 2 Schrauben von 5' 3" Durchmesser und mit dem „Archimedes“ von 125' Länge, 21' Breite 80 P.-K. und einer Schraube von 5' 9" Durchmesser, auf der Themse vor den Augen der Lords der Admiralität so höchst gelungene Versuche anzustellen, daß die Herren beinahe zu Aufträgen verleitet wären. Aber unterstützt von größerer geschäftlicher Kenntniß als der früher zum Forstmann erzogene Kessel, und getragen von den reichen Mitteln englischer und amerikanischer Rheber sahen Ericson und Smith sich auch von besseren Resultaten belohnt, als unser später in Verdruß über Annahmungen des grünen Tisches und Laueheit des Publicums zu seinen Wäldern zurückgekehrter Landsmann. Der „Archimedes“ getraute sich sogar schon dem Vorurtheil entgegen zu treten, als ob Raddampfer durchaus schneller laufen müßten als Schraubenschiffe, indem er gegen den damals schnellsten Canal dampfer, die „Widgeon“, zwischen Dover und Calais um die Wette lief, und seinen Gegner bei der Ausfahrt um 9, bei der Rückfahrt um 5½ Min. schlug. Er legte die 26 Meilen lange Strecke in 2 Stdn. 1 Min. resp. 1 Stdn. 53½ Min. zurück, erzielte also die bis dahin unerhörte Geschwindigkeit von 13 sm per Stunde. Dennoch muß der „Archimedes“ sich nicht für einen regelmäßigen Packetdienst geeignet haben, denn er wurde später aufgelegt, und lag lange Zeit unbenutzt in den East India Dock's von London.

Doch hatten diese Fahrten die öffentliche Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt, daß endlich im Jahre 1843 nach siebenjährigem Bedenken die britische Admiralität den „Rattler“ in Bestellung gab, ein stattliches Schiff von 195' Länge bei 33' Breite, 18½' Tiefgang und 880 Tons Größe, und mit ihm mehrere Jahre hindurch sehr belehrende Versuche über die beste Form und Größe der Schraube anstellen ließ, d. h. über Fragen, über welche man bis dahin in vollständiger theoretischer und großer praktischer Unsicherheit geschwebt hatte.

Wir glauben mit vorstehendem geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der Schiff- und Maschinenbaukunst unsere anfängliche Behauptung gerechtfertigt zu haben, daß um das Jahr 1840 sich jene Krisis im Gewerbe vollzog, welche zum

völligen Bruch mit dem gemeinen Herkommen und zu der Einführung neuer Kräfte, Mittel und Theorien in's Schiffsbaugewerbe führte. Dieser Umschwung der Ansichten über die beste Form des Schiffskörpers, des Schiffsbaumaterials und der das Schiff treibenden Kräfte fand aber dazumal eine energische Unterstützung an dem dauernd großen Aufschwung des Seehandels überhaupt. Derselbe entsprang zum großen Theil aus der kolossalen Auswanderung aus Irland und Deutschland, eine Folge theils politischer Verstimmung, theils von Missernten in ganz Mitteleuropa und der Entdeckung der Goldfelder Californiens. Wie von dieser Auswanderung die Seeschifffahrt auch an unserer Küste Nutzen zog, davon nur ein Beispiel. Schon vor 1830 hatte der scharfsichtige Bürgermeister von Bremen, Smidt, erkannt, daß, um von dem riesig anwachsenden Verkehr Bremens mit den Vereinigten Staaten, der aber zum weitaus größten Theile von der amerikanischen Flagge vermittelt wurde, auch Bremischen Schiffen einen gebührenden Antheil zuzuwenden, eine Bremen zu eigen gehörende, dem Bedürfniß entsprechende Hafenanlage gebaut werden müsse. Deshalb wurde 1828 der Grundstein zu den Docks und Schleusen von Bremerhaven gelegt, den ersten Docks in Deutschland überhaupt, nachdem Hannover das benöthigte Terrain gegen Geldentschädigung abgetreten hatte. Wie zeitgemäß die Anlage eines größeren Seehafens war, erhellt am deutlichsten daraus, daß seitdem die Bremerhaven-Geestemünder Docks der Zahl nach vervielfacht, der Oberfläche nach verzehnfacht werden mußten, um dem Verkehr zu genügen. Doch waren dieselben ursprünglich nur für Segelschiffe eingerichtet, so daß, als 1848 der erste amerikanische Postdampfer Washington auf der Weser erschien, das Schiff auf der Rheide liegen bleiben mußte, weil die Schleusen zu eng für diesen Raddampfer waren.

Eine weitere höchst interessante und für die Entwicklung der Seeschifffahrt unendlich wichtige Folge der in's Riesige wachsenden Auswanderung war der sich entspinnende Ringkampf zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien, um den größeren Antheil an dem aus dem Transport dieser Massen zu erzielenden Gewinn. Der Kampf ist doppelt lehrreich geworden, weil hier zum letzten Male die alten und neuen Systeme um die Entscheidung kämpften. Die Amerikaner hatten seit Jahr und Tag sich den höchsten Ruhm als geniale Schiffbauer erworben. Sie hatten die französischen und schwedischen Studien über die beste Form des Schiffskörpers mit Hilfe ihrer ausgezeichneten Hölzer und Eisensorten auf's Vortrefflichste praktisch anzuwenden und auszuführen verstanden, und schon damals ihre Flüsse und Seen nicht allein, sondern auch die Ozeane mit ganzen Flotten der schönsten Segelschiffe bedeckt. Jetzt sahen sie, wie die Engländer sich ihrer erdrückenden Konkurrenz dadurch erwehren wollten, daß sie ihre Erfahrungen mit den in den britischen Küstenfahrten erprobten Seedampfern auch für den transatlantischen Seeverkehr benutzen wollten. Gewissermaßen hatten die eigenen Landsleute die europäischen Vetterern herausgefordert und ihnen den Weg gezeigt. Schon 1819 hatte das amerikanische Schiff „Savannah“ von 300 Tons, als Vollschiff getakelt, aber mit einer Auxiliarmaschine und beweglichen Schaufelrädern versehen, den Weg von Savannah nach Liverpool in 31 Tagen bald unter Dampf, bald unter Segel zurückgelegt. Und Robert F. Stockton von Newyork war nicht bloß bei Ericsons oben erwähnten Probefahrten des „Ogden“ und „Archimedes“ ein



aufmerksamer Beobachter und nach Jankeart neugieriger Frager gewesen, sondern hatte auch bald nachher einen Schuner „Robert F. Stockton“ von 70' Länge, 10' Breite, 6' 9" Tiefe gebaut und ihn versehen mit einer 16 zölligen Cylindermaschine von 18" Hubhöhe und einer Schraube von 6' 4" Durchmesser, und mit diesem Schraubendampfer im April 1839 die erste Ueberfahrt von Newyork nach Liverpool mit 6 Mann Begleitung nur unter Dampf vollendet. Es war das erste Schraubenschiff, welches vom Hafen von Newyork ausging, erregte aber durch seine Leistung einen solchen Beifallssturm, daß binnen 10 Jahren 150 ähnliche Fahrzeuge zu Schleppschiffdiensten gebaut wurden. Besonders aber griffen die englischen Rheber zu Bristol und Liverpool die Idee auf, begnügten sich nun aber nicht mit kleinen Schiffen und Hülfsmaschinen das Problem zu lösen, sondern begaben sich daran, mit großen, Passagier- und Laderraum von bisher ungeahnter Größe enthaltenden Schiffen allein unter Dampf oder nur zur Stütze und Aushilfe Segel führend, den 3200 sm weiten Weg über den Nordatlantic zurückzulegen. Ein frischerer Geist begann damals durch die englische Rhederei zu wehen. Lange genug hatte sie sich des großen Vorrechts erfreut, allein mit britischen Schiffen den Seeverkehr des Mutterlandes mit den Colonien zu vermitteln, und hierin eine Goldgrube für ihren Handel gefunden. Aber in Folge dessen hatte, wie immer, der staatliche Schuß zur Gleichgiltigkeit und Faulheit verführt und die Rhederei in Großbritannien es nicht für nöthig erachtet, von den vielen Verbesserungen in Bau und Befegelung der Schiffe Notiz zu nehmen, welche inzwischen die minder günstig situirten Nachbarn über dem Ocean eingeführt hatten. Jetzt wollten sie durch den übereilten Bau von Dampfern nachholen, was sie in Folge der mühsamen Studien der amerikanischen Segelschiffsrheder zu verlieren fürchteten. Die Amerikaner hatten sich die strenge Frage gestellt, ein Segelschiff zu construiren, welches für mäßige Anlagelosten möglichst großen Nutzeffekt verspräche, billigste Fahrt ohne Gefahr für die Sicherheit des Schiffs und die Erhaltung der Waaren gewährte, und namentlich von thunlichst wenigen Händen regiert und bedient werden könnte. Da ihre Segelschiffe schon damals so rasch und selbst rascher fuhren als die damaligen Dampfer, so hofften sie nicht ohne Aussicht auf Erfolg mit Hilfe ihrer geringen Anlage und Betriebskosten gegen die geringere Garantie in Regelmäßigkeit der Fahrten aufzukommen. Sie täuschten sich darin auch nicht, bedachten aber nicht, daß die Dampfschiffahrt ihrerseits noch entwicklungsfähiger war, weil sie ja erst in den Kinderjahren stand. Die Engländer, im vollen Bewußtsein dieses Umstandes und bei ihrem Reichthum die Kosten der Probeversuche nicht scheuend, nahmen den hingeworfenen Handschuh auf und nun entspann sich und ward durch Jahrzehnte hindurch fortgesetzt ein Wettstreit und ein Ringen um die Oberherrschaft im friedlichen Seeverkehr, der hundertfältig interessanter und für die Menschheit wohlthätiger war, als alle die berühmten Waffengänge der Römer und Karthager oder der Genueser und Venetianer um die Obergewalt im Mittelmeer. Die Amerikaner schufen damals die so berühmt gewordenen Baltimore-Klipper, mit denen sie lange Jahre hindurch den Sieg der Dampfer über die Segler aufhielten, und noch jetzt, nachdem man dieselben von Eisen und größer noch als früher baut, mit Erfolg fortsetzen. Diese mächtigen Baltimore-Klipper sind unübertroffene Muster modernen Schiffbaues geworden. Vorn scharf wie ein Messer, kaum eine

dünne Welle aufwerfend, nach der Mitte hin weit gebauht, tiefer stehend als bisher üblich und nach hinten in äußerst eleganten Linien verlaufend, die Masten von ansehnlicher Höhe und bis  $\frac{1}{10}$  hintenüberhängend, nur der vorderste geradeaufgestagt, die Raaen verkleinert, indem die Segel getheilt wurden, um sie handlicher zu machen, die Blöcke mit Frictionsrollen versehen, damit die Tawe leichter durchlaufen, die Segel der ganzen Länge nach an die Bäume gebunden, daß sie bretterartig emporragten, statt nach europäischer Art sie blos an Hals und Schooten zu befestigen und dem killenden Bauche entsagend, wurden diese schnellsegelnden Klipperschiffe bald die vielbewunderten Modelle der Segelschiffahrt, und fanden in Skandinavien wie in Deutschland und überall, wo man den Kampf ums Dasein allein mit der eigenen Kraft und dem eigenen Genie führen mußte, willige Nachahmer. Die Leistungen der Klipperschiffe begeisterten um die Mitte der vierziger Jahre einen genialen Amerikaner, den Schiffslieutenant F. Manry, mit Hilfe der Meteorologie und Erfahrungen ihnen die besten Seewege ausfindig zu machen, indem er die Capitaine veranlaßte, genaue Aufzeichnungen über die Winde und die Strömungen der See zu machen, wofür er denn die Erfahrungen aller Schiffe mit einander verglich und daraus die für die Wahl der vortheilhaftesten Seewege bestimmenden Schlüsse zog. Alle Kräfte des Geistes wie des Geldbeutels wurden angespannt, um den gewaltigen Strom der Auswanderer aus Europa nach Nordamerika und aus den östlichen Staaten der Union nach den westlichen auf die eigenen Segelschiffe zu lenken und mit der vereinigten Kunst des Segelschiffbaues wie der Segelschiffahrt jeder Concurrenz zu begegnen, welche besonders von Bristol und Liverpool angeführt wurde.

Als die Bristol-Kheder sahen, welche gefährliche Nebenbuhlerschaft um den Gewinn aus dem transatlantischen Menschen- und Waarentransport ihnen aus den amerikanischen Klipperschiffen erwuchs, so erbauten sie mit verdoppeltem Eifer kurz nach einander den „Sirius“ von 700 R.-Tons und 320 P.-R. und den berühmt gewordenen „Great Western“ von 1340 R.-Tons und 440 P.-R., welche in 17 respektive 15 Tagen mit 8 sm durchschnittlicher Geschwindigkeit und 655 Tons Kohlenverbrauch den 3200 Meilen langen Weg durchdampften. Der „Great Western“ war schon 212' lang und 35' 4" breit, 23' 2" tief, führte Cylinder von 73" Durchmesser und 7' Hubhöhe, alles Dimensionen, welche bis dahin unerhört waren. Ihnen gesellten sich Liverpooler Schiffe zu, um den Seeverkehr nach diesem Plage abzulenkten. Der „Royal William“, die „Great Liverpool“ wetteiferten mit den Schiffen der Great Western Gesellschaft, aber erst die Schaffung der von Samuel Cunard von Halifax, George Burns von Glasgow und David Mac Iver von Liverpool 1838 gestifteten und von der Regierung gleich anfangs für den Posttransport mit jährlich 55 000 Stlrl. subventionirten Cunard-Linie, der noch jetzt hochberühmten Privat-Khederei, welche bis auf den heutigen Tag nie einen Brief, nie ein Colli, geschweige denn einen Mann im Dienste oder einen Passagier verlor, brachte die nothwendige Organisation in dem Wettkampfe der Nationen. Als erstes Schiff dieser später so riesig vergrößerten Privatkhederei dampfte am 4. Juli 1840 die „Britannia“ hinaus, ein Raddampfer von 207' Länge, 34' 4" Breite (6 : 1), 22' 6" Tiefe mit je 10' breiten Rädern und von einem Tonnengehalt von 1155 R.-Tons; bei 403 P.-R. verbrauchte sie 450 Tons Kohlen. Ihr folgten 1844 die „Cimbria“ und „Hibernia“

von 500 P.-R. und 1422 Tons, welche schon statt  $8\frac{1}{2}$  sm  $9\frac{1}{4}$  sm liefen und bis 1848 die „America“, „Niagara“, „Europa“, „Canada“ von 1820 Tons und 680 P.-R., deren durchschnittliche Geschwindigkeit schon auf  $10\frac{1}{4}$  sm gesteigert wurde. Alle diese Schiffe waren hölzerne Raddampfer, die Schiffe von Bristol sowol als die von Liverpool; aber nach dem tragischen Untergang des „President“ von Bristol, welcher 1841, wahrscheinlich hilflos geworden durch Collision mit Eisbergen oder sonst an seinen Rädern durch Sturm beschädigt, auf dem Ocean mit Mann und Maus verloren ging, entschloß sich 1843 die Great Western Company nach vielen heißen Debatten im Verwaltungsrathe und in der Bristol und Liverpool Presse, in der „Great Britain“ den ersten großen **eisernen Schraubendampfer**, als das damalige Muster Schiff, zu bauen. Dies epochemachende Schiff wurde 322' lang, 51' breit ( $6\frac{1}{2}$  : 1), 32' 6" tief, von 16' Tiefgang, 2984 Tons Gehalt und 1000 P.-R., es führte 6 Masten, deren 5 mit Schratsegeln, der zweite mit Raafsegeln versehen waren. Vor Eintritt in den regulären Dienst zeigte es sich auf der Themse, wo es den Besuch der Königin, des Prinzen Albert und anderer hochstehenden Personen empfing. Versehen mit allen Verbesserungen, die man damals kannte, sollte es die Frage der Concurrenzfähigkeit Amerikanischer Klipperschiffe gegen Britische Dampfer endgiltig zum Austrage bringen, und erregte wegen dieses ausgesprochenen Zweckes schon vor Beginn seiner Fahrten die animirteste Discussion in den nautischen Blättern und wissenschaftlichen Zeitschriften diesseits und jenseits des Oceans.

Seine Geschichte ist freilich eine andere geworden als seine Heber und Erbauer gehofft hatten. Auf der ersten Ausfahrt nach Newyork im Winter 1844/45 strandete es in der Dundrum-Bai an der irländischen Küste, mußte den Winter über, allen Stürmen des Atlantic preisgegeben, auf dem felsigen Strande liegen bleiben, bewies aber, nachdem es im Frühjahr leidlich unversehrt abgebracht war, gerade dadurch die unerwartet größere Widerstandsfähigkeit des Eisens über Holz als Material für den Schiffbau, und hat so der Befestigung der Ansichten über die Vorzüglichkeit eiserner Schiffe vor hölzernen entschieden mehr Vorschub geleistet, als vielleicht durch eine Anzahl glücklicher Fahrten zwischen Europa und Amerika. Von welchem ausgezeichnetem Material die „Great Britain“ construirt war, beweist nichts mehr als die Thatsache, daß dies Schiff nur geringer Reparatur unterzogen zu werden brauchte, um seinen transatlantischen Dienst mit Erfolg wieder aufzunehmen, und noch heut zu Tage in der Fahrt zwischen Liverpool und Australien mit Glück benutzt wird. \*) Da ungerechnet die größere Festigkeit im Verbande, welche gerade wegen der Erschütterungen durch die Schraube die Anwendung des Holzes mehr und mehr bedenklich machte, eiserne Schiffe nicht der alle vier Jahre zu wiederholenden Kupferung bedürfen, welche Holzschiffe zur Sicherung gegen den Bohrwurm der wärmeren Meere erfordern; da eiserne Schiffe ferner selbst in der bewegtesten See nicht so leicht leet wurden und deshalb niedrigere Affekuranzprämien bedangen, so war von der Zeit an die Materialfrage, was Dampfer anbelangt, als eine entschiedene zu betrachten; die Anwendung des Eisens bei Segelschiffen dauerte zwei Jahrzehnte

\*) Hansa 1869 berichtet Seite 1119, daß es seine letzte Reise von Melbourne nach Liverpool damals in 53 Tagen vollendet habe, und daß dies die bisher schnellste Reise von Australien nach England gewesen sei.

länger, eben wegen der verdoppelten Anstrengungen der Amerikaner, ihren hölzernen Klipper Schiffen den höchsten Grad der Vollendung zu geben.

Aus den mitgetheilten Daten über die Fahrgeschwindigkeit der Dampfer der vierziger Jahre, welche es nicht über 8—10 sm per Stunde, d. h. diejenige mäßige Schnelligkeit brachten, welche wir jetzt von den sogenannten Frachtdampfern fordern, ist leicht zu ersehen, warum die Besitzer der amerikanischen Klipper die Partie noch lange leicht verloren gaben. Liefen doch ihre Schiffe mit günstigen Winden regelmäßig an den Dampfern vorbei, waren dabei unendlich bequemer, angenehmer, säuberlicher für die Passagiere, als die stoßenden, zitternden, schmutzigen Dampfer, so daß bis zur Zeit des Bürgerkrieges der aristokratischere Theil der amerikanischen Gesellschaft, die Cotton-Barone des Südens, nur mit Segelschiffen die jährlichen Vergnügungsfahrten nach Europa machten. Außerdem erforderten sie kaum ein Dritteltheil der Erbauungskosten, von den laufenden jährlichen Unkosten gar nicht zu reden. Dennoch war nicht in Abrede zu stellen, daß öfters die Dampfer mit den letzten Nachrichten über lange vor ihnen gefegelte Schiffe am Bestimmungsorte anlangten, während Windstille oder contraire Winde die Segler aufhielten, und so ward es eine Zeit lang Mode, den Segelschiffen Hilfsschrauben mitzugeben, welche im Fall der Noth in Thätigkeit gesetzt werden sollten. Das amerikanische Packer Schiff „Massachusetts“ von 161' Länge, 31' 9" Breite (5:1) und 20' Tiefe, 751 Tons groß mit Kajüten für 35 Passagiere erster Classe, erhielt 1845 eine Maschine von 170 Pferdekraft und zwar zum ersten Male mit den Röhrenkesseln der Locomotiven statt der bisher üblichen Kessel mit Feuerzügen, durch welchen Fortschritt man nur  $\frac{1}{10}$  des ganzen Laderaums für die Maschine abzugeben hatte. Die Schraube, zweiflügelig, konnte ausgehoben werden, wenn das Schiff nur seine Segel gebrauchte. Das Schiff kostete, Alles in Allem, 300 000 Mark nach unserm Gelde. Aber da auch dieser Versuch nicht den gewünschten Erfolg hatte, den Segelschiffen die besser zahlenden Passagiere oder gar die feinem Waaren zu sichern, so entschlossen sich jetzt einige amerikanische Gesellschaften, durch Gründung eigener Dampferlinien sich ihren Antheil an dem Gewinn aus dem stets zunehmenden Transportgeschäft zu wahren. Mit der den Yankee's eigenen Energie stifteten sie in demselben Jahre 2 Linien zugleich. Für den europäischen Verkehr gründeten sie die große Collins-Linie mit den 4 Schiffen „Arctic“, „Baltic“, „Atlantic“ und „Pacific“, alles hölzerne Raddampfer (wie auch ihre Gegner, die Cunarders, bis 1855 am Holzbau, bis 1862 an dem Räderhystem festhielten) von 3000 Tons und 800 Pferdekraft, welche die Ueberfahrt durchschnittlich in 11 Tagen machten und für jede Reise 19 250 Dollars Subvention für den Posttransport von der Regierung erhielten. Und für den Verkehr mit Californien stifteten sie, obgleich an der ganzen Westküste noch nicht die geringsten Anlagen für etwaige Ausbesserung der Dampfer existirten, die Pacific-Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche in rascher Folge eine Anzahl der brillantesten Raddampfer, die „California“, „Panama“, „Oregon“, „Tasmania“, „Golden Gate“, „Columbia“ u. s. w. in Fahrt brachte, und noch jetzt, nachdem die Collins-Linie sich 1858 auflösen mußte, in Folge vieler Fehler und vielen Unglücks, eine der colossalsten Dampfergesellschaften der Welt ist, die mit ihren 40 Schiffen von über 90 000 Tons Gehalt den Verkehr der Haupthäfen der Südsee mit denen der Ostküste Nordamerikas vermittelt.

Obgleich nun die britischen Gesellschaften sowol wie auch die Collins- und Pacific-Linie den Klipperschiffen die schärfste Concurrrenz bereiteten, so fällt gerade in die Zeit kurz vor und nach 1850 die Zeit der herrlichsten Triumphe der Segelschiffahrt. Ihr wissenschaftlicher Pfadfinder, der obengenannte Lieutenant F. Manry, in der begeisterten Sprache eines alttestamentlichen Propheten die Segler mit den Waffen der Wissenschaft und seemännischen Erfahrung unterstützend, und Capitaine wie Rheber zu den ausgesuchtesten Leistungen anfeuernd, dabei getragen von der ganzen Findigkeit, Entschlossenheit, natürlichen Seemannschaft und Energie seiner seegewohnten Landleute, hatte die Gemüthung, auf dem 15 000 Seemeilen langen Wege von Newyork nach S. Francisco vorerst noch alle Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen, und die Dampfer der Pacific-Linie bald ausschließlich auf den Panama-Ueberlandweg zu beschränken. Der Ruhm der stolzen Klipper, der „Flying Cloud“, „Flying Fish“, „John Gilpin“, „Westward Ho“, „Wild Pigeon“, „Sovereign of the Seas“, „Flying Dutchman“, „White Squall“, „Winged Arrow“, „Swordfish“ und hundert anderer erfüllte alle Welttheile. Sie durchreisten die 15 000 Seemeilen bis S. Francisco statt wie früher durchschnittlich in 180 Tagen in 120 Tagen und einzelne in noch viel weniger Zeit. Auf der berühmten Wettfahrt der „Flying Cloud“, „Hornet“, „Trade Wind“ und „Sovereign of the Seas“ gebrauchten die Schiffe von 90 bis 98 Tage, mit Etmalen von 374 sm d. h. 15½ sm durchschnittlicher Fahrt pro Stunde, Leistungen, wie sie jetzt kaum die besten Passagierdampfer des Atlantic zu vollbringen im Stande sind, und fuhren dabei Tage lang auf derselben Bahn, fast in des Vorgängers Kielwasser, so genau war ihnen der neue Weg vorgeschrieben, und so genau verstanden ihre Führer denselben innezuhalten. Aehnliche Abkürzungen der Reisebauer wurden erzielt in der australischen Segelfahrt um das Cap der guten Hoffnung, welche statt früher 150 jetzt nur noch 90 Tage erforderte und so weiter in allen Meeren. Freilich wurden die überbrachten Waaren mehr als früher vom Wasser geschädigt, wenn in dem schweren Segeln und Pressen die Nähte des Schiffes sich gelöst hatten und trotz aller Diagonalverbände der Zusammenhang des Schiffes gelodert war. Aber wunderbare Proben menschlicher Kunst blieben diese Fahrten doch um so mehr, als auch das Auge seine Freude hatte an den schlanken gefälligen Formen dieser mächtigen Schiffe mit ihren hohen Masten und vielen Segeln, gegen welche die langgestreckten steifen Körper der Dampfer mit ihrer geringen Segelfläche unvortheilhaft abstachen. Denn je mehr letztere gezwungen wurden, trotz der ins Riesige anwachsenden Baukosten das größte Gewicht auf die äußerste Schnelligkeit zu legen, desto mehr entsagten sie allmählig dem Gebrauche der Segel, verringerten deshalb ihre Mastenzahl bis auf zwei, und gebrauchten ihre Segel eigentlich nur dann noch, wenn die Segelschiffe bei zunehmendem Sturme anfangen ihre Segel zu kürzen, zu mindern oder ganz fest zu machen.

Der Kampf zwischen Segler und Dampfer ist selbst jetzt noch nicht ausgefochten, wenn auch für gewisse Strecken und bestimmte Theile des Frachten- und Personentransportes die Ueberlegenheit der letzteren zur Thatsache geworden ist. Seit den sechziger Jahren hat man angefangen, auch Segelschiffe aus Eisen und jetzt selbst aus Stahl ganz allein zu bauen, nachdem die gemischten oder Composit-Schiffe aus eisernen Rippen mit hölzerner Deplankung sich nicht sonderlich bewährt hatten,

und bereits ist eine große Anzahl eiserner Segelschiffe in Fahrt, welche mit ihren großen Dimensionen und geringen täglichen Unkosten den Dampfern in der Frachtfahrt erfolgreich gegenüberstehen, wenn auch die Passagierbeförderung letzteren fast ausschließlich zugefallen ist. Besonders in den sogenannten Gründerjahren von 1871 — 75, als die Kohlenpreise so enorm gestiegen waren, daß eine Anzahl Dampfer vorzog, zu pausiren, war die letzte glänzende Zeit der Segelschiffe. Und doch kann man bezweifeln, ob ohne den amerikanischen Bürgerkrieg und die Raubschiffe der Südstaaten, welche mit ihren in England gebauten „Alabama“ die amerikanische Kauffahrteiflotte vom Ocean wegsegelten, und ohne die nachfolgenden Schutzzölle, welche eine nicht existirende binnenländische Eisen- und Maschinenbau-Industrie erst schaffen helfen sollten, der Wettstreit der Amerikaner sobald nachgelassen hätte. Welche enorme Ausdehnung der amerikanische Schiffbau genommen hatte, und wie nahe er daran war, den weiten Vorsprung der britischen Handelsflotte auf Nichts zu rebusiren, mögen folgende wenige Zahlen beweisen, welche zeigen, wann die Flotten beider Länder Schulter an Schulter standen, ein Schauspiel, welches sich binnen 10 Jahren leicht wiederholen dürfte, um dann vielleicht nie wieder vorzukommen. Im Jahre 1820 hielt die britische Flotte  $2\frac{1}{2}$  Millionen Tons, und war doppelt so groß als die amerikanische. Bis 1840 hob sich die britische Flotte auf  $3\frac{1}{2}$  Millionen Tons, die amerikanische auf zwei Millionen. In der von uns eben geschilderten Periode des riesigsten aller Wettkämpfe zur See bis 1860 vermehrten aber die Amerikaner ihre Tonnenzahl bis auf  $5\frac{1}{2}$  Millionen, denen die Engländer nur  $5\frac{1}{5}$  Millionen entgegenzustellen hatten. Durch den amerikanischen Bürgerkrieg und die nachfolgende Gesetzgebung, die rasche Entwicklung des Eisenbaues und den alten Vorsprung in Maschinenbau, den Großbritannien seit langem besaß, verschob sich das Verhältniß aber wieder zu Ungunsten der Amerikaner, welche bis 1870 den 7 Millionen Tons der Engländer nur  $4\frac{1}{5}$  Millionen gegenüberstellen konnten. Doch hat bis 1875 der amerikanische Schiffbau sich wieder neu belebt, so daß der Tonnengehalt der amerikanischen Flotte in derselben Zeit um 440 000 Tons zunahm, während welcher der von Großbritannien sich nur um 500 000 Tons vermehrte.

Manche schmerzliche Verluste der Dampfergesellschaften im Laufe der fünfziger Jahre, Collisionen der Schiffe mit anderen oder mit Eisbergen, Feuersbrünste und Strandungen, zum Theil in Folge noch unbekannter Störungen der Compasse auf den eisernen und mit eisernen Maschinentheilen erfüllten Schiffen, wirkten zusammen, das Emporkommen der Dampfer zu verzögern, wenn auch zahlreiche neue Gesellschaften ihre Fahrten über alle Meere auszubreiten begannen. So lohnend aber auch ein Rückblick auf diese Zeit sein würde, in welcher ausschließlich bürgerliche Thätigkeit sich abmühte, die wichtigsten Erfindungen der Neuzeit im Dienste der Menschheit auszubenten und zu verwerten, so mag es doch mit der Darstellung der wichtigsten Entwicklungsphasen sein Bewenden haben. An neuen Gesellschaften etablierten sich allein zu Liverpool die Inman-Linie von 1850 mit ihren viermastigen Schraubenschiffen „City of Manchester“, (274' lang, 38' breit, 2125 Tons und 400 P.R.) bis auf die nach dem „Great Eastern“ lange Zeit größte „City of Berlin“ von 520' Länge, 44' Breite (12:1!), 37' Tiefe, 5500 Tons, 4800 P.R.; ferner die Allan-Linie von 1856, welche auf ihren Schraubenschiffen „Siberian“, „Sardinian“ zc. zuerst die Kajütenhäuser mit einem über das ganze Schiff laufenden

Promenadenbeck gegen überrollende Seen schützten, gerade so wie die um dieselbe Zeit sich einrichtenden Hamburger und Bremer Lloyd's es mit allen ihren Schraubenschiffen, der „Saxonia“, „Borussia“, „Bavaria“ zc. zc. wie der „Bremen“, „Newport“, „Wefer“ zc. machten; die bald wieder aufgelöste Galway-Linie von 1860, die Guion-Linie von 1863, welche im Bau der größten Dampfer wie der „Arizona“ von 510 Länge und 46 Breite (11:1) mit der Inman-Linie wetteifert, die National-Linie von 1863, die Mississippi and Dominion Comp. von 1870, welche zuerst auch den bis dahin den Seglern verbliebenen Baumwollentransport von den Südstaaten nach Europa ihnen streitig machte, die White Star-Linie von 1870 mit ihren Schnellschiffen „Britannic“ und „Germanic“, deren Schraubenschäfte nahe über dem Kiel liegen, so daß der untere Theil der Schrauben in solidem Wasser arbeitet und beim Stampfen nie bloßgelegt werden kann, und welche die Ueberfahrten zwischen Liverpool und Newyork bereits in 8 Tagen machten, und noch andere kleinere Gesellschaften wie die Pennsylvania-Comp., die Anchor-Linie von Glasgow u. s. w., welche ohne Ausnahme eiserne Schraubenschiffe in Fahrt setzten. Auch die Cunard-Linie, vorsichtig wie sie stets war, bequeme sich 1855 zum Eisenbau, als sie den großen Raddampfer „Persia“ von 4000 Tons, 3600 P.R. und zur Anwendung von Schrauben und Eisen, als sie 1862 die „China“ von 2529 Tons und 2200 P.R. erbauen ließ. Dazu kamen von London resp. Southampton fahrend die großartig angelegte Royal-Weit-India-Mail-Steampacket-Comp., bereits 1841 gestiftet, die Pacific-Gesellschaft für die Westküste von Südamerika, zu welcher der unermüdlche Wheelwright, in seiner Heimat Mecklenburg wohlbekannt, bereits 1825 den Grund gelegt hatte mit dem ersten an der Westküste erschienenen Dampfer und die Alles in Schatten stellende Peninsular- and Oriental-Comp. von 1854, welche den Verkehr mit Indien lange Jahre so zu sagen monopolisirte, jetzt freilich seit Eröffnung des Suez-Canals eine Menge Mitbewerber erhalten hat.

Es mag deshalb genügen, auf die in charakteristischer Weise noch hervortretenden Verbesserungen im Bau der Maschinen und Schiffe hinzuweisen, soweit sie ohne besondere Specialkenntnisse anschaulich gemacht werden können, und das Streben, vom traditionellen zum rationellen Betriebe überzugehen, veranschaulichen helfen. Sie richten sich vorzugsweise darauf, die Reisen weniger kostspielig, bequemer und geschwinde zu machen.

Die Kostenersparniß war der wichtigste Punkt. Die Segler fuhren fort, mit stets geringerem Aufwand von Menschenkräften und immer größer werdendem Laderaum ihnen Concurrenz zu machen; die Dampfer mußten auf diesem Wege nachfolgen, um zu lohnenden Dividenden zu gelangen. Das Hauptaugenmerk richtete sich deshalb auf größere Kohlenersparniß, und diese wurde erreicht, einmal durch verbesserte Kesselanlagen und weiter durch Einführung der Woolfschen oder Compoundmaschinen in die Handelsmarine. Die beliebteste Form der Kessel war lange Zeit hindurch die sogenannte Kofferkesselform, weil sie sich am leichtesten der Schiffsform anpassen läßt und so auf geringstem Raum die größte Heizfläche erzielt werden zu können schien. Nach Art der stehenden Maschinen am Lande mit Feuerzügen versehen, gestatteten sie nur  $1\frac{1}{2}$  bis  $1\frac{2}{3}$  Atmosphären Ueberdruck, wenn sie noch mit gehörigen Ankern versehen und gründlich

gereinigt werden sollten. Zu dem Ende war ein öfteres Ausblajen der aus dem Meerwasser niedergeschlagenen festen Bestandtheile erforderlich. Dies ward überflüssig, seit die Oberflächencondensatoren eingeführt und mit ihrer Hilfe der Verbrauch des Meerwassers auf ein Minimum beschränkt wurde. Als man aber anfing, mit diesen sogen. Kofferkesseln bis auf 2 bis  $2\frac{1}{3}$  Atmosphären Ueberdruck zu gehen, mußten die Anker zur nothwendigen Verstärkung der Wände von 400 mm bis auf 300 und 250 mm sich genähert werden. Jetzt konnte man zur Reinigung höchstens noch kleine Zungen hineinschicken, von denen man sich aber keiner gründlichen Erlebigung des im Seewasser doppelt nothwendigen Geschäfts versehen konnte. So verfiel man seit 1840, als der Ingenieur Hall den Oberflächencondensator an Stelle des bisher üblichen Watt'schen Condensators erfunden hatte, auf die Idee, auch in die Marine den Hochdruck einzuführen, wie man ihn unter Aufgabe jeden Condensators und Steigerung des Dampfdruckes um 1 Atmosphäre längst für Locomotiven nothwendig befunden hatte. Der seitdem gebräuchliche Hochdruckmarinekessel mit seiner runden Cylinderform, darüber gesetztem Dom und seinen Locomotiv-Feuerröhren ist die Erfindung von Niemand im Besondern. Sie wurden gleichzeitig von verschiedenen leitenden Firmen zuerst gebaut und von kleineren Fabrikanten direct copirt, da ihre Einfachheit die Bürgschaft für den Ersatz in sich trug. Aber mit der Möglichkeit, auf diese Art stärkere Dampfspannung zu erzielen, war auch weiterhin die Gelegenheit geboten, die bisher übliche Niederdruckmaschine nach Anleitung von Jonathan Hornblower, der schon 1781 die erste Idee dazu gegeben, richtiger aber nach Arthur Woolff, der nach ersten Versuchen im Jahre 1804 endlich im Jahre 1825 eine erste practische Verbindungs- (Compound-) Maschine hergestellt hatte, mit der Hochdruckmaschine zu vereinigen. Woolff löste das Problem in der Art, daß er den hochgespannten Dampf zuerst in einen engeren Cylinder leitete, nun abperrete und dann zu einer zweiten Wirkung mit der ihm innewohnenden Expansion in einen zweiten weitem Cylinder treten ließ. Der Schotte Rowan ließ nach diesem sogen. Woolff'schen Princip, oder wie man es für Marinemaschinen häufiger nennt, Compound-System, 1858 einige Maschinen mit Oberflächencondensation und Kessel für  $6\frac{2}{3}$  Atmosphären (100 Pfd. engl.) Ueberdruck bei der bekannten Firma Robert Stephenson u. Co. in Newcastle on Tyne ausführen, deren Erfolg alle Erwartungen übertraf. Wie sehr diese in der Folge noch sehr im Einzelnen verbesserten Kessel und Compoundmaschinen zur Verminderung des Kohlenverbrauchs bei gleichzeitig verstärkter Wirkung beigetragen haben, mag man ersehen aus folgender

Zusammenstellung der Unterschiede zwischen 2 Cunarddampfern, der „Britannia“, II. Schiff dieser Linie, und der „Bothnia“, XXIII. Schiff dieser Linie.

|                                                          | „Britannia“  | „Bothnia“                   | Unterschiede zu Gunsten der „Bothnia“                    |
|----------------------------------------------------------|--------------|-----------------------------|----------------------------------------------------------|
| Jahr der Erbauung . . . . .                              | 1840         | 1874                        |                                                          |
| Laderaum . . . . .                                       | 225 Tons     | 3000 Tons                   | 13,75 Mal mehr                                           |
| Passagierkabinen . . . . .                               | 90 I. Classe | 340 I. Classe ohne Steerage | 3,70 Mal mehr                                            |
| Durchschn. Geschwindigkeit v. St.                        | 8,4 sm       | 13 sm                       | 1,46 Mal so schnell                                      |
| Kohlenverbrauch per indicirte Pferbekraft und Stunde . . | 4,7 Pfd.     | 2,2 Pfd.                    | 2,5 Pfd. weniger, also Ersparniß um mehr als die Hälfte. |



Und jetzt gebrauchen bestconstruirte Maschinen kaum 2 Pfund Kohlen per indicirte Pferdekraft und Stunde, während sie früher das Drei- und Mehrfache beanspruchten, und arbeiten dabei mit 3 bis 6 Atmosphären Ueberdruck statt früher mit  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Atmosphären. Darum sind auch nach und nach alle Schiffe der Hamburger und Bremer Linien mit diesen Compoundmaschinen und Hochdruckkesseln versehen worden. Die große Ausgabe für die Ersetzung der alten Apparate durch diese neuen verzinst sich überreichlich in dem geringern Kohlenverbrauch und der vermehrten Schnelligkeit der Fahrten.

Was die erstrtebte größere Bequemlichkeit der Fahrten anbetrifft, so ging die dahin gerichtete Forderung weniger von den großen als von den kleinen Linien aus. Unter ihnen ist eine der frequentesten, aber auch von Stürmen und Ungemach aller Art schwerst heimgesuchten die zwischen Dover und Calais. An der Lösung des Problems, den Passagieren möglichst die Seekrankheit zu ersparen, versuchten sich zwei Systeme. Das eine von Mr. Reed, dem Chefconstructeur der englischen Admiralität, angegebene sogen. Bessemer System versuchte, im Schiffe einen nach Art des Compasses schwingenden Salon anzubringen, der also bei jeder Schifflage sich im Gleichgewicht, d. h. horizontal halten sollte. Zugleich sollte das Schiff, weil es Fluthhäfen mit sehr wechselndem Wasserstande anlaufen mußte, äußerst wenig Tiefgang haben und die Ueberfahrt mit 18 bis 20 sm Geschwindigkeit per Stunde binnen  $1\frac{1}{4}$  bis  $1\frac{1}{2}$  Stunden vollenden. Das neue Schiff, „Bessemer“ genannt, am 8. Mai 1875 zur ersten Probefahrt von Dover nach Calais in 1 Std. 28 Min. dampfend, erwies sich indessen insofern als ein Fehlgriff, als der schwingende Salon nicht functionirte, in Folge dessen das Schiff aus der Fahrt zurückgezogen wurde. Es war übrigens ein stattliches Fahrzeug von 350' Länge, wovon 48' vorn und hinten nur 3' über das Wasser emporragten, während der 254' lange mittlere Theil 8' höher lag und außer den 4 Radkasten für die Maschine diese selber und den 70' langen, 35' breiten und 20' hohen schwingenden Salon enthielt. Die Breite des Schiffes betrug 60' im Ganzen mit den Radkasten, die Maschinen waren von 4600 indicirten P.R., die Räder hatten 27' 10" im Durchmesser. Natürlich führte es alle bekannten Verbesserungen der neuesten Zeit, hatte einen hydraulischen Steuerapparat und eine Telegraphenleitung von der Commandobrücke zu der Maschine, wie zu der Steuerung u. s. w. Um so mehr bleibt es schade, daß die wirklich ganz neue Idee von so geringem Erfolge gekrönt wurde.

Denn die zweite Art, dasselbe Problem zu lösen, ist nicht gerade neu zu nennen, wenn man von der bewegenden Kraft der Dampfmaschine absieht. Der von uns oben genannte Mr. Miller von Dalswinton in Schottland, ein vermögender Herr von guter gesellschaftlicher Stellung, hatte in seinem Bestreben, Schiffe durch Schaufelräder von hinten her zu treiben, mit einem Kostenaufwande von 30 000 Pfst. 8 verschiedene Fahrzeuge gebaut und darunter ein dreifaches Schiff, deren Decks durch eine Plattform fest mit einander verbunden waren, während im Uebrigen die Schiffskörper völlig isolirt blieben. Zwischen den 3 Schiffen bewegte er zwei große Schaufelräder durch Maschinenkräfte, und legte so 3—4 Meilen per Stunde zurück. Noch mehr bekannt ist aber, daß die Eingebornen von Ceylon und anderer ostindischer Inseln und Küsten eine Art Doppelschiffe oder Outrigger gebrauchen,

mit denen sie trotz aller Gebrechlichkeit des Aussehens selbst in schwersten Stürmen See zu halten verstehen. Diese Catamaras benutzte Capitain Dicey, früher Hafenmeister in Calcutta, zu einem neuen Prospect, worin er sich anheißig machte, die Bewegung des Rollens und Stampfens der neuen Packetschiffe auf ein Minimum zu verringern, den Tiefgang seines Schiffes auf 6' zu beschränken, und dabei den Passagieren einen größeren Raum als bisher zu schaffen. Im Jahre 1875 brachte Dicey seine „Castalia“ in Fahrt, ein sogenanntes Zwillingsschiff, bestehend gleichsam aus den beiden Hälften eines in der Kielrichtung zerschnittenen und mit senkrechten Binnenwänden versehenen Schiffes, welche 26' von einander getrennt durch ein starkes Gitterwerk verbunden und der ganzen Ausdehnung nach mit einem gewöhnlichen Deck versehen waren, über welche sich ein centrales Sturm-Deck bis 14' über das Niveau des Meeres erhebt. Die Schiffe waren 290' lang. Zwischen ihnen, in dem 26' breiten Raume, bewegen sich 2 Schaufelräder hinter einander, indem jedes Schiff eine Maschine mit je einem Rade führt, welche also selbstständige Bewegung gestatten. Das geräumige Schiff nimmt 1000 Passagiere auf. Es befährt dem Programm gemäß, fast ohne zu rollen und zu stampfen seit 1875 den Canal, hat fast nie seekrankte Passagiere und deshalb bereits einen neuen Nachfolger in dem „Douvres-Calais“ erhalten, welcher zum Unterschiede von ihm aus zwei wirklichen, aber ebenso getrennten und verbundenen Schiffen besteht, und jetzt die „Castalia“ schon aus der Fahrt verdrängt hat. Namentlich können wir aus eigener Erfahrung das fast 200' lange und 60' breite Hurricane-Deck als unvergleichliche Promenade rühmen.

Ein Wunderschiff ganz eigener Art mag hier kurze Erwähnung finden, das 1858 erbaute sogenannte Cigarrenschiff von Winans in Baltimore, dem 1864 ein ähnliches auf der Themse gebautes nachfolgte. Es war kurz gesagt, wie eine Cigarre gebaut, sehr widerstandsfähig und rasch, das ist wahr, aber ebenso wenig stabil, so daß bislang keine praktischen Resultate mit der vielleicht doch brauchbaren Idee erzielt wurden. Es war freilich für den Gebrauch auf hoher See bestimmt.

Ganz besonders und in hervorragender Weise für Bequemlichkeit, Schnelligkeit und Sicherheit auf hohem Ocean bestimmt war der aller Welt bekannt gewordene „Great Eastern“, ein Riesenschiff, wie es selbst trotz Ptolemäus Philopator's Bierziruderer die Welt noch nie gesehen hat. Hatte dieses vierzig Ruderbänke über einander führende Schiff 420' Länge auf 57' Breite, also Dimensionen, welche schon von mehreren der von uns bereits angeführten Schiffe übertroffen wurden, so maß der von Brunel und Scott Russell 1854—57 erbaute „Great Eastern“ 692' Länge über Deck, 83' Breite über Deck und 120' mit Einschluß der Räderkasten, 58' Tiefe im Raum, bei 30' Tiefgang, wenn beladen, und 20' wenn unbeladen. Das zum Schiff verwandte Eisen wog 10 000 Tons, das Schiff selbst hat 22 500 Tons Rauminhalt, wovon 18 000 Tons für Kohlen und Ladung verfügbar sind. Es hat Platz für 800 Passagiere I. Classe, 2000 II., 1200 III. Classe, und kann 10 000 Mann Truppen laden. An seinen 6 Masten führt es 600 000 Quadratfuß Segel, welche neben 2 Rädern von 58' Durchmesser und einer Schraube von 24' den Kolos mit 14 $\frac{1}{2}$ —15 sm Geschwindigkeit zu bewegen vermögen, und dabei täglich in 112 Defen 280 Tons Kohlen verbrauchen.

Fragt man nach den Gründen, aus welchen ein solcher Leviathan gebaut und das Geld zum Bau durch Privatsubscription aufgebracht wurde, so sollte es ursprünglich für die Ostindische Fahrt bestimmt und so groß gebaut werden, daß es auf der ganzen Aus- und Heimreise von etwa 25 000 Meilen rund Cap der guten Hoffnung keine frischen Kohlen zu fassen nöthig hätte. Mit 15 sm Fahrt, so versprachen die Prospecte, sollte es in 30 Tagen Trincomale anlaufen und auf gewöhnlichen Dampfern dann seine Passagiere und Güter in 2 Tagen nach Madras, 4 Tagen nach Calcutta, 10 Tagen nach Hongkong, 14 Tagen nach Sidney und Melbourne schaffen, oder aber direct nach Calcutta in 35 Tagen dampfen. Dabei rechnete man darauf, daß alle die kostbaren Stapelartikel der östlichen Länder, Seide, Thee, Indigo, Gewürze zc. ohne Weiteres dem „Great Eastern“ zufallen würden, da er die 80 Tage Reise der besten Klipper auf die Hälfte abkürzen würde. Gerade die enorme Größe biete die sicherste Bürgschaft für die vermehrte Geschwindigkeit. Wenn schon Segelschiffe

|                      |                   |                                     |
|----------------------|-------------------|-------------------------------------|
|                      | von 750—1000 Tons | 140 Tage nach Australien brauchten, |
| so bedürften Schiffe | „ 1000—1500 „     | nur 112 Tage,                       |
|                      | „ 1500—2000 „     | „ 95 „                              |
|                      | „ 3000 und mehr   | „ 70 „                              |

zu dieser Reise, und in ähnlichem Verhältniß würden Dampfer von bedeutender Größe an Zeit sparen.

Der Prospect versprach demgemäß den Actienzeichnern nicht weniger als 40 pCt. Reingewinn vom Anlagekapital.

Aber niemals ist die Rechnung des großen Kapitals kläglicher zu Schanden geworden.

Das Schiff, ein Wunderbau nach jeder Richtung, äußerst stark, da nach dem System der Britannia-Brücke nach Anglesea eigentlich zwei Schiffe in einander gebaut wurden, hat sich niemals das Vertrauen des Publikums erworben: es blieb ein commercieller Fehlgriff von Anfang an, so vollkommen auch Schiff und Maschine waren. Schon der vom 3. November 1857 bis 31. Januar 1858 dauernde Ablauf, der beiläufig den Eigenthümern 120 000 £strl. kostete, regte alle bösen Prophezeiungen über seine unlenkbare Größe wieder auf, doch verliefen die Probefahrten im Kanal leidlich gut, auch die erste Fahrt nach Newyork vom 17. bis 28. Juni 1860, sowie die Rückfahrt vom 1. bis 11. Mai 1861; das Schiff machte wirklich seine 14½ Knoten Fortgang. Deshalb vertraute auch die Regierung ihm gelegentlich der Kriegsaussichten in der Trent-Affaire 1861 einen Soldatentransport von 2528 Mann nach Quebec an, aber das Publikum blieb mißtrauisch und zurückhaltend. Und als nun auf der vierten Reise Mitte September 1861 nach Amerika das Schiff im schweren Sturm südlich von Irland sein Ruder verlor und längere Zeit hilflos auf den Wellen umhertrieb, da war sein Schicksal als Fracht- und Passagierschiff besiegelt. Es ist seitdem nur zu Kabellegerungen benutzt, wozu es sich wie kein anderes eignet, hat aber sonst keine weitere Verwendung gefunden, auch nicht in den letzten ostindischen Kriegen der Engländer zum Truppentransport, weil es für den Suez-Kanal zu groß ist. Vielleicht blüht ihm in späteren Tagen ein besseres Geschick; aber vorläufig muß man sagen, ist keine Linie im Handel- und Personenverkehr so weit entwickelt, daß sie ein so kolossales Schiff lohnend füllen könnte. Außerdem

ist es in schwerer See durch seine enorme Größe zu unlenkbar, und müßte vielleicht statt 15 Knoten 20 und mehr machen, um die sichere Navigirung zu verbürgen, deren man sich von den meisten nur noch wenig kleinen Dampfern zu versehen hat.

Es erübrigt jetzt eines Systems von Schraubenschiffen Erwähnung zu thun, welches namentlich statt für hohe See, für wenig tiefe Gewässer unleugbare Vorzüge aufzuweisen hat. Für dieselben, also besonders für Flüsse, sind bis in die neueste Zeit die Raddampfer die beliebtesten Schiffe geblieben: sie fahren rasch, steuern leicht und sicher sowol vorwärts als rückwärts, und werden jetzt in einer so harmonischen Verbindung des Schiffskörpers und der Maschine gebaut, daß kaum noch eine zitternde Bewegung gespürt wird, wenn ihre Fahrt auch auf das Aeußerste beschleunigt wird. Statt aller Beweise verweisen wir nur auf die prächtigen Dampfer, welche unseren Rhein befahren und z. B. in den Salonbooten „Wilhelm, Kaiser und König“, „Deutscher Kaiser“, von 260' Länge, 24' Breite bei  $3\frac{1}{2}$ ' Tiefgang und 10,3 sm Geschwindigkeit, gegen einen Strom von 3,25 sm Geschwindigkeit, also 13,5 Meilen Fortgang in stillen Wasser, in nichts den ebenfalls zu Tagesfahrten eingerichteten Flußdampfern Amerikas nachstehen. Aber da für Seegebrauch die Raddampfer unleugbar gegen Schraubenschiffe im Nachtheil sind, weil letztere bessere Seeschiffe überhaupt sind, Schraubenschiffe aber nothwendig ziemlich tief stehen müssen, damit die Schraube nicht so leicht bloßgelegt wird, und damit schwere Unregelmäßigkeiten im Gange und Schaden für das Schiff hervorruft, so hat man für seichte Gewässer sich so zu helfen gesucht, daß man statt einer größern Schraube am Hinterstevn zwei kleinere zu jeder Seite des Hinterstevens anbrachte. Der englische Ingenieur Roberts scheint um 1860 zuerst die Idee gefaßt und Capt. Symonds sie zuerst an verschiedenen Schiffen, die alle an der Thames gebaut wurden, „Hebe“, „Atalanta“ zc. mit Namen, praktisch ausgeführt zu haben. Natürlich sind diese Schiffe mit Zwillingsschrauben auch auf hoher See verwendbar, doch dort bei der Handelsflotte nicht sehr beliebt geworden. Desto mehr hat man sie wegen einer besonders guten Eigenschaft, der besseren, sicheren sowohl als wirksamern Steuerung, welche man mit den von einander unabhängigen Schrauben zu erzielen vermag, in engeren Gewässern und für Kriegschiffe angewandt. Aus lebhaften Controversen über die Vorzüge und Nachtheile der Zwillingsschrauben gegen einfache Schrauben dürfte aber hervorgehen, daß 1. überall, wo die Tiefe des Wassers die Anwendung der einfachen Schraube nicht gestattet, Zwillingsschrauben mit Erfolg zu verwenden sind; 2. in unbeschränkt tiefem Wasser die Zwillingsschrauben nur dann den einfachen Schrauben überlegen sind (in Geschwindigkeit), wenn sie wie auf Kriegschiffen mit einem bedeutenden Ueberschuß an Kraft in Bewegung gesetzt werden; 3. bei Passagier- und Postdampfern, welche nur mit der ad hoc erforderlichen Kraft der Maschine versehen sind, keine günstigen Resultate mit Zwillingsschrauben erreicht sind; 4. die Aussicht, daß bei Beschädigung der einen Maschine die andere noch dienen könne, doch nur eine zweifelhafte Empfehlung für die Zwillingsschrauben bietet, insofern als z. B. in atlantischen Stürmen das Schiff mit einer Schraube ziemlich hilflos wird, aber 5. die knappere Steuerung entschieden zu Gunsten der Zwillingsschrauben spricht.

Aus allen diesen Gründen mag es völlig gerechtfertigt sein, in der Kriegsmarine von ihnen ausgedehntere Anwendung zu machen als bisher meistens ge-

gehen ist; dagegen würde vorläufig die Handelsmarine so lange an den einfachen, aber freilich wohl zu proportionirenden Schrauben festzuhalten haben, als sie noch nicht zu den kolossalen Maschinen der Kriegsschiffe überginge und der Rücksicht auf Schnelligkeit eben alle andere Rücksichten unterordnet, die auf dem schmälern Boden der Handelsschiffe doch einmal domicilirt bleiben müssen.

Wenn in den voranstehenden Betrachtungen und Schilderungen fast ausschließlich der Handelsmarine und nur vorübergehend hier und da der Kriegsmarine gedacht ist, so hat das seinen einzigen Grund darin, daß letztere sich überall gegen die Bestrebungen der Handelsmarine bis zum Jahre 1860 äußerlich wenigstens ziemlich theilnahmlos verhalten hat. Die mühevollen, kostspieligen Versuche über die beste, zweckmäßigste Form des neuen Seeschiffes, des Dampfers, sei es des Räder- oder des Schraubendampfers, über die Wahl des Materials zum Schiffbau und über die Einrichtung der Kessel und der Maschinen und die nicht minder genialen Leistungen der im alten Besitze gefährdeten Segelschiffe — sie alle vollzogen sich, ohne daß die Marine sich aus der Stellung „Gewehr beim Fuß“ rührte. Der Raddampfer, das lag zu nahe, konnte niemals ein brauchbares Kriegsschiff werden, wenn auch in dem Taumel von 1848 Deutschland für eine aus freiwilligen Spenden herzustellende Raddampfflotte viel Geld verschwendete. Daß aber das Schraubenschiff zukünftig als Kriegsschiff könne verwandt werden, begegnete noch sehr vielen Zweifeln, so lange über die richtige Construction der Schraube noch so große Ungewißheit herrschte. Es war sicherlich sehr verdienstlich Seitens der englischen Admiralität, daß sie 1843 bis 1845 mit dem von ihr gebauten Schraubenschiff *Rattler* von 200 P. R. eingehende Versuche über die beste Form der Schrauben anstellen ließ; wenn auch sie selber der Sache keine weitere Folge gab, so hat die Handelsmarine manchen Nutzen aus jenen Versuchen gezogen, namentlich die Beschränkung der Höhe des ganzen Apparats und der Blätter auf 4—3 oder 2 Blätter daraus als feste Regel gezogen. Doch erweckte es Aufsehen, daß in Frankreich, wo ein Königssohn das treibende Element in Marinekreisen abgab, auf Anregung des Prinzen von Joinville drei kleine Schraubenschiffe für Marinezwecke in Bau gegeben wurden, so daß England sich 1846, d. h. 4 Jahre später zu gleichem Schritte veranlaßt fand, ohne darum selbst bis 1850 in Bau von hölzernen Segellinienschiffen und Fregatten nachzulassen. Auch waren die Franzosen die ersten, welche ein neues Linienschiff, den 1850 in Toulon vom Stapel gelassenen Dreidecker *Napoleon* mit einer Auxiliarmaschine versehen und eine Zeit lang schien es, als ob sich auf die Umwandlung der einmal vorhandenen hölzernen Segellinienschiffe und sonstigen Kriegsschiffe in etwas länger gemachte Segelschiffe mit Hilfschraube, der ganze Nutzen beschränken sollte, welchen die Kriegsflotte von dem neuen Motor ziehen würde. Die Schiffe mußten aber verlängert werden, weil sonst kein Platz für Kessel und Maschine zu finden war, und weil eine Vergrößerung der Längendimension nicht so sehr der Geschwindigkeit als der Steuerfähigkeit Eintrag zu bringen droht, welcher Schaden dann aber durch die neue Bewegungskraft für stilles Wasser reichlich kompensirt zu werden schien. So ging man bei den Linienschiffen, deren größere Breite nur geringe Verlängerung erforderlich machte auf das Verhältniß 4 bis 5 : 1 für Länge

gegen Breite hinauf, bei Fregatten auf 5 bis 5½ : 1 bei Corvetten auf 5 bis 6½ : 1 und bei Kanonenbooten auf 5 bis 6 : 1.

Für die Kriegsflotten lag freilich bislang kein rechter Grund zur Besorgniß vor. Seit 1814 waren keine Seekriege geführt, die Beschießung Algiers im Jahre 1830 hatte mit der raschen Eroberung dieser Festung geendet, und die den Dänen ertheilte Lection von Eternförde, wo zwei der schönsten dänischen Schlachtschiffe im Kampfe gegen winzige Strandbattereien erlagen, hatte freilich viel Aufsehen in England erregt, aber man sagte sich, daß Segelschiffe bei ausländigen Winden sich nicht in einen längeren Kampf mit Strandbattereien in engem Fahrwasser hätten einlassen sollen.

Erst die Erfahrungen der vereinigten französisch-englischen Flotten im Krimkriege 1853—56, die Gefechte derselben gegen die russischen Festungen im Bomarsund, Sebastopol und anderen Plätzen waren es, welche den schon damals mit Privatstudien über antike Seekriegsführung beschäftigten Kaiser L. Napoleon auf die Idee brachten, daß gepanzerte Schiffe besser gegen Landfestungen zu gebrauchen seien, als die bis dahin üblichen bloß hölzernen Schiffe, und gab er diesem Gedanken in einem Schreiben an den Marineminister d. d. St. Cloud, den 16. November 1854 officiellen Ausdruck. In demselben verlangte er nichts weiter, als eine neue Art von Belagerungsschiffen, ähnlich den eisengepanzerten schwimmenden Batterien, mit welchen Franzosen und Spanier 1779—82 Gibraltar hatten wieder einnehmen wollen, mit denen man dem Gegner nahe rücken könne, ohne von ihm in Grund geböhrt zu werden, und würden vom Bug bis zum Heck gepanzerte Kanonenboote mit Hülfsschrauben für diese Aufgabe genügen. Einige rasch also bewaffnete und ausgerüstete und gegen die Festung Kinburn am Eingange des Asow'schen Meeres wie zur Probe losgeschickte Küstenfahrzeuge bewährten sich in der That, und so wurde der Befehl zum Bau eines größeren Schrauben-Panzerschiffes, der „Gloire“, gegeben, welche 1860 wirklich vom Stapel lief. Aus diesen unscheinbaren Anfängen entsprang aber eine so völlige Revolution im Kriegsschiffbauwesen aller Völker, daß die jetzigen Flotten in Nichts mehr den vor 20 Jahren noch vorhandenen Flotten ähnlich sehen. Höchstens zur Übung für Jungen und Cadetten giebt es noch einige Segelkriegsschiffe von Holz; im Uebrigen bestehen alle Flotten der Gegenwart aus mehr oder minder gepanzerten Schraubenschiffen. — Denn nicht sobald hatte England, obgleich erst vornehm ruhig die kostspielige Neuerung der Franzosen belächelnd, gesehen, wie sein Nachbar über dem Canal Ernst machte, als es darauf bedacht war, seiner Flotte den gleichen Schutz zuzuwenden. Der „Warrior“, ein mächtiges Schiff von 6100 Tons und einer 114 mm starken Panzerung um seine 14 Breitseitegeschütze, 68-Pfünder, nach damaligem Gebrauch der Flotte, wurde gebaut und obgleich das Schiff wegen seiner Länge nur geringe Steuerfähigkeit hatte, so wurden mehrere andere Schiffe derselben Art alsbald nachgebaut, wogegen die Franzosen ihrerseits auch 2 neuere Panzerschiffe, die „Magenta“ und „Solferino“, in Bestellung gaben.

Nun begab sich etwas, worauf von beiden Seiten nicht gerechnet war, und was dem ganzen Marineschiffbau bis in die neueste Zeit hinein seinen Stempel aufgedrückt hat. Es hatten nicht sobald jene Panzerschiffe „Gloire“, „Warrior“, „Defence“, „Resistance“ und gar „Magenta“ und „Solferino“ sich im salzigen Element ver-

sucht, keineswegs gerade zur Zufriedenheit ihrer auf anderen Schiffen geschulten Lenker, als der Geschützfabrikant Armstrong ein 100pfündiges Geschütz konstruirte, mit dessen Geschossen er die Panzer jener Schiffe glatt durchschloß. Natürlich führte das unbequeme Ereigniß zu einer Verstärkung der Panzerplatten, und damit die Schiffe das ungeheure Mehrgewicht an den Seiten besser tragen konnten, zu einer Vergrößerung der Schiffsdimensionen überhaupt. Da aber die Geschützfabrikanten fortfuhren, immer schwerere Kanonen herzustellen, denen die Walzwerke immer stärkere Panzer entgegenstellten, so führte dieser Wettkampf zwischen Kanonen und Panzer dahin, daß allmählig die Schiffe die Anzahl der zu führenden Geschütze, wie die Erstreckung der Panzerung einschränken mußten, ohne daß darum der Wettstreit der Ingenieure aufhörte. Vielmehr ist der Hauptinhalt der mannigfaltigen Versuche, mit denen die Flotten der einzelnen Staaten die Welt in immer neues Staunen versetzten und kolossale Summen, 5 bis 6 mal mehr als früher, für die einzelnen Schiffe verbrauchten, ganz einfach auf den Kampf zurückzuführen, den die Frage der Ueberlegenheit des Geschützes über den Panzer veranlaßt, und welcher, wie die Sachen nach den letzten Krupp'schen Versuchen stehen, endgiltig zu Gunsten der Offensivwaffe entschieden sein dürfte. Krupp's neueste 24 cm Geschütze, bei weitem nicht die schwersten der bisher konstruirten, durchschlugen bei Meppen die stärksten bisher angewandten Panzer nicht allein glatt, sondern flogen noch 2000 m weiter, ohne daß die Granaten wesentlich deformirt waren. Kein Wunder, daß seitdem die schon länger ventilirte Frage der Entpanzerung der Schiffe lebhafter als je discutirt wurde.

Vieles tragen zur Vertiefung der ungemüthlichen Ueberzeugung, daß mit der Panzerung ein Fehlgriff begangen sei, verschiedene andere modernisirte oder wirklich moderne Offensivwaffen bei. Nach dem Vorgange der alten Kriegsgaleeren ließ Napoleon schon seine ersten Panzerschiffe mit einem eisernen Sporn versehen. Wenn nun auch nur einmal in einem ernstem Seegefecht, bei Lissa, und in mehreren Blockadefechten während des amerikanischen SeceSSIONskrieges die Ramme im Ernstgefecht probirt ist, so haben mehrere Unglücksfälle in allen größeren Flotten doch außerdem gezeigt, wie äußerst gefährlich diese Waffe, der Sporn, für unsere modernen Panzerschiffe ist, und daß oft eine leichte Verührung hinreicht, das andere Schiff unrettbar led zu machen. Freilich hat man zur Abwehr dagegen die Schiffe in eine Menge verschließbarer Räume abgetheilt — die englische „Inflexible“ zählt durch Quer- und Längschotten getheilt mehr denn 100 solcher sogenannter wasserdicht geschlossener Abtheilungen, — aber leider versagen, durch den Stoß des Geschosses oder des Sporns aus ihrer Lage gebracht, die Thüren im entscheidenden Moment leicht ihren Dienst, und so ist die Anbringung dieser Abtheilungen wegen Erschwerung der Communication im Innern des Schiffes eine Aushülfe von sehr zweifelhaftem Werthe. Endlich haben die Amerikaner in ihrem Kriege gegen die SeceSSIONisten angefangen, sich der Torpedos zu bedienen, um ganze feindliche Schiffe und schwimmende Batterien in die Luft zu sprengen, und ist, seitdem Whitehead und Andere diese Torpedos verbessert und lenkbarer zu machen gezeigt haben, den unbehilflichen Panzerkolossen daraus ein fast noch schlimmerer Feind entstanden. Trotzdem ist bis in die neueste Zeit mit dem Bau neuer Panzerschiffe fortgefahren, von französischer Seite systematischer, gleichmäßiger, von englischer Seite mehr den

jeweiligen Erfahrungen des Augenblicks folgend, und in ähnlicher Weise von Deutschland, Oesterreich, Rußland bis zu den kleinsten Seestaaten herunter. Es sind dadurch eine Menge Systeme entstanden, deren Grundzüge indessen in Vorstehendem angedeutet sind. Man unterscheidet demgemäß Batterieschiffe (alten Styles wie der „Warrior“, deren Geschütze auf einem Batteriebeck längs der Breitseite nebeneinander stehen), Rase mattschiffe (weniger Geschütze, mittschiffs hinter einer ringsum schließenden Panzerung, der Citabelle, vereinigt), Thurmschiffe (wenige äußerst schwere Geschütze in einem gepanzerten Drehthurm über Deck vereinigend, oder in einem festen Thurne die über Bank freifeuernden Geschütze enthaltend). Diese drei Arten sind die eigentlichen schweren Schlagschiffe, den Linien Schiffen alten Styls vergleichbar, aber an Werth und Kosspieligkeit sie 5 bis 6 mal übertreffend und 600 000 Lthl. statt früher 100 000 Lthl. kostend. Die Schiffe halten von 6000—10 000 Tons und sind mit Maschinen bis zu 9000 indicirten Pferdekraften, meist mit einfachen, häufig mit Zwillingsschrauben behufs rascherer Steuerung versehen, ferner öfters vollgetakelt mit 3, in England oft mit 5 Masten, wovon man indessen zurückkommt. Sie sind durch ihre starken Maschinen trotz der schweren Massen schnelle Schiffe, die Thurmschiffe indessen kopfschwer und ohne See-eigenschaften, mehr für Küstenvertheidigung als zum Dienst im Geschwader geeignet. Für die sogenannte Küstenvertheidigung sind eine Menge Systeme erfunden; außer den schwimmenden Batterien der früheren Zeit, die amerikanischen Monitors (nur etwa 1—2' aus dem Wasser ragend, daher dem Feinde kein Ziel bietend, aus 1—2 Panzerthürmen feuernd), die russischen Popowkas (runde Fahrzeuge mit verschiedenen Schrauben und mehreren Thürmen) und außerdem gepanzerte und theilweise gepanzerte Kanonenboote (gute Seeschiffe kleinerer Gattung, 2 bis 3 Masten führend nebst einigen schweren Geschützen). Endlich besitzen alle Flotten noch eine Anzahl ungepanzelter oder leicht gepanzerter meist äußerst rascher Fahrzeuge, Kreuzer, Fregatten, Corvetten, gedeckte und ungedeckte, und größere und kleinere Kanonenboote, welche alle mit 2—1 Lagen Geschütze versehen sind und in neuester Zeit vielfach von Stahl gebaut werden, um ihnen außer größter Stärke verhältnismäßig große Maschinen und damit größte Geschwindigkeit geben zu können. 18—20 sm per Stunde werden mit ihnen schon durchlaufen, mehr als irgend Handelsdampfer leisten können.

Ueberhaupt muß bereitwillig zugestanden werden, daß die Marine-Ingenieure mit dem ihnen von der Handelsmarine gewissermaßen überlieferten Stammcapital von Erfahrungen aller Art redlich weiter gearbeitet haben. Besonders naheliegende Untersuchungen sind von ihnen mit echt wissenschaftlichem Eifer gepflegt worden, so die Fragen der Stabilität, des inneren Verbandes, der besten Form der Schrauben, der Steuerruder, der für die Geschwindigkeit des Schiffes so wichtigen äußeren Linien des Schiffskörpers, des Widerstandes der Schiffe im Wasser u. a. m., aus denen der Handelsmarine wiederum ein vielseitiger Nutzen erwachsen ist. Von welcher Genauigkeit bei allen unterlaufenden menschlichen Irrthümern die Vorausberechnungen theilweise schon sind, mag aus dem einen Beispiele ersehen werden, daß beim „Warrior“ die anzuhoffende, vorausberechnete Geschwindigkeit 14,356 Knoten betragen sollte, während die bei der Probefahrt erzielte Fahrt 14,354 Knoten be-



trug. Männer wie Reeb, Barnaby, Froude, White, Moseley, Brix u. A. haben sich keine Mühe verdrießen lassen, den vielfältigen Fragen auf den Grund zu gehen, und viele schöne Resultate erzielt.

Dennoch dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, wann man von den schweren Panzerschiffen wieder zu leichteren, lenkbareren und raschen Kreuzern zurück kehren wird. Jedes Schiff ist, die Wahrheit zu reden, ein Compromiß; ein gleichzeitig am stärksten gepanzertes, am besten bewaffnetes, schnellstes, so lenkbares als billiges Schiff herzustellen, ist eine unmöglich zu lösende Aufgabe, da die eine Bedingung die andere ausschließt. Man kann deshalb nur bestimmen, wieviel von jeder Forderung man opfern und welche man in erster Linie berücksichtigen will. Gewiß sind die Schiffe am meisten vorzuziehen, welche am lenkbarsten und am manövrierfähigsten sind und deshalb also eine gewisse Größe nicht überschreiten; nachher legen wir großen Werth auf tüchtigste Bestückung und gute Geschwindigkeit, während wir die Defensivstärke unbedingt in die letzte Linie stellen, da uns für ein Kriegsinstrument der Ruf nach Schutz, nach mehr Schutz, ein geradezu widersinniger erscheint und wir der Offensive die Entscheidung des Krieges und die Erreichung des alleinigen Zweckes des Krieges, nämlich des Friedens, vorbehalten. Vielleicht führt eine Erinnerung an die ersten Folgen der Entdeckung des Pulvers auf den richtigen Weg zurück. Sie veranlaßte die Ritter, sich ihrer Panzer zu entäußern. Sie kamen anscheinend dadurch zunächst in Nachtheil. Aber mit der gleichzeitigen Entlastung ihrer Pferde gewannen sie wiederum so an Leichtigkeit und Schnelligkeit, daß sie gern darauf verzichteten, ihre Harnische so schwer zu machen, daß sie dem Kanonenfeuer widerstehen könnten, weil sie einsahen, daß nach dieser Richtung ein Wettstreit unmöglich sei. Hoffentlich wird der noch tobende Kampf zwischen Panzer und Geschütz in der Marine bereinst zu gleichem Resultate führen.

## Ein neuer technischer Wissenszweig.

Von  
Prof. Wiesner.  
Wien.

Wer kennt heute nicht die Jute? Wie Wenige aber von Denen, welche jetzt die zierlich gezeichneten und geschmackvoll schattirten, zu Tapeten und Prachtvorhängen dienenden oder als Möbelstoffe benutzten Jutegewebe betrachten, denken daran, daß dieser bekanntlich aus Indien stammende Rohstoff vor wenigen Jahren nur zur Erzeugung grober Säcke für den Transport von Baumwolle, Getreide, Salz und dgl. diente und vor zwei Jahrzehnten am Continente fast noch gänzlich unbekannt war, während dieses Spinnmaterial heute bereits zu den wichtigsten Rohstoffen der Textilindustrie zählt und den seit alter Zeit in Europa in Verwendung stehenden Hanf weit überflügelt hat.

Die Jute ist ein Beispiel von der Heranziehung neuer Rohstoffe für die Industrie, dem sich leicht eine große Zahl anderer anfügen ließe; denn wie viele andere Pflanzenfasern zum Spinnen und Weben, Rinden zum Gerben, Hölzer für

die Kunstindustrie, zur Anfertigung von Maschinenbestandtheilen u. s. w., Früchte und Samen für die Delgewinnung und Stärkefabrikation, u. s. w. u. s. w. sind in den letzten Jahren den Gewerben zugeführt worden und wie viele dieser Materialien, durch die Weltausstellungen an die Oberfläche getrieben, wurden Gegenstand des Experimentes und einer sehr lebhaften Discussion bezüglich ihres Wertes und ihrer Zukunft.

Ein schärferer Blick auf dieses wahre Heer von neuen Rohmaterialien zu industriellem Gebrauche, und man erkennt, woher diese Schätze kommen. Es sind fast durchwegs die von der Natur mit organischen Erzeugnissen so überaus gesegneten warmen und heißen Länder, welche die moderne, gerade in der gemäßigten Zone am höchsten entwickelte Industrie mit dem nöthigen Rohstoff versehen. In Hinblick auf diese Thatsache darf man heute wohl schon den Ausspruch wagen, daß es zu den hervortretendsten Erscheinungen fortschreitender Cultur gehöre, das Rohmaterial für die Industrie aus den reichsten natürlichen Quellen zu beziehen. Wie langsam früher der werthvollere Rohstoff dem minderen wich und wie rasch sich heute dieser Proceß vollzieht, dafür möge folgendes Beispiel sprechen. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ereignete sich im Gebiete der Färberei nur ein größeres einschlägiges Factum, die Verdrängung des Waids durch den Indigo. Wie gering ist nicht der Ertrag an Indigo auf deutschem Boden, so ärmlich, daß es heute wahrlich nicht mehr verlohnt, unsere heimische Indigopflanze — den Waid — des Farbstoffes wegen zu cultiviren. Mehr als hundertmal größer ist die Indigomenge, welche der tropische, mit Indigopflanzen bestellte Boden hervorbringt. Das pigmentum indicum hat die im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts so blühende Waideultur und Waideindustrie nach und nach fast vollständig vernichtet. Welche Wandlungen in Betreff der Benutzung von Rohstoffen für die Färberei haben hingegen nicht die letzten fünfzig Jahre gebracht. Einige Rinden und Farbhölzer — allen diesen Stoffen voran die nordamerikanische Quercitronrinde — überantworteten die sogenannten Gilbkräuter bis auf den schon von den alten Römern benutzten Bau der Vergessenheit; der Aufschwung des Catechu und Gambir, die Verdrängung des Krapps durch die bekanntlich künstlich erzeugten Stoffe Purpurin und Alizarin, die Rußbarmachung neuer Indigopflanzen, die durch die Verwendung der Theerfarben bedingte Benutzung der Quillajarinde und anderer saponinhaltigen Pflanzenstoffe in der Färberei, dies Alles und vieles Andere vollzog sich in einer kurzen Spanne Zeit. Und doch spielt im Gebiete der Färberei die Heranziehung neuer Rohstoffe nur eine kleine Rolle beispielsweise im Vergleiche zur Fett- und Textilindustrie. So lehrt uns die Geschichte der Gewerbe, daß, was im Wettbewerbe der Rohstoffe vor ein oder zwei Jahrhunderten als vereinzelter Fall sich ereignete, nunmehr zur alltäglichen Erscheinung geworden ist.

Genug — Hunderte von neuen, besonders dem Pflanzenreiche entstammenden Rohstoffen kommen aus fernen Ländern nach Europa und spielen entweder bereits eine hervorragende Rolle oder suchen sich zu größerer Bedeutung, natürlich zum Theil mit Recht, zum Theil mit Unrecht, emporzuschwingen.

Während noch vor zwei oder drei Decennien die Technologen den damals in Gebrauch gestandenen Rohstoff vom wissenschaftlichen Standpunkte vollkommen beherrschten — es ging dies ohne großen Aufwand an wissenschaftlichem Apparat —

ist dies gegenwärtig bereits zur Unmöglichkeit geworden. Die Vermehrung der Zahl der Rohstoffe macht deren Unterscheidung schwierig und complicirt, und drängt uns dieselben einem besonderen Studium zu unterwerfen, welches dem Naturhistoriker, und wie wir gleich sehen werden dem Botaniker und Zoologen weitaus näher liegt als dem Technologen.

Frühere persönliche Verhältnisse haben mich in die Lage gebracht, eine Reihe von Jahren hindurch neben meinen theoretischen, der Anatomie und Physiologie der Pflanzen gewidmeten Arbeiten das Studium der Rohstoffe, namentlich der dem Pflanzenreiche entstammenden zu betreiben und durch Wort und Schrift den Grund zu legen zu einer Disciplin, welche heute als technische Rohstofflehre (technische Waarenkunde) bereits an allen technischen Hochschulen Oesterreich-Ungarns als lehrplanmäßiges Fach gelehrt wird.

Der Umstand, daß nunmehr auch an den technischen Hochschulen Deutschlands der Anfang mit der Einführung dieses neuen und wichtigen Lehrfaches gemacht wird, indem an der technischen Hochschule zu Dresden vom laufenden Studienjahre an Vorträge hierüber gehalten werden, dieser Umstand und manche freundliche an mich ergangene Aufforderung, die Bedeutung der „technischen Rohstofflehre“ auch vor dem großen Kreis von Gebildeten allgemein verständlich zu skizziren, nachdem ich an anderer Stelle mich den Fachmännern gegenüber ausgesprochen,\*) haben mich zu diesen Zeilen bewogen.

Bei der im Jahre 1866 vollzogenen Umgestaltung des Wiener polytechnischen Institutes zur Hochschule wurde nach reiflicher Ueberlegung seitens des Professoren-collegiums und der Unterrichtsbehörde beschloffen, das Studium der Technologie durch besondere für Chemiker obligatorische Vorträge über technische Waarenkunde zu unterstützen, indem man sich von dem Gedanken leiten ließ, daß der Rohstoffe zu industriellem Gebrauche schon so viele seien, als daß selbe von den Technologen wissenschaftlich völlig beherrscht werden könnten. Auch glaubte man durch Einführung der genannten Vorträge über mancherlei Fabrikate, welche in den technologischen Vorlesungen und besprochen bleiben müssen, Belehrung bieten zu können. Ich war damals Docent der physiologischen Botanik an dem genannten Institute und hatte, angeregt durch meinen Wirkungskreis, welcher mich sowohl nach theoretischer als nach praktischer Seite hin verpflichtete, durch einige Untersuchungen — wie ich heute wohl sagen darf, nicht ohne Glück — gezeigt, wie sich die Methode der botanischen Forschung zur Lösung praktischer Fragen heranziehen lassen.\*\*). Dieser Umstand wurde zur Veranlassung, die Abhaltung der bezeichneten Vorträge mir anzuvertrauen. Bei Uebernahme meiner neuen Pflichten war mir sofort klar — und ich fand mich darin in völliger Uebereinstimmung mit den competentesten Fachprofessoren des polytechnischen Institutes, namentlich mit dem als Chemiker bedeutenden und einflussreichen A. v. Schrötter — daß es sich in den geplanten Vorlesungen nicht um Wiedergabe dessen handeln konnte, was die Literatur der sogenannten

\*) In dem in Dingler's polytechnischen Journal (1880. B. 237 p. 319 ffd.) erschienenen Artikel: „Ueber die Bedeutung der technischen Rohstofflehre als selbständige Disciplin und über deren Behandlung als Lehrgegenstand an technischen Hochschulen.“

\*\*.) Diese Untersuchungen sind niedergelegt in dem Werke: Einleitung in die technische Mikroskopie. Wien, Breumüller, 1866.

allgemeinen Waarenkunde darbot, sondern um eine wissenschaftlich zum größten Theile erst neu zu bearbeitende Materie. Denn der allgemeinen Waarenkunde war im Laufe der Zeit alle wissenschaftliche Grundlage verloren gegangen, die Impulse des genialen Begründers dieses Faches, des Göttinger Universitätsprofessors Bedmann, waren in Vergessenheit gerathen und die flüchtigste Compilation hatte sich auf diesem Gebiete breit gemacht. Sollten die Vorträge über technische Waarenkunde wahren Nutzen gewähren, nämlich den Technikern etwas Eigenartiges bieten, etwas für sie praktisch wichtiges, das weder von der Technologie noch von deren Grund- und Hilfsdisciplinen geboten wird, so mußten sich diese Vorträge mit der Lehre von den für die Industrie so wichtig gewordenen aber vom wissenschaftlichen Standpunkte aus so arg vernachlässigten Rohstoffen verbreiten. Eine systematische Behandlung der Fabrikate mußte als zwecklos ausgeschlossen bleiben, weil die exacte Betrachtung desselben in das Gebiet der Technologie gehört. Die Vorträge über technische Waarenkunde gestalteten sich so schon am Anbeginn zu Vorträgen über technische Rohstofflehre. In wie weit indeß die Ergebnisse dieser Forschungsrichtung in das Gebiet der Technologie übergreifen und eigenartige Anhaltspunkte zur Beurtheilung von Fabrikaten geben, darauf werde ich weiter unten noch zu sprechen kommen.

Der neue Wissenszweig soll in erster Linie Aufschluß geben über die natürlichen Eigenschaften der Rohstoffe, soll auf Grund streng wissenschaftlicher Methode deren Unterscheidungsmerkmale und zwar die Kennzeichen der Echtheit und Reinheit, der Veränderung und Verfälschung feststellen. Eine so weit abzielende und noch dazu exact sein sollende Charakteristik setzt aber die genaue Kenntniß der Abstammung der Rohstoffe und die Kenntniß der häufig auf die Eigenschaften der letzteren influirenden Gewinnungsweise voraus.

Man sieht, daß sich die neue Disciplin bezüglich des Stoffes theilweise mit der landläufigen Waarenkunde deckt; die Grenzen der ersteren sind aber enger und schärfer gezogen und vor allem will sie ihre Probleme nach streng wissenschaftlichen Methoden lösen, während die heutige allgemeine Waarenkunde ihr Ziel auf empirischem Wege zu erreichen sucht.

Die in der Literatur vorfindlichen Vorarbeiten zu diesem wissenschaftlichen Unternehmen waren leider nur spärliche und lagen gerade nicht dort, wo man sie vermuthen sollte; nämlich nicht in den neueren der allgemeinen Waarenkunde gewidmeten Werken, sondern gerade in den ältesten diesbezüglichen Schriften, in den Werken des schon genannten Göttinger Forschers und des ausgezeichneten Botanikers Böhm er, eines Zeitgenossen Bedmann's, ferner fanden sich viele brauchbare Einzelheiten in einigen naturgeschichtlichen Abhandlungen und Reise werken hervorragender Naturforscher, wie in den bekannten Schriften von Zinghnen, Kotschy, Miquel, Roxburgh, Welwitsch u. A. Ein nachahmenswerthes Vorbild für die wissenschaftliche Bearbeitung der Rohstoffe boten die pharmakognostischen Werke dar, welche ja im Grunde dasselbe Ziel verfolgen, wie die technische Rohstofflehre. Die Methode der Untersuchung ist auf diesen beiden Gebieten die gleiche, nur durch das zu bearbeitende Material unterscheiden sie sich von einander.

Die botanische Literatur hat, obgleich die überwiegende Mehrzahl der technisch verwendeten Rohstoffe dem Pflanzenreiche entstammt, für den Ausbau der technischen

Rohstofflehre nur verhältnismäßig wenig Bausteine geliefert. Denn nur äußerst wenige Botaniker, darunter übrigens hervorragende Männer wie Decaisne und Schacht haben — freilich zumeist nur gelegentlich — den Rohstoffen ihr Augenmerk zugewendet, und noch im Jahre 1861 konnte Schlegel den seinen berühmten Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik den Vorwurf wiederholen, den er schon in den vierziger Jahren gegen die Botaniker erhob und der in folgenden Worten gipfelt: „Alle die Gewerbe, welche vegetabilische Stoffe benutzen und verarbeiten, fragen völlig vergebens in zweifelhaften Fällen bei ihr (der Botanik) an, der es zustände hier die Gewerbe zu leiten und zu berathen; aber sie weiß nichts Brauchbares anzugeben, kennt oft gerade die Pflanzen, welche wichtige Stoffe liefern am wenigsten und entlehnt alles, was über den Kreis der bloßen Namengebung hinausgeht eben nur den Technikern selbst. . . .“

So war denn die Hauptarbeit auf dem Gebiete der technischen Rohstofflehre erst zu leisten. Mit frischem Muthe ging ich daran und suchte zunächst die allerwichtigsten Rohstoffe wissenschaftlich zu bearbeiten. Begreiflicherweise waren die ersten Vorträge nothdürftig auf diese Untersuchung gestützt und konnten, da ich mich noch vielfach auf die meist noch so unvollkommenen Vorarbeiten stützen mußte, mich selbst am wenigsten befriedigen. Aber durch fortgesetzte Arbeit gestalteten sich die Vorträge immer gründlicher und vollkommener. Nach einigen Jahren konnte ich bereits mit einigen monographischen Arbeiten über Harze\*) und Gespinnstfasern\*\*) hervortreten.

Mittlerweile griffen einige gleichgesinnte Collegen, vor Allem mein Freund August Vogl, damals Professor an der Prager Technik, gegenwärtig gleich mir an der Wiener Universität wirkend, thätig in die Arbeit ein, und ein Kreis talentvoller Schüler wurde für die Sache gewonnen und half mit Ausdauer und Erfolg an dem Aufbau der neuen Disciplin mit. Schon im Jahre 1873 konnte ich es wagen, ein systematisches Werk über die technisch verwendeten Rohstoffe des Pflanzenreiches herauszugeben,\*) womit wol für die gesammte Rohstofflehre eine Grundlage gewonnen war, da gerade das Pflanzenreich das weitaus größte Contingent an Rohstoffen der Industrie überantwortet.

Das Beispiel der Wiener technischen Hochschule wurde bald nachgeahmt und wenige Jahre nach der Reorganisation des Wiener Institutes war die Rohstofflehre unter dem Titel „Technische Waarenkunde“ an allen technischen Hochschulen Oesterreich-Ungarns eingeführt und bildete wie auch heute einen lehrplanmäßigen Gegenstand für die Chemiker, dessen Wichtigkeit in glänzendster Weise dadurch anerkannt wurde, daß derselbe in die strenge Prüfung (Diplomprüfung) einbezogen wurde.

Das oben genannte Werk verfehlte seine Wirkung nicht. Es hat zu neuen, werthvollen Untersuchungen Anregung gegeben, in den Werken über Technologie und namentlich in technischen Specialuntersuchungen wird der Rohstoff nunmehr eingehender berücksichtigt und in wissenschaftlicher Beziehung mit größerer Strenge behandelt. Selbst die allgemeine Waarenkunde hat aus dem genannten Buche Nutzen gezogen;

\*) Die technisch verwendeten Gummiarten, Harze und Balsame. Erlangen 1869.

\*\*) Die indischen Pflanzenfasern. Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wissenschaften 1870.

\*\*\*) Die Rohstoffe des Pflanzenreiches, Leipzig 1873.

die neuesten Werke über diesen so vernachlässigten Wissenszweig zeigen das ernstliche Bestreben, die Grenzen des Gebietes in passender Weise einzuengen und den Stoff in einer dem heutigen Stande der Hilfswissenschaften entsprechenden Weise zu bearbeiten.\*)

Noch stehen wir aber erst am Anfange; ein dem technischen Bedürfnisse völlig entsprechender Ausbau der technischen Rohstofflehre bleibt der Zukunft vorbehalten. Bei dem regen Interesse für die Sache, welches sich namentlich unter den jüngeren Botanikern nunmehr kundgiebt, läßt sich erwarten, daß in nicht ferner Zeit das Werk vollendet sein wird. Und daß zu neuen Untersuchungen stets neues Material vorliege, dafür wollen wir die die nie rastende Industrie sorgen lassen.

Die bisher gegebenen Andeutungen lassen die technische Rohstofflehre als eine naturgeschichtliche Disciplin, mit einem Worte als Naturgeschichte der Rohstoffe erscheinen. In wieweit nun diese Lehre mit der Naturgeschichte zusammenfällt und in wie weit sie von ihr abweicht, soll nun in Kurzem erörtert werden.

Die Rohstoffe des Mineralreiches sind entweder Minerale oder Mineralgemenge (Gesteine), bezüglich welcher die Rohstofflehre nichts wesentlich Neues zu bringen im Stande ist. Dieser Theil der Rohstofflehre erledigt sich also durch die Mineralogie beziehungsweise Geognosie von selbst. Ganz anders steht es mit den Rohstoffen des Pflanzen- und Thierreiches. In der Regel sind dieselben Naturerzeugnisse, welche sie der bestimmenden Naturgeschichte (Systematik) entziehen. Da nun aber doch ein praktisches Bedürfnis vorliegt, alle diese Rohstoffe auseinanderzuhalten und die Systematik dies nicht vermag, so entsteht die Frage: geben uns die Methoden der Botanik und Zoologie die Mittel an die Hand, diese Unterscheidungen vernehmen zu können? J. V.: läßt die anatomische Untersuchung die Entscheidung der Frage zu, ob eine Gespinnstfaser Jute, Hanf, Flachs, Sunn zc. sei? Nun für alle structurbesitzenden Rohstoffe läßt sich nach allen unseren bisherigen Erfahrungen die Frage bejahen, und es ist hier fast ausschließlich die Anatomie, welche die Lösung der einschlägigen Probleme ermöglicht. So lassen sich auf Grund anatomischer Untersuchungen und durch Herbeiziehung gewisser unter Mitwirkung vorzunehmender chemischer Reactionen sämmtliche Gespinnstfasern, Stärkeforten, Hölzer und Rinden in der Regel mit voller Sicherheit unterscheiden.

Bezüglich der structurlosen Rohstoffe des Pflanzen- und Thierreiches liegt aber die Sache anders. Dieselben erfordern ganz andere Unterscheidungsmethoden. Man möchte auf den ersten Blick glauben, daß für die Charakterisirung dieser Stoffe die Chemie Alles leisten könne. Wären diese Körper, zu denen die Harze, Gummarten, Fette zc. gehören, chemische Individuen, so wäre diese Meinung gerechtfertigt. Die structurlosen organischen Rohstoffe sind aber in der Regel sehr complicirte Stoffgemenge, für welche eine klare und kurze chemische Charakteristik — und nur eine solche kann praktische Dienste leisten — nicht zu finden ist. Da aber alle diese Rohstoffe sehr präcise naturhistorische Eigenschaften besitzen, so lassen sie sich in ähnlicher Weise wie die Mineralien charakterisiren. Es ist beispielsweise durch consequente Anwendung der naturhistorischen Untersuchungsmethoden gelungen, jene ver-

\*) Wie das eben bei Liebig & Comp. (Stuttgart 1881) von Prof. D. Jäger herausgegebene Werk über allgemeine organische Waarenkunde belegt.

widelte Gruppe von Harzen, welche unter dem Namen der Copale bekannt ist, systematisch zu beherrschen. Ein Gleiches gilt für die übrigen Harze, die man alle auf Grund einiger Kennzeichen (Härte, spezifisches Gewicht, Farbe, Strich, Tenacität, mikroskopisches Verhalten u.) ebenso sicher bestimmen kann wie die Minerale.

Die Erfahrungen, welche aus der Untersuchung der Rohstoffe sich ergeben, lassen sich vielfach auch bei der Prüfung von Fabrikaten unmittelbar anwenden. Und auch dadurch wird der Praxis ein großer Dienst erwiesen. Es giebt nämlich eine beträchtliche Anzahl von Fabrikaten, welche bezüglich des Materials, trotz vieler scheinbarer Verfeinerungen, eigentlich doch noch Rohstoffe geblieben sind und alle Merkmale dieser letzteren an sich tragen. Für einen aus Holz gefertigten Kunstgegenstand leuchtet dies sofort ein. Aber auch die feinsten Gespinnte, Gewebe, Spitzen u. dgl. enthalten die Pflanzen- beziehungsweise Thierfaser noch in unveränderter Gestalt, so daß man mit Zuhülfenahme des Mikroskops die Art der Faser aus ihrer Form, Größe und den inneren Structurverhältnissen mit voller Sicherheit zu bestimmen im Stande ist.

So umschließt also die neue Lehre die Rohstoffe der beiden organischen Reiche und ist, wie hier kurz dargelegt wurde, strenge genommen eine Naturgeschichte der vegetabilischen und animalischen technisch verwendeten Rohstoffe. Sie wirkt aber, wie wir gesehen haben, über ihre eigenen Grenzen hinaus, indem sie auch die Technologie ausrüstet, Fragen zu lösen, welche nach der in dieser Disciplin üblichen Methode nicht zu beantworten sind.

Gleich der Mechanik, Chemie und Physik ist nunmehr auch die Naturgeschichte — vor Allem die Anatomie — in dies technische Wissensgebiet eingedrungen und erweist sich gleich jener der Industrie nützlich.

Seit einigen Jahren wieder der theoretischen Forschung ausschließlich obliegend und nur gelegentlich mit der Untersuchung der Rohstoffe in Verbindung kommend, freue ich mich der Entwicklung des jungen aus der Wurzel der Naturgeschichte hervorgetriebenen technischen Wissenszweiges, der unter der Gut jüngerer Kräfte sich immer fruchtbarer erweisen möge.

## Briefe von Friedrich List.

Das Interesse für Friedrich List, den Patrioten und Nationalökonom, erwacht in unserem Volke mehr und mehr, seitdem die Früchte seines edlen Strebens zu reifen begonnen haben. Es heißt dies Interesse befriedigen, wenn ich der Oeffentlichkeit Auszüge aus einer zusammenhängenden Reihe von Briefen List's übergebe, welche ein vorzüglicher Spiegel seines hochherzigen Charakters sind.

Die Briefe stammen aus einem der glücklichsten Augenblicke seines Lebens — glücklich in dem landläufigen Sinne des persönlichen Wohlbefindens. — List stand, als er sie schrieb, im Beginn seiner langen, öffentlichen Laufbahn, ohne die Leiden derselben schon gekostet zu haben. Er trat eben in sein Lehramt der „Staatspraxis“ an der Tübinger Universität ein und stand im Begriff, sich mit einer edlen, ihm geistesverwandten Frau zu verbinden. An diese, welche alle späteren Leiden mit ihm theilte, sind die Briefe gerichtet.

5. Januar 1818.

Ich muß Ihnen noch Einiges von mir sagen. Mein Inneres treibt mich, für Wahrheit und Recht zu kämpfen. Ich liebe mein Vaterland vielleicht mehr als mein eigenes Glück. Die Dummheit, die Bosheit, der Schlandrian hat mir kleine Absichten da angedichtet, wo ich mich im Bewußtsein guter Handlungen glücklich fühlte. Ich sehne mich hinaus aus den Alltagsmenschen, ich sehne mich einem Wesen anzugehören, das Himmel und Erde mit mir theilt.

Meine Eltern sind todt. Ich besitze nur ein sehr mittelmäßiges Vermögen, aber mein Einkommen reicht nicht nur zu sehr anständiger Unterhaltung einer Familie aus; ich kann noch zurücklegen. Dies, Verehrungswürdige Frau, setzt mich in den Stand, ohne Rücksicht auf Vermögen zu wählen.

— — — — — Noch Eins, was ich nicht vergessen darf. Mein Vater war ein Bürger von Reutlingen, Besizer einer Gerberei, ein rechtschaffener und biederer Mann, der bei seinen Mitbürgern in Achtung stand. Meine Geschwister sind wohl versorgt und treiben bürgerliche Gewerbe. Ich bin ihnen Bruder, denn warum sollte meine glücklichere Laufbahn das Verwandtschaftsverhältniß stören?

8. Januar 1818.

— — — — — Aber ob Sie mich kennen? Das ist allerdings eine andere Frage; denn der Mann thut mehr durch die Handlung sich kund, die Frau im Umgang. Mein Ruf und mein Name hatte das Schicksal, in den politischen Strudel hineingerissen zu werden. Während die einen mich verunglimpfen, loben mich die andern. Ich für mein Theil habe gelernt, die Stimme der Welt zu verachten. Aber jetzt beneide ich doch die, welche in unrühmlichem, unbemerktem Treiben sich ganz dem Tadel der Welt entziehen — denn er könnte mir bei Ihnen schaden. Schicksal und Geistesverwandtschaft führten mich in die Nähe des Ministers Wangenheim, eines Mannes, den das kommende Jahrhundert erst zu würdigen vermag. Ich, ein geborener Republikaner,\*) hing mit ganzer Seele in der Erinnerung an meine Jugend und in der Ueberzeugung von dem Werth des Menschen, an der vollen Freiheit des Bürgers. Ich sah den Herrdünkel, welcher nur im Herrndienst die Ehre findet und der auf den Bürger und Bauern als auf ein niederes Wesen herabfieht. Ich sah, daß auch Wangenheim sich nicht ganz von alten Adelsvorurtheilen losgemacht hatte, und ich fühlte mich berufen, etwas zu wagen, daß der gereiften Zeit ein freier Bürgerstand abgerungen werde. Ich schrieb eine Abhandlung über Bürgerfreiheit und rückte sie in das Journal ein, welches ich seit zwei Jahren herausgebe. Die Bürgerschaft von Tübingen und der Umgegend fing Feuer. Ich wurde zu einer Bürgerversammlung aufgefordert, wenn ich handeln wolle, wie ich schriebe. Ich kam, und der Erfolg war eine Adresse an den König, worin ihm die Leiden und der Druck des Bürgerstandes geschildert wurde, wie er ist, und worin die Errichtung von Bürger-Collegien als einziges Rettungsmittel vorgeschlagen war. Aber nun waren die Herren von beiden Seiten gegen mich, die Königlichen sagten, ich sei ein Revolutionair, die Städtischen aber, ich sei ein Ministerial-Agent. Ich verlor — aber die Sache gewann. Der König errichtete die Bürger-Collegien, ein segensvolles Institut. Dumme, hämische, eigennützige, vorurtheilsvolle Leute, welche

\*) Vist wurde in der freien Reichsstadt Reutlingen geboren.



keinen Maßstab haben, mich zu beurtheilen, meinen in Folge jenes Schrittes, welchen ich mein Leben lang als eine gute Handlung betrachten werde, ich sei ein Factionair. Was sie darunter verstehen, wissen sie nicht. Ich lege Ihnen hier meine Abhandlung bei, damit Sie wenigstens in der Sprache der Vorrede erkennen mögen, wess Geistes sie sind. Aber die Leute, welche mich verurtheilen, lesen nicht. — — — — —

17. Januar 1818.

— — — — — Ein beseligender Stolz, daß Sie mich Ihrer würdig achten, treibt mich an, Ihnen von meinem öffentlichen Treiben Rechenschaft zu geben. Ich habe eine Gesellschaft von Vaterlandsfreunden gestiftet, welche ein Volksblatt schreibt und der Bürgerschaft unentgeltlich Gutachten giebt in ihren Angelegenheiten gegen die Regierung. Ich sende Ihnen hier unser erstes Blatt; der erste Aufsatz und zwei folgende sind von mir. Jener Aufsatz spricht meine Gesinnung aus und die Absicht unseres Unternehmens, das Volk zu heben zum sittlichen Leben und es zu entfeßeln. Der König selbst, von dem ich gestern ein wohlwollendes Schreiben erhalten habe, verkennt unsere Absicht nicht, ungeachtet die Sprache, wie Sie finden werden, etwas frei ist — — — — —

— — Ich soll mich prüfen, ich soll Ihnen treu und wahr, wie ich es fühle, meinen Seelenzustand bekennen. Wahr und offen — wie es des Mannes würdig ist, will ich mich Ihnen geben, wie ich bin mit meinen Vorzügen und Fehlern.

Die Natur hat mir ein Herz gegeben, das für das Schöne und Gute und Edle empfänglich ist, für Freude und Schmerz, für sanfte Empfindungen, aber auch für aufbrausende Leidenschaft, wo meine gute Absicht, meine Ehre, meine Menschenwürde verkannt wird. Nie kann ich zürnen und hassen, wo ich Seelenverwandschaft finde; aber auch meine Feinde können sich mit mir versöhnen, sobald sie sich mir nähern wollen. Man hält mich für spöttisch und sarkastisch, weil ich die Unklugheit habe, winzige Charaktere mit der Geißel des Wises zu züchtigen. Mangel an sogenannter politesse ist mein Hauptfehler; denn ich habe die Schwachheit, bei jedem vorauszusetzen, er sei meiner Gesinnung — und wenn er mir ein freundliches Gesicht macht er sei mein Freund. Dies und daß ich mir nie habe angewöhnen können, gegen meine Ueberzeugung zu sprechen und zu schmeicheln, hat schon viele Menschen an mir irre gemacht. So sehr ich längst das Bedürfniß fühle, mich einem Wesen anzuschließen, das ganz mein gehört und dem ich gehöre, so habe ich doch in den zwei Jahren, da ich angestellt bin, mich nie zu einer Verbindung entschließen können; denn ich habe gleiche Gesinnung, gleiche Empfindung gesucht und nicht gefunden. — — — — —

19. Januar 1818.

Verzeihen Sie, wenn ich gestern etwas unzusammenhängend geschrieben habe. Es war eine Stunde nach Mitternacht, als ich mich dazu setzte. Ich bin seit sechs Tagen vor zwei Uhr in kein Bett gekommen; denn ich habe nicht die mindesten Vorarbeiten mit hierher gebracht, und es liegt alles daran, daß ich am Anfang gut auftrete. Ich zähle bereits an die 60 Zuhörer. Man hatte hier ein gewaltiges Vorurtheil gegen mich. Die Studenten bezweifelten meine Fähigkeit und hielten mich für einen Ministerknecht. Ich schrieb deswegen ohne Zeitverlust eine Abhand-

lung über mein Lehrfach und eine Vorrede von kräftigem Schlag; denn ich bin überzeugt, in der künftigen Generation liegt ein schönerer Keim als der, welcher die Früchte des Tages hervorgebracht hat. Hätte ich mich betrogen, mein ganzer Plan wäre verloren gewesen, denn ich gründe meine Hoffnung darauf, daß man sich in der Jugend einen kräftigen edlen Geist erziehen muß. Ich fand mich nicht getäuscht. Die, welche zuvor über mich losgezogen hatten, melden sich nun bei mir als Zuhörer. Noch bin ich ungewiß, wie ich mich auf dem Katheder ausnehmen werde. Man kann das nicht von sich selbst wissen. Morgen, als an dem bedeutungsvollen 20. Januar, halte ich meine erste Vorlesung. Sie werden lächeln, daß ich Ihnen meine erste Abhandlung schicke — allein es macht mir Vergnügen, sie in Ihren Händen zu wissen.

---

20. Januar 1818.

Soeben komme ich aus meiner ersten Vorlesung. Der Hörsaal war gesteckt voll — es waren vielleicht 200 Studenten da. Anfänglich war ich etwas befangen; ich habe noch nie öffentlich gesprochen. Ich mochte etwa aussehen, wie der Magister in der Stiftskirche. Allein nach drei Minuten hatte ich meine ganze Unbefangenheit, sodasß ich recht wohl mit mir zufrieden bin. Morgen werde ich zum zweiten Male auftreten.

Ich finde, daß ich in meinem letzten Schreiben manche Fehler, aber auch manche gute Eigenschaft vergessen habe. So z. B. können Sie es, liebste Freundin, unter meine Vorzüge setzen, daß ich, wenn ich einmal etwas lieb gewonnen habe, mich sehr schwer wieder von ihm trenne, und daß mich eine nicht zu bekämpfende Sehnsucht nach Vereinigung anwandelt, wenn ich von ihm getrennt bin, und daß dann alle möglichen Verhigungsgründe nicht zureichen, mich zufrieden zu stellen. Ich habe jetzt gerade diesen Fall mit Ihnen, holde Freundin; alle Gründe wollen nichts fruchten. Sie quälen mich ja ordentlich methodisch und warum? weil Sie Fehler haben, und wie ich diese Fehler recht genau sehe, sind es Vorzüge — eine edle Bescheidenheit und eine klare Selbstkenntniß. Wer sollte nicht Launen haben in der Welt? Die Sonne kann nicht immer scheinen. Ich kann Sie auf alle Fälle in dieser Hinsicht damit beruhigen, daß auch ich meine Launen haben. Also können wir abrechnen. Daß Sie empfindlich gegen kleine Beleidigungen sind, entspricht Ihrer Sanftmuth. — Daß Sie Karlchen\*) so lieben? Wen sollte wol das mehr freuen als den, der auch auf Ihre Liebe Anspruch macht. Ich glaube es selbst, Sie verzärteln den Knaben. Bis in ein gewisses Alter taugt eine solche Erziehung, sie bildet das Herz; aber in die Länge wird allerdings ein Knabe durch bloße weibliche Erziehung verweichlicht. Der Mann muß dereinst dem Sturme trogen können, und er muß sich also in männlicher Stärke üben. Das sehen Sie ja aber selbst ein zc. — — — — —

---

\*) Kist's Frau war die Tochter des Professor Seybold in Tübingen, der als Philolog zu damaliger Zeit einen guten Namen hatte. — In der Lebensbeschreibung Uhland's von seiner Wittve wird er als derjenige Lehrer gerühmt, der auf den jungen Dichter am meisten gewirkt habe. — In erster Ehe war sie mit einem Bremer Kaufmann Neidhardt verheiratet gewesen. Karl war das einzige Kind aus dieser Ehe. Er lebt heute noch in Philadelphibia als Arzt.

22. Januar.

Heute habe ich wieder gelesen. War es gestern voll, so war es heute noch voller; ich mußte einen größeren Saal auffuchen. Ich habe heute ganz die nöthige Unbefangtheit im Vortrag gewonnen. Manche die aus Neugierde kamen, oder, um mich in Verlegenheit zu setzen, mögen beschämt abgezogen sein. — — — — —

29. Januar 1818.

— — — — — Gestern war ich in Neutlingen bei meinen Verwandten. Meine Schwestern machten mir den Vorschlag, daß ich nun doch auch heirathen müßte; ich hatte ihnen noch nichts geschrieben. Sie hatten einen Vorschlag im Hinterhalt, aber sie wollten nicht heraus damit, weil sie wußten, daß ich auf diesem Punkte nicht zu berathen bin. Ich erwiderte ihnen lachend, sie möchten sich keine Mühe geben, ich habe bereits diese Angelegenheit selbst besorgt. Da hätten Sie den Jubel hören sollen. Ich mußte ihnen bis in die späte Nacht hinein von Ihnen erzählen, ob ich Ihnen auch schon etwas von meinen Schwestern gesagt habe und ob Sie auch freundschaftlich gegen sie sein werden. Als ich sie nun von Ihnen grüßte und Ihre Himmelsgüte schilderte, da wurden sie ganz gerührt. Ich mußte dem guten Volk versprechen, ihnen zu schreiben, wann meine Hochzeit sein werde, damit sie dieselbe unter einander feiern können. Das freute mich aber am besten; meine jüngste Schwester, die etwa seit zwei Jahren verheirathet ist, sagte, als ich von Karlchen sprach: „Der Kleine bekommt einen guten Vater; Du hast ja meine Kinder immer fast aufgezehrt vor Liebe.“ Ich habe nämlich von Jugend auf eine große Zuneigung für Kinder. — — — — —

## Die Lehrer Rafaels.\*)

Von

Marco Minghetti,

übersetzt von M. von Meysenbug.

I.

Giorgio Vasari sagt in seinem Leben Rafaels: „Sein Vater, Giovanni Santi, fing an, ihn in der Malerei zu unterrichten, da er ihn dieser Kunst sehr geneigt und schöne Begabung dafür bei ihm fand. Es vergingen daher nicht viele Jahre, so wurde Rafael ihm von großer Hilfe bei vielen Werken, welche Giovanni im Staate von Urbino ausführte . . . . . Schließlich, als dieser gute und liebevolle Vater erkannte, daß der Sohn wenig bei ihm lernen könne, beschloß er, ihn zu Pietro Perugino zu bringen, welcher, wie man ihm gesagt hatte, zu jener Zeit den ersten Platz unter den Malern einnahm . . . . . Er führte den Knaben, nicht ohne viele Thränen der Mutter, welche ihn zärtlich liebte, nach Perugia, wo Pietro, als er Rafael's Art zu zeichnen, seine Sittsamkeit und sein schönes Be-

\*) Der frühere italienische Ministerpräsident, Herr Minghetti, hatte die Güte uns diesen Artikel zur ersten Veröffentlichung in der „Deutschen Revue“ zu übergeben. D. Red.

nehmen sah, über ihn das Urtheil fällte, welches die Zeit später als vollkommen wahr, gerechtfertigt hat.“

Nachdem er darauf von einigen Gemälden erzählt hat, welche Rafael nach Art des Perugino malte, fährt Vasari fort: „als Pietro wegen einiger Geschäfte nach Florenz reiste, verließ Rafael Perugia und ging mit mehreren Freunden nach der Stadt Castello, wo er verschiedene Gemälde verfertigte. Während dessen, da er schon großen Ruhm erlangt hatte, war die Libreria des Doms von Siena vom Papst Pius II. dem Pinturicchio anvertraut worden, welcher — ein Freund Rafael's und diesen als vorzüglichen Zeichner kennend — denselben nach Siena führte, wo Rafael ihm einige Zeichnungen und Cartons zu diesem Werke machte . . . . . Der Grund, warum er damit nicht fortfuhr, war dieser: einige Maler, welche nach Siena kamen, rühmten den Carton, welchen Leonardo da Vinci im Saale des Papstes in Florenz gemacht hatte und gleicherweise einige nackte Figuren, welche in Concurrnz mit Leonardo, von Michelangelo Buonarroti gemalt waren, so sehr, daß in Rafael, wegen der Liebe die er stets für das Vorzügliche in der Kunst hegte, ein solches Verlangen danach entstand, daß er das begonnene Werk, seinen eigenen Nutzen und seine Bequemlichkeit, bei Seite setzte und nach Florenz ging.<sup>1)</sup>

Diese Berichte waren die Grundlage für alle Schriftsteller geworden, welche später von Rafael sprachen, und wurden ohne Prüfung von ihnen wiederholt. Aber die moderne Kritik hat die Glaubwürdigkeit derselben aufmerksamer untersuchen müssen. Indem sie mit größerer Sorgfalt die Archive musterte, bisher unbekannte Dokumente daraus hervorzog, die Daten und die Thatfachen miteinander verglich und vor Allem eine genauere und feinere Methode der Beobachtung einführte, um die unterscheidenden Züge jedes Künstlers zu bestimmen und zu erkennen, welche Werke ihm in Wahrheit zugehören und welche nicht —, hat sie schließen müssen, daß die angeführten Erzählungen viele und schwere Ungenauigkeiten enthalten<sup>2)</sup>. Es darf uns dieses nicht Wunder nehmen, denn, obgleich die Lebensbeschreibungen Vasari's die reichhaltigste und beste Quelle der Kunstgeschichte sind, welche wir besitzen, und es immer bleiben werden, so müssen sie doch mit unterscheidendem Verständniß und feinfühligem Urtheil gelesen werden. Es ist bekannt, daß Vasari, beschäftigt, wie er war, mit so vielen und verschiedenartigen Arbeiten, nicht Alles selbst sehen und prüfen konnte, sondern sich über viele Einzelheiten Nachrichten durch seine Freunde sammelte und sie in gutem Glauben wiederholte, indem er Zeitbestimmungen, Daten und Orte ohne Genauigkeit durcheinanderwarf, so daß

<sup>1)</sup> Giorgio Vasari, Leben des Rafael, Ausgabe Le Monnier Band VII. Seite 3 und folgende. Dasselbe wiederholt er im Leben des Pinturicchio; ja, er sagt, daß die Skizzen und Cartons zu allen Gemälden, welche dieser dort machte, von der Hand Rafael's seien, der stets dessen Gefährte und Mitschüler bei besagtem Pietro Perugino gewesen sei. Id: Leben des Bernardino Betti genannt der Pinturicchio. Band V. Seite 265 und folgende.

<sup>2)</sup> Siehe Quatremère de Quincy: Leben des Rafael; Passavant: Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Franz. Ausg. Paris 1860.

Münz: Rafael, sein Leben und seine Zeit. Paris 1881.

Pungileoni: Elogio storico di Raffaello, Urbino 1829, und vor allen Anderen: Lemotieff: Die Werke italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden u. Berlin. Leipzig 1880.

er nicht allein in Bezug auf Rafael, sondern noch in vielen anderen Beziehungen, in große Irrthümer verfiel, welche die Kritik nach und nach berichtigt. Ich mache nur bezüglich der oben erwähnten Erzählung auf einige Daten aufmerksam, über welche kein Zweifel mehr existiren kann, da sie durch Dokumente bewiesen und daher allgemein anerkannt worden sind, nämlich: daß Rafael den 28. März 1483<sup>1)</sup> geboren wurde und daß sein Vater, Giovanni Santi, den 1. August 1494 starb, daß der Auftrag, welchen der Cardinal Piccolomini für die Libreria in Siena gab, vom 29. Juni 1502 datirt, endlich, daß die Cartons von Leonardo und Michelangelo, nicht eher gesehen werden konnten als in 1505.<sup>2)</sup> Die Erzählung des Vasari umfaßt die Begebenheiten der Jugend Rafaels von seiner Geburt an bis zum 22. Jahre seines Alters. Weil es aber eine zu große und schwere Aufgabe für mich wäre, über das ganze Leben und die Werke des hohen Meisters zu reden, so werde ich meinen Vortrag auch auf die Zeit seiner Jugend beschränken, welche denselben Lebensabschnitt umfaßt, der in der Anführung aus Vasari behandelt ist, nämlich: von Rafaels Geburt an bis auf 1505, zu welcher Zeit er, 22 Jahre alt, die Spuren der Meister verließ und sich einzig und allein in seiner selbständigen Vollenbung zeigte. Und wie, als ich früher einmal über die Schüler, welche er hatte, schrieb, ich zum Glück einige weniger bekannte, belehrende Umstände und neue Gesichtspunkte anführen konnte, so hoffe ich, dasselbe auch diesmal thun zu können, indem ich zum Thema meines Vortrags die Lehrer Rafaels nehme.

Es sei mir zunächst erlaubt, an das zu erinnern, was ich schon früher sagte, als ich von der Geschichte der Malerei sprach und was mir auch heute vor Allem wichtig ist, zuerst festzustellen, nämlich: „daß in allen den Provinzen, in welchen, zufolge der Beschaffenheit der Vertlichkeiten, zufolge der Eigenschaften der Einwohner und der Zeitumstände, die Malerei zu blühen bestimmt war, sie einen gleichen Gang der Entwicklung nahm, so daß die Schulen der verschiedenen Provinzen sich leicht unter einander vergleichen lassen, sowohl in ihren Anfängen als in den verschiedenen Phasen, welche sie durchmachten. Und ebenso begegnen sich jene Maler und haben offenbare Analogien mit einander, welche in den verschiedenen Schulen den gleichen Moment der Evolution (um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen) in der Kunst darstellen.“

Es wäre ein würdiger Gegenstand der Untersuchung, welcher unter den verschiedenen Stämmen und welche unter den Gegenden unserer Halbinsel von Alters her mit dem Beruf und der Befähigung zur Kunst begabt gewesen seien, worauf man dann eine künstlerische Topographie und Ethnographie Italiens begründen könnte, welche neu und höchst merkwürdig sein würde. Vielleicht werde ich ein

<sup>1)</sup> Passavant setzt das Datum auf den 6. April; aber das ist ein Unterschied des Tages, welcher aus der Berechnung des Charfreitags in jenem Jahre entstanden ist.

<sup>2)</sup> In dem ungedruckten Briefwechsel der Künstler, veröffentlicht von Gage, Band II., Seite 89, 92, 93, werden die Quittungen erwähnt über die Zahlungen an die Papierhändler, die Apotheker, an denjenigen, welcher dem Leonardo und Michelangelo das Papier aufklebt, an den Seiler für Ausgaben bezüglich der beiden Cartons, folgendermaßen angezeigt: „Die Ausgaben für den ersten Seiler am 30. April 1505; für den zweiten am 30. August 1505.“ Münz meint, daß die Ausstellung der Cartons nicht vor 1506 stattgefunden haben könne. Dasselbst: Seite 143.

anderes Mal dieses Argument wählen. Für jetzt genügt es mir, zu bemerken: daß in jenem Theil der Apenninen, zwischen dem adriatischen Meer, vom Rubicon an bis zum Tronto, und dem Mittelländischen Meer, vom Ombrone an bis zum rechten Ufer des Tiber, zu gleicher Zeit mit der Wiedergeburt der Wissenschaften die umbrische Schule entstand und daß sie, ebenso wie die anderen Schulen in Italien, vier Perioden vor der Erscheinung Rafael's hatte, nämlich: zuerst die Giottoische Periode, in welcher die Kunst, im Heiligthum geboren und nur bemüht, dieses zu schmücken, mit dem Pinsel die heiligen Geschichten erzählte und die künstlerischen Motive erschuf, ohne sich viel um die Vollendung der Form und die Nachahmung der Natur zu kümmern. Dann folgte eine Periode, in welcher der Künstler die Nothwendigkeit fühlte, das Wahre nachzubilden und seinem Gemälde so zu sagen den Stempel eines unmittelbaren Abbildes der Natur zu geben; von da fing das eifrige Studium der Perspective, der Anatomie, der Verkürzungen an; alles Dinge, welche die früheren Maler vernachlässigt hatten. Aber der Künstler befriedigte sich nicht mit der bloßen Nachahmung des Wahren; er sah bald ein, daß unter den Eigenschaften der Gegenstände, welche er vor sich hatte, einige zufällig und nebensächlich seien und nicht bloß nicht genügten, sondern den Geist ermüdeten und zerstreuten. So kam er dazu, währenddem er stets das Wahre nachahmte, dennoch eine Wahl zu treffen und uns diejenigen charakteristischen Züge nachzubilden, welche den dargestellten Gegenstand besonders hervorheben konnten. Man könnte sagen, daß er sich zum Ziel gesteckt hatte: nicht daß sein Gemälde eine Nachahmung der Wirklichkeit sei, sondern daß es in der Seele des Beschauers den Eindruck hervorbringe, welchen die dargestellte Figur oder Handlung machen würde, wenn dieser sie sähe. Schließlich kam die Periode, in welcher der Künstler vor allem Anderen den Ausdruck der Gefühle zu suchen schien, und da das religiöse Gefühl das vorherrschende war, sich diesem besonders in seinen Anschauungen zuwendete. Alle diese vier Perioden sind, um mich eines heute üblichen Ausdrucks zu bedienen, vorrafaelisch und man begegnet ihnen in auffallender Weise in allen Schulen, vorausgesetzt, daß man dieselben ohne Pedanterie studirt und nicht fordert, jeder Periode dieselbe Dauer zusprechen, noch die Vergleichung mit jedem Künstler aufs Genaueste bestimmen zu können; daß man hingegen mehrere gleichartige Perioden zur selben Zeit an verschiedenen Orten annimmt oder in der Entwicklung der Skulptur den Ring sucht, welcher bei der Malerei fehlt. So wird auch der aufmerksame Beobachter keine Mühe haben, in der umbrischen Schule vier verschiedene Phasen zu entdecken. Sie auch hatte ihre Giottoische Manier und verließ dieselbe mit Ottaviano Nelli da Gubbio, Allegretto Nuzi da Fabriano und den Brüdern Sansaverino, welche, ohne sich mit den Naturalisten von Florenz und Padua vergleichen zu können, dennoch den verbindenden Ring bilden zwischen den Giottoischen und jenen Malern, welche, wie Gentile da Fabriano, Piero della Francesca und Fiorenzo di Lorenzo, die Kunst zu einer großen Höhe brachten und ihr besonders eine bewunderungswürdige Kraft der Darstellung verliehen. Endlich giebt uns die umbrische Schule im Perugino und Pinturicchio Beispiele jener Epoche, welche wir anderswo im Lorenzo Costa, im Francia, Domenico Ghirlandajo, Ambrogio Borgognone und so vielen Anderen wieder erkennen.

Giovanni Santi hat keine Eigenschaften, welche ihn einzeln auszeichnen; er ist ein Maler, der etwas über den mittelmäßigen Malern seiner Zeit steht; so zeigen ihn die zehn oder zwölf Gemälde, welche noch von ihm erhalten sind, <sup>1)</sup> von denen ein einziges sich außerhalb Italiens, im Museum von Berlin, befindet. Doch liebte er seine Kunst mit größter Hingebung, wie aus einem Gedicht oder einer gereimten Chronik von Urbino hervorgeht, in welcher er die Maler seiner Zeit mit großem Lobe einführt. <sup>2)</sup> Wir wissen außerdem, daß im Jahre 1468 Paolo Uccello in Urbino war und das Jahr darauf Pier della Francesca, welcher sogar im Hause des Santi wohnte; wir wissen, daß dieser ein Freund, wenn nicht Schüler des Melozzo da Forlì war, welcher auch lange Zeit in Urbino wohnte und mit dem Bramante, seinem Mitbürger, sehr vertraut war. <sup>3)</sup> Santi starb den 1. August 1494, und durch einen Brief Elisabeths, Marchesa von Mantua, Herzogin von Urbino, welcher unlängst aufgefunden und vom 19. August jenes Jahres datirt ist, erhält man die Bestätigung, daß sein Tod ungefähr zwanzig Tage vorher erfolgt war; ferner gewinnt man daraus den sicheren Beweis, daß Santi sich kurze Zeit vorher in Mantua aufgehalten hatte um daselbst das Bildniß des Monsignore (vielleicht des Bischofs) Gonzaga zu malen, aber dann nach Urbino zurückgekehrt war und weder dieses beendigen, noch das von Elisabeth selbst, fertigstellen konnte. Die Berufung nach Mantua mußte eine große Freude für den guten Santi gewesen sein, sowohl als ein Zeichen der seltenen Werthschätzung seiner selbst, als auch weil sie ihm Gelegenheit gab sich mit Andrea

<sup>1)</sup> Folgende sind die hauptsächlichsten unter seinen erhaltenen Werken: Montefiorentino, Kirche des Klosters: Madonna mit dem Kind und Heiligen; Fano, in der Kirche S. Maria: die Heimsuchung; daselbst, Kirche S. Croce: Madonna, Christkind, Petrus; Montefiore, im Spital: Madonna, Heilige und drei Köpfe Andächtiger; Gradera-Pieve: Madonna mit vier Heiligen; Pesaro, Kirche S. Bartolo: der hl. Girolamo; Mailand, Gallerie Brera: Verkündigung; Urbino, Oratorio S. Sebastiano: der hl. Sebastian; daselbst, Kirche S. Francesco: Madonna, Christkind, Heilige; Gagli, Kirche der Dominikaner: Fresken; Berlin, Museum: Madonna, Christkind, Heilige.

<sup>2)</sup> Diese Chronik in Terzinen befindet sich unter den Handschriften in der vatikanischen Bibliothek. Passavant bringt lange Auszüge daraus im Anhang seines Buches. Giovanni macht fast ein Verzeichniß seiner Zeitgenossen, nennt Gentile da Fabriano; Giovanni da Fiesole; Pisano; Fra Filippo Lippi; Francesco Peselli; Domenico Veneziano; Masaccio und Adriano; Paolo Uccello und zwei große Zeichner: Antonio und Piero del Pollaiuolo; Pier del Borgo d. h. della Francesca, dann folgen:

„Zwei Jünglinge, gleich an Alter und gleich an Liebe

Leonardo da Vinci und der Perugino,

Pier della Pieve,

Welche göttliche Maler sind,

Dann Ghirlandajo, Filippino Lippi, Sandro

Botticelli, Luca Signorelli da Cortona,

Voll von Erfindungsgabe und seltenem Geist.

Antonello da Messina, ein erleuchteter Mann;

Gentile und Giovanni Bellino, hoch lobenswerth;

Cosimo Tura, Ercole Grandi, Melozzo da Forlì —

mir so theuer, da die Perspective durch ihn mächtig vorwärts kam; Andrea Berochio und dann andere Bildhauer und Architekten.

<sup>3)</sup> Münz — Vie de Raphael p. 15 e suivantes.

Mantegna zu unterreden, den er vor allen seinen Zeitgenossen bewunderte, wie man aus dem schon erwähnten Gedicht sehen kann, wo er sagt:

„Diese Dinge haben wir gesagt mit aufrichtigem  
Herzen für die Kunst und um zu loben  
Meister Andrea, welcher darin Herrscher ist,  
Und welcher den Herzog von Urbino völlig betäubt  
Stehen machte, als dieser sah  
Seine seltene Malerei und Kunst.“<sup>1)</sup>

Daß Giovanni Santi der erste Lehrer seines Sohnes gewesen sei, wie Vasari sagt, unterliegt wohl keinem Zweifel. In jenen Zeiten wurde die Malerei, sowie jede andere Kunst, hauptsächlich in den Familien ausgeübt; die Knaben traten in die Werkstatt des Vaters, ungefähr mit dem siebenten Jahre, ein und fingen damit an die niedrigsten Dienste zu leisten: die Zimmer zu reinigen, die Farben zu zerreiben und zu zermahlen, aufzukleben, Tuch aufzuziehen, zu überzypsen u. s. w.<sup>2)</sup> Man kann für gewiß annehmen, daß Rafael frühzeitig Proben seiner Hinneigung und außerordentlichen Befähigung zur Kunst gab. Aber da der Vater starb als er kaum elf Jahr alt war und da dieser vorher noch einige Zeit in Mantua gewesen war, so kann man es nicht für wahrscheinlich halten, „daß er dem Vater von großer Hilfe gewesen sei, bei vielen Werken, welche dieser im Staate von Urbino ausführte.“ Als Santi starb, war Rafael noch zu jung, um schon Hand an's Malen gelegt zu haben und es ist uns weder eine Zeichnung noch irgend ein Andenken aus dieser kindlichen Zeit übrig geblieben. Ebensovienig konnte Giovanni Santi vor seiner Reise nach Mantua den Rafael nach Perugia zu Pietro Vannucci geführt haben, um seinen Knaben zu diesem in die Lehre zu geben, wie Vasari erzählt. Es scheint uns, daß der Autor auch hier in einen Irrthum verfallen ist; denn mit zehn Jahren war Rafael noch zu sehr Kind, um ihn vom elterlichen Hause zu entfernen, oder wenigstens ist es sehr unwahrscheinlich, daß dies geschehen sei. Ganz unmöglich erscheinen aber die dabei erwähnten Umstände, wie z. B. die Thränen der Mutter bei der Trennung, da dieselbe schon drei Jahre früher gestorben war. Und zu fernerm überzeugendem Beweis kommt noch die Thatsache hinzu, daß Pietro Perugino, von 1493 an bis 1499, in mehreren Theilen Italiens umherzog und wenn er während dem nach Perugia kam, sich niemals lange genug dort aufhielt, um eine Schule gründen zu können.

Pietro Vanucci war, wie Vasari sagt, zu der Zeit, wenn nicht der größte, so doch der berühmteste unter den Malern. Er war 1446 geboren und Vasari giebt ihm den Andrea Verrocchio von Florenz zum Lehrer; aber wahrscheinlich hatte er zuerst bei Benedetto Bonfigli, Niccolo Munno und Fiorenzo di Lorenzo, alle Umbrier, studirt. Im Jahre 1475 hatte er im Stadthaus zu Perugia gemalt und in 1478 die schönen Fresken zu Cerqueto gemacht. Nach Rom berufen (1480), wo sich Pinturicchio befand, welcher, wie wir sehen werden, schon über ein Jahr vorher dahin gekommen war (1479), arbeitete er in der Capella Sistina. Hier sei es mir beiläufig erlaubt

<sup>1)</sup> Notizie e documenti per la vita di Giovanni Santi e di Raffaello Santi da Urbino par Giuseppe Campori. Modena 1870.

<sup>2)</sup> V. Cennino Cennini, Trattato della pittura Cap. III.



einzuschalten, daß nur eine einzige Darstellung von ihm uns dort geblieben ist, nämlich die, auf welcher Christus dem Petrus die Schlüssel giebt. Vasari schreibt ihm auch die Taufe Christi zu, aber die fleißigen Forschungen der Kritik haben es jetzt festgestellt, daß diese Darstellung, sowie auch die der Reise des Moses in der Wüste, von der Hand des Pinturicchio sind.<sup>1)</sup> Die anderen Gemälde wurden ausgelöscht, als Michelangelo es unternahm, das jüngste Gericht daselbst zu malen. Als Pietro Bannucci dann Rom verließ, kehrte er nach Perugia zurück und hier malte er in 1489 und 1490 in der neuen Capelle.<sup>2)</sup> In den folgenden zehn Jahren zieht er unstät umher.<sup>3)</sup> In 1493 finden wir ihn in Florenz; 1494 in Venedig<sup>4)</sup> und dann in Cremona, wo er für die Mönche von S. Agostino arbeitet. In 1495 ist er wieder in Perugia und malt für die Cassinensischen Mönche die Himmelfahrt Christi, welche jetzt im Museum von Lyon ist. In 1496 jedoch ließ er sich abermals in Florenz nieder, denn er kaufte daselbst ein Stück Boden, um ein Haus darauf zu bauen, und in dem Kaufdocument wird er angeführt als „wohnend unter dem Volk von S. Piero maggiore“.<sup>5)</sup> In eben demselben Jahre muß er auch von Neuem in Venedig gewesen sein, weil aus einem Briefe des Lodovico Sforza hervorgeht, daß dieser ihn von dort nach Mailand in seine Dienste ziehen wollte.<sup>6)</sup> In 1497 finden wir ihn zuerst in Florenz, wo er an einer Commission Theil nimmt die beauftragt war, die Fresken des Alessio Baldovinetti zu schätzen; dann wahrscheinlich in Fano, um daselbst das Gemälde in der Kirche von S. Maria Nuova zu verfertigen. Sicher war er den 21. April 1498 in Fano, als Zeuge bei einem Contract.<sup>7)</sup> In diesem Jahre 1498 finden wir ihn von Neuem in Florenz, wohin er gerufen ist, um sich mit anderen Werkmeistern zu berathen über die beste Art, die Laterne der Kuppel von S. Maria del Fiore<sup>8)</sup> herzustellen.

<sup>1)</sup> Vermoloeff — die Werke italienischer Meister in München, Dresden, Berlin. Leipzig 1880. p. 305—307.

<sup>2)</sup> Vasari — Commentario alla vita di Pietro Perugino ed. cit. vol. V. pag. 68 — citirt ein Document vom 5. März 1490, durch welches er der apostolischen Kammer eine Luittung ausstellt über 180 Ducaten in Gold, einen rückständigen Preis für die Gemälde, welche er in der Capelle des apostolischen Palastes ausgeführt hat. Dieses Document wird mitgetheilt von Mariotti in den „lettere perugine“.

<sup>3)</sup> Diese Anführungen wurden gesammelt und geordnet von Anton Springer: Rafael, Studien. Band VIII. Zeitschrift für bildende Kunst. Leipzig 1853. Siehe: Storia artistica del Cambio, del Professore A. Rossi. Perugia 1874.

<sup>4)</sup> Gage — ungedruckter Briefwechsel der Künstler — citirt, Band II. S. 69, einen Contract, welcher aber nachher keine Folge hatte, für ein Feld in dem Saale des großen Rathes in Venedig zu malen. Einige zweifeln indeß daran, ob der Piero Perosino, von welchem die Rede ist, nicht ein anderer Maler gewesen sei. Dieser Zweifel ist jedoch gegenwärtig völlig beseitigt; Vermoloeff citirt ein anderes Document von 1496, woraus hervorgeht, daß Perugino zu der Zeit in Venedig war, so daß es schwer zu glauben ist, daß zwei Jahre vorher ein anderer völlig unbekannter Künstler mit demselben Namen aufgetreten sei.

<sup>5)</sup> Vasari, Leben des Perugino. Band VI. S. 50, Note 2.

<sup>6)</sup> Vermoloeff, Seite 327, citirt den Brief vollständig.

<sup>7)</sup> Beiträge zum Leben des Perugino von Vasari, Seite 61. Er sagt 1488, aber es ist ein Druckfehler, denn er fügt hinzu, daß das besagte Gemälde, 1497 gemacht, ihm mit 300 Piafter in Gold bezahlt worden sei.

<sup>8)</sup> Dieselben Beiträge Seite 69.

Endlich in 1499 übernimmt er es die Räume des sogenannten *Cambio*, in Perugia zu malen, begiebt sich wieder in seine Vaterstadt und vollendet diese Arbeiten im Jahre 1500; bleibt auch daselbst und ist einer von den Obersten im Magistrat, 1501. In 1502 übernimmt er es ein Bild für S. Francesco al Monte zu malen und ein anderes Doppelgemälde für die Hauptcapelle von S. Agoitino, in welcher Kirche er auch das Chor zeichnet. Außerdem sagt man, daß er 1503 das Wappen Julius II. auf die Wände des Palastes und auf die Thore der Stadt malte,<sup>1)</sup> gewiß ist aber, daß er 1503 nach Florenz zurückkehrte. Aus diesen zerstreut gewesenen, nun gesammelten Berichten geht hervor, daß er von 1490 bis 1499 ein unstätes, in verschiedenen Theilen Italiens umherziehendes Leben führte und wenig in seiner Heimat war; hingegen in den drei Jahren 1500, 1501, 1502 immer, oder fast immer, in Perugia blieb. Den einzigen Ausflug, den man in dieser Zeit ihm vielleicht zugestehen muß, ist nach Vallombrosa um daselbst die Himmelfahrt Mariä zu malen, welche sich jetzt in der Akademie der schönen Künste in Florenz befindet und das Datum 1500 trägt. Vielleicht hatte er dort auch Gelegenheit die zwei Bildnisse zu machen, welche jetzt ebenfalls in Florenz aufbewahrt werden und von denen das Eine den glückseligen Don Biagio Milanese, den General des Ordens, und das Andere Don Baldassar, den Abt des Klosters, darstellt; zwei Bildnisse von solcher Schönheit, daß man sie später dem Rafael zuschreiben wollte.

In der That ist der letzte Theil des Jahrhunderts die glänzendste Zeit des Perugino; sie reicht bis zu seinem 55. Jahr. Dieser Zeit gehören die Gemälde an, welche ich eben erwähnt habe; das vortreffliche Crucifix, das sich in der Kirche der Madonna della calza befindet, ist früher genannt und vielleicht der Zeitordnung nach das erste seiner Meisterwerke; das Andere in S. Martino in Cremona, von 1494; ein Drittes für die Certosa von Pavia gemalt, das sich jetzt in der Nationalgalerie zu London befindet; die Kreuzabnahme, welche das Datum 1495 trägt und welche man in der Gallerie Pitti bewundern kann, und so weiter, bis zu den Räumen des *Cambio* in Perugia, welche 1500 beendet wurden. Später ging Pietro in seiner Kunst zurück und zwar aus zwei Gründen; der eine ist der von Vasari angeführte: daß Pietro zu viel gearbeitet hatte, so daß er, da ihm stets so viel Arbeit zuströmte, öfter dieselben Sachen wiederholen mußte und seine Art zu arbeiten in dieser Weise so sehr zur Manier herabsank, daß er allen seinen Figuren denselben Ausdruck gab.<sup>2)</sup> Der zweite Grund ist: daß der Ausdruck der Gefühle bei ihm geistlos süßlich und conventionell wurde.

Um aber zu unserem Argument zurückzukehren: wenn es schon wenig wahrscheinlich ist, daß Giovanni Santi seinen Sohn mit 10 Jahren zu Pietro Perugino in die Lehre gegeben hatte, so wird die Unwahrscheinlichkeit zur Unmöglichkeit, wenn man bedenkt, daß Perugino bis 1499 bald hier, bald dort war und keinen bleibenden Aufenthalt zu Hause hatte, so daß der Knabe den größten Theil der Zeit verlassen und ohne alle Leitung gewesen wäre. Schließlich werden aber auch diese Andeutungen vollends von einigen positiven Argumenten bestätigt, von denen das eine folgendes ist: daß Rafael den 5. Juni 1499 in Urbino war, wie aus einem

<sup>1)</sup> Dieselben Beiträge Seite 65.

<sup>2)</sup> Vasari, Leben des Perugino, Band V., Seite 4—6.

gerichtlichen Akt der Uebereinkunft mit der Stiefmutter Bernardina hervorgeht, in welchem sein Onkel väterlicher Seits, Don Bartolommeo, und der junge Rafael selbst, als gegenwärtig genannt werden. In einem zweiten Akt aber, welcher den ersten vervollständigt und das Datum des Mai's 1500 führt, bestimmt Don Bartolommeo für sich und im Namen des abwesenden Rafael's.<sup>1)</sup> Natürlich unterliegt es keinem Zweifel, daß Rafael Perugino's Schüler gewesen ist. Aber wenn dieser, auf der Höhe des Ruhmes in seiner Kunst, zu bleibenden Aufenthalt nach Perugia im Jahre 1499 kam, und wenn wir wissen, daß kurz darauf Rafael von Urbino abwesend war, so entsteht beinahe unmittelbar die Vermuthung: daß Rafael, der nun schon das sechszehnte Jahr zurückgelegt hatte — als er von der Niederlassung Pietro's in Perugia hörte, sich gegen Ende des Jahres 1499 oder im Anfang von 1500 dorthin begeben habe, bei Pietro als Schüler und Gehülfe eingetreten und bei ihm geblieben sei bis dieser nach Florenz zurückkehrte, nämlich bis 1503. Wir werden später sehen, welchen Einfluß Perugino auf seinen jungen Schüler ausübte, aber zunächst drängt sich uns eine andere Betrachtung auf.

Wenn Rafael vom August 1494, in welchem Monat sein Vater starb, bis zum Ende von 1499 in Urbino blieb, wer war sein Lehrer während dieser fünf Jahre und bei wem arbeitete er? In dem oben erwähnten Brief,<sup>2)</sup> in welchem Elisabeth Gonzaga ihrem Bruder, dem Marschese von Mantua, anzeigt, daß Giovanni Santi gestorben sei ehe er das Bildniß des Monsignore habe vollenden können, befindet sich noch eine Nachschrift, in welcher sie sagt: „Ich habe den Burschen des besagten Giovanni mit Sorgfalt suchen lassen, er sagt mir, daß sich nichts vorfindet.“

Wer war dieser Bursche? Wahrscheinlich jener Evangelista von Pian di Mileto, Santi's Schüler, welcher Zeuge bei dem letzten Testament war, das Giovanni Santi am 27. Juli 1494<sup>3)</sup> machte. Aber wenn dieser den Knaben auch für einige Zeit hätte behalten können, so ist doch zu vermuthen, daß der Letztere aus den Lehren eines unbekanntem Gehülfsen der Werkstatt nicht die Vorschriften und Vorbilder seiner Kunst hätte schöpfen können. Ebenso wenig kann man glauben, daß Luca Signorelli ihn unterrichtete, denn dieser hatte Urbino schon einige Monate vor dem Tode Giovanni Santi's verlassen.<sup>4)</sup> Hier muß ich nun auf das zurückkommen, was ich früher sagte als ich von den Schülern Rafaels sprach. Unter diese wurde auch Timoteo Viti, ein Urbinat, gerechnet und ich bemühte mich, zu beweisen, daß das nicht sein könnte, weil Timoteo 1469 geboren war, also fünfzehn Jahre früher als Rafael selbst, und ferner, daß er sich mit 20 Jahren nach Bologna begab (dorthin gerufen von seinem Bruder Pierantonio, welcher dafelbst an der Universität Arzt von Profession und Dichter war)<sup>5)</sup>, dort in die Werkstatt des Francia, den 8. Juli 1490, eintrat und eifrig während fünf Jahren bei diesem arbeitete. Ich führte dann das Register Francesco Francia's an, wo sich die

1) Pungileoni: Elogio storico di Raffaello. Urbino 1821. pag. 35.

2) Campiuri, Notizie e documenti per la vita di Giovanni Santi e di Raffaello da Urbino. Ediz. Cit.

3) Pungileoni: Elogio storico di Giov. Santi. Ed. Citato.

4) Ebendafelbst. Seite 15.

5) Vasari, Vita di Vincenzo da S. Gimignano e di Timoteo da Urbino. Vol. VIII.

folgende Bemerkung unter dem Datum des 5. April 1495 findet: „geschieden mein lieber Timoteo; daß Gott ihm alles Gute und jedes Glück gebe.“ — Timoteo kehrte also im Alter von 26 Jahren in seine Vaterstadt zurück, als er, schon hoch erfahren in der Kunst, aus der Schule zu Bologna hervorgegangen war und traf dort, wenige Monate nach dem Tode Giovanni Santi's ein, als Raffael kaum in das zwölfte Jahr eingetreten war. Seine Mutter Maria hatte Raffael bereits drei Jahre früher verloren und der Vater hatte ihm seinen Onkel väterlicherseits, Don Bartolommeo, zum Vormund gegeben. Wie der junge Mensch sich mit diesem Vormund stand, wissen wir nicht; wohl aber wissen wir, daß er wenig erbaut war von der Stiefmutter, mit der er später sogar processirte. Dagegen liebte und sorgte für ihn Simone Ciarla, sein Onkel mütterlicherseits, dem er, wenn er abwesend war, schrieb: „Theurer, an der Stelle des Vaters.“ Ist es nun nicht sehr wahrscheinlich, daß in einer kleinen Stadt wie Urbino, in welcher sich zu der Zeit wenig Künstler befanden, da Melozzo da Forli das Jahr vorher gestorben war und Luca Signorelli und Bramante sie verlassen hatten, man Timoteo, als er, schon mit schönem Ruf geschmückt, daselbst eintraf, bat: den Jüngling zu sich zu nehmen und auf seinem Weg zur Kunst zu leiten? Mir scheint diese Möglichkeit, ja, ich sage diese Wahrscheinlichkeit, offenbar und es bestätigt mich in dieser Vermuthung die zärtliche Freundschaft, welche hinfort zwischen den beiden Künstlern bis zu deren Tode bestand, und welche wohl Ursache zu dem Irrthum wurde, daß man Timoteo für einen Schüler Raffael's nahm.<sup>1)</sup> Auch sind dies nicht die einzigen Argumente, welche sich zur Unterstützung dieser Ansicht anführen lassen. Ein überzeugender Beweis geht hervor aus dem genauen Vergleich zwischen den Gemälden, welche Timoteo Viti vom Jahr 1495, dem Jahr seiner Rückkehr nach Urbino, bis zum Jahr 1500 machte, und denen, welche uns aus der Jünglingszeit Raffael's geblieben sind. Die bekanntesten Bilder Viti's aus jener Zeit sind die folgenden: ein Temperabild, gemalt für Martino Spacciofi von Urbino, mit welchem er sich 1501 verschwägte, indem er Girolama aus derselben Familie heirathete. Dieses Gemälde stellt die Madonna mit dem Kinde auf dem Thron, an dessen Fuß ein Engel sitzt und spielt, dar; zu den Seiten befinden sich die Heiligen Crescenzio und Vitale. Ferner das Bildniß des heiligen Antonius über dem Hochaltar der kleinen Kirche S. Trinita in Urbino. Eine heilige Margarethe, welche in einer Hand die Palme des Märtyrthums hält und in der anderen die Kette, mit welcher der Drache gefesselt ist, befindet sich in einer Privatgalerie in Mailand. Noch eine Zeichnung mit schwarzer Kreide, welche das Brustbild einer Frau darstellt, deren eine Hand eine Palme hält, und sich in der Gallerie zu Oxford befindet.

Das erste dieser Gemälde wurde in früherer Zeit für ein Jugendwerk Raffael's gehalten, aber nach unwiderleglichen Dokumenten, in diesem Jahrhundert gefunden, wurde es dem Timoteo Viti zurückgegeben.<sup>2)</sup> Und wer es aufmerksam betrachtet, wird sehen, daß der musizirende Engel den Engeln des Lorenzo Costa gleicht, der S. Crescenzio wäre des Francia würdig, aber der S. Vitale erinnert wirklich an die Gestalten des Raffael. Ebenso wurde die Zeichnung in der Oxford

<sup>1)</sup> Auch Müntz hält es für wahrscheinlich, daß Timoteo den Raffael lehrte, er bringt aber für seine Behauptung keine Beweise.

<sup>2)</sup> Passavant op. cit. v. 1. p. 329.

Sammlung dem Rafaël zugeschrieben, aber diese Angabe ist schon seit einiger Zeit berichtigt<sup>1)</sup> und sie wurde dem Timoteo zurückgegeben. Die heilige Apollonia konnte keinem Andern zugeschrieben werden, da ihr Autor von Anfang an bekannt war, aber alle Kunstkritiken finden sie im rafaelschen Styl und ebenso die heilige Margarethe, von welcher wir gesprochen haben.

Sollte es nun nicht sonderbar scheinen, daß ein junger Mann, zwischen 30 und 35 Jahren, schon mit Ruhm aus der Schule des Costa und des Francia hervorgegangen, es versucht hätte, die Art und Weise eines Knaben von 12 bis 14 Jahren nachzuahmen? Ja, man kann fragen, welche Manier konnte überhaupt ein Knabe von dem Alter haben? Derselbe Knabe, welcher später so sehr den Einfluß des Perugino erfuhr, daß er für einige Zeit sein Nachahmer wurde? Ist es nicht vielmehr vernünftiger vorauszusetzen, daß Timoteo aus eigener Anlage und Befähigung rafaelsch war, vor Rafaël selbst; was mit klaren Worten so viel heißt: daß Rafaël vielmehr von Timoteo die Manier annahm, welche wir in seinen frühesten Werken bewundern? Angenommen, daß Timoteo nicht Schüler Rafaël's sein konnte, so scheint die Verwechslung von einigen Werken des Einen mit denen des Andern ein werthvolles Anzeichen zu sein, daß Rafaël im Gegentheile Schüler des Timoteo war, während der Zeit seines Jugendalters, die vom 12. Jahr bis zum 16., in welchem er nach Perugia ging, reicht.

Haben wir aber Gemälde oder Zeichnungen, welche wir mit Gewißheit dem Rafaël zuschreiben können aus der Epoche von der wir sprechen, d. h. von 1495 bis 1500? Die folgenden Fünf scheinen ganz sicher von ihm zu sein, alle Anderen sind zweifelhaft.

1. Die Zeichnung zweier junger Vogenschützen, welche sich in der Sammlung Wicar in Lille befindet (Braun Nr. 64). In dieser Zeichnung sind die Formen der Ohren, der Hände und des Haarwuchses ganz timoteisch.

2. Der Traum des Ritters, eine Skizze und 3. das Gemälde, welches nach dieser Skizze gemacht ist; beide befinden sich in der Nationalgalerie in London. Ein Ritter in vollständiger Rüstung schläft am Fuß eines Baumes, den einen Arm und den Kopf auf sein Schild gestützt; zwei Frauen stehen ihm zu Seiten; die eine, Strengere, bietet ihm ein Buch und ein Schwert dar, vielleicht, um ihn zu den Werken des Friedens und des Krieges anzufeuern: die Andere, heiterer und doch bescheiden, reicht ihm eine Blume, ihn gleichsam zum Vergnügen einladend. Es ist vielleicht in anderer Form die alte Fabel von Herkules am Scheidewege. In diesem Gemälde sind die Landschaft und die Gebäude, welche man in der Ferne sieht, offenbar dieselben, welche Timoteo zu malen pflegte; die Falten des Ärmels bei der Frau, welche die Blume reicht, die Binde, welche ihr Haupt umgiebt, sind die nämlichen wie bei der oben beschriebenen heiligen Margarethe. Und die Hand des schlafenden Ritters und die Formen des Kopfes der Frau, die ein Schwert in der Hand trägt, erinnern ebenfalls an die Art des Timoteo.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Müntz, Seite 239, schreibt sie dem Rafaël zu.

<sup>2)</sup> Vermoloeff giebt die Zeichnung des heiligen Vitale, der heiligen Margarethe und eines Orpheus, alle ganz rafaelsch und nach seiner Ansicht dem Timoteo zuzuschreiben, nebst vielen Andern für Majoliken, welche sich jetzt im Museum Correr in Venedig befinden. Müntz (Seite 67) setzt den Traum des Ritters ins Jahr 1504; wir folgen aber auch hierin dem Vermoloeff, welcher ihm das Datum 1498 gibt.

4. Eine Zeichnung mit schwarzer Kreide und aufgesetzten weißen Lichtern, stellt einen Knaben von 13 oder 14 Jahren dar, welcher einige Aehnlichkeit mit Rafael hat (in der Universität zu Oxford). Auch hier ist es nicht ganz gewiß, ob die Zeichnung fein oder nicht vielmehr Timoteo's sei, welcher seinen jungen Schüler dargestellt habe. Wenn man jener Studien über den Frauenkopf, den wir oben erwähnt haben, gedenkt, so kommt Einem unwillkürlich dieser Zweifel, dennoch schreiben wir die Zeichnung dem Rafael zu.

5. Eine Zeichnung oder Studie für ein Grab Christi: die Gestalt eines Wächters, welcher vom Schlafe aufwacht, und eines knieenden Engels (Universität zu Oxford); ein anmuthsvolles Werk, welches aber auch an die Art und Weise des Timoteo erinnert, besonders in der Hand des Wächters.

Dieses sind die Bruchstücke, welche wir aus jener ersten Periode Rafael's besitzen. Später sehen wir den Drachen der heiligen Margarethe wieder erscheinen beim heiligen Georg. Wir sehen einen Engelskopf und noch andere Zeugnisse der Nachahmung des Timoteo. Aber was ich bisher gesagt habe, scheint mir hinreichend, um die Behauptung wahrscheinlich zu machen, welche ich mir vorgenommen hatte zu beweisen, nämlich: daß Rafael zwar seinen ersten Unterricht vom Vater, Giovanni Santi, erhielt, aber auch nur den ersten Unterricht, d. h. bis zu seinem ersten Jahr; daß er fünf Jahre nach dem Tode des Vaters in Urbino blieb; daß er während dieser Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach Timoteo Viti zum Lehrer hatte, mit welchem ihn für immer die innigste Freundschaft verband, und daß er gegen Ende des Jahres 1499 oder Anfang 1500 nach Perugia zu Pietro Vannucci ging.

Urbino war unter der Herrschaft der Herzoge von Montefeltro friedlich und glücklich im Vergleich mit den umgebenden Ländern; sein Hof gab ein glänzendes Beispiel was Tugend, Studien, schöne Wissenschaften und Künste anbetrifft. Aber Rafael war noch zu sehr Kind, um die Festlichkeiten daselbst mit zu genießen oder an den eleganten und anmuthigen Vereinigungen bei der Herzogin Theil zu nehmen und sich der Gunst der Letzteren zu erfreuen. Erst als er 1504 nach Urbino zurückkehrte, konnte er den Schuß und das Wohlwollen derselben erfahren, wie wir später sehen werden. Als er sich nach Perugia begab, kam er hingegen in eine Stadt, welche durch ihre wilden Sitten und ihre Bürgerkriege einen auffallenden Gegensatz zu jener bildete, wo er geboren war, und welche länger als andere Orte die Wildheit des Mittelalters beibehielt.

Perugia, ab antico schon eine berühmte Stadt, auf der Höhe eines Berges gelegen, von wo man eine weite Aussicht auf viele Ketten der Apenninen genießt, die Erzieherin kühner und kluger Menschen, constituirte sich im Mittelalter zur Republik und war geehrt und gefürchtet. In der Zeit, von welcher wir sprechen, war die Stadt dem Namen nach unter geistlichem Regiment, in der That aber von einer Oligarchie vornehmer Familien regiert, welche tapfere Condottieri, wie den Fortebraccio und die Piccinini's, hervorgebracht hatten. Diese Familien reißten sich insbesondere um Zwei, die Oddi und die Baglioni, und wenn die in Streit mit einander geriethen, so besaßten sie nicht selten die Stadt mit Blut. Dester wurden diese bürgerlichen Zwiste durch die Vermittlung der päpstlichen Legaten oder durch die mystischen Predigten der Geistlichen, durch den Rath der Rechtsgelehrten oder durch Ermüdung der Parteien beigelegt und der Friede wurde häufig

durch Heirathen zwischen den streitenden Familien besiegelt. Aber bei der geringsten Veranlassung entzündete sich der Haß wieder und man griff auf's Neue zu den Waffen und vergoß Blut.<sup>1)</sup>

Der zahlreiche und vermittelnde Clerus war ein Instrument des römischen Hofes, nahm bald für die Adelligen Partei, bald für das Volk und machte sich durch verderbte Sitten verächtlich. Das Volk, sowohl von der einen wie von der anderen Faction unterdrückt, von den Adelligen ebensogut wie von den Priestern, und jeder Hoffnung auf Besseres beraubt, verlor durch das Schauspiel, welches es vor Augen hatte, auch allmählig die Zuneigung zu dem heimischen Boden, wo so viele eble Werke in den vorhergehenden Jahrhunderten entstanden waren; es blieben ihm nur die Grausamkeit und der Aberglaube übrig. Der unmäßige Luxus der Wenigen bildete einen scharfen Gegensatz zu dem allgemeinen Elend; die Universität von Perugia war im Verfall, und Krieg und Pestilenz verminderten die Bevölkerung und den öffentlichen Reichthum.

Im Jahre 1488 hatten die Baglioni und die Oddi während drei vollen Tagen innerhalb der Stadt mit einander gekämpft; es hatte Verwundete und Tode, Brand und Plünderung gegeben und vielleicht wären die Oddi damals ganz ausgerottet worden, wenn sie nicht, 37 an der Zahl, mit 600 Parteigängern, Perugia verlassen hätten. Nun schien es den Baglioni, als wären sie absolute Herren der Stadt, nachdem sie auch die Güter ihrer Gegner confiscirt und es beim Papst erreicht hatten, daß dieselben für Rebellen erklärt wurden. Aber die Ausgewanderten unterließen nicht, ihnen Fallstricke zu legen, und nachdem sie Freunde und Anhänger gesammelt hatten, machten sie einen ersten Versuch der Wiedereroberung in 1491, wurden aber zurückgeschlagen. Nachdem man an 130 Verschworene getödtet und ihre Körper an den Mauern des Rathhauses aufgehängt hatte, errichtete man 35 Altäre auf der öffentlichen Piazza, machte während drei Tagen Processionen und las Messen, um die besleckten Stätten zu reinigen.<sup>2)</sup> Im Jahre 1495 aber erfolgte ein zweiter stärkerer Versuch der Wiedereroberung, und die Oddi, welche die Stadt bei Nacht überrannten und in dieselbe eindrangen, nahmen sie beinahe ganz in Besitz. Die Baglioni, so unversehens überfallen, waren ohne Vorbereitungen zur Vertheidigung, so daß beim ersten Geräusch nur der einzige Simonetto, ein feuriger Jüngling, welcher kaum 18 Jahre alt war, aus seinem Hause stürzend, versuchte, ihnen Stand zu halten; aber nachdem er viele Wunden erhalten hatte, wurde er für todt liegen gelassen. Inzwischen erschien auf der Piazza auch sein Vetter Astorre. Ein gleichzeitiger Chronikenschreiber, welcher in Perugia lebte, schildert ihn und ich erlaube mir, Einiges aus dieser Beschreibung zu citiren, weil sie diese Scene so lebendig vorführt.

„Er saß, ganz mit vergoldeten Eisen bedeckt, auf seinem Pferd und zeigte große Kühnheit, sprengte mitten unter seine Feinde und verrichtete Thaten gleich einem neuen Mars, zufolge dessen was mir einer erzählte, der es mit eignen Augen sah, und sagte, daß es Niemand mit seinem Menschenverstande würde begreifen können,

<sup>1)</sup> Man sagt: daß, als der Rechtsgelehrte Baldo Bartolini aufgefordert wurde, den Eid auf die allgemeine Eintracht zu leisten, er ausgerufen habe: Ich halte dafür, daß dieses dummes Zeug ist. Bonacci, Storia di Perugia dalle origini sino al 1860 vol. 1 p. 102.

<sup>2)</sup> Burckhardt: Die Cultur der Renaissance in Italien. Band 1, Cap. 4.

der es nicht mit eignen Augen gesehen hätte. Und er sagte, daß ein Ambos niemals so viele Schläge auf sich bekommt, wie jener auf seiner Person und seinem Pferde hatte. — — — Aber er, als Meister des Krieges, spornete sein Pferd in das größte Gedränge, bald Diesen, bald Jenen treffend, so daß er immer wenigstens zehn Männer seiner Feinde auf dem Boden unter den Füßen seines Pferdes hatte, welches ein wildes Thier war und daß er den Feinden so viel Schaden als möglich zufügte.“<sup>1)</sup>

Aber ungeachtet der Tapferkeit des Simonetto und des Astorre würden die Baglioni in jener Nacht besiegt worden sein, wenn sie nicht ein Zufall gerettet hätte, der ganz besonders von Guicciardini und Macchiavelli beschrieben wird. Als die Eindringlinge nämlich ohne Hinderniß an eine der Mündungen des Hauptplatzes gekommen waren und eine Kette sprengen wollten, welche, wie es in den aufrührerischen Städten Gebrauch war, die Straßen durchzog, aber vom Gedränge gehindert wurden, es zu thun, schrie Einer: „zurück, zurück!“ und dieser Ruf von Einem zum Andern der Nachfolgenden wiederholt, wurde als eine Aufforderung zur Flucht angesehen. Und so zog sich die ganze Masse zurück, ohne daß Einer wußte, wer sie verjage oder aus welcher Ursache man fliehe. „In dieser Verwirrung hatten die Gegner Muth gefaßt und sich zusammen gefunden, ermordeten auf der Flucht viele von denen, verfolgten die Andern mit dem gleichen Ungeßüm und nicht zufrieden mit dem Tode derjenigen, welche im Fliehen getödtet worden waren, hängten sie noch Andere auf, mit der Grausamkeit, welche Parteigänger gegen einander zu haben pflegen.“<sup>2)</sup>

Es schien den Baglioni, daß sie nunmehr vollkommen sicher seien und zum Theil erhielten sie vom Papst eine neue Bestätigung aller ihrer Privilegien, zum Theil bebienten sie sich des Aberglaubens, um sich in der Gunst des Volkes zu erhalten. Dieses letztere hatte zu jener Zeit eine besondere Verehrung für eine Nonne, die glückselige Colomba, eine liebreizende Jungfrau, welche von Rieti gekommen war, um ein Dominikanerinnenkloster zu gründen, zu dessen Erbauung das Municipium von Perugia die Mittel gegeben hatte. „Es wurde gesagt,“ erzählt der Verfasser der Chronik, „daß sie niemals etwas aß und nur von der Communion lebte; öfter war sie sterbend; der Puls schlug nicht mehr; sie schien todt; dann kam sie wieder zu sich, predigte über die künftigen Dinge und drohte Verderben. Dabei aber feuerte sie auch Andere an mit heißen Gebeten zu dem höchsten Gott und war immer bereit Jesum Christum zu bitten.“<sup>3)</sup> Als Alexander VI. mit Cäsar und Lucrezia, seinen Kindern, nach Perugia kam, konnte auch er nicht umhin, das Kloster zu besuchen und Schwester Colomba, vielleicht von den Baglioni angetrieben, welche den Papst wieder entfernen wollten, sprach zu ihm in prophetischen Worten von Unglück; danach stellten sich die Baglioni als ob sie sie bei jeder Handlung zu Rathe zögen.

<sup>1)</sup> Cronaca del Materazzo del 1492 al 1503 p. 51, nell' Archivio storico italiano Firenze vol. 16 part 2<sup>as</sup>.

<sup>2)</sup> Guicciardini, Storia d'Italia, Lib. III, cap. 1. Macchiavell discorsi sopra le dette di Tito Livio Lib. III, Cap. XIV.

<sup>3)</sup> Materazzo, v. 1. p. 5 e seg.



Aber als die Gefahr durch äußere Feinde vorüber war, brach die Wuth inmitten der Familie selbst aus. Dieselbe war in mehrere Zweige eingetheilt; von der alten Generation blieben nur noch zwei Alte übrig: Guido und Rodolfo; der Erste hatte vier Söhne: Astorre, von dem wir oben gesprochen haben; Adriano, der „Morgante“ genannt; Gismondo und Gentile, beide dem geistlichen Stand angehörig. Rodolfo hatte drei Söhne: Troilo, Protonotar und Erzpriester; Gianpaolo, ein muthiger Condottiere und jener junge Simonetto, welcher der erste Kämpfer bei der Insurrection der Oddi in 1491 gewesen war. Von zwei anderen Zweigen der Familie kamen Griffonetto und Carlo her. Griffonetto wurde von der Mutter erzogen, der schönen Atalanta aus der Familie der Oddi, welche mit 20 Jahren Wittwe geworden, sich ganz der Erziehung des Sohnes gewidmet hatte und die Reichste im Hause Baglioni und von feinen Sitten war. Carlo hingegen war häßlich, elend von Gestalt, so daß er beinahe wie ein Buckliger ging, ungezügelt in seinen Leidenschaften, verschwenderisch und gierig nach Geld und Herrschaft; das Volk hatte ihm den Spottnamen Bargiglio (das rothe Läppchen am Halse des Hahns) gegeben, weil er einen Hahn mit dem Läppchen im Wappen führte. Diesem, welcher immer über neuen Plänen brütete, schien es, als könne er sein Glück auf den Ruin seiner Verwandten gründen und er berief als Theilnehmer an dem verruchten Unternehmen einen anderen Vornehmen von schlechtem Leben, Geronimo della Penna. Der Letztere fühlte sich stark durch den Schutz des Giulio Barano, Herzogs von Camerino, eines der hervorragendsten Tyrannen seiner Zeit, der ihn zu diesem Verbrechen antrieb; aber außerdem war es ihm auch nicht unbekannt, daß ihm die Familie Baglioni nicht wohl wollte.“ Man sagte auch, daß Simonetto einmal seinen alten Onkel Guido auf den Knien bat, daß er ihm die Erlaubniß gebe, den Penna zu tödten, weil, wenn er das nicht thue, er klar voraussehe, daß Geronimo es ihnen thun werde; Guido willigte nicht darein; das Gleiche that Simonetto mit seinem Bruder Giovanpaolo, welcher auch nicht wollte, da das, was sein solle, nothwendigerweise auch sein werde.“\*)

Dennoch fühlten Jene, daß sie sich nicht allein an die Ausführung eines so verwegenen Verbrechens wagen könnten, und sie warfen ihre Augen daher auf Griffonetto und versuchten, ihn mit Schmeicheleien zu verlocken; aber es widerstrebt dessen feiner und gemäßigter Natur. Darauf erdachten sie, um zu ihrem Zweck zu gelangen, den Filippo, einen Bastard des Hauses Baglioni, zu gebrauchen, in welchen Griffonetto großes Vertrauen setzte, und dieser schlug einen erfolgreicheren Weg ein und stößte dem Griffonetto nach und nach das Gift der Eifersucht in die Seele, indem er ihm Glauben machte, daß seine Frau mit Gianpaolo, seinem Vetter, buhle. Griffonetto hatte Zenobia Esforza zur Frau und, obgleich erst 24 Jahre alt, war er bereits Vater von drei Kindern, welche er zärtlich liebte und von denen er ebenso wieder geliebt wurde. „Sie schienen“, sagt der Verfasser der Chronik, „zwei Engel des Paradieses, aber endlich machte es der Teufel der Hölle dem Griffone so scheinen, als ob er von seiner Frau Beschimpfung empfinde, und da er einmal einen solchen Verdacht und solche Vorstellung hatte, verstand er sich

\*) Materazzo, p. 105.

zu Allem und faßte den festen Entschluß, den Verrath mit den Verräthern zu vollführen.“<sup>1)</sup>)

Nachdem sie sich noch andere Missethäter verbunden und Meuchelmörder gebungen hatten, beschloffen sie zu warten, bis die Hochzeit des Astorre mit Lavinia Colonna vollzogen sei, umso mehr, als Gianpaolo abwesend war, da er in jenen Tagen Todi belagerte. Die Hochzeit wurde im Juni 1500 mit größter Pracht gefeiert. Die Stadt war festlich geschmückt, mit Teppichen, Epheu und Blumen geziert; ein Triumphbogen war auf dem Markte errichtet und mehrere Abtheilungen wurden mit Pfählen in den verschiedenen Quartieren der Stadt gemacht. Abgesandte der umliegenden Orte und Schlösser, Männer und Frauen der Bürgerschaft, in reicher Kleidung, kamen die Neuvermählten zu begrüßen und ihnen Geschenke zu überreichen. Diese Letzteren stiegen im Hause des Griffonetto ab, da ihre eignen Häuser noch nicht völlig hergerichtet waren. Auf der Piazza, die mit Tüchern bedeckt war, wurde eine festliche Mahlzeit gehalten und in den nächsten Tagen folgten sich Gastmähler und Bälle, von den Bürgern der verschiedenen Stände in den umzäunten Abtheilungen, welche zu diesem Zweck gemacht waren, veranstaltet; da wurden Ringelrennen und Turniere gehalten und während zehn Tagen war die Stadt voller Musik, Bälle, Lustbarkeiten und Frohlocken.

Aber Gianpaolo war noch immer abwesend. Endlich kehrte er zurück, den 14. Juli, nachdem er die Tobiner bezwungen hatte. Am selbigen Abend waren alle Verwandte in der Kirche von S. Luca zugegen, wo eine Versammlung zu dem Zweck der Vergebung der Sünden und des Ablasses stattfand. Hier kamen sie zusammen mit großer Zärtlichkeit von allen Seiten, ohne daß der geringste Verdacht eines Verrathes aufgestiegen wäre. Aber als es Nacht geworden war, versammelte der Bargiglio alle Verschworenen in seinem Hause, entflammte sie mit feurigen Worten und Versprechungen, stachelte die Entschlossenen noch mehr an, bestärkte die Zweifelnden und befahl, daß man nicht länger zögern solle. Sie mußten sich in Gruppen von 15 Mann jede theilen, und es waren ihrer ebenso viele, wie derer zum Tod Verurtheilten; dann sollten sie sich zu den Häusern der Baglioni begeben und auf ein Zeichen, welches er geben würde, indem er einen großen Stein von der Loggia des Magnificus Guido herabwürfe, sollten sie die Thüren sprengen, in die Gemächer eindringen und ohne Mitleid Alle tödten. Was den Astorre betraf, so war das Unternehmen leicht, da er noch im Hause des Griffonetto wohnte. Ohne länger zu zögern, wie es verabredet war, handelten sie nun auch. Astorre wurde überfallen und, nachdem die junge Gattin vergebens versucht hatte, ihm mit ihrem Körper einen Schild zu machen, mit vielen Wunden getödtet. Als er todt war, öffnete einer der Verschworenen, Della Cornia, ihm die Brust, riß das Herz heraus, biß hinein und dann schleiften sie den Leichnam die Treppe hinunter und ließen ihn nackt auf dem Marktplatz liegen. Die Andern, welche nach dem Hause des Guido gegangen waren, brangen, nachdem sie das Signal gehört hatten, in das Haus ein und tödteten zunächst Guido und Gismondo. Der Lärm der Waffen erweckte den Simonetto, welcher, hinausgehend um den Brüdern beizustehen, sich plötzlich inmitten der Bande befand, die ihn suchte. Er

<sup>1)</sup> Materazzo cit. p. 114.

kämpfte allein und halb nackt in den Vorhallen und auf den Treppen, und, Einige verwundend und Einige tödtend, wurde er endlich auch in der StraÙe überwältigt und gemordet. Die Ermordung eines Dieners, welcher die Gemächer des Gianpaolo bewachte, hielt die Muechelmörder, welche diesen tödten sollten, auf, so daß er, zu rechter Zeit hörend und errathend, was vorging, über die Dächer entfloh, von einem Haus zum anderen überging und endlich heimlich in das Zimmer eines Studenten eindrang, welcher ihn, ehe der Tag anbrach, rettete. Ebenso kamen die Verschworenen zu spät zum Hause des Pandolfo, so daß dieser, Gentile und Troilo, ihre Pferde besteigen und durch eilige Flucht sich aus der Gefahr retten konnten.

Die Verschworenen blieben Herren der Stadt, aber sie waren nicht zufrieden mit der Mißthat, noch beruhigt über die Zukunft, da ein Theil der Baglioni, und gerade einige der Bedeutendsten unter ihnen, den Nachstellungen entflohen war. Vergebens läuteten die Glocken zum Fest, vergebens versammelte man die Bürger, redete zu ihnen und sprach ihnen von Freiheit; man fand wenig Zustimmung durch Rath und That bei ihnen; das Volk, verstört und stumm, sah mit Schrecken auf Jene. Sie schickten darauf Bottschaften an den Herzog von Camerino, einen Gesandten an den Papst und versammelten die Obersten, um die Vertheidigung zu berathen. Die Ansichten über das, was zu thun sei, waren verschieden; ein bitteres Vorgefühl füllte ihre Seelen mit Ungewißheit und Furcht.

Die schöne Atalanta, die Mutter des Griffonetto, verließ, als sie den Ver-rath erfuhr, von Entsetzen ergriffen, das eigene Haus und entfloh, die Gattin des Sohnes, Zenobia, und dessen Kinder mit sich nehmend, in eine Villa, in einiger Entfernung von der Stadt. Als der Sohn sich dahin begab, um mit ihr zu reden, stieß sie ihn verachtungsvoll zurück und fluchte ihm als einem Verbrecher und Mörder der eigenen Familie. Griffonetto, Schmerz ergriffen und verwirrt, sagte ihr: „Graufame Mutter, es wird ein Tag kommen, wo Du mich sprechen möchtest und es nicht mehr können wirst.“

Inzwischen ruhte aber Gianpaolo, wiewohl unkundig des Schicksals seiner Verwandten, nicht und, kaum in Masciano angekommen, ohne Zeitverlust und ohne sich, weder bei Tag noch bei Nacht, Ruhe zu gönnen, sandte er seine Getreuen zu Vitellozzo Vitelli, welcher nach Todi zugezogen war, damit er ihm unverzüglich von seinen Leuten welche schicke, und ließ selbst von einem seiner Freunde zum andern, um sie um Hülfe anzuflehen. Kaum waren vierundzwanzig Stunden seit dem greulichen Mord vergangen, so befand er sich, an der Spitze eines kleinen Heeres von 800 Verrittenen und einer guten Anzahl Fußknechte, auf dem Marsche gegen Perugia. Auf dem Wege erhielt er von den Freunden Trost zugesprochen, damit er sich beeile und auf den Sieg vertraue. Auf der andern Seite schickten seine Feinde ihm einen Trompeter mit dem Vorschlag eines Waffenstillstands; aber weder der Mann noch eine Antwort kehrten zurück. Wenige Stunden vor Sonnenuntergang war er an den Thoren der Stadt und da er keinen Widerstand irgend einer Art fand, zog er sogleich in dieselbe ein. „Er ging vorwärts,“ sagt der Chronikschreiber, „auf seinem Rappen mit einem Schwerdt in den Händen, wie ein heiliger Georg, ließ sein edles Roß gallopiren, rief und ermutigte alle Freunde, daß sie ihre wahre Liebe zeigen sollten, und Alle kamen aus ihren Häusern, zu seinen Gunsten gestimmt, — — — und er bat auch die Frauen, daß

sie zu Gott beten möchten, daß ihm dieser den Sieg über seine Feinde verleihe.“<sup>1)</sup> Schon waren Carlo Bargiglio und Geromino della Penna aus der Stadt entflohen; nur Griffonetto allein wagte es, sich ihm entgegen zu stellen, und Gianpaolo, auf ihn zugehend: „Verräther,“ sagte er zu ihm, „gehe mit Gott; ich will Dich nicht ermorden und will die Hand nicht an mein eigen Blut legen, wie Du gethan hast.“ Darauf wendete er ihm den Rücken.<sup>2)</sup> Aber die Soldaten, welche mit ihm waren, verfolgten Jenen und überfielen und verwundeten ihn so, daß er wie todt hinfiel. Und Gianpaolo, welcher einen Jeden tödtete, der zu widerstehen wagte und in die Flucht trieb, wer es nicht wagte, war Herr des Bodens, noch ehe alle diese Soldaten auf der Piazza angekommen waren. Es starben an jenem Tage mehr als hundert Menschen, viele Häuser wurden in Brand gesteckt und andere geplündert.

Kaum war die Kunde des Vorgefallenen bis zu Atalanta gedrungen, so eilte sie zur Stadt mit Zenobia um Griffonetto noch einmal zu sehen ehe er stürbe; man ließ sie passiren und als sie gefunden hatte, er sei noch nicht todt, sagte sie ihm: „Sohn, hier ist Deine unglückliche Mutter, welche jetzt mit Dir sprechen möchte und es nicht kann, wie Du gesagt hast. Und darauf heftete der Sohn seine Augen in die der Mutter und sie, weise und bedacht wie sie war, ließ ab von ihrem bitteren Weinen, den theueren Sohn ermahmend und ermutigend denen zu vergeben, welche ihm den Tod gegeben hätten und daß er das Zeichen der Vergebung mache. Darauf reichte der Jüngling ihr die Hand und hauchte die Seele aus, unter unendlichen Segnungen der Mutter, anstatt der Verwünschungen, welche sie ihm früher gesagt hatte. Welches das Weinen der trostlosen Mutter und seiner Gattin, die ihn so liebte, war, läßt sich nicht ausdrücken; ganz mit Blut besetzt, gingen sie auf die Piazza, ob sich Einer fände, der sie aus Grausamkeit hätte ermorden mögen, da sie williger gewesen wären zu sterben als dem Tode zu entgehen; doch wurden sie schließlich von Allen mit Schonung behandelt.“<sup>3)</sup>

So war Perugia in 1500, als Rafael schon dahin gegangen war, um daselbst zu wohnen und die grausamen Vorfälle, welche ich mit den Worten eines Augenzeugen angeführt habe, mußten ohne Zweifel einen schmerzlichen Eindruck auf die Seele des gesitteten Jünglings machen, der aus der gesitteten Stadt Urbino kam. Ist es daher nicht erlaubt, wenn man die Beschreibung liest, welche der Chronikschreiber von Astorre Baglioni während des Tumultes von 1495 macht, anzunehmen, daß diese zu dem Entwurf des Heliodor Anlaß gegeben habe, den Rafael später in den Sälen des Vaticans malte? Und wer die Vergleichung von Gianpaolo Baglioni mit dem heiligen Georg liest, sollte der nicht alsbald an den heiligen Georg denken, welchen Rafael einige Jahre später malte? Gewiß ist aber, daß das Gemälde von Perugia im Jahre 1500, Veranlassung zu einer der schönsten Arbeiten des Urbinaten wurde. Denn die unglückliche Atalanta, deren tiefe Seelenleiden die Zeit nicht linderte, beauftragte im Jahre 1506 den jungen Urbinaten, als er nach Perugia zurückkam, die Abnahme vom Kreuz zu malen, zur Erinnerung

1) Materazzo Zd. p. 132.

2) Materazzo Zd. p. 135.

3) Materazzo p. 134.

des Unglücks, zur Sühne des Verbrechens, zum bildlichen Ausdruck des heiligen und ewigen Schmerzes einer Mutter. Dieses Gemälde 1507 vollendet und in der Kirche S. Francesco in Perugia aufgestellt, wird heute in der Gallerie Borgheze in Rom bewundert.

## Das Gesetz des Imperialismus in der Geschichte.

Von  
E. Schlaeger.  
Berlin.

### II.

Die Zeit der Nach-Antike. Bildung neuer Nationalitäten.  
Ansätze zum modernen Imperialismus.

Das römische Weltreich erbläst und schwindet zuletzt wie ein Nebelbild ins Unbestimmte, Ungreifbare dahin. Barbarenstämme stutten über Italien vorwärts und rückwärts und ihr Verhältnis zu dem eroberten Lande und dessen Einwohnern wird eine neue Gesellschaft und neue Staatenformen erzeugen, den bis in die Neuzeit mit seinen Nachwirkungen hereinreichenden Feudal- oder Lehensstaat. Langsam vollzieht sich in seinem Rahmen die Bildung der modernen Nationalitäten. Der Kampf der Völker des Mittelalters gegen den Absolutismus des Papstthums hilft das nationale Bewußtsein entbinden. Im vierzehnten Jahrhundert steckt der aus dem Franciscanerorden hervorgegangene englische Scholastiker Occam bereits die Grenzen zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt (zwischen Staat und Kirche). Tauler übersetzt die Schwärmererei und spiritualistische Innerlichkeit der Franciscaner ins Populäre. Luther endlich, welcher Occam und Tauler kannte und citirte, concentrirt die Arbeit der zwei vorhergehenden Jahrhunderte, verwandelt den von der Kirche geleiteten, bewirkten, beaufsichtigten und an ihre äußerlichen Werke geknüpften Prozeß zu einem Vorgang im Innern, zu einer Geschichte des Ich, zu einem Act der Freiheit. Er wird dadurch der Vater des Quäkertums und Kant's, des modernen Denkens überhaupt. Mit der Reformation hängt die Pflege der Volkssprache zusammen. Sie steigert überhaupt durch die Entfesselung der Individualitäten das Nationalgefühl. Der lange Kampf zwischen Protestanten und Katholiken entwickelt die sie vertretenden Völker zu immer stärkeren Gegensätzen und verwandelt die Möglichkeit ihrer Ausgestaltung durch die Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeit in immer schärfer sich ausprägende Wirklichkeit.

Der englisch-amerikanische Bürgerkrieg, die erste französische Revolution setzen diesen Prozeß im Hochdruck-Maßstabe fort. Die Unterschiede der Stände, deren Reibungen und Ringen den Inhalt der früheren Jahrhunderte bildeten, sind zuletzt ausgeglichen, die unterschiedslose Ebene ist geschaffen, auf welcher sich nach den vergeblichen und eben deshalb stets sich erneuernden Kämpfen der Fractionen der Thron des Imperators erheben wird. Napoleon wirft die revolutionäre Energie der Nation gegen das Ausland, und ruft dadurch die revolutionäre Erhebung der ihrer Nationalität wie nie zuvor bewußt werdenden Völker

in die Schranken. Er wird durch dieselben Mittel besiegt, mit denen er so lange gesiegt hatte. Nach einer Pause von 35 Jahren unternimmt Napoleon III. die Fortsetzung des cäsaristischen Werks seines Onkels, um zuletzt, wie er, am Germanenthum zu scheitern. Seine Besieger ergreifen nach ihm die imperialistische Fackel, Berlin, Wien und Petersburg treten an die Stelle von Paris und London und hinter der orientalischen Frage liegt der Imperator der Zukunft verborgen, welcher die überall aufgeregten alten und neuen Nationalitäten zu gleicher Unterwürfigkeit zwingen, ihre nationalen und religiösen Verschiedenheiten zu gasartiger Unbestimmtheit und Indifferenz im kommenden Weltreiche der Alten Welt ausgleichen und beruhigen wird. Wieder wird dann einer jener Kreise beschrieben sein, in welchen die Bildung und Steigerung vielartigen, nationalen Lebens den Ausgangspunkt und den Stoff einer neuen Geschichte abgab, um mit dem Erlöschen aller Verschiedenheiten, mit allgemeinem Nivellement zu schließen.

Verfolgen wir diesen Riesengang der letzten achtzehn Jahrhunderte näher im Einzelnen und vergleichen wir ihre Entwicklung mit der ihrer zwei Vorgänger im Imperialismus, der griechisch-mazedonischen und der altrömischen. Der Anfang der Epoche der Nach-Antike scheint insofern ein anderer, als in ihm nicht fertige Nationen auftreten, die sofort sich aneinander reiben, dadurch ihre Blüthe erreichen, um nach Ausleben der in ihnen stehenden Anlagen in der Allgemeinheit eines neuen Weltstaats zu zerfließen. Der Weg führt hier nicht vom Besondern zum Allgemeinen, er besteht vielmehr in der allmäligen Bekämpfung des und Befreiung von dem zunächst äußerlich überkommenen und nur äußerlich angeeigneten Allgemeinen. Die römisch-katholische Weltkirche des Occidents als allein bedeutende geistige Potenz des Mittelalters bildet die geistlich-weltliche Fortsetzung des alten römischen Imperialismus, der die von ihr geleiteten Völker-Embryonen Jahrhunderte hindurch Folge leisten. Diese Vormundschaft über die Völker wird von dem Augenblicke an erschüttert und bestritten, wo der Ernst des erwachsenen Schülers in der Außerlichkeit der verweltlichten und verheidnischten Kirche keine Befriedigung mehr findet, sich für mündig erklärt und das Heil auf seine eigne Weise im jetzt erst entdeckten Innern, in der jetzt erst zum Bewußtsein kommenden Individualität und dem Gefühl der ungeheuren Verantwortlichkeit derselben, bei sich selbst also kühn und begeistert sucht und vertieft. Der germanische Geist ist vor Allem dieser Schüler, der den bisherigen Lehrer zur Schule hinausprügelt und die neue Zeit unter furchtbaren Kämpfen und Krämpfen aus dem Schooße der alten freimacht. Die lateinische Sprache wird aus ihrer Weltstellung geworfen, die Volkssprachen, deren Ursprung in Frankreich und Italien nur wenige Jahrhunderte früher fällt, deren Ausbildung in Deutschland bis dahin nur die Sache einzelner Vorläufer gewesen war, nehmen im 16. Jahrhundert einen großartigen Aufschwung, und liefern mit der neuen religiösen Bestimmtheit, die auch der Katholizismus zu seiner inneren Rettung ergreifen wird, die Form und den Inhalt eines neuen, sich immer mehr vertiefenden Volkes- und National-Bewußtseins und -Lebens. Allerdings erfolgt wieder ein länger als ein Jahrhundert lähmend wirkender Rückschlag, und nur die zähe Ausdauer der Niederländer bewahrt das sinkende Banner der neuen Zeit vor dem gänzlichen Verschwinden vom Schauplatze.

Aber bald übernimmt England die Führung. Cromwell, der englische „Luther zu Pferde“ sichert dem Protestantismus in Europa die Zukunft, während die vertriebenen Puritaner der „Mayflower“ an den Felsen von Massachusetts die Arche des neuen Bundes landen, welche den Ort und die Zuflucht des bedrängten Individualismus im zwanzigsten Jahrhundert zu bilden bestimmt ist.

Der Weg dieser staatlichen und gesellschaftlichen Entwicklung oder genauer der Herausgestaltung der ursprünglich schwachen Ansätze zu immer schärfer sich abgrenzenden und eigenartig bestimmenden Völkern erinnert an die physikalisch-chemische der Erdkugel. Zuerst sind deren Atome gasartig, und soweit von einander entfernt, daß keinerlei Aufeinanderwirken möglich ist. Allmählig geräth der ungeheure Ball in Bewegung. Die dadurch entstehende Wärme bringt die chemischen Verwandtschaften der verschiedenen Elemente in Thätigkeit und neue Verbindungen und Niederschläge aller Art finden statt. Langsam, aber stetig schreitet die allgemeine Verdichtung und Concentration vorwärts, die feste Erdrinde erscheint aus und über den Wassern, und als Ergebnis des vieltausendjährigen Prozesses schmückt die Oberfläche der jetzt erst gegründet erscheinenden Erde ein buntes, reiches Leben von Farben und Formen.

So liegen in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters die Atome zukünftiger Völkergestalten chaotisch neben einander, ohne daß eine Einwirkung der Einen auf die Anderen, geschweige denn ein Organismus mit bestimmten Zielen und Strebungen sich zeigt. Langsam und schwerfällig steigt der Lehnsstaat, das Lehnswesen aus der Nacht der Völkerwanderung herauf. Es giebt keinen Staat im modernen Sinne, sondern nur eine lose verbundene Kette über einander terrassirter, kleiner und großer Willkürgruppen, deren Druck auf den Einwohnern des eroberten Landes gemeinsam lastet. Die Ausgleichung dieses Druckes zwischen den leibeigen gewordenen Sachsen und ihren normannischen Eroberern nimmt in England zwei Jahrhunderte in Anspruch und liefert den Stoff der späteren englischen Nation.

In Deutschland kommt dieser für die freiheitliche und gesellschaftliche Entwicklung unschätzbare Ausgleich erst unter dem Anstoß der französischen Revolution zu Stande. Der großartige nationale Anlauf des Reformationszeitalters verläuft scheinbar im Sande, und zuletzt im Blutmeer des 30jährigen Krieges. Erst die sogenannten Befreiungskriege schaffen ein nationales Bewußtsein und haben in den letzten zwanzig Jahren zu einer beschränkt einheitlichen staatlichen Organisation eines großen Theils des früheren deutschen Staatenbundes geführt. Eben deshalb ist für das neue Reich noch ein gut Stück Weges zurückzulegen, ehe es beim vollen Imperialismus ankommt. Preußen-Deutschland ist noch immer der loyalste, ja der einzig loyale Staat Mitteleuropas. Er steht noch auf einer Stufe, die von England 1648—89, von Frankreich 1789 verlassen wurde. Die absolutistische Monarchie ist keineswegs gleichbedeutend mit dem Imperialismus, sie gehört nur zu seinen vorbereitenden Factoren. Das Königthum ist nur eine der Stappen gewesen, zunächst zur Stärkung des dritten Standes, mit dessen Hilfe es Adel und Geistlichkeit aus Gleichen zu Dienern machte. An die Stelle des Kampfes zwischen der Krone und den großen Vasallen ist das Ringen zwischen der Mittelklasse und der Krone getreten, die konstitutionelle Monarchie. Die heutigen

Regierungen in Deutschland, Oesterreich 2c. betrachten die politischen Parteien genau so wie die Könige des Mittelalters die großen Kronvasallen, als ihre gefährlichsten, mit ihnen auf Tod und Leben um die Herrschaft kämpfenden Gegner. Im Fall des Sieges der Massen über das Königthum wie in Frankreich 1789, vollzieht die absolutistisch werdende Demokratie die von jenem bereits geplante, aber nur theilweise durchgeführte Ausgleichungsarbeit. Sie räumt mit allen Unterschieden und Vorrechten der Einzelstände auf und bereitet eben dadurch dem unvermeidlichen Imperialismus die Stätte. Die moderne Demokratie ist in der That nichts als der vielköpfige Imperialismus, dessen Herrschaft aber nur eine vorübergehende sein kann, weil die Welle der einen Faction regelmäßig durch die der andern überboten und verdrängt wird, bis schließlich das Bedürfnis nach Ruhe und nothdürftigster Ordnung den alle Wogen niederhaltenden Imperator herbeiruft. Der Radicalismus erscheint somit zugleich als der Vater und Gegner des Imperialismus, oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: die Revolution ist zugleich die Mutter des Imperialismus, wie seine zwar stets zu bändigende, nie aber ganz zu erdrückende Bundesgenossin und Feindin. Ohne Mazzini und Garibaldi war kein Cavour möglich, ohne die Führer des Wohlfahrtsausschusses kein Napoleon I., ohne die Junikämpfe der Socialisten (1848) kein dritter Napoleon, ohne die Commune kein Mac Mahon und die factische Dictatur Gambetta's. Imperialismus und Commune verhalten sich zu einander wie Abend- und Morgenstern; sie folgen sich aufeinander, aber es ist in Wirklichkeit ein und dasselbe Sternbild.

### III.

Frankreich, der klassische Boden des modernen Imperialismus.  
Italien. Griechenland.

Exemplificiren wir die im Vorhergehenden gegebenen, allgemeinen Gesichtspunkte an der Geschichte Frankreichs als des Vorbildes und Lehrmeisters der herrschenden imperialistisch oder zunächst cäsaristischen Tendenzen der Gegenwart. In den 1400 Jahren, welche dies zuerst celtisch-romanische, dann fränkisch-celtisch-romanische Volk durchlebt hat, wird die Analyse die Gesetze des Auf und Nieder dieses Volkslebens, die Ursachen seines ewigen Schwankens zwischen Anarchie und strammem Imperatorenthum in klares Licht zu stellen versuchen. Das Unveränderliche des gallischen Charakters, dessen bekannte Zeichnung durch Julius Cäsar noch heute gilt, ist sein weltgeschichtliches Unglück und Verhängniß gewesen. Die im Laufe seiner Geschichte gemachten Versuche, durch die Kultur die Willkür des Instinkts zu überwinden und aufzuheben — die Bedingung jeder wirklich und nicht bloß scheinbar aufsteigenden Entwicklung — sind einer nach dem andern schlagelassen. Die Vändigung und geistige Verklärung der ursprünglichen Naturbestimmtheit ist nie auf die Dauer gelungen. Man wäre versucht, den Spruch Napoleons „Man frage den Russen und der Kosack erscheint“ auf den Franzosen dahin abzuändern: Man entferne den Firniß und der Gallier der Vorzeit starrt uns mit seiner Wildheit und springenden Unruhe entgegen. Während die alten Deutschen ihre Unabhängigkeit und Sprache den andrängenden Römern gegenüber behaupten, verlieren die Gallier beide mit einer Schnelligkeit, welche



einen Mangel an Ausdauer und zäher Widerstandsfähigkeit vorausſetzt, deſſen unheilvolle Fortdauer auch zu den Kataſtrophen der ſpäteren Jahrhunderte bis auf die Gegenwart herab den Schlüssel liefert. Ebenſo wenig hält ihre alte Druidenreligion den eindringenden römischen Göttern und dem ſpäter anbefohlenen Chriſtenthum Stand. Es findet keine innere Verarbeitung der neuen Religion ſtatt, ſo wenig wie die römischen Einrichtungen eine Befruchtung erfahren, wie das bei den deutſchen Stämmen nach der Völkerwanderung geſchah.

Durch die fränkischen Eroberer, welche nach dem Aufhören der römischen Herrſchaft in Gallien von Nordoſten her einfielen, erhielt die celtiſche Gallernatur die Möglichkeit eines Rückgrats. In der That bildet das Einwirken des wiederholt durch neuen Zuzug verſtärkten fränkischen Elements auf das romanisch-celtiſche den Inhalt der Geſchichte von Jahrhunderten.

Karl der Große verlegt den Schwerpunkt ſeines Reiches nach Oſten in das rein deutſche Gebiet am Rhein und Mosel und nimmt eine Germaniſirung der katholiſchen Kirche und aller ſeiner Völker in Angriff. Dieſe Gefahr wird jedoch durch die Zerſplitterung ſeines Reiches unter ſeinen Nachfolgern von Frankreich abgewandt und der eigentliche Bildungsproceß des jetzigen Franzoſenthums nimmt ſeinen Anfang. Die ſich quer vor den flämiſch-deutſchen Belgiern lagernden Normannen, welche ſich raſch romanifiſiren, ſchließen weitere deutſche Einflüſſe und Einwirkungen aus, die franzöſiſche Sprache tritt in den Vordergrund.

Bald beginnt der offene Kampf zwiſchen dem fränkischen Adel und der celtiſch-romanischen Volksmaſſe in den Städten, ein Kampf, welchen das neue Haus der Capetinger, ſpäter der Valois für die Vermehrung der königlichen Macht trefflich auszubeuten verſteht. In den Städten Südfrankreichs, welche nach dem Abzug der Römer ihre municipale Unabhängigkeit wieder gewonnen hatten, zeigt ſich ſchon früh jener Durſt nach Gleichheit, jene vor keinem Uebermaß Halt machende republicanische Wildheit, welche die ſpäteren Bürgerkriege der Zeit der Hugenotten und Fronde, wie die des 18. und 19. Jahrhunderts kennzeichnen.

Das ſechszehnte Jahrhundert iſt die Wurzel der Gegenwart. Man könnte es das Jahrhundert des Scheideweges nennen. Je nach der Wahl, welche die Völker in ihm trafen zwiſchen Reformation und Renaiſſance (der Neukatholizismus, ſpeciell der jezt und ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert in ihm herrſchende Jeſuitismus iſt nur die chriſtlich-makirte Renaiſſance), wird ihre weitere Laufbahn eine auf- oder abſteigende.

Franz I. brachte die Renaiſſance aus Italien mit nach Hauſe. Sie begründete die Herrſchaft der Form über das Weſen, des ſchönen Scheins über das harmoniſche Sein, an welcher die Nation noch heute unheilbar leidet. Die unglücklicherweiſe in der Geſtalt des Calvinismus eindringende Reformation hatte unter dem fränkischen Adel großen Anhang, aber ſie verſuchte es, wie ein Staat vom Staate ſich abzuschließen und rief dadurch das Nationalgefühl des ſeine Exiſtenz bedroht haltenden Volkes gegen ſich auf. Die Gelegenheit einer ſittlichen Erneuerung und Feſtigung der ihrer ſo ſehr bedürftigen Maſſen ging damit auf Nimmerwiederkehr vorüber.

Nach der Vertreibung der Hugenotten und Niederwerfung des fröhen Adels durch Richelieu und Mazarin fehlt es in Frankreich an jenem Lebensstoff der Gegensätze, ohne welche keine kräftige innere Entwicklung sich vollziehen kann. Statt im Innern die Wurzeln neuer Kraft zu suchen und zu fördern, wird die Einmischung im Auslande schon im 16. und 17. Jahrhundert, wie später im 18. und 19. der Bligableiter der inneren Unruhe und Unzufriedenheit, der Krieg wird zur Unterhaltung und geistigen Nahrung einer von ihren Königen zu ceremoniellem Wesen und zur Frivolität erzogenen Nation. Denselben Abstieg von wilder Begeisterung zu vollständigem Zusammenbruch, dieselbe Maßlosigkeit im Glück wie im Unglück finden wir in den Kriegen der Bourbonen wie denen der späteren Napoleone.

Die Revolution von 1789 vollendet den nationalen Bankerott, indem sie die letzten Reste des noch im Königthum vorhandenen fränkischen, also deutschen Einflusses beseitigt, die Verbindung mit der Vergangenheit durchschneidet, um das Volk in seinen Urcharakter, den eines reinen Naturvolkes, zurückzuführen. Das Königthum hatte zu diesem allgemeinen Nivellement selbst die Pläne und theilweise sogar die Waffen geliefert. Es hatte den Absolutismus an die Stelle der alten ständischen Wirtschaft setzen wollen; es war ihm aber nicht gelungen, den Widerstand der Richterparlamente und der Provinzialstände zu brechen. Die endlich in der Noth und zur Rache an Abel und Geistlichkeit vom Könige berufenen Generalsstände räumten mit den Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit zugleich die ihres Hauptes und Blutsverwandten, des Königs hinweg. Der Convent führt die Vorlagen der königlichen Minister von 1787 und 1788 in radicalster Weise durch. An die Stelle des alten Frankreichs tritt ein neues rein celtisch-romanisches, welches diese neue Bestimmtheit auch dadurch behätigt, daß es einem Romanen, einem mit altrömischem Wesen getränkten Italiener, Napoleon Buonaparte, den Imperatorenmantel um die Schultern hängt. Napoleon vollendet das Werk der Revolution. Die Versuche, ein neues Lebenselement mit den rückkehrenden Bourbonen einzuführen, erwiesen sich als fruchtlos. Unter dem Orleansiden Louis Philipp wird auch der dritte Stand corrumpt, die Dictatur in der einen oder anderen Form bleibt das Schicksal Frankreichs.

Frankreich ist heutzutage keine einheitliche Nation mehr zu nennen. Es ist nur ein cäsaristisches Publikum, welches nur noch Velleitäten hat, aber keine weder nach innen noch nach außen gerichtete große Ziele. So lange die Armee aus Gewerbefolksknechten bestand, waren Kriege als eine Abwechslung der Unterhaltung, als Sensationsstoff in der Hauptstadt beliebt, während sie der jebesmaligen Regierung zugleich als Sicherheitsventil dienten. Jetzt, wo unter der allgemeinen Wehrpflicht Jeder die eigene Haut zu Markte tragen muß, ist die Abneigung gegen „kriegerische Abenteuer“ eine feste und dauernde geworden.

Es ist nicht mehr der Organismus, welcher die Einzelnen dirigirt, weil er eben kein wirklich treibendes Leben mehr hat; es sind die Zellen, welche den vom Organismus übrig gebliebenen, Alles in seinen centralistischen Fangarmen haltenden Mechanismus, die Staatsmaschine und ihre Bewegungen bestimmen.

Frankreich hat keine kontinuierliche öffentliche Meinung mehr, d. h. eine solche, die neben und über den Parteien stehend wie eine Reservemacht in großen

Krisen sich geltend macht und die Wuth der Parteien mäßigt und beherrscht. Es giebt nur noch Fraktionen, es giebt nur noch Theile, aber kein Ganzes mehr. Die allgemeine Concurrenz auf dem Gebiete des Erwerbes hat auf dem politischen ihr Gegenstück gefunden. Jede Partei will nicht etwa im allgemeinen Interesse — dieser Begriff selbst ist schon zur Mythe, zum Märchen „Es war einmal“ geworden — sondern nur deshalb die anderen verdrängen, um die Zwangsgewalt des Staats, den Reichtum der Gesellschaft im eigenen Interesse auszubeuten. Es ist der vollständige Rückbildungsprozeß eingetreten. Der Organismus ist todt, seine Theile führen ein unheimlich und grauenhaft selbstständiges Leben, das Leben der Verwesung. Der Kampf der Factionen in dem von Titus belagerten Jerusalem, in dem von den Türken mit sicherer Erstürmung bedrohten Konstantinopel bildet den Schlußact solcher Zerfetzung. Der Bürgerkrieg vom März bis Mai 1871 zwischen der Commune und den Versailler Truppen hat bereits das Vorbild geliefert.

Italien bildet gleichfalls einen vortrefflichen Vorwurf zur Illustration des aufgestellten Gesetzes. Die Geschichte von Florenz mit ihrer logischen Aufeinanderfolge von Aristokratie, Demokratie, Socialismus und Medicin-Dictatur kommt der von Athen am nächsten. Der Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie erzeugt auch dort jene beispiellose, aber kurze Blüthe in Kunst und Wissenschaft, welche wie die griechische zum *κτῆμα εἰς αἰεὶ* (zum ewigen Besitz) der Menschheit gehört. Die Ausrottung des Protestantismus, die Verbrennung Savonarola's und später Giordano Bruno's streichen Italien auf Jahrhunderte hin aus der Liste der Lebendigen. Wie in Frankreich der einzige starke Affect nur noch der der Verneinung, des Hasses gegen das im Abel und Königthum verkörperte Fremde (Deutsche) war und noch ist, welches sein periodisches Aufrassen bewirkte, so lebte auch das in eine Menge von Fremden beherrschter Staaten zerstückelte Italien nur von der Erinnerung an die alte römische Herrlichkeit und seine einzige Leidenschaft war und ist jetzt noch, das schöne Vaterland (erlöste und unerlöste Theile) von der Gegenwart der „Barbaren“ zu reinigen. Seit 1870 hat denn auch der Schatten der Vergangenheit wieder Blut getrunken und wandelt mit dem Schein des Lebens eine Zeit lang auf der neu decorirten Bühne. Aber auch er hat keine innere Zufriedenheit, keine innere fördernde und erhebende Beschäftigung. Nach außen, nach Triest und dem Trentino, nach Südtirol, nach dem jenseitigen Ufer der Adria blickt das von Unruhe gequälte Italien; es sucht durch bloße Erweiterung zu ersehen, was doch nur durch Vertiefung, durch ernste Einkehr bei sich selbst zu erreichen ist. Das neue Griechenland zeigt dieselben Krankheitserscheinungen wie Neu-Italien. Es leidet an demselben chronischen Deficit, an derselben ewigen Anleihenoth, an demselben raschen Wechsel der Ministerien, an derselben Verschwommenheit der Parteien und ihrer Unterschiede, an demselben, selbst um den Preis der Erschöpfung und des Ruins zu befriedigenden Landhunger.

#### IV.

#### Zusammenfassung und Schluß.

Wir haben wiederholt das Leben der Völker mit dem des Einzelmenschen verglichen und in gewissem Sinne ist das Gesetz des Imperialismus nur eine ins Große ausgebehnte Anwendung des Lebens- und Sterbensgesetzes des Einzelnen.

Man könnte auch von einer Völker-Therapie und -Pathologie reden. Ansätze dazu sind genug vorhanden, Staatsmänner haben nicht nur darüber nachgedacht, wie einer Nation die Lebensdauer zu verlängern sei, sondern auch die Geschichte der Verfassungen meldet uns von einer Menge darauf abzielender Erfindungen. Dazu gehören vor Allem die Verfassungen selbst. Sie sind nichts Anderes als Versuche, künstlichen Ersatz zu schaffen für die abhandeln gekommenen weil nach langem Kampfe ausgeglichenen inneren Gegensätze, sie sind der Tribut, welchen man der Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit jener Kämpfe zum staatlichen Leben, zur inneren Weiterentwicklung zollt. Sie leisten allerdings nicht, was man von ihnen sich verspricht. Sie sind im Grunde nur die vorübergehend anregende und stärkende Medicin eines Schwindsüchtigen. Die Großthat der Niederlande, ihre Glorie, war der Kampf gegen Spanien, später die Reibungen im Innern bei denen es unschätzbare Geistesfunken sprühte. So lange die Machtgrenzen zwischen den um die Herrschaft ringenden Parteien streitig waren, so lange es gar keine Verfassung im heutigen Sinne gab, pulsrte feuriges Leben, wogte werthvollste Bewegung. Jetzt haben dieselben Niederlande eine constitutionelle Musterverfassung, sie sind reicher als vordem, aber sie sind vorwiegend eine Gesellschaft von Couponschneidern geworden und kein Mensch nimmt von ihrem „Verfall“ Notiz. Das System der sich gegenseitig im Schach haltenden drei Gewalten Montesquieus, wie es in der nordamerikanischen Bundesverfassung seinen klassischen Ausdruck gefunden hat, das wiederholt in Frankreich versucht und auch jetzt wieder inscenirte Zweikammersystem wollen nichts Anderes als aus einer gleichartigen Masse zwei ungleichartige gewinnen, aus deren gegenseitiger Reibung und Hemmung eine mittlere Diagonale zwischen Cäsarismus und Conventswirtschaft hervorgehen soll. Natürlich können alle diese künstlichen Vorrichtungen das schließliche Ende nicht abwenden, wenn sie es auch hier und da zu verzögern im Stande sind, wo die Wirklichkeit noch einige Reste von Verschiedenheiten, von größeren und kleineren Separatexistenzen enthält, auf und aus welchen sich der Nothbau eines zweiten Stockwerkes errichten läßt. Wie schwächlich derartige, rein doctrinäre Versuche ausfallen, wenn im Boden jeder tüchtige Anhalt fehlt, beweist u. A. das preussische Herrenhaus, das zugleich zu einem Dfenschirm für die Regierung und zu einer Bremse (beiläufig kaum nöthigen) für das Abgeordnetenhaus bestimmt war und wirklich diente.

Untersuchen wir nun noch einmal in großen Zügen die Gegenwart auf ihren Charakter als Weltwende, als Ende einer zweitausendjährigen Entwicklung, zuerst in auf-, dann in absteigender Linie. Sind die Symptome, welche in Griechenland und Rom die allgemeine Dämmerung und den Anmarsch des Imperialismus ankündigten, auch jetzt wieder die Anzeichen eines kommenden?

Wir stellten im ersten Theil dieser Arbeit den Untergang der Nationalitäten und der Nationalreligionen, die Völker- und Götterdämmerung, als die Vorbedingungen der Weltreiche Alexander's und der römischen Cäsaren hin. In der vorliegenden Epoche spielt das aus den „Zsolirten“ der Antike hervorgegangene Christenthum die Rolle der Nationalreligionen. Oder genauer: Das ursprünglich antinational, überhaupt antimweltlich auftretende Christenthum differenzirt sich im Laufe der Jahrhunderte in eine Reihe spezifisch national

gefärbter christlicher Confessionen. Dies konnte natürlich erst stattfinden, nachdem die modernen Nationalitäten sich zum klareren Bewußtsein gekommen waren, nachdem namentlich durch Luther die mittelalterliche Glaubenseinheit dauernd zersprengt und die Unabhängigkeit von Rom zuerst Seitens der deutschen Nation durch ihren größten Mann und Reformator proclamirt war.

In Luther selbst haben wir den Anfang der Befreiung vom historischen Christenthum. In ihm steckt schon der „Ich bin Christus“ ausrufende Spener des 17. Jahrhunderts. In dem 18. Jahrhundert wird Christus, der „Sohn Gottes“ zum „Weisen von Nazareth“ abgetönt. Im neunzehnten endlich verschwindet unter der elektrischen Beleuchtung einer unzurückweisbaren Kritik der ganze christliche Gott- und Heilskapparat in das Reich der Phantasmagorien. Die Bibel erklärt sich aus psychologischen und culturgeschichtlichen Vorgängen und Processen, es bleibt für den Kenner kein irrationaler Rest übrig.

Aber auch für Denjenigen, welcher nicht den Curfus in den chemischen Laboratorien von Strauß, Fenerbach und Bruno Bauer durchgemacht hat, predigen die Thatfachen laut genug die Berechtigung des symphonischen Grabgeläutes, welches Bruno Bauer in seinem neuesten Werke in memoriam einer zum Abschluß neigenden Weltperiode anstimmt. Luther eröffnete mit seiner Rehabilitirung der Ehe als einer ehrenhaften und sittlichen Einrichtung den Weg, welcher zu ihrer vollständigen Emancipation von der Religion überhaupt geführt hat. Die Civilehe war die Position, mit welcher der französische Convent die Negation, nämlich das Zuschließen der Kirchen, ergänzte. Die neueste Civilstands-gesetzgebung, auch endlich in Deutschland, setzt die wichtigsten Ereignisse des Menschenlebens, Geburt, Hochzeit und Tod, auf ihre eigenen, nämlich die seitigen Füße, und erklärt die religiöse Weihe derselben für überflüssig, für ein „Abiaphoron“, für ein dem Staate Gleichgültiges, das man hinzuthun oder hinweglassen kann.

Die Kirche wird immer mehr auf den Altentheil gesetzt. Sie hat keinerlei Macht mehr, sie ist vom guten Willen ihrer decimirten Mitglieder abhängig geworden.

Was würden die alten Hugenotten einer Regierung geantwortet haben, die ihnen, welche einen Staat im Staate bildeten, so und so viele Festungen und Richterparlamente besaßen, das Angebot gemacht hätte, sich gewissermaßen außerhalb des Staates unter einem Vereinsgesetze und dann noch unter Oberaufsicht des Staats zu organisiren? Und doch zu dieser Farbe muß es kommen: Die Trennung von Staat und Kirche ist das nächste Anknüpfungsmittel der Verlegenheit des Staats, mit der Kirche sich auseinander zu setzen. Man trennt sich aber nur von Frauen, die man nicht mehr liebt, die keine Anziehung und kein Verständniß mehr für uns haben. Die Trennung der Kirche vom Staate bedeutet ihre Vereinsamung, ihren Rückzug aus der Welt der Action und der Wirklichkeit in eine Welt fruchtloser Klagen, müßiger Beschaulichkeit und schließlichlicher Versteinigung.

Und es ist nicht nur das Christenthum, welches an dieser Alterschwäche dem Vorboten des Todes, leidet. Wie nach Heine ein alter Grönländer einem Missionär die Abnahme der grönländischen Religion mit den Worten schilderte: „Sie glauben jetzt nicht einmal mehr an den Mond“, so steht es seit langer Zeit

auch mit der Religion des Halbmondes sehr schlimm. Nicht allein daß jede geistige Bewegung, die nicht sich neue Gebiete erobert, schon deshalb im Rückgange begriffen ist, würde man bei genauerem Forschen entdecken, daß auch die Grundlagen des Islam unterhöhlt sind. Selbst das Judenthum, welches sich so tapfer durch die Jahrtausende „hindurchgemietet“, zeigt seit der Aufnahme des Fermentes des 18. Jahrhunderts bedeutende Spalten und Risse, und in den Vereinigten Staaten und anderswo sind verschiedene Rabbiner schon bei einem für Jehova's Persönlichkeit und Herrscherstellung bedenklichen Pantheismus angelangt.

Kommen wir nun zu dem zweiten Todeszymptom, dem Absterben der Nationalitäten. Man wird erstaunt uns auf den Lärm hinweisen, den gerade in den letzten Dekaden so viele alte und so viele neue zu Stande gebrachten Nationalitäten in der Welt der Oberfläche gemacht haben. Wir haben schon am Schluß von Nr. III über das zweifelhafte Leben der neu erweckten italienischen Nationalität uns geäußert. Ueber das neue Leben des neuen Deutschlands hat Bruno Bauer in seinem Buche über die Bismarck'sche Ära ein düsteres Urtheil gefällt.

Daudet nennt „Chauvin“, den im Bürgerkriege zwischen Versailler Chasseurs und Barrikaden-Communarden getödteten Chauvin, „den letzten Franzosen“. Es ist mit der Lebenskraft der Nationen wie mit der Bedeutung des Einzelnen. Ein wirklich großer Mann hat nicht nöthig, sich extra zu betonen. Ein wirklich von Zukunftsficherheit getragenes Volk wird von sich und seinen Thaten, und noch weniger von seinen Ansprüchen, auch nur mit einem Wort Aufheben machen. Es ist das allgemeine Unsicherheitsgefühl, welches die Völker von heute in so auffallender Weise sich accentuiren läßt; es ist die Furcht vor dem Abgrunde, welche sie zu so merkwürdigem Stemmen und Strampeln gegen einander aufregt.

Mit der absterbenden Religion verliert der nationale Charakter einen wichtigen, den idealen, Theil seines Inhalts. Was Wunder, daß er um so mehr, um sich selbst über den nicht anderweitig ersetzten Verlust zu trösten, auf das Wenige pocht, was ihm noch geblieben ist, auf seine Sprache, auf seine Thaten, auf seine Vergangenheit. Das ist es: Wenn man alt wird, wendet man sich von der Gegenwart ab und holt seine Vergangenheit, seine Jugend hervor. Theodor Parker schildert in seinem Meistervortrage über „das Alter“ den Wikinger, der über die Meere geschwärmt, sich Häuser und Land am Meere erobert, den die Pracht seines Palastes in Byzanz ermüdet und der auf einsamer Barke den Weg nach der skandinavischen Küste einschlägt, nach dem Rindenvrot Schwedens und seinem bitteren Bier, dann auf dem Felsen der Heimat, die Stirne dem Sturm entblößend, den willkommenen Tod erwartet. Ist nicht Deutschland ein ähnlicher Wiking mit seiner neu erwachten Vorliebe für Goldträume seiner Jugend, für jene gewaltigen nordischen Mythen, aus denen mit der schließlichen Weltverneinung die heroische Bekämpfung der Welt uns entgegentritt, die in Wagner's Nibelungenring uns zugleich erhebt und zerschmettert? Hat nicht auch die antisemitische Bewegung in Deutschland, Ungarn und wahrscheinlich nächstens auch in Böhmen ihren letzten Grund in diesem Gefühl des Wankens der Fundamente der nationalen Existenz, dieser Ahnung eines dunkel heranziehenden, unabwendbaren Verhängnisses? Wir hören seinen ehernen Tritt, aber

nur Wenige verstehen das Wesen des kommenden. Wir haben es durch die Analogie mit der Schlußepoche der Antike zu zeichnen versucht. Allerdings wird es nicht der Imperialismus der Caligula's und der Nerone sein, aber manche Züge wird die Zukunft selbst mit jener Vergangenheit gemeinsam haben.

Tocqueville versucht es, in seiner „Demokratie in Amerika“ die Art des Despotismus zu schildern, welche nach ihm die demokratischen Völker unserer Zeit bedroht. Er charakterisirt ihn als gründlicher und zugleich milder als die früheren, als ein System, das die Menschen zwar nicht sonderlich quälen, sie aber mehr erniedrigen werde. Der Imperator der Zukunft wird wesentlich einen bevormundenden Charakter haben. Er wird den Massen, die sich rastlos um ihre Geschäfte und ihre Vergnügungen drehen, die ihre Seele ausfüllen, die Sorge um das Allgemeine abnehmen. Man könnte seine Stellung mit der väterlichen Gewalt vergleichen, wenn er wie sie sich zur Aufgabe setzte, die Menschen für das Mannesalter, für die Selbstständigkeit vorzubereiten. Aber sein Ziel ist ja, sie ewig in der Kindheit zu erhalten, sie ewig am Gängelbände zu führen. Er hat es gerne, wenn die Bürger ihr Leben genießen, aber sie dürfen an nichts weiter denken, als zu genießen. Er arbeitet gerue an ihrem Glücke, aber er will der einzige Beglückter und Geschickespende sein. Er sorgt für ihre Sicherheit, er sieht ihre Bedürfnisse vorher und befriedigt sie, er fördert ihre Vergnügungen, er regulirt ihre Thätigkeit, er vertheilt ihr Erbe, er möchte ihnen ganz und gar die Last des Denkens und die Mühe des Lebens ersparen. Die Wirkung muß eine entnervende, abstumpfende, die Willenskraft und die Initiative im Einzelnen ertödtende sein. Das *propter vitam vivendi perdere causas* wird eine neue Erläuterung erhalten, man wird über den Mitteln zum Leben das Ziel und die Würde des Lebens vergessen und verlieren. Unsere Zeitgenossen werden von zwei sich bekämpfenden Leidenschaften beständig hin und her gejagt; sie fühlen das Bedürfnis einer Leitung und doch möchten sie frei bleiben. Da sie keinen dieser sich widersprechenden Triebe loswerden können, gehen sie darauf aus, sie beide zugleich zu befriedigen. Sie haben eine einzige, bevormundende, allmächtige Gewalt im Auge, aber diese Gewalt soll von den Bürgern erwählt sein. Sie wollen die Centralisation des Staats- und Gesellschaftslebens mit der Souveränität des Volkes vereinigen. Sie trösten sich über ihre Bevormundung mit dem Gedanken, daß sie selbst ihre Vormünder gewählt haben. So weit der große französische Schriftsteller und Staatsmann. Man mag das Gemälde zu düster finden, man mag die darin liegende Erinnerung an das Paraguay der Jesuiten perhorresciren, man mag seine Verwirklichung in eine sehr ferne Zukunft versetzen, in welcher Europa der Chinesirungsproceß bevorsteht. Daß aber der Cours der Gegenwart in der bezeichneten Richtung sich bewegt, wird kein aufmerksamer Beobachter der Ober- wie Unterströmungen des Tages ganz in Abrede stellen. In der That ist die Freiheit der Preis, welchen unser Jahrhundert für seine fabelhafte materielle Entwicklung, für seine Riesenschritte auf allen Gebieten, mit Ausnahme des politischen und philosophischen, bereits gezahlt hat und noch weiter zu zahlen haben wird. Wir haben deshalb keine Ursache, auf frühere Zeiten hochmüthig herabzublicken. Der Freiheit höchste Blüthe erscheint nicht auf der Spitze der Civilisation, sondern

in der Mitte des zu ihr führenden Weges. Die Kämpfe der Niederländer, die Zeit des langen Parlamentes und Cromwell's sind ihre Iliaden. Alles gleicht sich aus, im Leben der Völker so gut wie im Leben der Einzelnen.

Die Weltgeschichte selbst aber erscheint wie eine unendliche Ebene, aus der sich nur in Zwischenräumen von Jahrtausenden die erfrischenden Berge der klassischen Perioden hervorheben. Und diese Perioden bringen uns die Schöpfungen der seltenen, nur kurze Zeit leuchtenden Genies, welche, die Blüthezeit ihres Volkes zum Ideal erhebend, der Nachwelt ihren Stempel für immer aufdrücken. In den traurigen, langen Zwischenzeiten sind es die Werke und die Erinnerungen des Genies der großen Vergangenheit, welche uns in der Gegenwart aufrecht erhalten und das Dasein ertragen helfen. Die „Isolirten“ sind zu allen Zeiten das rettende Salz der Erde gewesen, aber im gewöhnlichen Laufe der Dinge wird ihre Weisheit von der Menge mit demselben Worte bei Seite geschoben, welches der reiche Jüngling der Aufforderung Christi entgegengesetzte, Alles zu verkaufen, den Erlös den Armen zu geben und ihm nachzufolgen. Auch die Lehre der neuesten „Isolirten“ vom kommenden Imperialismus ist den Kindern dieser oberflächlichen, sich vor sich selbst betäubenden und versteckenden Welt „eine harte Lehre“.

## Aus der Vergangenheit des deutschen Zeitschriftenwesens.

Von

Otto von Leizner.

II.

### Die Monatschriften.

Ehe noch die erste kritische Monatschrift in Deutschland herauskam, waren verschiedene Werke veröffentlicht worden, welche entweder durch die Art des Erscheinens oder durch ihren Inhalt einen journalistischen Charakter an sich trugen; wenn sie auch nicht als Ausgangspunkte der kritischen Zeitschriften gelten können, so verdienen sie doch erwähnt zu werden, weil sie eine gewisse Keuferlichkeit und Uebung zeigen, welche auf die Anfänge dieser periodischen Litteratur von Einfluß geworden ist. Diefelbe ist die Form der Unterredung.

Der Dialog ist schon in vielen der ältesten Flugschriften politischen und polemischen Inhalts vielfach verwendet worden. In den Jahrhunderten, wo es noch kaum eine öffentliche Meinung gab, und auch noch kein Stil für eine sachliche Besprechung vorhanden sein konnte, lag es nahe, eine Form zu benutzen, durch welche das Hervortreten der Persönlichkeit erleichtert wurde. Der Dialog blieb vom 16. Jahrhundert bis in das 17. eine beliebte Einkleidung und wurde auch verschiedentlich in den „Relationen“ benutzt, dann auch in Büchern mannigfaltigen Inhalts verwendet, um dem Ganzen eine größere Lebendigkeit zu geben; ich erwähne hier nur „Joh. Lassenii adeliche Tischreden, in sich begreifend zwölf Lehrreiche, nützliche und anmuthige Gespräch u. s. w. (Nürnberg, Joh. Andr. Endter und Wolffgang des Jüng. seel. Erben 1661).“



Ein anderes Werk ist wichtiger: „Hunderttägige Erquickstund: das ist Schöne, Lustige Moraliſche und Hiſtoriſche Diſcurß und Ab- bildungen u. ſ. w. — — durch drey Weltweiſe Reyhgeſellen zu dem Heil. Land in den Hundstagen. Gehalten, erzehlt und ſelbſt erfahren. (Frankfurt, bei Schö- netter 1651).“ Das zweibändige Werk wurde 1653 um einen dritten Band bereichert, deſſen Inhalt ſich faſt nur auf politiſche Verhältniſſe der Zeit bezieht. Es ſind die drei Reiſegeſellen, ein Ritter (Eques), ein Theologus und ein Philoſophus, welche ſich über die neueſten Vorgänge in Frankreich und Spanien unterhalten. Nicht nur, daß im Inder das Thema des Geſprächs am 22. 23. 24. Hundstages als „Relazion“ bezeichnet wird, es iſt auch die Art der Darlegung ſo, wie ſie in jenen Flugſchriften der Zeit üblich war. So tragen dieſe „Erquickſtunden“ ganz den Stempel eines zeit- ſchriftlichen Erzeugniſſes an ſich, trotzdem ſie als Buch erſchienen ſind.

Andre Veröffentlichungen, welche in Abſchnitten heraus kamen, wie Kiſts — Stifters des „Elb-Schwanen-Ordens“ — „Erbauliche Monats-Unter- redungen“ (1662—67) und die „Hiſtoriſch-poetiſchen Gefangen- ſchaften“ von Michael Wiedemann (1690) zeigen zwar die einzelnen Stücke nach Monaten bezeichnet, aber die Haltung des Ganzen hat nicht im geringſten das Ge- präge des Journalismus, wie es bei den „Erquickſtunden“ der Fall iſt.

Indeß war in Frankreich der gelehrte Journalismus durch das Erſcheinen des „Journal des Sçavans“ (5. Jan. 1665) begründet worden. Die erſte Nach- ahmung fand daſſelbe durch die „Miscellanea curiosa Medico-physica Academiae Naturae Curiosorum, sive Ephemerides medico-physicae Germaniae curiosae.“\*) Da dieſelben jedoch durch ihren Stoff auf den kleinen Kreis von Fachmännern be- ſchränkt blieben, und nur als Jahrbücher ausgegeben wurden, ſo kann man auch ſie nicht an die Spitze ſtellen.

Dieſe Ehre gebührte der „Acta eruditorum“, welche Januar 1682 in lateiniſcher Sprache in Leipzig erſchienen ſind und von 1732 unter dem Titel „Nova A. e.“ bis 1782 dauerten. Anfangs und durch Jahrzehnte lang die herr- ſchende kritiſche Monatsſchrift, ſanken ſie allmählig ganz zur Bedeutungsloſigkeit hinunter, dem jüngeren Geſchlecht ein Gegenſtand des Spottes. Die „Acta“ traten als Zeitung von Gelehrten für Gelehrte geſchrieben hervor — ſchon die Sprache bildete eine Scheidewand zwiſchen ihnen und der gebildeten, aber nicht gelehrten Leſerwelt; für deren Interereſſen hatten die Verfaſſer nicht das geringſte Verſtändniß, die ſchöne Litteratur wurde ganz überſehen, da ſie an ſich als zu unbedeutend galt, um der Aufmerkſamkeit werth zu ſein.

Sollte eine tiefere Wirkung von dem litterariſchen Zeitschriftenweſen ausgehen, ſo mußte vor Allen die Zwingherrſchaft der lateiniſchen Sprache fallen. Dieſes damals kühne Unternehmen vollbrachte Chriſtian Thomajus (geb. 1655 in Leipzig). Auf der berühmten Hochſchule der Vaterſtadt hatte er ſeine Bildung in der üblichen encyclopädiſchen Weiſe begonnen und ſich dann endlich für das Studium der Rechtsgelehrſamkeit entſchieden. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt a. D., wo er Vorträge hielt, und einer Reiſe in Holland ließ er ſich 1681 in Leipzig als

\*) Sie beſtanden von 1670—1704, wurden dann 1712 von neuem aufgenommen und er- hielten ſich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Privatdocent nieder. Sein dem praktischen Leben zugewandter Geist hatte sich schon damals von der Pedanterie, mit welcher alle Wissenschaften, auch jene des Rechts, betrieben werden, abgewendet. Hugo Grotius war es bekanntlich, von welchem eine neue Auffassung des Rechtes ausgegangen war. Samuel Pufendorf begründete, nicht nur für Deutschland, das Naturrecht (*De jure naturae et gentium libri octo* 1672). Sein großer Vorgänger war von dem Grundsatz des Geselligkeitstriebes ausgegangen, um aus diesem die natürlichen Rechte des staatlichen Individuums, wie der Völker im Krieg und Frieden zu entwickeln; aber eine Fessel vermochte er nicht zu brechen: die Einwirkung der Theologie, oder doch der geoffenbarten Religion. Pufendorf ging in diesem Punkte über ihn hinaus, indem er die sittliche Natur als einzige Rechtsquelle, die menschliche Vernunft als einziges Kriterium hingestellt hatte. Diese Anschauung war auf der Forderung begründet, daß die Theologie kein Recht besitze, dem philosophischen Denken die Wege vorzuschreiben.

Das Streben, die Wissenschaft des Naturrechts wie der Philosophie von der Vormundschaft der Theologie frei zu machen, leitete auch Thomasius in seinen Vorlesungen, welche dadurch allgemeines Entsetzen erregten — anfangs liefen sogar die Studenten aus Furcht vor den keßerischen Ansichten davon. Noch größer jedoch wurde die Aufregung unter den gelehrten Perrücken, als Thomasius 1687 auf dem schwarzen Brett der Hochschule Vorlesungen in deutscher Sprache verkündete. Er hatte beobachtet, daß die französischen Gelehrten, wie die Herausgeber des „*Journal des Scavans*“ mit der Anwendung der heimischen Sprache der Wissenschaft nur genügt hatten, indem durch dieselbe weitere Kreise des Volkes zur Theilnahme herangezogen worden waren. Das Programm des kühnen Neuerers war eine Kriegserklärung gegen die ganze Junft und wurde entschieden verurtheilt, vielleicht auch darum, weil es Erfolg hatte. Doch dabei blieb Thomasius nicht stehen: wenige Monate nach Beginn der deutschen Vorlesungen, Anfang 1688, gab er eine kritische Zeitschrift in der verpönten Sprache heraus:

„Scherz- und Ernsthafter, Vernünftiger und Einfältiger Gedanken über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen Erster Monat oder Januarius in einem Gespräch vorgestellt von der Gesellschaft der Müßigen. Frankfurt und Leipzig. Verlegt Moriz Georg Weidmann. Buchhändler.“

Die Vorrede des ersten Stückes ist den Herren Tarbon und Tartuffe (Anagramm aus Barbon und Tartuffe, Pedant und Heuchler) gewidmet; wahrscheinlich sind damit zwei bestimmte Personen gemeint; wenigstens wurde das Tartuffe auf den heftigsten Gegner des Thomasius, Prof. Alberti, gedeutet.

Wie schon der Titel der Zeitschrift bekundet, hat der Herausgeber zur Form des Gesprächs gegriffen. In der Einleitung erklärt er sich näher über die Gesellschaft der Müßigen; sie besteht aus einem „Cavallier“ (*Eques* in den „*Erquickstunden*“), aus einem Vicentiaten der Rechte, und aus einem „Rentenierer“, welcher zu seinem Vergnügen das Studium der Philosophie und der Medicin betreibt.

Diese drei Freunde wohnen in einer Reichsstadt und kamen oft zusammen, wobei sie viel über neuer erschienene Werke gesprochen hatten; da sei ihnen der Gedanke gekommen, „ob es nicht anginge, von neuen Büchern auch in hochdeutscher

Sprache etwas zu schreiben.“ Als das Ergebnis des Plans werden nun die „Monatsgespräche“ bezeichnet.

Das erste führt die Personen ein, denen die Urtheile in den Mund gelegt werden sollen. Es sind vier Männer, welche durch Zufall auf einer Reise von Frankfurt nach Leipzig in einer Kutsche zusammentreffen; auch ein Cavalier, Augustin; Herr Benedict, „der von Jugend auf Profession von dem Studiren gemacht hatte“, dann der Kaufmann Christoph und zuletzt David, ein Lehrer, welcher irgendwo die Stelle eines Correctors übernehmen sollte — ein Verwandter von „Monsieur Barbon“. Dieser letztere ist der Vertreter der gelehrten Pedanterie und der starren Rechtgläubigkeit.

Mit dramatischer Lebendigkeit eingeleitet, entwickelt sich das Gespräch zwischen den Reisegenossen. Herr Christoph hat zwei Schriften von Abraham a Sancta Clara bei sich und das bietet nun Gelegenheit, über Litteratur zu sprechen.

Trotz mancher Unbehilflichkeit, die sich hier und da in der Zeichnung ver-räth, muß man doch die Charakteristik bewundern, denn nicht nur die Urtheile sind dem Wesen der Sprechenden angepaßt, sondern auch die Ausdrucksweise manchmal sehr bezeichnend gewählt. Besonders klar tritt die Absicht des Thomasius in der Gestalt des leeren Pedanten David hervor. Der erste Discours wird auf gewaltsame Weise gestört: Der Wagen stürzt um und die Insassen werden in den Schnee geworfen.

Der Lärm, welchen das erste Heft der Monatschrift verursachte, war nicht gering. Wie keck waren nicht Dinge, die den gelehrten Herren so unendlich wichtig erschienen, mit leichtem Spott als Nebensache behandelt worden und wie aus-führlich Werke besprochen, für welche jene eine gründliche Verachtung hegten. Vielleicht waren auch viele Züge, was sich jetzt kaum feststellen läßt, unmittelbar dem Leben entnommen.

Schon im dritten Heft wird eine neue Gesellschaft eingeführt, ein Staats-minister und zwei Freunde desselben. — Die Gespräche beziehen sich nur auf philo-sophische Schriften und sind ohne Satire. Aber eine Stelle der Vorrede empörte die Herren der Universität derartig, daß sie den Verfasser bei dem Oberconsistorium in Dresden verklagten — doch ohne Erfolg. Der Minister von Haugwitz wies die Facultät ab. Die Folge war, daß Thomasius im 4. Monatsheft einen kleinen satirischen „Roman von dem Leben des Aristoteles und dessen Curtesien“ veröffent-lichte. Wäre diese Arbeit in feinerer Sprache geschrieben und frei von einzelnen Geschmacklosigkeiten, sie müßte zu dem Besten gerechnet werden, was in Deutschland jemals auf dem Gebiete der Satire verfaßt worden ist. Der Stoff wird auch in einem Gespräch zwischen zwei jungen Gelehrten ausgeführt. Weniger bedeutend sind die zwei letzten Hefte\*) des ersten Bandes.

Die Monatsgespräche dauerten zwei Jahre lang; in dieser Zeit ist Thomasius mehrmals von der ursprünglichen Form abgegangen. Nach einer Pause von mehr als zwei Jahren trat Thomasius mit einer neuen Zeitschrift hervor (1792), welcher 1700 und 1715—18 zwei andere folgten. Sie gehören nicht hierher und sind auch an sich nicht so werthvoll, wie das erste Unternehmen.

\*) Alle sechs Discours erschienen mit Kupfern (6) als „Luftiger und Ernsthafter Monats-Gespräche Erster Theil“.

Für die Monatschriften waren jetzt zwei Formen gegeben, jene der „Acta eruditorum“ und die der „Monatsgespräche“. An diese Arten der Einrichtung schlossen sich denn auch die Nachahmungen an. Die lateinischen Nachfolger der „Acta“ können füglich unerwähnt bleiben; das einzige Neue, was einige von ihnen brachten, waren die gesammelten Nachrichten aus der Gelehrtenrepublik; diese bieten noch jetzt ein brauchbares Material.

Die erste Nachahmung, welche die Monatsgespräche fanden, war die kritische Monatschrift von Wilhelm Ernst Tenzel. Das 1. Heft erschien im Januar 1689 unter dem Titel:

„Monatliche Unterredungen Einiger guten Freunde von allerhand Büchern und anderen annehmlischen Geschichten. Allen Liebhabern der Curiositäten zur Ergötzlichkeit und Nachsinnen; herausgegeben von A. B. Sine censura et approbatione Auctoris. Leipzig bei Thomas Fritschen.“

Tenzel war ein gedankenarmer Vielwisser ohne Charakter, welcher in seiner Betriebsamkeit und Glätte an den späteren Klog erinnert. Im Uebrigen gehört er zu jenen Journalistennaturen, an welche auch unsere Zeit reich, zu reich ist: eitel, selbstsüchtig, wigelnd und überzeugungslos. In schroffem Gegensatz zu Thomafius verstand er es trefflich mit allen gelehrten Herren, besonders wenn sie Einfluß hatten, auszukommen. Aber gerade die Oberflächlichkeit verbürgte den Erfolg.

Im Aeußeren schließt sich die Zeitschrift ganz den Monatsgesprächen an. Er führt einige Freunde ein, macht stellenweise übel gerathene Versuche, die Gestalten zu charakterisiren oder wigig sprechen zu lassen. Eine kleine Probe Anfang des 1. Stücks — möge hier folgen:

„In einer berühmten Stadt in Teutschland waren zwey gute freunde, welche nach der heutigten Mode sehr curicus waren, und gerne von neuen geschichten und neuen büchern rebeten, und davon ein unvergreifliches urtheil fälleten. Als sie nun einsmahls in diesen geschäften begriffen waren, verglichen sie sich miteinander, monatlich gewisse zusammenkünfte deswegen anzustellen, daß ihrer unschädlichen neubegierigkeit ein genügen geschehen möchte. Und weil ihnen zu gleicher zeit gelegenheit an die hand gegeben ward, ihre unteredungen durch den druck andern mitzutheilen, hielten sie vor rathsam, dieselbe zu ergreifen, und sich im geringsten nicht abschreden zu lassen, was auch andere leute davon sagen möchten. Denn weil jezo soviel gelehrte männer in Lateinischer, Teutscher, Französicher, Englischer und Italienischer Sprache, anderer schriftten und erfindungen censiren und recensiren, sich wenig bekümmernde, ob lose Mäuler ihre giftige zähne daran reiben, so hofften sie, durch solche stattliche exempel einen mißgünstigen leicht auf bessere gedanken zu bringen. Wurden demwegen schlüssig, alle Monat etwas herauszugeben, darinnen sowol von neuen büchern discurreret, als auch zum öftern unpartheyisch raisonniret werden solte.

Die erste zusammenkunft war in des Herrn Leonhards Bibliothec angeordnet, darinnen ihn der Herr Antoni über des Herrn Morhofs Polyhistore Literario antraff. Ich habe, sprach er, längst dieses buch kauffen wollen, aber es ist bald im anfang so geschwind abgegangen, daß ich noch kein exemplar habhafft werden können. Jedermann lobet dasselbe, und wird mir ein großer gefallen geschehen, wenn der Herr Leonhard den inhalt etwas deutlich und ausführlich erschlen wird. Dieser war dazu willig, und fieng seine relation also an: Ich habe solches schon mehr als

einmal durchlesen, und gefällt mir je länger, je mehr, daß ich glaube der bekante Vers, wenn er jemahls wahr gewesen ist, wird hier am allergewissesten erfüllt: *Lectio lecta placet decies repetita placebit.* Denn so oft ich den Polyhistorum ansehe, so oft lerne ich etwas mehr daraus. Der Herr Morhof verbeißet drey tomos herauszugeben, *Literarium, Philosophicum und Practicum.* Den *Literarium* theilet er wieder in zwey stücke, davon wir das erste in händen haben, welches in zwei büchern besteht. Das erste nennet er *Bibliothecarium* und hält fünff und zwanzig Capital in sich, die wir ordentlich nach einander durchgehen wollen. Bald im anfangе weist er, daß man sich eine wissenschaft der Göttlichen und menschlichen dinge verschaffen solle, und nicht nur in einer kunst behangen bleiben. Denn der menschliche verstand sey dazu vollkömmllich geschickt und wären diejenigen ungerechte Richter, die solches leugnen wolten. Es sey zwar nicht nöthig, daß einer alle handwerke exerciren können, aber in den freyen Künsten wäre es ein anders, weil dieselben als an einer kette zusammen hängen zc.“

Den Hauptinhalt bilden genau so wie in den „*Acta eruditorum*“ Bücherauszüge, welche dadurch, daß sie farblosen Persönlichkeiten in den Mund gelegt sind, nicht an Geist gewinnen. — Dieses erste Blatt Tenzels dauerte bis Ende 1789; im Ganzen sind es zehn Oktavbände (zu etwa 1050 Seiten ohne Register). Sechs Jahre später wurde es unter dem Titel „*Curieuse Bibliothec oder Fortsetzung der monatlichen Unterredungen u. s. w.*“ weitergeführt (Frankfurt und Leipzig bei Phil. Wilh. Stöck). Die Form des Dialogs ist aufgegeben. Weil das Ganze „*Bibliothec*“ heißt, so werden die Jahrgänge als „*Repositorien*“ und die Monatshefte als „*Fächer*“ bezeichnet. Die letzten drei Fächer des 3. Jahrgangs sind von C. T. J. herausgegeben, weil Tenzel 1707 gestorben ist. Eine neue Fortsetzung war „*Neuer Bücher-saal der gelehrten Welt zc.*“ (Leipzig, Gleitsch und Weidmann 1710—1715. 5 Bände zu zwölf „*Deffnungen*“).

Von den vielen kritischen Monatschriften, welche weiter in reicher Zahl aufgeschossen, seien noch genannt: „*Deutsche Acta eruditorum, oder Geschichte der Gelehrten, welche den gegenwärtigen Zustand der Litteratur begreifen*“ Leipzig bei Gleitsch und Sohn 1712—1739, von da unter verändertem Titel bis 1758). Auch dieses Blatt war nur für gelehrte Leser bestimmt und besprach fast nur wissenschaftliche Werke. In den ersten 20 Bänden habe ich drei Kritiken über poetische Schöpfungen gefunden; außerdem ist einmal ein Gedicht eingerückt.

Von größerer Bedeutung als alle jene nach dem Muster der „*Acta*“, und der „*Monatsgespräche*“ angeordneten Schriften sind Gottscheds „*Beiträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*“ (1732—1744. Leipzig, Breitkopf), doch schießt sie die Art des Erscheinens hier aus.

Daß auch der Stoffkreis der moralischen Wochenchriften in monatlichen Zeitungen behandelt worden ist, wurde im vorigen Abschnitt (Maiheft, S. 259) erwähnt. Als Beispiel kann gelten: „*Von allem Etwas oder der Schlesische Schriftsteller nach der Mode*“ (1753 Liegnitz, bei David Siegert; dann nach einer Unterbrechung bei Daniel Pietzsch in Breslau, 1756). In dieser Monatschrift finden sich verschiedene Aufsätze, welche unmittelbar den älteren Wochenchriften nachgebildet sind, so „*die Frauenzimmer-Akademie*“ (2. Stück), welche den

Einfluß des „Patrioten“ an der Stirne trägt, jedoch zum Unterschiede von dem Vorbild in einem Traume vorgeführt wird; so die verschiedenen Rathschläge zur Erziehung des weiblichen Geschlechts; die Betrachtungen über Geselligkeit, Kinderzucht, Mode u. s. w. Auch die Form des Briefes und des Zwiegesprächs wird verwendet. Neben dem Einfluß der Wochenschriften offenbart sich jener der gelehrten Zeitungen theologischen und geschichtlichen Inhalts; aber auch die Journale, welche nur Dichtungen brachten, haben zum Vorbilde gebient. So rechtfertigte sich der Titel „Von allem Etwas“. Am stärksten verräth sich aber doch die Nachahmung der moralischen Wochenblätter. Schon die Vorrede des 1. Stücks wiederholt den Gedanken, welchen wir in den „Discoursen der Mählern“, im „Patrioten“, und in den „Tablerinnen“ verfolgt haben, das weibliche Geschlecht zu gewinnen. Es heißt im Vorwort:

„Besonders laden wir das Frauenzimmer zu Durchlesung unserer Blätter ein. Ihr schönen Kinder! verlasst einmal auf etliche Stunden euren Nähtisch, euer Schooßhündchen, eure Liebhaber und durchleset unsere Blätter. Ihr werdet Wahrheiten darinnen finden, die euch angehen, ohne daß sie euch beleidigen könnten. Die meisten unter uns\*) sind noch unverheirathet, folglich werden wir nicht die unverantwortliche Sünde begehen, den Haß eures Geschlechts auf uns zu laden. Euch zu gefallen, wird man alle Monathe eine Neuigkeit oder ein Stück einer Geschichte in diese Schrift einrücken, damit man auch Gelegenheit zu Unterredungen an die Hand gebe.“

Interessant zur Beurtheilung des herrschenden Geschmacks sind die vielen eingerückten Gedichte. Manche derselben beweisen, wie lange sich gewisse lyrische Phrasen und Moden erhalten können; einzelnes könnte ganz gut von Hoffmannswaldau herrühren oder von dem trocknen Besser stammen. Die Rüchternheit der aufgenommenen Dichtungen wirkt oft lachenerregend; so heißt es in einem Liede: „Sulamith am Grabe des Geliebten:“

„Weiter trag ich keine Zweifel,  
Daß ich die Erlöste bin.  
Geht ihr Kläger! geht ihr Teufel!  
Geht zum Grabe Jesu hin.  
Meine größten Bubenstücke  
Nimmt er mit in seine Gruft;  
Und läßt sie daselbst zurück  
Wenn ihn Gott zum Leben ruft.“

Das wurde fünf Jahr nach Erscheinen des ersten Gesangs von Klopstocks „Messiade“ für religiöse Poesie ausgegeben.

Zu den kritischen und moralisirend unterhaltenden Monatschriften traten nach etwa 1760 solche, welche an die Fachjournale anknüpfen und den wissenschaftlichen Stoff in volksthümlicher Weise für weitere Kreise bearbeiteten. Als Vertreter derselben seien genannt: „Berlinische Sammlungen zur Beförderung der Arzneywissenschaft, der Naturgeschichte, der Haushaltungskunst,

\*) d. h. unter den Herausgebern.

Cameralwissenschaft und der dahineinschlagenden Literatur.“ (Berlin bei Joachim Pauli 1768—?) Den Herausgeber habe ich nicht auffpüren können. Die Haltung dieser Blätter war in Hinsicht auf den Zweck eine vortreffliche, und ganz den praktischen Zielen entsprechend; besonders zu beachten ist das Streben, die Gesundheitspflege vernunftgemäßer zu machen. Die „Sammlungen“ hielten die monatlichen Termine des Erscheinens nur kurze Zeit ein. Für die Geschichte des Journalismus wichtig ist ein Verzeichniß periodischer Schriften des In- und Auslandes, in welches auch moralische und unterhaltende Wochenblätter aufgenommen sind — es scheint bis jetzt den Forschern entgangen zu sein, wenigstens habe ich es noch nirgendwo erwähnt gefunden.

Monatschriften, welche Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zum Zwecke hatten, breiteten sich über ganz Deutschland aus; ich habe aus der Zeit von 1765—75 nicht weniger als einhundertfünfundreißig Titel derartiger Blätter aus verschiedenen Quellen zusammengestellt — es ist eine schreckenerregende Fruchtbarkeit, welche schon das 18. Jahrhundert auf diesem Gebiete bekundete. Manches dieser Blätter nahm auch politische Stoffe auf, so die „Bunzlauische Monatschrift zum Nutzen und Vergnügen“, (Bunzlau, im Verlag des Waisenhauses) von welcher ich nur den 1. Jahrgang (1774) kenne.

So unendlich auch die Stofffülle war, welche bis etwa gegen die Mitte des achten Jahrzehnts in den Monatschriften verarbeitet wurde, so hatte doch keine derselben noch eine Bedeutung für das Geistesleben von ganz Deutschland gewonnen. Das geschah erst als Wieland den „Deutschen Merkur“ begründete.\*) Anfänglich als vornehmes Unterhaltungsblatt gedacht, behandelte es vornehmlich ästhetische Stoffe und brachte außerdem schönliterarische Beiträge. Allmählig erweiterte sich der Kreis über andere Gebiete, Kunst, Wissenschaft, Politik u. s. w. doch blieb dabei das Gepräge einer unterhaltenden Zeitschrift noch immer bewahrt. Wieland selbst war eine unbestreitbar weltmännisch angelegte Natur; diesen Stempel lieh er auch, so verschieden die Mitarbeiter waren, seinem Blatte. So giebt der „Merkur“ besonders seit er seine Aufmerksamkeit den großen Angelegenheiten des staatlichen Lebens zuwandte, ein vielfach fesselndes Bild der geistigen Strömungen, welche damals einen großen Theil der gebildeten Gesellschaft beherrschten. Was die Form betrifft, so überwiegen Aufsätze, in welchen irgend ein Thema in klarer Auffassung und meist vortrefflicher Prosa abgehandelt wird — es sind „Essais“, ohne gelehrten Ballast für die gebildeten Leser geschrieben. Doch auch die Form des Dialogs wird nicht selten verwendet; so werden besonders im „Neuen L. M.“ politische Fragen in dieser Form erörtert. Man fühlt in der ganzen Haltung der Rede, in der Führung des Gesprächs und in dem inneren Gefüge der Dialektik, welche einen unendlichen Fortschritt das Jahrhundert gemacht hat. Die Sprache, noch in fast allen Zeitschriften bis etwa 1770 — Lessing's Arbeiten ausgenommen — trocken und pedantisch oder von ungefähr 1773 ab oft zu kraftgenial, hat an Beweglichkeit und an Maß gewonnen. Wie unendlich groß in dieser Beziehung das Verdienst unserer Classiker seit Klopstock ist, so darf man doch auch nicht vergessen, daß die ersten „Wochenschriftler“,

\*) Erschien in Weimar unter diesem Titel von 1773—1789; dann von 1790—1810 als „Der neue Deutsche Merkur“ ebendert.

daß vor allem Gottsched, so lange der „Bestverläumdete“, redlich beigetragen haben, den Augiasstall zu reinigen. Das Deutsch des Thomajus ist noch voll von Flicken aus fremden Sprachen gewesen; mancher gelehrte Herr schrieb noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts dieses internationale Mischmasch.

Neben dem „Merkur“ steht „Das deutsche Museum.“\*) Es ist bekannt, welche Bedeutung diese Monatschrift für die deutsche poetische Literatur besaß; Bürger, Herder, die beiden Stolberg u. a. gehörten zu den Mitarbeitern, und manchmal machte sich in ihr „Sturm und Drang“ bemerkbar. Aber darin liegt nicht die Ursache der hohen Stellung, welche das Blatt errungen hat und lange mit Ehren festhielt. In keiner anderen Zeitschrift dieser Epoche fanden die Fragen des volkwirtschaftlichen Lebens, die Lage des Handels und Völkerverkehrs und die humanitären Bestrebungen eine so gründliche und sachliche Behandlung. Die Aus- und Einfuhrverhältnisse der deutschen Staaten, besonders aber jene zwischen England und Nordamerika; der Einfluß der fremden Erzeugnisse auf den deutschen Binnenmarkt; die Bevölkerungsverhältnisse im In- und Auslande; die Circulation der Edelmetalle und ähnliche Stoffe fanden hier eine klare Darstellung. Dohm selbst verfügte über eine bedeutende Kenntniß des weitverbreiteten Materials und der fremdländischen Fachliteratur, aber er hatte auch einen gewissen Einblick in den inneren Zusammenhang der volkwirtschaftlichen Bewegung; das beweist seine Stellung zu den Uebertreibungen des physiokratischen Systems, welches bekanntlich in Deutschland viele ergebene Anhänger zählte. — Ebenso verdienstvoll war die Aufmerksamkeit, mit welcher das „Museum“ humanitäre Bestrebungen unterstützte, so die damals vielfach besprochenen Wittwen- und Pensionskassen, die Thätigkeit auf dem Gebiete des Blinden- und Taubstummenunterrichts und des Volksschulwesens.

Man sieht in der Monatschrift das Walten der werkhätigen Humanität sich abspiegeln, jene Seite der tiefeingreifenden Geistesbewegung, welche gewöhnlich kaum beachtet wird, obwol sie einen Glanzpunkt des 18. Jahrh. bildet. Die selbstsüchtige Rede des Gemüthslebens, die in der ersten Hälfte desselben so erkältend auf den Betrachter wirkt, wurde durch den Geist der Humanität durchbrochen — das bildet eines der größten Verdienste jener vielangegriffenen „Aufklärung“, welche erst in ihrer späteren Entwicklung nüchtern und unduldsam geworden ist — nachdem sie so lange Duldung gepredigt hatte.

Eine wichtige Stelle nahmen im „Museum“ die Briefe aus dem Auslande ein; mit weiterem Blick als jene im „Merkur“ umfaßten sie nicht nur das literarische und künstlerische Leben, sondern auch die politischen und volkwirtschaftlichen Verhältnisse.

Eine Schilderung des damaligen Journalismus dürfte vielleicht nicht ohne Theilnahme gelesen werden, weil sie zeigt, daß gewisse Unarten schon damals zu finden waren. (1785. Decemberheft.)

„Einige unter Euch (d. h. unter den Publicisten) gehen gar auf Reisen, um Materialien zur Ausfüllung eines leeren Platzes in ihren Zeit- und Wochenschriften zu sammeln; sie halten sich einige Tage in der Hauptstadt auf, besuchen einige öffentliche Gesellschaften, sehen einige gutwillige Mädchen, examiniren dabei aufs strengste Barbier, Frieur und Aufwärter — — — — —“

\*) Von 1776—77 wurde es von dem Kriegsrath und Statistiker Chr. v. Dohm und von Chr. v. Voie geleitet, von 1778—88 allein von dem letzteren, welcher noch bis 1791 die Zeitschrift als „Neues deutsches Museum“ weiterführte.



und nachdem sie alles sorgfältig in ihr Reisejournal aufgezeichnet haben, kehren sie wieder an ihr Schreibpult zurück und sprechen nun mit der Miene des tiefsten Staatskundigen über Staatseinrichtung, Gesetze, Polizei und Charakter der Nation, von der sie just den schlechtesten und geringsten Theil gesehen haben, fällen über alles ihr Urtheil, was sie doch nur mit einem sehr flüchtigen Blick besehen haben, und machen sich oft über Männer lustig, vor denen sie alle Achtung und Ehrfurcht haben sollten.

„Einige von Euch bringen endlich bis in die Familie und Häuser der Männer, die in öffentlichen Aemtern stehen, machen sich mit ihren häuslichen Einrichtungen bekannt, charakterisiren und schildern alles aufs genaueste vom Größten bis zum Kleinsten und rücken alles zusammen in ihr erstes bestes Blatt ein. — — —

„Es fehlt nichts weiter, als daß Ihr auch noch seine Gespräche drucken laßt, um ihn zu nöthigen auf alle Freuden des Lebens und des Umgangs Verzicht zu thun.

„Soll also meine Brüder durch Eure Publicität wahrer und bleibender Nutzen gestiftet werden und weniger Schäden ins künftige daraus entstehen, so muß nach meinem Urtheil — — — nichts weiter von Euch öffentlich bekannt gemacht werden, als was mitten im Publikum und unter seinen Augen geschieht.“

Daß aber auch das „Museum“ in einigen Zügen das echte Kind der Zeit war, beweisen die moralischen Abhandlungen, aber der Unterschied, den Betrachtungen der Wochenschriften gegenüber ist ein doppelter: die Beispiele werden ausgelassen und die psychologische Auffassung ist von der Wolff'schen Philosophie bestimmt, welche ihrem Wesen nach auch zu einem nüchternen Formalismus führen mußte.

Eine bedeutende Rolle in dem Kampfe für „Aufklärung“ spielte die „Berlinische Monatschrift“, herausgegeben von F. Gebicke und J. E. Biester. \*) — Wie bei dem „Museum“ und dem „Merkur“ war auch hier die Reihe der Mitarbeiter eine große, viele Namen gehören zu den besten der Zeit (Glein, Rogow, Ramlar, Kant, Möser, Campe, Moriz, Nikolai, Teller, Klopstock etc.) Obwohl das ästhetische Bedürfniß der Leser durch Gedichte, kleine Erzählungen etc. Berücksichtigung fand, so lag doch das Hauptgewicht auf den Aufklärungsbestrebungen im weitesten Umfange derselben. Diese Seite des norddeutschen, besonders des Berliner Lebens hat in der Zeitschrift einen getreuen Spiegel gefunden; das bebingt auch den bedeutenden zeitgeschichtlichen Werth dieser Monatshefte. Es ist nun nicht zu leugnen, daß der Zug trockener Verstandesmäßigkeit sich oft genug bemerkbar macht, und eine kühle Luft viele Aufsätze durchweht, aber dennoch ist der Gesamteindruck der „Berlinischen Monatschrift“ ein günstiger. Man darf nicht vergessen, wie unendlich weit noch damals im ganzen Deutschland der Aberglaube verbreitet war, wie viel Schwärmer — harmlose und gefährliche — Schwindler jeder Gattung mit und ohne religiösen Anstrich damals eine Rolle spielten, und wie eine oft durchaus ungefundne Mystik tausende Gemüther verwirrte und verdarb. Waren diese Erscheinungen auch als Gegen Schlag zu der Herzensdürre, welche so lange geherrscht hatte erklärbar, zum Theile voll berechtigt, so lag in ihnen doch auch eine nicht geringe Gefahr für das geistige und sittliche Leben der Nation, eine Gefahr für die Vertiefung der echt religiösen Empfindung. In den gleichen Zeitraum fiel auch der

\*) Sie erschien mit oft vorzüglichen Kupfern (Porträts) bei Joh. Fr. Unger in Berlin vom Jan. 1783; vom Juli dieses Jahres — Dec. 1796 bei Haude u. Spener. Gebicke trat Anfang 1791 aus der Redaction.

Schwindel mit dem Magnetismus, Mesmerismus und der Geisterseherei, welcher sich über ganz Deutschland ausbreitete — auch über das so „aufgeklärte“ Berlin — und von Betrügern weiblich ausgebeutet worden ist. Wohl verkannte man damals die Wichtigkeit gewisser physischer Erscheinungen, welche jetzt wenigstens als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung anerkannt sind, und war allzusehnell mit dem Worte „Schwindel“ zur Hand, aber bei dem herrschenden Unfug war es ein Verdienst, dagegen aufzutreten. Das Gleiche gilt von den meisten der damals wie Pilze nach einem warmen Sommerregen aufschießenden Geheimbünde, kurz — hier konnte der Journalismus unbestreitbar aufklärend wirken, und diese Aufgabe hat die Monatschrift begriffen und nach Kräften erfüllt. Mit besonderem Eifer, noch praktischer als das „Deutsche Museum“, unterstützte sie die humanitären Bestrebungen, für welche die Berliner schon damals sehr opferfähig waren — so die Bemühungen für den Unterricht und die Pflege der Armen, und andere gemeinnützige Anstalten.

In einer viel aufdringlicheren Art, trat das Streben, Aufklärung zu verbreiten im „Deutschen Zuschauer“ von Peter Adolph Winkopp zu Tage.\*) Die Zeitschrift kam in Zürich heraus und war besonders für den deutschen Süden berechnet, wo auch verschiedene kirchliche Mißbräuche viel stärker als im Norden zum Vorschein kommen mußten. Der Standpunkt, welchen Winkopp und die späteren Herausgeber vertraten, war an sich ganz richtig gewählt, aber die Art, wie sie ihn geltend machten, nicht; sie ließen sich oft zu derben Schimpfereien hinreißen und schädigten dadurch ihre Sache. Nebenbei gingen sie zu weit in ihrer Rückschrittrieberei. Aber wenn man von diesen offenbaren Mängeln und von verschiedenen groben Irrthümern absieht, so bietet die Zeitschrift eine Fülle von sitten- und zeitgeschichtlichem Material — auch für den Norden, besonders für Schlesien und Berlin.\*\*) Von Werth sind „Briefe aus Wien über den Zustand der Literatur und des Buchhandels in Oesterreich“, welche 226 Oktavseiten füllen.

Sehr reich an Stoff aus den ersten Regierungsjahren Fr. Wilhelms III. sind die „Jahrbücher der preussischen Monarchie“ (Herausgegeben von Prof. Rambach; Berlin bei Joh. Friedr. Unger von Jan. 1798 — Dec. 1801). Obwohl diese Monatschrift durch die Gunst des Königs ausgezeichnet wurde, hielt sie doch einen durchaus freisinnigen Standpunkt fest.

Das beweist ein Aufsatz, welcher, mitveranlaßt durch die Zustände der französischen Republik, sich über die „Sicherheit des Regenten“ ausspricht; er ist im Maiheft von 1798 enthalten. Nachdem der Verfasser sich über die Befürchtungen ausgesprochen hat, das Beispiel des Nachbarn könnte auch in deutschen Landen Nachahmung finden, kommt er auch darauf zu zeigen, wie das verhindert werden könnte:

„Herrscher, die zu unsern Zeiten sich für höhere, von Gott geheiligte Wesen ausgäben, und in dieser Eigenschaft blinde Verehrung,

\*) „Auf Kosten des Herausgebers“ ohne Ort (Zürich). Von Februar 1785 — Herbstmonat 1788. Anfänglich erschienen die Hefte monatlich, dann in längeren Zeiträumen. Vom 13. Heft an: „Herausgegeben von Freunden der Publicität“.

\*\*) Von hier besonders eine Nachricht über öffentliche Ruhestörungen, welche die Dirnen aus dem öffentlichen Haus der berühmten „Madame Schubig“ veranlaßt hatten. Wer sehen will, wie sich ein Theil der damaligen Presse dem scandalösen Treiben jenes Hauses gegenüber verhielt, der lese: „Chronik von Berlin“ herausgegeben von Tautkwaatlapatti“ (bei Petit und Schöne) die zwei Bde. von 1789.

blinden Gehorsam verlangten, würden ihren Zweck so ganz verfehlen, daß sie nur verhaßter und verächtlicher würden.

Also auf diesem Wege, daß man den Zustand des Volks oder selbst das Volk verschlechtert, scheint das Ziel, nach dem man strebt, nicht erreichbar. Und so schlage man denn lieber den andern bessern Weg ein, der nicht, wie jener, im Sumpfe, sondern auf trockner lichter Höhe liegt, und wo man sich weder zu fürchten hat, daß man versinken, noch, wenn man glücklich hindurchkommt, vor Schande triefen werde. Man lehre die Grundsätze und die Verfahrensweise, mit denen es nicht hat gelingen wollen, gerade um, und sehe zu, ob es dann eher gelingt. — Läßt sich nichts von Verschlechterung erwarten, so versuche man es mit Verbesserung; will die einmal angebrachte Fadel sich nicht wieder auflösen lassen, so trage man sie mit eigener Hand dem Volke vor; stehe der Thron auf Furcht und auf Elend nicht sicher, so stelle man ihn auf Dankbarkeit und auf Wohlfahrt: vielleicht, daß er dann weniger wankt.“

Es ist fesselnd zu beobachten, wie viele der Gedanken, welche später die preussische Monarchie aus dem Verfall retten und durch die Reformen eines Stein, Hardenberg u. s. w. ausgeführt werden sollten, hier schon im Keime ausgesprochen sind. Eine Reihe von Aufsätzen befaßt sich mit den Fragen, wie der kriegerische und der vaterländische Geist in der Erziehung schon berücksichtigt und gepflegt werden könne. Bildung des Volkes wird dringend gefordert, aber zugleich als eine der ersten bürgerlichen Ehrenpflichten die Vertheidigung des Vaterlandes hingestellt. Dieser patriotische Gedanke kehrt bei den verschiedensten Stoffen wieder; im Octoberheft 1799 fordert ein Aufsatz, daß auch die schöne Kunst in den Dienst des Vaterlandes gestellt werden müsse. — Ebenso eifrig beschäftigte sich die Monatschrift mit der Frage der Erbhinterkänigkeit und der Freimachung des Bauernstandes; mit dem Fabrikwesen, den Aus- und Einfuhrverhältnissen u. s. w.

Lebhaft erörtert wird auch die Frage der „Judenemanzipation“, welche bekanntlich Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin durch das „Schreiben einiger jüdischer Hausväter“ und die sich daran knüpfenden Streitschriften wieder in Fluß gerathen war und in fast allen Zeitschriften der Zeit besprochen wurde. Besonders klar zeichnet ein Aufsatz „Ueber die Verbesserung der Juden“ (Oct. 1801 S. 101—121) mit Fußnoten von Seiten der Redaction versehen, die gegenseitige Stellung beider Parteien. Der Artikel selbst ist von einem Juden verfaßt, welcher, obwohl er die Mängel seines Volkes anerkennt, für die Freimachung in die Schranken tritt; die Randglossen stehen nicht auf diesem Standpunkt.

Zur Beurtheilung des damaligen gesellschaftlichen Lebens in Berlin sind eine Reihe von Briefen werthvoll, welche besonders die Geselligkeit in den besseren Ständen schildern — es war damals die Zeit der beginnenden Romantik, der ästhetisirenden Salons der Rahel und Herz. Ueber achtzig Jahre sind verfloßen, aber gewisse Typen, welche aus den Briefen fester gezeichnet hervortreten, laufen noch heute auf der Straße und in den Gesellschaften herum; gewisse Fehler und Vorzüge sind geblieben, nur die gepriesene Einfachheit und Zufriedenheit der unteren Bürgerkreise ist leider zum größten Theile verschwunden.

Daß die Bestrebungen der Wochenschriften, die Frauen für das periodische

Schriftthum zu gewinnen, zur Gründung von Frauenzeitungen hinführen mußten, ist begreiflich. Die erste Monatschrift für das weibliche Geschlecht begründete der Lyriker Jacobi; es war die „Zris“. \*) Man fühlt vom Beginn an das Wehen der „Sentimentalität“, obwohl der Herausgeber sich gegen dieselbe erklärt:

„Als ein Deutscher mit Deutschen zu reden, ohne die Nachbarn, deren Weisheit wir gebrauchen können, zu verachten; unsern Müttern und Töchtern, ohne sie von den häuslichen Pflichten abzurufen, dasjenige mitzutheilen, was ich selbst oder durch meine Freunde nützlich und unterhaltendes weiß, Empfindungen der Natur zu wecken, ohne der zur Mode gewordenen trägen Empfindsamkeit zu schmeicheln; nicht immer von Religion und Tugend zu sprechen, aber mich auch nicht schämen, ihre Namen dahin zu setzen, wo sie Kraft haben, das zarte Gefühl der Unschuld nicht zu beleidigen, jedoch vor den Spröden und Abergläubischen mich nicht zu fürchten: diesen Regeln werde ich treu nachgehen.“

Dem Plane gemäß wurden in vielfacher Form belehrende Stoffe behandelt ästhetische Abhandlungen, Leben berühmter Dichter, Götterlehre und geschichtliche Aufsätze wechselten ab, ja politische Berichte sollten der Frauenwelt die Kenntniß der wichtigen Begebenheiten auf dem Gebiete des staatlichen Lebens vermitteln. Von den „Wochenschriften“ herübergenommen war die Abtheilung „Frauenzimmer-Bibliothek“. Die Abhandlungen über Erziehung des weiblichen Geschlechtes zeigen gerade das, was Jacobi bekämpfen will: die Empfindsamkeit.

Für die Unterhaltung sorgten Inhaltsangaben älterer Dichtungen, Uebersetzungen (darunter der unvermeidliche Ossian), Erzählungen und besonders Gedichte. Zu den Mitarbeitern gehörte der junge Goethe, dessen „Werther“ und „Götz“ kurz vorher erschienen waren; mehrere seiner Lieder, aber auch das Singspiel „Erwin und Elmire“, sind hier zum ersten Male erschienen.

Wenn man die journalistische Technik der hier als Vertreter bestimmter Gruppen genannten Monatschriften betrachtet, so sieht man, daß sie als Vorläufer unserer Revuen zu betrachten sind, obwohl auf diese in neuerer Zeit auch englische Vorbilder eingewirkt haben. Das geschah schon im vorigen Jahrhundert bei einer bestimmten Art von Monatsheften, für welche als Beispiel das „Journal von und für Deutschland“ dienen kann. \*) Das Muster für dieses auch sitten-geschichtlich wertvolle Blatt ist das Londoner „Gentlemans Magazin“ gewesen, doch wurde dessen Plan noch erweitert. Eigentliche Essays darf man hier nicht suchen, aber dafür ist die Fülle der Einzelheiten ungeheuer groß: Getreidepreis-Tafeln, Waarendeckel, meteorologische Beobachtungen, Geburts- und Todtenregister, Nachrichten über Rechtsfälle, Sitten, Gebräuche aller Art, Bühnenrepertoire und kurze Kritiken, culturgeschichtliche Merkwürdigkeiten, Briefe aus allen Theilen Deutschlands, auch politischen Inhalts, Nachrichten über die Lebensmittelpreise, über Postanstalten, Industrie und Handel. Zu diesen Kleinigkeiten, welche jedoch für das Studium

\*) Erschien in Düsseldorf: Oktbr. 1774 — Sept. 1775. Von da ab bei Haude und Spener (bis gegen Ende 1776). Mitredacteur war der junge Heineke, der Verfasser des „Arthingbello“.

\*) Im Jahre 1784 von Günther von Götting begründet, wurde es 1785 von Freiherrn S. von Bibra weitergeführt. (Verlagsort zuerst Fulda und dann Nürnberg.)

einer Zeit sehr wichtig sind, kommen längere Beiträge, manchmal Abdrücke alter Urkunden und Schriften, Reisebeschreibungen, genaue Schilderungen von Werken der Baukunst zc. Eine merkwürdige Bereicherung gewann der Stoff durch Bruchstücke verschiedener Arbeiten, für welche Goetting Verleger suchte: es ist der Gedanke der gegenwärtigen „Literarischen Bureau“ in einer andern Form aufgefaßt. Als ästhetisches Beiwerk dienten Musikbeilagen, Gedichte — darunter mehrere Gesänge von Bürgers Hexameter-Üebersetzung der „Ilias“ — und Kupfer.

Auf die Technik des Zeitungswesens hat diese Form nicht besonders nachhaltig gewirkt; je mehr die Tageszeitungen an Bedeutung gewannen, desto mehr nahmen dieselben auch auf das Weimerer kleinerer Nachrichten Rücksicht, wodurch die Monatschriften nach Art des „Journal v. u. f. D.“ an Interesse verloren.

Der gegen Ende des 18. Jahrhunderts steigende Weltverkehr lenkte die Aufmerksamkeit Deutschlands immer mehr nach dem Auslande. Wie sehr man sich für die großen Bewegungen im politischen Leben Englands und Frankreichs interessirte, das haben schon die ältesten Revuen gezeigt. Reisen in den genannten Ländern fanden oft eingehende Beschreibungen — man kümmerte sich vielleicht zu sehr um das Ausland. Besonders der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg und die französische Revolution hatten das Interesse zu einem allgemeinen gemacht — Briefe von jenseits des Oceans gehörten einige Zeit zu den „Glanzpunkten“ der Nummern periodischer Schriften; ebenso wurden die Ereignisse in Paris mit fieberhafter Spannung verfolgt. Zeuge dafür sind die Jahrgänge 1789 bis 98 aller hervorragenden Blätter.

Die Fülle von Nachrichten, welche so zusammenfloß, legte den Gedanken nahe, eine Zeitschrift zu gründen, welche sich nur mit dem Leben und Treiben der zwei Mittelpunkte der allgemeinen Neubegier beschäftigte. So entstand die alle sechs Wochen erscheinende Zeitschrift „London und Paris“.\*) Für die Sittengeschichte, aber auch für Kenntniß des politischen Lebens bilden die dreizehn Jahrgänge derselben eine unererschöpfliche Fundgrube. Ist auch nicht Alles Gold, was man hier ausgräbt, so ist doch das meiste werthvoll und für jeden, welcher sich ein Bild des Lebens in jenem Zeitraum machen will, unentbehrlich. Nicht nur treten oft die leitenden politischen Persönlichkeiten klar aus den Schilderungen verschiedener Momente hervor, sondern auch das Treiben der Großstädte bei Festen, auf der Straße und im Hause wird oft treffend gezeichnet. — Kunst, Theater, Ausstellungen aller Art, Moden, Preshwesen, Volksbelustigungen, gelehrte Gesellschaften und ihre öffentlichen Sitzungen, Wohlthätigkeits- und Krankenanstalten — kurz Alles was in irgend einer Art für die Darlegung der nationalen Eigenart dienlich sein kann, wird als Stoff, und zumeist vortrefflich verwendet. Die Art der Darstellung leidet zwar nicht selten an Richtigkeit, aber auch das mag man jetzt als Vorzug empfinden, weil dadurch das Thatsächliche noch klarer hervortritt; viele Beiträge, welche Volkslieder, Spottverse, Gassenhauer und ähnliche Erzeugnisse des Tages enthalten, bilden eine sehr schätzbare Quelle für den Culturgeschichtschreiber. Die Werke der Historiker können natürlich auf diesen „Kleinkram der Geschichte“ nicht viel Rücksicht nehmen, sicherlich besitzt derselbe jedoch mehr Werth als man ihm oft zugestehen will — das scheinbar Flüchtige, Vorübergehende ist in gewissen Grenzen doch auch ein

\*) Weimar im Industrie-comptoir 1798 bis 1810. Von da ab ändert sie den Titel „Paris, Wien und London.“

Bleibendes, weil es mit der Volkseigenart in innigstem Zusammenhange steht. Man sieht die großen Männer gewöhnlich nur dicht vor dem hellen Hintergrund, welchen ihnen die großen Zeitgedanken geben, aber auch diese tauchen aus den Tiefen hervor, in welchen viel Kleines, Trübes und selbst Schmutziges durcheinander wirt; und das erklärt dem Psychologen manche Züge geschichtlicher Persönlichkeiten, auf welchem Gebiete dieselben auch thätig gewesen sein mochten.

Eine besondere Wichtigkeit erhält die Zeitschrift durch die beigelegten Karikaturen und Bilder anderer Art. Die ersteren — zumeist englische — beziehen sich vor Allem auf die Politik und gehören zur Hälfte dem berühmten Gilray an, einem der witzigsten Vertreter seines Faches. Die französischen Arbeiten der Art sind viel weniger geistreich, bezeichnend nur jene, die sich auf das sociale Leben oder auf verschiedene Streitigkeiten in den litterarischen Lagern beziehen.

Man sieht, daß der Journalismus schon bis 1810 so ziemlich Alles in der Form monatlicher Zeitschriften veröffentlicht hat, was für weitere Kreise von Interesse sein konnte. Vom zweiten und dritten Jahrzehnt ab beginnt sich der Smith'sche Grundsatz von der Theilung der Arbeit immer mehr bemerkbar zu machen; die encyclopädischen Programme verschwinden allmählig und die Fachzeitschriften gewinnen immer mehr erhöhte Bedeutung; nur die Tagespresse erweitert ihren Kreis und gewinnt durch das Feuilleton, welches von Frankreich stammt, einen Ort, der die Behandlung jedes Stoffes gestattet.

#### Nachtrag zu dem I. Aufsatz.

Seit der Niederschrift der Skizze über die moralischen Wochenschriften ist mir eine der dort genannten österreichischen bekannt geworden, in welcher die herkömmliche Form eine selbstständige Umänderung erfahren hat. „Der hungrige Gelehrte“ (50. Stück, 1774—75, in der Ghelmschen Buchhandlung, Wien). Verfasser derselben war, wie ich aus Bäuerle's „Memoiren“ ersehen habe, ein gewisser Genfau, welcher nach der genannten Quelle in mehr als bescheidenen Verhältnissen lebte und das volle Recht besaß, sich „hungrig“ zu nennen. Daß er es that, beweist einen gewissen Galgenhumor. Die Vorrede zum ersten Stück ist so originell, daß ich einen Theil derselben hier folgen lasse.

„Ich habe verschiedene Ursachen, warum ich keine Einleitung mache, die interessanteste für die Leser ist wohl diese, daß er keine Lügen kaufen darf. Was weiß der Verfasser einer Wochenschrift, was er alles schreiben wird, was ihm alles einfallen wird und was seine Leser alles verlangen werden. Sollte er vielleicht, wie es andere Schriftsteller machen — erst lange nachdenken, sich einen Plan machen; über die Sachen, die er schreiben will, die alten und die neuen Autoren zu Rathe ziehen, alles, was man davon Gutes geschrieben hat, nachlesen, ausstudieren, selbst erfinden; — dann seine Gedanken in Ordnung bringen, niederschreiben, und vieles was ihn so viel Schweiß und Arbeit gekostet hat, wieder wegstreichen, hundertmal überlesen, verbessern, bis in das neunte Jahr liegen lassen, die Urtheile der Kenner darüber anhören, und dann erst von dem Publikum sich bezahlen lassen? — — — — — Noch etwas. Unser Publikum ist nicht so einig, wie unsre Kunsttrichter es sind. — Die Leser sind getheilt; einige Kenner, andere Mäcenaten, ein weitläufiges Wort —; einige sind ernsthaft, andere leichtsinnig; einige Geister, andere bloß Körper. Ein Schriftsteller, der den allgemeinen Beifall sucht, muß sich nach allen richten, und der Wochenschriftschreiber, der Antipode des Malers zu Athen,

muß am wenigsten nach dem Urtheil der Kenner fragen. Von diesen lebt er nicht. — — — — —

Endlich weil einige blos Geister, andere blos Körper sind, so will ich bald geistig, bald sinnlich denken, und oft mir selbst widersprechen und was ich im Texte sagte, in den Noten leugnen, und was ich erst gelobt habe, alljogleich wieder tadeln, gerade als wenn ich selbst so wenig bei dem Schreiben dächte, als die Leser bei dem Lesen."

Dieser Plan führte der Herausgeber auch aus. Den Hauptinhalt bildet ein Leben des hungrigen Gelehrten von ihm selbst beschrieben, welches stückweise in jeder Nummer fortgesetzt wird. Im Text werden im Anschluß an die Erzählung die Grundsätze einer gediegenen Erziehung, die Art des Unterrichts in Religion, Sittenlehre, Geschichte und alten Sprachen genau besprochen, in den Fußnoten dagegen mit ironischem Tadel abgefertigt. Den übrigen Inhalt bilden hauptsächlich Gedichte, welche jedoch herzlich unbedeutend sind; viel mehr Werth haben einige kritisch-ästhetische Betrachtungen, welche manchemal eingeschoben werden. Im letzten Stück klagt der Autor, daß die Prämumeration nicht die halben „Druckkosten" bezahle und er keine Schulden zu machen genommen sei. So nimmt er von den Lesern Abschied — er sei froh, wenn er nur einige gute Gedanken zur Ehre der Tugend, der Religion und des guten Geschmacks gehabt habe. Alles übrige ist Eitelkeit, Rauch, Vergänglichkeit.

„Non omnis moriar."

Damit tröstete sich der „hungrige Gelehrte" 1775 — mancher seiner Nachfolger thut es vielleicht auch 1881; aber gerade auf dem Gebiete der periodischen Litteratur lautet ein weit besserer Wahrspruch: „Omnis moriar." Tröstet er auch nicht, so enttäuscht er nicht.

## Literarisches.

### Historische Schriften.

Encyclopädie der neueren Geschichte.

In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst, Prof. Dr. theol. et phil., Rektor a. D. der kgl. Landesschule Pforta. Vierte und fünfte Lieferung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1880—81. — Preis pro Lieferung 1 Mark.

Geschichte des deutschen Volkes in seinen staats- und kulturgeschichtlichen Thaten und Schöpfungen von Prof. Friedrich Körner. Berlin 1881. Verlag von Wilhelm Hflein. Erste bis dritte Lieferung. Preis jeder Lieferung 50 Pf.

Realexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagewerk für Studierende und Laien bearbeitet von Ernst Göpinger. Verlag von Waldemar Urban. Leipzig 1881. Heft I. Preis 1 Mark.

Illustrierte Kultur-Geschichte. Für Leser aller Stände von Karl Faulmann, Prof. der Stenographie. — Mit 14 Tafeln in Farbenbrud, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. A. Hart-

leben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig, 1881. — In 20 Lieferungen à 60 Pf.

Das Ziel der Geschichte, Rede bei der Marburger Universitätsfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers am 22. März 1881 gehalten von Dr. F. Bergmann, ord. Prof. der Philosophie. Marburg, H. G. Clwert'sche Verlagsbuchhandlung 1881.

Seitdem Diderot und L'Alambert in den Jahren 1751—72 in der „Encyclopädie" einen Dictionnaire raisonné des sciences des arts et des métiers herausgaben, hat der Anfang der Wissenschaften durch die zahlreichen Forschungen der Spezialisten in gesteigerter Progression zugenommen, damit zugleich auch das Gebiet der allgemeinen Bildung und die Ansprüche, welche an die sog. gebildeten Klassen gestellt werden. Als eine weitere Folge derselben hat sich die Theilung der Gesamt-Real-Encyclopädien und Conversations-Lexika nach den einzelnen Fächern des menschlichen Wissens als erforderlich erwiesen. Die desfallsige Aufgabe auf dem Gebiete der neueren Geschichte zu erfüllen hat die Encyclopädie des Prof. Dr. Herbst übernommen. Dieselbe soll der deutschen Nation und namentlich auch den Deutschen des Auslandes als ein praktisches Hilfs- und Nachschlagewerk dienen und den Männern der Wissen-

schaft wie der verschiedenen Berufsclassen als ein treuer und schnell informirender Cicerone begleiten.

Auf Grund der Quellen und der neuesten zuverlässigen Forschungen geben die einzelnen Artikel in alphabetischer Reihenfolge Auskunft über die wichtigen Ereignisse und hervorragenden Persönlichkeiten, welche die Kulturvölker Europas und der übrigen Erdtheile in den letzten 300 Jahren bewegten. Eine vorgeschichte ausführliche Einleitung des Herausgebers zeichnet in festen Umrissen und belebter Darstellung den allgemeinen Gang und Inhalt der neueren Geschichte aller Culturländer.

An diese Universal-Encyclopädie der Geschichte der neueren Zeit schließt sich eine encyclopädische Uebersicht aller Leistungen der Deutschen in Körner's Geschichte des deutschen Volkes an.

Gegenüber den populären Geschichts-Darstellungen, welche sich überwiegend mit den politischen und kriegerischen Ereignissen, den diplomatischen Künften und Einflüssen beschäftigen, will der Autor das Volk als wirkende Macht in den Mittelpunkt stellen und der Entwicklung der inneren Zustände und schöpferischen Thätigkeit sein Augenmerk zuwenden.

Als Grundgedanken entwickeln wir — verstrickt der Prospekt — die Ab- und Zunahme der altgermanischen Volkstheorie und persönlichen Freiheit, welche Karl der Große und seine kaiserlichen Nachfolger unterdrückten, den freien Mann zum Leibeigenen oder Zinspflichtigen erniedrigten. Da fand das freie Volksthum in den Städten eine Zuflucht, wo es erstarkte und zu solcher Macht anwuchs, daß es einige Jahrhunderte lang die Führung in Staat und Kirche übernahm, ein kräftiges Kaiserthum und eine von Rom unabhängige Kirche herzustellen sich bemühte und als Seemacht die Staaten an der Nord- und Ostsee beeinflußte. Als die Städte dem Absolutismus erlagen, welchen das römische Recht zum obersten Grundlag machte, erwies doch die aufflühende Pötteatur, daß die Stärke des Staates in der freien Beweglichkeit des Bürgerstandes beruhe, und wuchs diese Lehre zu solcher Macht an, daß der Staat das allgemeine Staatsbürgerrecht zum Gesetz machte und in der constitutionellen Verfassung die zeitgemäße Form der altgermanischen Volkstheorie herzustellen bestrebt ist.

In Folge dieses leitenden Grundgedankens sind Städteleben, Handelswege und Industrie in jeder Geschichtsperiode eingehend behandelt, die Ursachen ihres Steigens und Sinkens nachgewiesen. Aus demselben Grund wird die kufenweise Entwicklung der Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Dichtkunst und Musik, selbst der Kriegführung, Trachten, des Schulwesens und der Zustände der einzelnen Volksklassen, in ihren Grundzügen nachgewiesen als Thaten und Schöpfungen des Volkes, so daß der Leser eine Uebersicht der gesammten Leistungen des ganzen Volkes, nicht bloß der

höheren Stände, die nicht ausgeschlossen sind, Einsicht in das Volksleben in den verschiedenen Perioden gewinnt und die gewaltige Thatkraft des Volkes würdigen lernt, von welcher er in den gewöhnlichen Geschichtswerken nichts erfährt, außer einigen allgemeinen Umrissen.

Die vorliegenden drei Lieferungen schildern die Urzeiten der Deutschen, die Zertrümmerung des Römerreichs und die Gründung neuer germanischer Königreiche bis auf den Ostgothen Theodorich.

Das Specialbereich der deutschen Alterthümer findet seine Vertretung in dem Göbinger'schen Reallexikon.

Nach dem Vorbilde der ähnlichen Werke von Schövel über die französischen, von Anthony Rich über die römischen und von Lübke über die klassischen Alterthümer beabsichtigt der Herausgeber in Form eines Wörterbuchs ein Bild des deutschen Kulturlebens in den Perioden der Urgeschichte, des Ritterthums, des Städtelebens und der Renaissance zu geben. Die vorliegende erste Lieferung, die Buchstaben A und B umfassend, enthält eine Reihe interessanter Artikel (s. B. Aelz, Arnenyflöz, Artillerie, Badewesen, Beinkleider, religiöse Bilder), welche eine gewissenhafte und verständnißvolle Bearbeitung bekunden.

Aus dem deutschen Alterthum führt uns das folgende Werk des Wiener Professors der Stenographie R. Faulmann Tausende von Jahren weiter zurück in die Urhelmut und Urzeit des Menschengeschlechts, den Stammgarten von Eden, und in warmer geist- und lebensvoller Darstellung durch die Aiseneiche der Natur- und Kulturvölker bis zu den Handelskriegen, dem Arbeiterstand und der Zeitungspreß der Gegenwart. Es folgt eine reiche Sammlung von Schriftproben (Aegyptischer Papyrus, Sanskrit-Manuscript der Sakuntala, Titelblatt der Lutherbibel), von 14 Farbendrucktafeln nach ägyptischen, indischen, chinesischen, japanischen, griechischen, römischen, maurischen, italienischen, amerikanischen und merikanischen Originalbildern, endlich die Entwicklungsgeschichte der Jagd, des Fischfangs, des Ackerbaues, des Handels und der Industrie, sowie der damit verbundenen Erfindungen und geistigen Anschauungen; der Abschnitt umfaßt ferner die sociale Entwicklung vom Einzelleben bis zur Staatenbildung, die Entstehung der Volksgeschichten, aus denen die moderne Gesellschaft besteht und das Leben jener Völker, für welche es keine Geschichte giebt und deren Generationen leben und sterben, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen.

Der zweite Theil behandelt eine Anzahl von Heilschnitten und führt uns in künstlerisch ausgeführten Illustrationen die Kulturzustände der verschiedenen Völker und Perioden anschaulich vor Augen.

Der Text dieser Kulturgeschichte behandelt im ersten Theil die Entwicklung der Kultur im Allgemeinen und im zweiten die



Culturgegeschichte der einzelnen Völker in Amerika, Afrika, Asien und Europa.

Der erste Theil beginnt mit der Entstehung der Entwicklung der Cultur bei den Völkern, welche Spuren ihrer Arbeit hinterlassen haben, die somit in ihrer Entwicklung eine wirkliche Geschichte besitzen.

Die Verfolgung dieser Spuren führt den Historiker durch alle Theile der Erde; er sieht die Cultur aufblühen und absterben, wie die Generationen emporwachsen und niedergehen. So schildert er die Culturentwicklung in Amerika bei den Mexikanern und in Peru, in Afrika bei den Aegyptern, in Asien bei den Chinesen, Babyloniern, Persern, Indiern und Arabern, in Europa bei den Griechen und Römern, deren Erbtheil die germanischen Völker angetreten und so hoch entwickelt haben, daß ihre Cultur den Erdkreis beherrscht.

Ungeachtet dieser sachgemäßen Abschätzung und Würdigung der europäischen Cultur hat der Autor für zweckmäßig gehalten, die Darstellung derselben auf den vierten Theil seines Wertes zu beschränken. Der Grund dieser Reduction liegt nach der Verrede in der eigenthümlichen Auffassung, welche der Herr Professor der Ethnographie sich von Wesen und Aufgabe der Geschichtsschreibung gebildet hat. Es ist ihm nemlich unerfindlich, wie sich Jemand seines Ich's entäußern und sogenannte objective Geschichtswerke abfassen könnte; er gesteht daher offen, daß die Tendenz der vorliegenden Schrift nur auf die Niederlegung seiner subjectiven Meinung gerichtet ist.

Von diesem Standpunkte aus hält der Autor zunächst die Darlegung der praehistorischen Forschungen für überflüssig, da die letzteren wenig Anderes zu Tage gefördert, als aus der Geschichte des Alterthums bekannt und bei den Naturvölkern noch vorhanden ist. Er will die praehistorischen Resultate vielmehr nur zur besseren Würdigung der Sitten und Gebräuche der Naturvölker verwenden wissen und damit zugleich den praehistorischen Schädeln, Waffen und Geräthen den lebenden Dem einflößen.

Eine zweite Bereicherung der Culturgegeschichte findet der Autor in den Sagen, Bildern und Emblemen der Vorzeit, aus deren phantastischer Hülle er den concreten Kern historischer Wahrheit auf dem Wege der Vergleichung zu enträtseln bemüht ist. Die Ergebnisse dieser beiden Forschungsweisen haben ihn zu der Ansicht geführt, daß die Bedeutung des Judentums und Griechentums für die Entwicklung der menschlichen Cultur Jahrhunderte hindurch überschätzt wurden, weil die Ueberlieferungen anderer Culturvölker uns unbekannt waren.— Deswegen ist auf diese letzteren das Hauptgewicht gelegt und die Geschichte Aegyptens, Indiens, Babylons, Assyriens, Periens, Arabiens und Phoeniciens in den Vordergrund gerückt.

Hätte der Verfasser die beiden von ihm aufgestellten „Bereicherungen der Culturgegeschichte“

einer quellenmäßigen, streng wissenschaftlichen Special-Untersuchung unterzogen, so würde eine derartige genethisch-kritische Monographie als eine werthvolle Verarbeitung zur Culturgegeschichte zu betrachten sein. In einer „für alle Stände“ componirten populären Zusammenfassung sind aber derartige Vorarbeiten diskutabler Thematata nun so weniger am geeigneten Platz, als in denselben nur die wissenschaftlichen Resultate nicht aber „subjective Ansichten“ aufzunehmen sind. In der ausschließlichen Betonung und Berechtigung dieser letzteren liegt übrigens der prinzipielle Irrthum und Irrweg des Autors, welcher ihn nothwendig zu einer unrichtigen Methode und zu unrichtigen Ergebnissen geführt hat.

Mit anerkennenswerther Offenheit bekent er selbst seine Reproduction und Anlehnung an Friedrich Müllers bekannte Ethnographie sowie an die besten Quellschriften. Das „erste Studium“ derselben hat gewiß stattgefunden, indessen ein solches allein genügt nicht zur Lösung schwieriger Probleme. Der Herr Professor der Ethnographie spricht sich selbst die Befähigung ab, die idealen Gaben und Güter des Menschen zu würdigen. Ueber die Aufgabe, die Methodik und den Inhalt der Culturgegeschichte können wir den Autor nur auf die klassische Monographie des Dr. Friedrich Sehl (Halle bei Pfeifer) verweisen.

In derselben wird Fr. Hellwalds „Culturgegeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung“ einer seinen eingehenden Kritik unterzogen, einer Kritik, deren Resümé wir dem Autor empfehlen. Dort werden auch die philosophischen Schriften charakterisirt, welche von Herder an sich bestrebt haben auf dem Wege der Geschichtsphilosophie der Culturgegeschichte die idealen Grundlagen zu geben.

An diese Reihenfolge schließt sich der kürzlich erschienene Vortrag des Professors Vorgmann über das Ziel der Geschichte, das Problem weiterführend und vertiefend an. Bei der diesjährigen Geburtstagsfeier des Kaisers Wilhelm, ausgehend von der welthistorischen Persönlichkeit des Fürsten, der den mehrhundertjährigen Schicksalsstraum Deutschlands verwickelte und die deutschen Stämme in gewaltigen Schlachten zu einer mächtigen Nation vereinigte, wirft er die Frage nach dem Ziele und der Bestimmung des geschichtlichen Werdens, die Grundfrage der Geschichte auf.

Vorgmann gehört mit Bratuschek bekanntlich zu den hervorstechendsten Nachfolgern A. Trendelenburgs, des sogenannten „historischen Philosophen“, welcher nicht in der mathematischen und physikalischen, sondern in der organisch-ethischen Weltanschauung den Schlüssel zur Lösung des Welt- und Menschenräthsels gefunden. Demgemäß werden denn auch nicht von den Thatfachen und Axiomen des reinen Verstandes, sondern von dem sittlichen Bewußtsein aus die Probleme der Geschichte betrachtet. In diesem, dem menschlichen Geschlecht eingeborenen, ursprünglichen

Bewußtsein wurzelt der Glaube an eine moralische Weltordnung und an die unter ihrem Schutze stehende sittliche Lebensaufgabe unseres Geschlechts. Von diesem Standpunkte aus ist der Prozeß der Geschichte nicht als ein ethischer, sondern als ein ethischer zu denken; die sittliche Aufgabe der Menschheit zu erfüllen, dahin geht der Zweck und das Ziel der Geschichte. Diese Aufgabe liegt nicht außerhalb der sittlichen Aufgaben der Individuen, sondern die Aufgabe der letzteren und der Gattung fallen zusammen, denn die Gattung als ein ideales Ganze ist sein Wesen höherer Ordnung als das Individuum. Dieser Anspruch manifestiert den Gegensatz, in welchen Vorgang zu dem nicht ohne Einfluß Herders entstandenen Pantheismus Schellings und Hegels getreten ist.

Für Hegel ist die Geschichte der Menschheit nur die letzte Epoche in dem Prozeß der Theogenie. Indem der Weltgeist in dem vollendeten Bewußtsein in der Menschheit sein höchstes Ziel erreicht, werden die einzelnen Menschenglieder diesem höchsten Mensch-Gotte geopfert und Preis gegeben. Die Individuen sind nur seine Werkzeuge und Geschäftsführer; er läßt sie durch eine List mit allem Muth der Leidenschaft ihre selbsttätigen Zwecke verfolgen und erhält sich dabei nicht nur unbeschädigt, sondern bringt sich selbst hervor.

Eine strengwissenschaftliche Widerlegung dieser pantheistischen Auffassung und zugleich eine methodische Lösung des Problems der Bestimmung des Menschen mit dem daraus folgenden Zweck der Geschichte konnte der Vortrag des Festredners nicht geben. Dem Charakter der Feier entsprechend hat er vielmehr — und mit vollem Recht — auf die welthistorische Persönlichkeit des Kaisers Wilhelm hingewiesen.

Seine Thaten — so schließt der Vortrag — sind nicht der Wuth der Leidenschaft entsprungen, sondern dem sittlichen Willen. Nicht die List des Weltgeistes hat ihn getrieben, sondern das lebendige Bewußtsein der Pflicht und die Liebe zu seinem Volk und Welt hat ihn seine Unternehmungen gelingen lassen. Er ist eben durch das, was ihn zur welthistorischen Persönlichkeit gemacht hat, ein leuchtendes Vorbild wie für die Hochgestellten so die Verringerten seiner Unterthanen. Wir bewundern nicht nur die Thaten des Herrschers, sondern wir verehren und lieben in dem Herrscher auch den Menschen."

**Geschichte der englischen Literatur.** Von G. Taine. Dritter Band: Die Neuzeit. Autorisirte deutsche Ausgabe. Bearbeitet von Dr. phil. Gustav Gerth. Leipzig. Ernst Julius Günther Nachf.

Der Verfasser schließt in diesem Bande seine Geschichte der englischen Literatur mit Lord Byron ab und läßt darauf eine Reihe von Essays folgen, in denen er die beiden Romanschreiber Dickens und Thackeray, die Historiker Macaulay und Carlyle, den

Philosophen Stuart Mill und den Dichter Tennyson behandelt. Er ist seinem Gegenstande gegenüber in erster Reihe Naturforscher. Wenn Deutschland in die Literaturgeschichte die Methode eingeführt hat, die Literatur im Zusammenhange mit der Culturgeschichte und als deren geistige Blüthe aufzufassen, so geht G. Taine noch einen Schritt weiter und weist nach, daß die Literatur der Engländer aus der geographischen Lage, den klimatischen Verhältnissen und der politischen Geschichte Großbritanniens ihren eigenartigen Charakter habe gewinnen müssen. An dem Punkte, wo er seine systematische Geschichte der Literatur abbricht (dem Tode Lord Byron's) hat dieser Charakter bereits ein so deutliches Gepräge gewonnen, daß man voraussetzt, daß die literarischen Erzeugnisse der neuesten Zeit gewissermaßen nur die Probe für die Richtigkeit des Reducementpells liefern werden. Als oberstes Gesetz der Dichtkunst erscheint nicht die Schönheit, sondern die praktische Moral und, von einem religiösen Gefühl durchwärmt, beherrscht sie die ganze Gesellschaft mit einer despotischen Kraft, die sonst nur dem Dogma inne zu wohnen pflegt. Wer dagegen aufkäumt, verfällt der Achtung, wie Lord Byron, oder bleibt doch im Gegenstand fortwährenden Mißtrauens, wie es dem Philosophen Stuart Mill geschehen ist. Unter dieser Herrschaft erhält die ganze schöne Literatur Englands einen conventionellen Stempel; die Romanschreiber hören auf, den Menschen psychologisch zu analysiren, sondern schildern ihn nur noch nach seinen moralischen Eigenschaften. Die Darstellung der Liebesleidenschaft, die in dem Bewußtsein ihres Naturrechts wenig um das stabilste Gesetz sich kümmert, verschwindet und an ihre Stelle tritt die Schilderung und Verherrlichung der Ehe und des Familienlebens. Der Dichter, welcher sich zum Ausdruck des Quietismus der englischen Gesellschaft macht, wird auf den Schild erhoben, wie Tennyson, oder gelangt wie er dahin, in der Ferne und in der Romantik der Vergangenheit eine abstrakte Poesie zu suchen. In der Geschichte und den Wissenschaften führen die Thatfachen das Scepter und die Speculation ist von ihnen ebenso ausgeschlossen, wie die Metaphysik von der Philosophie. Wenn man die schroffen Gegensätze in dem romanischen und germanischen Nationalcharakter erwägt, so müssen die Vorurtheilslosigkeit, die Schärfe und Tiefe, mit denen Taine in die englischen Geister eingedrungen ist, die höchste Bewunderung erregen. Hand in Hand damit geht seine klare und lebendige Darstellungsweise. In dieser letzteren läßt er den Leser stets den Prozeß durchmachen, durch den er selbst zur Erkenntniß gelangt ist. Er geht von den Thatfachen der äußeren Erscheinung aus und bringt dann allmählig durch die Schale zum inneren Kern vor. Ueber eine Schranke seiner Nationalität ist indessen auch dieser vorzügliche Kritiker nicht hinweggekommen. Es ist die Unfähigkeit das Wesen

des Humors, einer Eigenschaft, die den Franzosen abgeht, zu erfahren und dieser Mangel hindert ihn, in seiner Würdigung von Dickens, Thackeray und Carlyle völlig gerecht zu sein. Er ist es denn auch, der ihn mit einem Seitenblick auf Deutschland Jean Paul einen Possenreißer nennen läßt. In solchen Seitenblicken fehlt es in dem Buche nicht und muß man Taine's Streben nach Objektivität anerkennen, ebgleich man nicht immer geneigt sein wird, seine Urtheile über unseren Nationalcharakter, unsere Literatur und Philosophie zu unterzeichnen. Auch dürfte es wol fraglich sein, ob Frankreich, wie er bei der Besprechung von Carlyle und Stuart Mill äußert, berufen sei, unsere Philosophie neu zu beleben und zu einen allseitig befriedigenden Abschluß zu bringen. Er ist ohne Frage im Rechte, wenn er bei der Analyse von Mills eminentem Werke „Die Logik“ nachweist, daß des Autors Schwäche die Unfähigkeit sei, sich von den Thatfachen zur Abstraktion zu erheben, wie es die deutsche Metaphysik gethan habe. Ob er es aber auch in dem Vorwurfe ist, daß die deutsche Metaphysik dagegen alle Thatfachen gewaltsam unterdrücke, welche mit ihrer Abstraktion nicht übereinstimmen, und den Zufall, dessen Wichtigkeit Mill in der Erkenntniß der letzten Ursachen nachgewiesen hat, ganz außerhalb ihrer Berechnungen liegen lasse? Jedenfalls vermögen wir nicht mit dem Verfasser in Ernst Kenan den Mann zu erkennen, der berufen sein soll, die deutsche Philosophie, die gleich einem Lavastrome ins Streden gerathen und erkaltet sei, zu neuen, vollendeteren Formen auszuschnitten. Wenn es dagegen gelingen sollte, der englischen Literatur eine neue Seele einzubauen, so würde dem Werk von Taine ein großes Verdienst darum zuschreiben sein. Dieser neue Aufschwung kann nach unserer Ueberzeugung nicht ausbleiben; denn wie stark auch das geistige Joch sein möge, das in England auf Dichtern und Denkern lastet, Byron hat sich nicht vergebens empor und es wird Stuart Mill nicht an Nachfolgern fehlen. Uebrigens hat die englische Kritik selbst bereits erkannt, woran die schöne Literatur in einer Weise krankeht, daß Taine in seinem Essay über Tennysen ausruft, er zöge dem ebenmäßig miteln, zwischen reizenden Ufern dahingleitenden Stromen der Poesie des englischen Poeta laureatus den lauten leidenschaftlichen, schmerzlichen und wieder jöttischen Aufschrei der Muse Alfred's de Musset weit vor. Musset ist eben darum der größere Dichter von beiden, weil er sein Menschenherz offenbart. Bei Tennysen macht sich das gequälte Herz nur ein einziges Mal durch einen wilden Aufschrei Luft. Die Wirkung muß shocking gewesen sein, denn er wiederholte ihn nimmer. — Die sorgfältige und gewandte deutsche Bearbeitung des englischen Werkes verdient volle Anerkennung. H. E.

**Reise des kaiserlichen Kanzlers Konrad, erwählter Bischof von Hildesheim,**

**in Italien im Jahre 1196,** von ihm selbst erzählt. In das Deutsche übersetzt und mit geschichtlicher Einleitung und Erklärungen begleitet von Freiherr **Leopold von Borch.** Nebst 1 lithographischen Stamm-, Siegel- und Münztafel: Die Kaiserverwandtschaften des Hauses Duerfurt. Dresden, 1880. R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhandlung.

**Als Eskimo unter den Eskimos.** Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwedischen Franklin-Ausforschungs-Expedition in den Jahren 1878—80. Von **Heinrich W. Knutsen,** Zeichner und Geometer der Expedition. Mit 3 Karten, 12 Vollenbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen nach den Skizzen des Verfassers Wien, Pest, Leipzig 1881. A. Hartleben's Verlag. Alle Rechte vorbehalten. Preis 6 Mark.

Ein deutscher Italiensfahrer aus dem Jahre 1196 und ein deutsch-böhmischer Nordpol-Reisender, sind aus Dresden und Wien bei uns zugleich eingetroffen. Wenn auch durch beinahe sieben Jahrhunderte getrennt, so haben doch beide Reisende ein für Deutschland zu ihrer Zeit neues und zum Theil unbekanntes Land besucht und sind daher beide beinahe Entdecker.

Der Kanzler-Bischof Kaiser Heinrich VI., des Sohnes Friedrich I., wurde im Jahre 1196 als Reichs-Legat nach Italien gesandt, um in dem mit der Schärfe des Schwertes seines immer glücklichen Herrn 1194 erworbenen Neapel und Sicilien alle Rechte des Reiches zu verwalten.

In Erinnerung an die glücklichen Jugentage seiner klassischen Studienzeit in Hildesheim, erkennt der Kanzler in Italien mit leiblichem Auge Alles das in Wirklichkeit, was er einst auf Schulen, wie in einem Räthsel und Spiegel nur von weitem und dunkel gehört und gesehen hat. So drängt es ihn, seinem theuren Probst der Hildesheimer Kirche einen Italienischen Reisebrief zu schreiben, damit Ihr dasjenige sehet, welches zu beschreiben die Dichter so viele Zeit gebrauchten.

Mit jugendlicher Frische berichtet der in harten Kämpfen gereifte Vertheidiger der deutschen Herrschaft in Italien über die Eindrücke, welche die von Homer, Virgil und Doid besungenen Orte auf ihn herangezogen. Diese sind es fast ausschließlich, welche seine Seele begeistern und seiner Schilderung Kraft und Fülle verleihen. Gleichsam, als ob er durch den Schleier der Poesie alles Geheimnißvolle in lebendigen Gestalten vor sich sähe, so spricht der Bischofliche Verehrer der klassischen Dichter von den Wundern, welche die Sage und Tradition an die einzelnen Orte geknüpft haben. Vor allen ist das Neapel Virgil's die Stadt seiner Träume und mit tiefem Schmerz beklagt er, daß des Schicksals Göttingen ihm beschieden

haben, auf Befehl des Kaisers die großen Bauten und Werke eines solchen Denkers zu zerstören.

Wenn auch der ebenso geistvolle als gelehrte Verfasser der Sitten des alten Italiens, Prof. Friedländer in Königsberg, in einem Essay die deutschen Italiensfahrten der letzten drei Jahrhunderte charakterisirt hat, so fehlt es doch bis jetzt an einer bibliographischen Zusammenstellung der deutschen Reisenden Künstler und Gelehrten, welche seit den Cimbern und Teutonen bis auf unsere Tage nach Italien gewandert, gepilgert, so wie mit Ross und Reithorn oder mit Feder, Pinsel und Meißel gefahren sind. Sollte eine solche Geschichte der deutsch-italienischen Reisen einmal zu Stande kommen, so würde in derselben der Ransler Konrad als einer der ersten Berichterstatter eine ebenso charakteristische als interessante culturhistorische Stellung einnehmen. — Aus dem Zaubergarten Italiens wandern und schiffen wir mit den eilenden Wolken, den Geslern der Küste nordwärts in die arktische Region der Hudsonsbei, und landen auf dem Festlande in der Nähe der Depotinsel. Der Morgen des 27. October ist mit einer Kälte von 23° R. angebrochen und wir finden die Mitglieder der Schwadiska'schen Franklin-Expedition gerade beschäftigt, neben ihrer Alt-Sommer-Residenz auf Camp Daly sich für den heranbrechenden Winter ein Eishaus zu bauen.

Aus dem nahen Reich werden sieben Fuß hohe Eis tafeln geschnitten und in Form eines Arcites an einander gestellt; in Wasser getauchter Schnee dient als Mörtel. Aus ein paar Stangen bildet man eine Art von Dachstuhl, spannt darüber ein Segeltuch, baut eine zwei Fuß breite Oeffnung als Thür aus und — das Eishaus ist fertig.

Am Abend nach gethaner Arbeit setzen sich die 6 Mitglieder dieser Expedition mit ihrem Eskimo-quojo auf Eselsäcken von Remittierstellen um zwei Lampen aus Talstein zusammen. Auf dem mitgebrachten Petroleumofen wurde das Abendmahl aus Gornbeck's (Chicago: Firma Wilson) und Oleanmagrin (Erfaz für Butter) bereitet, dann Bier getrunken, dazu Unterhaltung über die vergangenen und künftigen Abenteuer, Strapazen und Entdeckungen im Lande der Eskimos. Was sie dort gesprochen, erlebt und erlitten — der Zeichner und Geometer Kluftschick hat es mit photographischer Feine zur Warnung aller Grünlandfahrer aufgeschrieben und beihardt'schen in Wien veröffentlicht. Die „Schwadiska'sche Partie“ war darnach unter dem Schutze der Amerikanischen geographischen Gesellschaft ausgesendet, um durch eigene Erfahrung die Frage zu beantworten, ob und inwieweit es den Weichen möglich ist, die klimatischen Verhältnisse der Polargegend mit eigenen Mitteln zu bekämpfen.

Dieser Bestimmung der Expedition gemäß schildert der Autor in Wort, Karte und Bild

das Leben der Reisenden in der Zeitperiode ihrer Acclimatisirung, begleitet sie auf Hunderten von Meilen durch beinahe unbewohnte, unbekante Gegenden, weilt während der Sommermonate unter den noch immer sibirischen Ueberresten der Leute Franklin's und kehrt mitten im Herzen eines strengen Winters nach dem Ausgangspunkte in Hudson's Bai zurück. Als Eskimo unter den Eskimos versucht er sein und deren Leben und giebt dem Leser eine umfassende Skizze desselben in der Familie und in ihrem geselligen Zusammenleben als Volkstamm. Die Karten und Zeichnungen (darunter eine in Farben ausgeführte Vogelperspektive des Schanplatzes der Franklin'schen Katastrophe) sind ebenso anschaulicher wie origineller Natur.

Wer im vergangenen Jahre so glücklich gewesen ist, die im Zoologischen Garten zu Berlin aufgestellte Eskimofamilie in ihrem Naturzustande kennen zu lernen, wird an der Möglichkeit ihrer Verwendung zur Förderung der Geographie und Naturwissenschaften bescheidene Zweifel hegen.

Mag dieser Glaube, welchen der Autor an die Bildungsfähigkeit der Kinder des Nordens hegt, auch auf Selbsttäuschung beruhen, so bilden doch seine Schilderungen eine Bereicherung der ethnographischen Litteratur, und dieses Bewußtsein wird ihn für die ausgestandenen Mühen und Beschwerden entschädigen.

**Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts** in Mehrbänden herausgegeben von **P. Scuffardt** (in Würzburg). Nr. 2. Vestaire am Abend seiner Apotheose von G. L. Wagner (1778) Heilbronn Gebr. Henninger 1881.

**Sammlung französischer Menducde**, herausgegeben von **K. Vollmöller**. Nr. 1. De Villiers, Le festin de Pierre ou le fils Chiminet (1658). Neue Ausgabe von W. Krich (Dienburg). Heilbronn Gebr. Henninger.

Das Litteraturblatt für germanische und normannische Philologie, welches unter Mitwirkung des bekannten Prof. Dr. K. Bartsch in der oben erwähnten Verlagsbandlung erscheint, hat in dem Kreise seiner Mitarbeiter wohl die Veranlassung zur Edition der in Rede stehenden beiden Sammelwerke gegeben. Bestimmt, Lücken auszufüllen, welche für die Nachkenntniß der französischen Litteratur des 16. bis 18. Jahrhunderts und der Deutschen von Gottsched bis zu den Romantikern sich herausgestellt, haben sie für das größere Publikum um so weniger ein allgemeines Interesse, als für die Herausgabe der einzelnen Schriftstücke nicht ihr litterarischer Werth entscheidend ist.

Wagner verspottet Vestaire in jeder und derber Satire, namentlich als „Mörder Chafeyreos“ und Le Villiers „verbrecherischer Sohn“ bildet ein „schwaches und langweiliges“

Glied der langen Kette der Don Juan-Dichtungen, welches aus dem italienischen verlorenen Original des Gilberto überfetzt, nur einen literar-historischen und sprachlichen Werth besitzt.

**Zar Alexander II.** als Mensch und Herrscher. — Nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen von Wajili Karlowitsch. Mit einem Stahlstich-Portrait. Dresden. **H. von Grunbfow**, Hof-Verlagsbuchhandlung. 1881.

Der durch seine mittelasiatischen Forschungsreisen bekannte Biograph hat seit dem December 1843 dem Zaren Alexander II. näher gestanden und denselben sowohl im Privat- wie im öffentlichen Leben kennen gelernt. — Es war um jene Zeit im Schlosse Sans-souci, wo er dem damaligen Großfürsten unter den Augen Friedrich Wilhelm's IV. bekannt wurde. Die Schilderung dieser Scene sowie die Charakteristik des Erziehers des Großfürsten des Dichters Wajili Schufowski bilden den Eingang zu dem mit Lebendigkeit gezeichneten Charakterbilde des verewigten Zaren.

Die pietätvolle Verehrung, welche überall das Gepräge wahrer Ueberzeugung trägt, wird dazu beitragen, die Kenntniß des unglücklichen Fürsten, wie er wirklich war, zu befördern.

**Die Arbeiterfrage mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Gewerksvereine** (Dirsch, Dunder). Von Dr. **Karl Walder**, Dozent der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. Eisenach, 1881. Verlag von S. Bacmeister, Hofbuchhändler.

Die nationalökonomische Literatur leidet an einer gewissen Uebersproduktion an Darstellungen über das Wesen der Socialdemokratie und über die Bestrebungen ihrer Bekenner, während die nicht socialistischen Arbeiterfreie von den volkswirtschaftlichen Schriftstellern arg vernachlässigt worden sind. Diese Lücke, deren Vorhandensein jedem Kundigen zweifellos ist, hat das oben namhaft gemachte Buch veranlaßt. Kommt dasselbe somit einem Bedürfnis nach, so empfiehlt es sich des weiteren noch, durch die gründliche Durchdringung des Gegenstandes, insoweit die „Gewerksvereine“ in Betracht kommen. Der Verfasser, dessen Buch über Zollfuß und Freihandel wir im Octoberheft 1880 mit Anerkennung besprechen durften, zeichnet sich durch Wärme der Auffassung und gute Darstellungsweise aus. Beide Eigenschaften kommen auch der Besprechung der „Arbeiterfrage“ zu gut; allerdings ist die Berücksichtigung der deutschen Gewerksvereine darin eine so überwiegende, daß die Arbeiterfrage in ihrer Totalität zu kurz kommt und daher der Titel des Buches vielleicht anders hätte lauten können. Eine Monographie der Gewerksvereine aus der Feder eines unparteiischen Beurtheilers ist aber um so willkommener als bisher wesentlich nur Publicationen von

Gewerkvereinsmitgliedern vorliegen, welche, wie namentlich die Schriften des Gewerksvereins-Anwalts, des Dr. M. Dirsch, nicht objectiv genug gehalten sind. So viel über das neueste Buch des Herrn Dr. Karl Walder! Wir wollen bei dieser Gelegenheit für diejenigen Leser, die sich dafür interessieren, noch bemerken, daß der Verfasser in einem Anhang, der einen Abdruck unserer Kritik aus dem erwähnten Octoberheft enthält, die Bemerkung macht, daß die von uns dort als „utopisch“ bezeichnete Idee, dem Gründerumwesen durch sociale Ehrengerichte beizukommen, nicht von ihm erfunden, sondern im Anschluß an Holzendorff und Bluntzschl vertreten worden sei.

**Historisch-Politisches Jahrbuch.** Herausgegeben von Dr. **A. Phillips**. 1. Jahrgang. 1. Hälfte. Berlin 1880. H. v. Deder's Verlag, Marquardt u. Schend.

Das genannte „Jahrbuch“ ist bei seinem Erscheinen in der Tagespresse, welcher der Verfasser selbst angehört, mit freudlichstem Entgegenkommen begrüßt worden. Diese Aufnahme galt wol ebenso dem Inhalte des vorliegenden Halbbandes wie auch den Berechtigungen bezüglich des Zweckes, den der Verfasser des Buches verfolgt. Dieser Zweck ist, das „mächtige“ Material der Tagesgeschichte „zu sichten und zu ordnen“. Der Politiker, sei er Parlamentarier oder Journalist, kann in unserer raschlebigen Zeit ein diesem Zwecke dienendes Jahrbuch trefflich brauchen und der vorliegende erste Jahrgang läßt den Verfasser mit all' der Objectivität und Gewissenhaftigkeit ausgestattet erscheinen, welche den Herausgeber eines solchen Werkes erfüllen muß. Der erste Halbband beschränkt sich auf Reichstagswahlstatistiken und parlamentarische Personalien. Das gut gesichtete Material ist kritisch voll zusammengefaßt und zwei kartographische Darstellungen der Fraktionsverhältnisse Deutschlands ergänzen die Statistiken in sehr instructiver Weise. Wenn uns ein Bedenken beschleicht, so bezieht sich dasselbe nur auf die Defonomie, bezw. auf den Mangel an häuslicher Sinn, welchen der Umfang des ersten Halbbandes zu verrathen scheint. Wir fürchten, daß der Verfasser mit der Verwirklichung seiner Absichten, ein umfassendes historisch-politisches Jahrbuch herauszugeben, im Rückstande bleiben muß, wenn er sich nicht größere Beschränkung auferlegt.

**Bier und Branntwein** und ihre Bedeutung für die Volksgesundheit. Von Dr. **S. Rosenthal**. Berlin 1881. **Robert Oppenheim**.

Der gelehrte Autor hat die Resultate seiner physikalischen und sanitären Forschungen in 12 Abtheilungen zusammengestellt, die jedoch ein wesentlich neues Moment in der vielfach ventilirten Tagesfrage: ob Bier ob Branntwein, nicht enthalten und für die praktische Anwendung kaum einen Erfolg haben werden.

**Auf schwäbischem Boden.** Vier Erzählungen von **Paul Lang.** Stuttgart, Verlag von Adolf Bong u. Comp., 1881.

Seitdem Freitag in seinen „*Abnen*“ versucht hat, den Entwicklungsgang des deutschen Volkes in einer Reihe culturhistorischer Roman- und Novellen-Bilder zu individualisiren, haben auch andere Novellisten sich der Geschichte ihrer Heimat zugewandt und die verschiedenen Perioden derselben in culturhistorischen Erzählungen dargestellt. Gegenüber den ägyptologischen Experimenten ist diese Einfuhr in das nationale Leben unserer einzelnen Landschaften um so erfreulicher, als auf diesem Wege die gegenseitige Kenntniß und Theilnahme der verschiedenen Stämme und Volksglieder verbreitet und das Gesamt- und Gemeingefühl aus den Quellen des Heimatbodens genährt und gestärkt wird. So bringen diese culturhistorischen Erzählungen durch die Aneinanderreihung der aufeinander folgenden Geschichtsperioden ein neues Moment in die Romanlitteratur, dessen fernere Ausbildung nur erwünscht sein kann. „In glückliches Land, dieses Württemberg,“ läßt der Autor dieser vier schwäbischen Novellen den Driften sagen, der in die gute Stadt Leonberg einreitet. Ja wohl, ein glückliches Land und die Heimatstätte unserer großen Kaiser-, Philosophen- und Dichter-Geschlechter. So wird denn auch die Geschichte Heimos aus der Zeit der Römerherrschaft 282 u. Chr. — Regiswindis aus der Karolingerzeit 837 u. Chr. — die Bildreihe zur Erinnerung an Schelling's Geburtstag 1775 und den Vikar von Enzweilingen 1798 einen theilnehmenden Leser freiz finden. Die historischen Studien des Verfassers treten nirgend mit aufdringlicher Gelehrsamkeit hervor; er hat vielmehr seine Aufgabe, richtig und anmuthig zu erzählen, erfüllt und damit das gestellte Ziel erreicht. Z.

**Gedichte von Heinrich Leuthold.** Zweite verwehte Auflage. Frauenfeld, Verlag von J. Huber.

Erst die Nachwelt hat Leuthold den Kranz der Anerkennung gereicht, dessen er so würdig ist. Dem Lebenden blieb er verlag und darum konnte der Dichter wol mit schmerz-

sichem Recht seine Lieder weite, windverwehte Blätter eines Baumes nennen, „welcher nie in Blüthe stand“. Der Verstorbenen war ein Schüler Platens und in Bezug auf die Formvollendung seiner Gedichte tragen wir kein Bedenken ihn neben den Meister zu stellen. Diese schönen Kunstformen sind mit einem entsprechenden Gedankeninhalt erfüllt, doch eben darin, daß das Gedankliche die Empfindung überwiegt, mag die Ursache zu finden sein, daß Leuthold nicht die große Menge zu erobren und mit sich fortzureißen vermochte. Die zweite Auflage, welche nun erschienen ist, liefert den Beweis, daß die Gemeinde, die ihn versteht und würdigt, im Wachsen begriffen ist. Diese zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten dadurch, daß Leuthold's Uebertragungen aus dem Griechischen, Arabischen, Altdeutschen, Englischen, Ungarischen, Italienischen, die bisher zerstreut erschienen waren, und namentlich sein großes episches Gedicht „*Penthesilea*“ darin aufgenommen worden sind. Das Epos schildert den Kampf der Amazonen gegen die Griechen vor Troja und den Tod ihrer Königin durch Achilles. Man könnte das Gedicht zutreffend mit den pergamenischen Reliefs des Gigantenkampfes vergleichen, die in dem Berliner Museum aufgestellt sind. Wie hier der Streit der Götter mit den Titanen in einer Reihe energisch ausgeprägter, leidenschaftlich bewegter Einzelkämpfe, deren Gruppen jedoch ein verbundenes Ganzes bilden, dargestellt ist, so führt der Dichter in der „*Penthesilea*“ die Amazonen in vielen einzelnen Kämpfen mit den berühmten griechischen Helden vor, ohne den Leser zu ermüden, bis schließlich Achilles mit der Königin zusammenstößt und, indem er sie zornig tödtet, aus ihren brechenden Augen den Liebesblick empfängt, daß er abseits gehen muß, um über seinen Sieg zu klagen, während Penthesilea durch die Heldenstärke und Liebe zugleich überwunden, stirbt. Es geht durch das Gedicht ein Hauch jenes altgriechischen Geistes, den wir in jenen Reliefs erkennen. Leuthold hat sich zu diesem Gedicht einen eigenen Vers und eine originelle Strophe erfunden. Man glaubt die Kämpfer gegen einander anstrengend, Lanzen und Schilde krachen zu hören. R. S.

**Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält:**

Gräfin Egloffstein, geb. Gräfin von Bassewitz. *Abn.* Novelle. Magdeburg. Heinrichshofen.

Albrecht Krause. *Populäre Darstellung von Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft.* 2. Abth. Moritz Schauenburg.

Dr. Karl Uphues. *Das Wesen des Denkens.* Nach Platon. Landsberg a. d. W. Hermann Schönrock.

Karl F. Peters. Die Entwicklung geologischer Anschauungen im Volke. Graz. Leuschner u. Lubensky.

H. Fichte. *Widerstrebende Elemente.* Poesische Erzählung. Dresden. Warnay und Lehmann.

Heinrich Eduard Brodhaus. *Friedrich Arnold Brodhaus.* Sein Leben und Wirken. Dritter Theil. Leipzig. F. A. Brodhaus.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. G. Janke in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Quelle nützlicher Beschäftigungen für die Jugend.

Anleitung zur Anlegung von Sammlungen etc.

Herausgegeben von

**Carl Lindau.**

Band I.

Inhalt: Schmetterlingssammlung und Schmetterlingskunde.

Von **H. Ramaun** und **A. Zinck.**

Preis 1 Mark.

Band II.

Inhalt: Die Käfer, ihr Fang und ihre Aufbewahrung. — Das Aquarium, — Das Herbarium. — Die Mineraliensammlung. — Die Siegelsammlung. — Der Aquarellmaler. — Der Papparbeiter.

Pr. carton. 1 Mark 20 Pfg.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Kriegführung zur See in ihren wichtigsten Epochen.

Von

**L. von Henk,**

Vice-Admiral z. D.

Ein Band 12. 8°. Preis 6 M.

Im **G. Schwetschke'schen Verlag, Separat-Conto** in **Halle a. S.** und **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## Die liebe Dorel.

Lebensbild einer Landesmutter  
aus dem

Hause der Hohenzollern  
der Herzogin Dorothea Sybilla  
zu Giegnitz und Krieg.

Von

**Armin Stein**  
(b. Kietzmann).

13 Bogen in 16°. Gleg. cart. M 1,50.

## Die Chemie der Küche

oder

die Lehre von der Ernährung und den  
Nahrungsmitteln des Menschen und ihren  
chemischen Veränderungen durch die Küche  
von

**Dr. Otto Alke.**

Dritte verbesserte Auflage. 19 Bogen kl. 8°.  
Gleg. gebunden. Preis 2 M 50 J

## Einband-Decken zur „Deutschen Revue“.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

### Unsern verehrlichen Abonnenten


theilen wir hierdurch mit, dass wir zum Einbinden der „Deutschen Revue“ auf das Eleganteste ausgeführte

## Einband-Decken


in englischer brauner Leinwand mit reicher Goldpressung haben anfertigen lassen, welche zum Preise von **1 Mark** pro Quartal-Band durch jede Buchhandlung bezogen werden können.

Die Verlagsbuchhandlung von **Otto Janke** in **Berlin,**

11. Auhalt-Strasse.



Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.





Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

P 22



# Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechster Jahrgang.

Heft 9. September 1881.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.  
Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Berlin.

Verlag von Otto Jante.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

# Inhalts-Verzeichniß.

VI. Jahrgang. Heft 9. September 1881.

|                                                                                                                | Seite |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Frankreich in Tunis und Italien . . . . .                                                                      | 273   |
| Kaiser Nikolaus und die Juli-Revolution I. . . . .                                                             | 275   |
| <b>W. Haushofer:</b> Europäische Steuerschmerzen . . . . .                                                     | 287   |
| <b>Alfred Hartmann:</b> Autochthonen und Touristen . . . . .                                                   | 294   |
| <b>Kollmann:</b> Ein wissenschaftlicher Congreß auf afrikanischem Boden . . . . .                              | 346   |
| <b>Karl Voit:</b> Ueber die Bedeutung des Wechsels von Thätigkeit und Ruhe<br>im Leben des Menschen I. . . . . | 363   |
| <b>Marco Minghetti:</b> Die Lehrer Rafaels . . . . .                                                           | 371   |
| <b>Otto von Seizner:</b> Aus der Vergangenheit des deutschen Zeitschriften-<br>wesens. III. . . . .            | 392   |
| Literarisches . . . . .                                                                                        | 403   |

## Frankreich in Tunis und Italien.

Ein Brief des frühern italienischen Ministers Lanza an den Herausgeber der Deutschen Revue.

Casale Monferrato, den 12. August 1881.

Mein Herr!

Frankreich hat durch die Thatsache, daß es mit den Waffen in der Hand in Tunis eingedrungen ist und noch mehr durch das dem Bey dieser Regentschaft aufgenöthigte Protectorat seine Absicht kund gethan, früher oder später sich in Besitz des Landes setzen zu wollen und inzwischcn die Einmischung irgend einer anderen Macht nicht zu dulden.

Nachdem es mit schweren Opfern die Colonie Algier gegründet hat, begriff man wohl, daß es sein höchstes Interesse ist, zu verhindern, daß an seiner Seite der Einfluß einer andern Macht Fuß fasse, welche seine Entwicklung und Herrschaft an der mittelländischen Küste Afrikas würde aufhalten oder hindern können. Die italienische Regierung machte kürzlich einen dahin zielenden verunglückten Versuch. Ihr Streben bei dem Erwerbe der Eisenbahn von Goletta Frankreich zu überlisten, bot diesem Gelegenheit und Vorwand, seinen ehrgeizigen Plan zur Ausführung zu bringen.

Es nützt nichts, es zu verhehlen: die italienische Regierung erhielt einen Schlag und erlitt einen Nachtheil, weil sie die Unklugheit gehabt hatte, die Eifersucht Frankreichs herauszufordern, ohne zum Widerstande vorbereitet gewesen zu sein.

Frankreich herrscht jetzt unter dem schönen Titel des Protectorats thatsächlich in Tunis und es wird von demselben vollständigen Besitz nehmen können, sobald es nur will.

Nach solch wichtigem Erwerbe erstreckt es seine Herrschaft über mehr als 300 Kilometer längs der Küste des mittelländischen Meeres, in geringer Entfernung und gegenüber von Sicilien und Sardinien. In den Häfen von Biserta und Tunis wird es jederzeit Arsenalc und Werfte anlegen können, so daß es im Fall eines Krieges mit Italien bei weitem wirksamere Offensivmittel zur Hand haben wird.

Diese Gefahr zeigte sich sofort der glühenden Einbildungskraft der Italiener und erklärt zur Genüge die Unruhe, welche sie darüber empfanden und fort und fort empfinden. Diese Unruhe ist vielleicht größer bei dem gebildeteren Theile der Nation und der Jugend, welche aus Italiens alter Geschichte gelernt hat, was für hundertjährige und riesenhafte Kämpfe zuerst die Sicilianer, dann die Römer auszufechten hatten, um die Einfälle aus Afrika abzuschlagen.

Die politische Lage indeß wurde durch diese Ereignisse unzweifelhaft verändert.

Die französische Occupation von Tunis kann Italien nicht gefallen; aber es ist nicht im Stande sie zu verhindern, und da die andern Mächte nicht der Meinung sind, daß es sich der Mühe verlohne, ihr entgegen zu treten, wird auch Italien zuletzt sich darin finden und aus der Noth eine Tugend machen. Sobald indessen die erste Hitze sich gelegt hat, wird der vernünftige Sinn der Italiener seinen Einfluß wieder gewinnen und schließlich ruhig diese neue Lage der Dinge ertragen.

Man sagte und man schrieb, daß Fürst Bismarck Frankreich die Idee, sich Tunis zu bemächtigen, beigebracht habe in der schlaun Absicht, die Gedanken der Franzosen von Elsaß und Lothringen abzulenken und noch mehr, um den Funken der Zwietracht zwischen Frankreich und Italien zu werfen. Wir glauben dies nicht, gerade wegen der hohen Vorstellung, welche wir von dem Scharfsinn und der politischen Umsicht des großen Kanzlers haben.

Seinem umfassenden Geiste kann die Möglichkeit eines gerade entgegengesetzten Resultates nicht entgangen sein.

Wenn Frankreich im Besitze der Herrschaft über Tunis noch mehr auf Italien lastet und es bedroht, wie es außer jedem Zweifel der Fall ist, so wird dieses fortan ein größeres Interesse haben, sich nicht mit jenem zu verfeinden und im Falle eines europäischen Brandes einem Bündniß mit ihm zuneigen, wenn es neutral nicht wird bleiben können.

Italien hat mehr als irgend eine andere Nation den Frieden nöthig.

Eine noch junge und dabei arme Nation, muß es seine ganze Arbeitskraft auf seine geistige und wirtschaftliche Ausbildung concentriren, um seine Produktion und seine Macht zu steigern. Es muß die zu seiner rechtmäßigen Vertheidigung nothwendigen Werke ausführen und deshalb seine Rüstung vollenden, dabei besonders die Entwicklung der Marine betreibend.

Die Geographie drängt Italien zu der Stellung einer Seemacht ersten Ranges, um sich eine geachtete und gesicherte Stellung zu verschaffen. Seine ausgedehnten Küsten und die wichtigen Inseln, welche es besitzt, können nur durch eine mächtige Flotte wirksam geschützt werden. Ueberdies drängt die Lage im mittelländischen Meere, die zahlreiche mit dem Meere in Verbindung stehende Bevölkerung und ihre spezielle Anlage zur Schifffahrt drängt auch Geschichte und Tradition die Italiener zum Meere und zum überseeischen Handel.

Um diese Arbeiten zu vollziehen und allen diesen Bedürfnissen zu genügen, hat Italien im höchsten Maße einen langen Frieden und emsige Thätigkeit nöthig. Deshalb auch muß seine innere wie äußere Politik zu diesem Hauptzweck mit beitragen.

Man hat gesagt und es wiederholt, daß Italien, unabhängig gemacht und zu einem einzigen Staat constituirt, eine Garantie des Friedens und der Eintracht für Europa werden würde. Wir sind immer mehr überzeugt, daß dies eine Wahrheit und nicht eine bloße rhetorische Phrase ist.

Zwischen Frankreich einerseits und Oesterreich nebst Deutschland andererseits gelegen, war es Jahrhunderte lang eine streitige Beute, der Antrieb zu langen

und hartnäckigen Kriegen zwischen diesen Mächten, öfter auch die Veranlassung zu größeren Umwälzungen. Jetzt ist nicht allein die Ursache des Streites hinweggenommen, sondern Italien hat auch das größte Interesse, Alles daran zu setzen, damit er sich nicht wiederhole, auch hat es die Macht erlangt, um dazu beizutragen, ihn zu verhindern.

Die italienische Politik muß daher darnach trachten, die Freundschaft beider Mächte sich in gleicher Weise zu verschaffen, indem Italien bei jeder auftauchenden Frage die Vertheidigung des guten Rechtes übernimmt und indem es sich fern hält von jedem irgendwie gewagten Unternehmen und von Tendenzen, welche bei den benachbarten Mächten Verdacht und Mißtrauen erwecken können. Man hat zum Östern von der Nothwendigkeit für Italien gesprochen, Bündnisse abzuschließen, welche es gegen eventuelle Gefahren im Voraus sicherten — aber in der Regel pflegt man Bündnisse nur in der Voraussicht unmittelbar bevorstehender Conflictе und für einen bestimmten und festen Zweck zu schließen.

Glücklicherweise befindet sich Italien nicht in solcher Verlegenheit, denn es ist von keiner Seite bedroht. Im Uebrigen soll sich eine Nation, welche nicht auf Eroberungen ausgeht und nur eine friedliche Thätigkeit ausüben will, nicht vor der Zeit binden, sondern bis zum letzten Augenblick die Freiheit ihrer Handlungen sich bewahren.

Nach unserer Meinung indessen hat Italien das Bedürfniß nach einer langen Epoche des Friedens und der Sammlung, um sich ausschließlich der Vermehrung seiner ökonomischen Kräfte und der Vervollständigung seiner innern Einrichtungen und der nationalen Vertheidigung zu widmen. Diesem erhabenen Ziele muß es seine Politik anpassen und mit Wort und That Europa über seine wahrhaft friedfertigen Absichten beruhigen.

## Kaiser Nikolaus und die Juli-Revolution.

Nach bisher unveröffentlichten Schriftstücken geschildert.

### I.

Noch hatte Rußland die Folgen des durch den Frieden von Adrianopel am 17/29. October 1829 zum Abschluß gebrachten Krieges nicht verwunden, als ein neuer unheimlicher Feind das allgemeine Elend zu vergrößern drohte: wenige Monate nach Beendigung des blutigen Feldzuges trat am Schwarzen Meere die Cholera auf, gegen die auch der mächtige zarische Wille nichts auszurichten vermochte. Und doch kostete die elende Lage seines eigenen Reiches dem Zaren weit weniger Interesse ein als die politischen Verwickelungen, welche sich im Westen Europa's vorbereiteten.

Schon seit längerer Zeit zeigte sich Kaiser Nikolaus durch die Art und Weise beunruhigt, wie Karl X. mit der von den Gliedern der heiligen Allianz garantirten Verfassung umsprang. Der Kaiser war davon überzeugt, daß das Verfahren des Königs in seinen Folgen nur zur Verstärkung der überall immer höher ihr Haupt erhebenden demokratischen Partei beitragen würde, und eben deshalb war er, der mit ganzer Seele den Prinzipien der heiligen Allianz anhing, so besorgt. Vergebliche Mühe war es gewesen, daß der Zar durch seinen Gesandten

dem König rathen ließ, die von ihm beschworene Verfassung in Ehren zu halten. Mit Recht konnte Nikolaus nach Ausbruch der Revolution dem französischen Geschäftsträger Bourgoing sagen: „Wenn der Pöbel in Ihren „ruhmvollen“ Julitag das russische Botschaftshotel geplündert und meine Depeschen veröffentlicht hätte, so wäre es für Alle eine Ueberraschung gewesen, daß ich gegen einen Staatsstreich war, und Alle hätten sich überaus gewundert, daß der Selbstherrscher aller Neußen seinen Botschafter beauftragt habe, dem Könige zu rathen, genau und streng die Vorschriften der von ihm beschworenen Verfassung zu beobachten.“\*)

Der Ausbruch der Juli-Revolution rechtfertigte alle Besorgnisse des Kaisers. Er hoffte indessen, daß mit dem Sturze Karl's X. das Prinzip der Legitimität nicht verletzt werden und der Herzog von Borbeaug den Thron besteigen würde; aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht, denn die Repräsentanten des französischen Volkes erwählten fast einstimmig den Herzog Louis Philipp von Orleans zum König. Daß der Letztere den Königstitel annahm, erklärte Nikolaus offen für eine Usurpation, welche von den Mächten nicht geduldet werden würde.

Die ersten Nachrichten, die der — in Helsingfors weilende — Kaiser über die Pariser Ereignisse empfing, verletzten ihn auf's Tiefste. In der ersten Erregung wollte er zu den äußersten Maßregeln greifen und erst den dringenden Vorstellungen seines Finanzministers, Rancrin, welcher darauf hinwies, daß Rußland nach den enormen Opfern in den Kriegen mit Persien und der Türkei der Ruhe bedürfte, gelang es, ihn einigermaßen zu besänftigen. Streng genug waren übrigens die Befehle, die er erließ, um Rußland „vor der Seuche der Revolution“ zu bewahren. In dieser Hinsicht entnehmen wir einigen uns vorliegenden „geheimen“ Actenstücken das Folgende:

Mittels Circularschreibens d. d. Helsingfors 2./14. August 1830 theilt der Minister des Innern mit, daß „Se. Majestät der Kaiser in Anlaß der in Frankreich ausgebrochenen Unruhen zu befehlen geruht habe: keinem einzigen Unterthan des Königreichs Frankreich den Eintritt in das russische Reich, das Königreich Polen und das Großfürstenthum Finnland zu gestatten und allen zur Zeit in Frankreich sich aufhaltenden russischen Unterthanen die Rückkehr aus diesem Lande zur Pflicht zu machen.“

Mittels Circularschreibens vom 6./18. August ordnet der Finanzminister an, daß keine anderen französischen Schiffe in die russischen Häfen zugelassen werden sollen, außer diejenigen, welche unter der königlichen weißen Flagge eintreffen. Den mit den Schiffen ankommenden französischen Reisenden soll der Aufenthalt in Rußland nicht gestattet und dieselben sollen bei erster Gelegenheit zurückbeordert werden.

Mittels Circularschreibens vom 4./16. August benachrichtigt der Minister der Volksaufklärung (Fürst Karl Lieven) die Censoren, daß auf „Allerhöchsten

\*) Dieses Gespräch wird von P. Lacroix, Histoire de la vie et du règne de Nicolas Ier, Bd. 5, S. 108, beglaubigt. Das erwähnte Werk gilt als offiziös; russische Schriftsteller behaupten, daß Graf Mobeß Korij durch Vermittelung des russischen Gesandten Kisslew dem Verfasser amtliche Materialien übersandt hat. Freilich hat Lacroix auch aus polnisch-französischen Quellen und zum Theil aus seiner eigenen Phantasie geschöpft.

Befehl durch die politischen Tagesblätter keine anderen Nachrichten über Frankreich verbreitet werden sollen, als welche von dem „Journal de St. Pétersbourg“ bekannt gemacht sind.“

Am 13./25. August erläßt der Vertreter des Ministers des Auswärtigen (Fürst Christoph Lieven) folgendes Schreiben:

„Von unserer Gesandtschaft in Paris hat das Ministerium des Auswärtigen folgende offizielle Nachricht erhalten:

1. Ueber die Ernennung Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Orleans zum Statthalter des Königreichs;
2. von der Thronentsagung Sr. Majestät des Königs Karl X. und des Dauphins und
3. von der durch die französische Regierung erfolgten Annahme einer Cocarde und weiß-blau-rothen Flagge.

Dieser letzte Act ist der russischen Gesandtschaft in formeller Weise durch die interimistische Regierung mitgetheilt worden, welche König Karl X. vor seiner Thronentsagung eingesetzt hat und ebenso offiziell von der in Petersburg befindlichen französischen Gesandtschaft zur Kenntniß des Ministeriums des Auswärtigen gebracht worden, wodurch die Hindernisse, welche einer Zulassung der neuen Farben in den Staaten Sr. Majestät entgegenstanden, beseitigt sind. Demzufolge hat Sr. Majestät befohlen, französische Schiffe unter der neuen Flagge fortan zuzulassen und ihnen allen denjenigen Schutz zu gewähren, dessen sich die Schiffe aller mit Rußland befreundeten Nationen in unseren Häfen erfreuen. — Sr. Majestät hat aber außerdem befohlen, daß den in Rußland und Finnland ankommenden französischen Untertanen nicht gestattet werden dürfe, irgend welche besonderen Abzeichen zu tragen.“ — In einem Schreiben des Chefs der dritten Abtheilung vom 30. August 1830 wird der Wunsch Sr. Majestät zur Kenntniß gebracht, daß die „französischen Untertanen beim Aufhissen der dreifarbigigen französischen Flagge auf den Schiffen ihrer Nation keine offene Leidenschaftlichkeit (!) zum Ausdruck bringen möchten.“

Auf locale Censurverhältnisse wirft das nachstehende amtliche Schreiben vom 5/17. September ein interessantes Licht. Dieses an den Generaladjutanten Benkendorff, Chef der dritten Abtheilung, gerichtete Schreiben lautet:

„Nach der mir von Ew. Excellenz unter dem 30. August d. J. gütigst mitgetheilten Nachricht werden bei der Postcensur in St. Petersburg keine Zeitungen mehr zurückbehalten, außer einigen französischen, welche allzufreie oder aufrührerische Artikel enthalten. Demzufolge müßte es für erlaubt zu erachten sein, in den inländischen Zeitungen solche politische Nachrichten aufzunehmen, welche in den für zulässig erkannten ausländischen Zeitungen, wozin insbesondere die Preussische Staatszeitung zu rechnen ist, enthalten sind. Allein es ist mir von dem Herrn Minister der Volksaufklärung, Fürsten Lieven, unter dem 4. August d. J. mitgetheilt worden, daß nach Allerhöchstem Befehle in den inländischen Zeitschriften nur solche politische Artikel über Frankreich, welche in dem „Journal de St. Pétersbourg“ stehen, aufgenommen werden dürfen. Diese Anordnung ist auch von mir sofort in Wirksamkeit gesetzt worden; ich muß aber zweifeln, ob selbige nach der mir von Ew. Excellenz jetzt gewordenen Mittheilung noch fortbestehen kann.“

Zuvörderst darf ich nicht unbemerkt lassen, daß die Herausgeber der hiesigen Zeitungen von der Erlaubniß, die politischen Artikel des „Journal de St. Pétersbourg“ über Frankreich zu benutzen, keinen Gebrauch machen, weil die Nachrichten vom Auslande, wenn sie hierher den Umweg über St. Petersburg machen, hier sehr spät ankommen, so daß man hier durch die direct vom Auslande kommenden Zeitungen und Privatnachrichten von den Ereignissen in Frankreich schon längst unterrichtet ist, wenn sie in dem „Journal de St. Pétersbourg“ hier ankommen, das letztere also in Absicht auf ausländische Nachrichten hier ohne Interesse ist.

Die hiesigen Zeitungsschreiber ziehen es daher vor, in ihre Blätter lieber gar keine Nachrichten über die Vorfälle in Frankreich aufzunehmen, als solche, die schon veraltet sind, und so ist das Publikum ganz auf das Lesen der zulässigen ausländischen Zeitungen angewiesen. Da nun aber diese Lückenhaftigkeit der inländischen Zeitungen sowohl für die Herausgeber derselben nachtheilig, als auch für das Publikum ungelegen ist, so könnte nach meiner Meinung ohne alle Besorgniß den Herausgebern von Zeitungen gestattet werden, in ihre Blätter alle Artikel aufzunehmen, welche in der Preussischen Staatszeitung enthalten sind.

Indem ich Ew. Excellenz ergebenst ersuche, mich mit Ihrem Rathe in dieser Angelegenheit zu beehren, ergreife ich diese Gelegenheit zc.“

Auf solche Weise suchte der Kaiser sein Reich gegen jegliche Verührung mit dem Geiste der Revolution zu wappnen. Zu gleicher Zeit entsandte er den Grafen Orlov nach Wien, um sich über die Absichten der österreichischen Regierung zu vergewissern und den Feldmarschall Grafen Diebitsch nach Berlin, um König Friedrich Wilhelm III. zur Mobilisirung des Truppencontingents zu veranlassen, welches Preußen nach den Beschlüssen der heiligen Allianz im Falle einer Coalition zu stellen hatte.

Der einem alten schlesischen Geschlechte entstammende Feldmarschall Graf Diebitsch, welcher soeben erst an der Spitze der russischen Armee im Feldzuge gegen die Türken gestanden hatte, erfreute sich, namentlich seit den Tagen des Dekabristen-Aufstandes, des unbegrenzten zarischen Vertrauens. Auch auf dem Gebiete diplomatischer Unterhandlungen bewährt, schien er für die Berliner Mission durchaus geeignet zu sein. Zur Geschichte eben dieser Mission hat sich im Nachlaß des Feldmarschalls eine Reihe interessanter Actenstücke vorgefunden, die erst soeben — 50 Jahre nach dem Tode Diebitschs — durch Vermittelung einer russischen Monatschrift, der von M. J. Sjemewski herausgegebenen „Russkaja Starina“ an die Deffentlichkeit gelangt sind. Als das erste und interessanteste Document erweist sich eine

Denkschrift des Grafen Diebitsch,  
welche folgendermaßen lautet:

„Im Hinblick auf die gegenwärtigen Zustände hält es Se. Majestät der Kaiser für außerordentlich wichtig, mit seinen Verbündeten, insbesondere aber und in aufrichtigster Weise mit seinem durchlauchtigsten Schwiegervater ein Einverständniß herbeizuführen und so genau wie möglich ebenjowohl die Art des Vorgehens, welche man im gegenwärtigen Augenblicke zu befolgen hätte, als auch



die Maßregeln, welche für die Zukunft zu treffen wären, festzustellen. Se. Majestät ist der Meinung, daß in Angelegenheiten von solcher Wichtigkeit schriftliche Erklärungen unzureichend sind und daß dieselben nicht immer den wahren Ausdruck der Gedanken mit der nöthigen Schärfe wiedergeben können. Da Se. Majestät aber vor Allem den Wunsch hat, daß seine intimsten, diese so wichtige Angelegenheit betreffenden Gedanken vollständig zur Kenntniß Sr. Majestät des Königs gelangen, so hat er hierzu den Feldmarschall Grafen Diebitsch-Sabalkansty erwählt, welchem er sich mit vollem Vertrauen eröffnet und den er beauftragt hat, Sr. Majestät dem König die Ansichten des Kaisers über die gegenwärtige Sachlage und deren wahrscheinliche Folgen vorzutragen.

Se. Majestät der Kaiser wünscht sich mit vollem Vertrauen in Allem den Rathschlägen seines durchlauchtigsten Schwiegervaters anzuschließen und seine Politik auf den Weg zu leiten, welchen Preußen erwählt. Hinsichtlich der Richtung, welche einzuschlagen wäre, wird der Kaiser die Meinung Sr. Majestät des Königs ebenso aufnehmen, als wenn sie von dem Kaiser Alexander gesegneten Andenkens herrührte. Deshalb hält Se. Majestät es seinerseits für Pflicht, seine eigene Meinung mit vollster Aufrichtigkeit auszusprechen.

Se. Majestät der Kaiser, bekümmert über das Unglück, in welches das widergesetzliche und unbegreifliche Benehmen Karl's X. von Neuem Frankreich und ganz Europa gestürzt hat, und ebenso bestürzt durch die Schwäche der Prinzen älterer Linie, wie durch den Jakobinismus des Herzogs von Orleans, kann indessen dem letzteren die Anerkennung als rechtmäßigen Repräsentanten Frankreichs (Chef légitime) für die Zeit der Minderjährigkeit des Herzogs von Bordeaux nicht verweigern, da die Ernennung Louis Philipps zum Statthalter (Lieutenant) des Königreichs in gesetzlicher Form durch Karl X. vollzogen wurde, indem derselbe ihm (dem Herzoge von Orleans) sogar den Rest seiner tapfern und treuen Garben überwies. Doch in keiner andern als nur in der Eigenschaft als Stellvertreter Heinrichs V. kann Se. Majestät den Herzog von Orleans als rechtmäßiges Oberhaupt anerkennen; rechtmäßiger König von Frankreich könnte derselbe nur im Falle der persönlichen Abdankung oder des Todes des Herzogs von Bordeaux werden.

Ungeachtet dieser seiner unbeugjamen Meinung glaubt Se. Majestät der Kaiser nicht, daß ein sofortiges Einschreiten in die inneren Angelegenheiten Frankreichs wünschenswerth wäre, da einestheils Karl X. selbst zuerst die Verfassung, welche unter dem Schutze (sous l'égide) der verbündeten Höfe geschaffen wurde, verletzte und damit dem Rechte, Hilfe beanspruchen zu können, entzagte; anderntheils, weil ein nicht durch aggressive Handlungen der gegenwärtigen Regierung hervorgerufenes Eindringen in Frankreich wahrscheinlich dem ganzen französischen Volke als eine Folge der ehrwürdigen Absichten der Nachbarreiche erscheinen würde, und weil, selbst wenn die Anstrengungen der Verbündeten ihnen den Sieg im Kriege (welcher wahrscheinlich ein Volkskrieg geworden wäre) verschafft hätten, die schwerste Aufgabe, die Befestigung der Ordnung in Frankreich, übrig bleiben würde, da der Herzog von Bordeaux äußerst jung ist und nirgend einen anderen legitimen Vormund für sich finden könnte, als nur in ebender selben Familie Orleans. Doch hält der Kaiser es andererseits für äußerst wichtig, daß die verbündeten Höfe in ihren Erklärungen an dem energischen Ausdruck der reinen und einfachen

Legitimität (de la légitimité pure et simple), welche die einzige Sicherheit für die geordnete Ruhe der Staaten gewährt, festhalten, denn den Herzog von Orleans kann der Kaiser nur als Statthalter des Königreichs betrachten.

Wenn jedoch die verbündeten Mächte nach reiflicher Ueberlegung sich veranlassen sehen sollten, die gegenwärtige Ordnung in Frankreich anzuerkennen, so setzt Se. Majestät voraus, daß dieses nur in dem Falle möglich wäre, daß dieselben die Gewißheit der Aufrechterhaltung der allgemeinen Ruhe für garantirt halten würden, eine Gewißheit, welche von Seiten der französischen Regierung genügend garantirt sein und eine größere rechtliche Grundlage durch die Thronentsagung Karls von Bourbon zu Gunsten seines Enkels erlangen würde (wie wenig gerechtfertigt auch eine solche Thronentsagung an und für sich wäre). Bei einer solchen, auf sicheren und beruhigenden Garantien basirten Entscheidung der Verbündeten, würde auch der Kaiser sich nicht weigern, ihrem Beispiele zu folgen; doch würde derselbe, indem er seine innigste Ueberzeugung der Ruhe und dem Glücke Europas opfert, stets in seinem Herzen das Gefühl bewahren, daß Frankreich keinen anderen legitimen Herrscher habe als Heinrich V. Se. Majestät rechnet es sich zur Ehre an, daß er als letzter von der Meinung seiner erhabenen Verbündeten zurückgetreten ist, und wird nie im Stande sein, das durch das jakobinische Verfahren der gegenwärtigen französischen Regierung hervorgerufene Gefühl der Verachtung in seinem Innern zu überwinden.

Se. Majestät sieht auch die Möglichkeit voraus, daß König Karl und der Dauphin, wenn sie ihre auf den Herzog von Orleans gesetzten Hoffnungen vernichtet sehen, ihre Erklärungen zurückzunehmen und von Neuem die Zügel der Regierung zu ergreifen wünschen werden. Ein derartiges Verfahren würde der Kaiser für ebenso unschicklich und schädlich, als ungesetzlich halten; doch könnte derselbe dagegen irgend welche Bewegungen, welche zur Vertheidigung der Sache (la cause) des Herzogs von Bordeaux entstehen würden, nicht für ungesetzlich halten. Se. Majestät der Kaiser theilt aus vollem Herzen den Wunsch seines erhabenen Schwiegervaters, bezüglich der Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens, doch kann er sich nicht verhehlen, wie wenig Hoffnung die gegenwärtigen Zustände der Erfüllung dieses Wunsches lassen.

Die völlige Auflösung der französischen Verfassung, welche durch die ungesetzlichen Handlungen der vorhergegangenen Regierung beschleunigt worden, ist von der Revolutionspartei und den hochdemokratischen gegenwärtigen Leitern der Regierung besiegelt worden. Alles, was in der Verfassung noch monarchisch war, ist von der Deputirtenkammer (welche auf illegaler Grundlage und unter der Hegelie des Pöbels zusammengetreten ist) und dem Herzog von Orleans, dessen Richtung deutlich genug in seinem Manifest bezüglich der Nationalfarben ausgeprägt ist, vernichtet worden.

Se. Majestät der Kaiser ist, angesichts der an's Aeußerste getriebenen Nachgiebigkeit, mit welcher der Herzog allen Vorschlägen der Revolutionspartei nachkommt, überzeugt, daß die Demokratie immer neue und neue Concessionen erlangen wird und der Uebergang zur reinen Republik nicht fern ist; der Herzog und seine Partei werden damit endigen oder zu verspätetem Widerstande ihre Zuflucht nehmen müssen; Eines wie das Andere führt zur rein demokratischen Re-

publik und mit ihr zu allen Erscheinungen, welche die Revolution der Jahre 1789—93 und die denselben folgenden Kriege in ihrem Gefolge hatten, wenn nicht schon früher die Mittel, welche die Gnade Gottes der heiligen Sache der Legitimität geschenkt hat, in Berücksichtigung gezogen werden.

Se. Majestät wünscht aufrichtig, daß alle seine Befürchtungen sich als grundlos erweisen möchten; doch würde derselbe es sich nicht verzeihen können, wenn er nicht auf dieselben in ihrem ganzen Umfange aufmerksam machen und nicht rechtzeitig alle Maßregeln zu einer kräftigen und energischen Begegnung jeglichen Andrängens des Liberalismus, oder besser gesagt, Jacobinismus, zu welchem die gegenwärtige Lage der Dinge in Frankreich führen könnte, treffen würde.

Se. Majestät der Kaiser wiederholt auf's Neue, daß, seiner Meinung nach, die Ergreifung irgend welcher offenen Maßregeln schädlich wäre, da dieselben möglicherweise die Aufregung der Geister in Frankreich noch erhöhen würden; doch wäre es unbedingt nothwendig, die Ansichten der verbündeten Mächte, für den Fall von Offensiv-Bewegungen, welche früher als erwartet ausbrechen können, in Einklang zu bringen, und sich sogar für den Fall eines theilweisen Ausbruchs, welcher bei der augenblicklichen Situation in Belgien und Piemont schreckenerregenden Umfang annehmen könnte, vorzubereiten.

Auf alle Fälle wünscht Se. Majestät im vollsten Einverständnisse mit seinen Verbündeten und insbesondere mit seinem erhabenen Schwiegervater zu handeln. Sr. Majestät wäre es äußerst wünschenswerth, daß, im Falle eines Krieges mit Frankreich, die russischen und preussischen Truppen mit derselben Einigkeit in Action träten, der sie die ruhmreichen Erfolge der Jahre 1813 und 1814 verdanken. Der Kaiser wünscht außerdem, daß die Operationen seiner Armee (deren Stärke dem Umfange und der Wichtigkeit der Sache entsprechend sein wird) sich den Operationen der preussischen Armee auf das Genaueste anschließen möchten, damit dieselben so zu sagen mit einander verflochten sein würden, insofern dieses nicht der Einheit der allgemeinen Organisation schädlich wäre, und daß die russische Armee mit allen ihren Kräften bei der Ausführung des gemeinschaftlichen Operationsplanes, welcher im Falle eines Krieges von Sr. königlichen Majestät zu begutachten wäre, mitwirken möchte.

Indem Se. Majestät der Kaiser den Feldmarschall Grafen Diebitsch-Sabalkansky zum Oberbefehlshaber des Heeres, welches vorläufig für den Fall eines Krieges bestimmt und dessen Stärke auf 14 Infanterie- und 12 Kavalleriedivisionen festgesetzt ist, ernennt, hofft er, daß das Vertrauen, welches Se. königliche Majestät diesem General immerdar schenkte, letzterem die Erfüllung des ihm gewordenen Auftrages — welcher darin besteht, dem Könige alle näheren Auskünfte über die gegenwärtige Dislocation der Truppen zu übermitteln, und, gemäß den Instructionen Sr. königlichen Majestät, sich mit den zu diesem Zwecke ernannten Personen in Betreff aller, die Bewegung und die Operationen der russischen Armeen betreffenden Angelegenheiten in Relation zu setzen — erleichtern werde.

In Uebereinstimmung mit seinem oben ausgedrückten Vorfaß, gegenwärtig keinerlei Feindseligkeit zu manifestiren, wird der Kaiser warten, bis Se. königliche

Majestät sich dahin ausspricht, daß derselbe einen Krieg in Folge von Ereignissen, welche in Frankreich vor sich gegangen, für unvermeidlich hält.

Alsdann wird der Kaiser sein Heer auf vollen Kriegsfuß stellen und dasselbe an die Grenze rücken lassen, wozu für die entfernteren Truppentheile drei bis vier Monate nöthig sind. Sollte jedoch die Bewegung der Franzosen, besonders in Belgien oder in den rheinischen Provinzen, eine raschere locale Hilfe nöthig machen, so wird Sr. Majestät, im Fall es die Jahreszeit erlauben und die Meinung Sr. königlichen Majestät dahin gehen sollte, die zweite Division der russischen Garde mit der Artillerie nach einem von seinem durchlauchtigsten Schwiegervater zu bestimmenden Punkte auf dem Wasserwege dirigiren.

Bevor seine Truppen vorrücken, wird der Kaiser eine Aufforderung Sr. königlichen Majestät erwarten, und alsdann, nach Ertheilung der erforderlichen Instructionen nach Berlin eilen, um sich persönlich mit seinem durchlauchtigsten Schwiegervater zu beraten, und hiernach an dessen Seite den Feind der allgemeinen Ruhe bekämpfen.“

Mit diesen Instructionen versehen, reiste Graf Diebitzsch nach Berlin ab, wo er in der Nacht auf den 26. August 1830 gleichzeitig mit dem russischen Vicelanzler, Grafen Nesselrode, der auf der Rückreise aus einem böhmischen Bade nach Petersburg begriffen war, eintraf. Weiteren Kreisen wurde der Zweck der Ankunft des Grafen Diebitzsch geheim gehalten: man sprengte die Nachricht aus, daß der Graf nur die Absicht habe, Berlin, wo er seine erste militärische Erziehung genossen, auf einer Urlaubsreise zu besuchen.

Am Tage nach seiner Ankunft wurde der Vertreter des russischen Kaisers nach Charlottenburg befohlen, wo er in einer anderthalbstündigen Audienz dem Könige Friedrich Wilhelm III. Vortrag hielt. Wie wir einem Berichte Diebitzsch's entnehmen, war der König „von den freundschaftlichen Gefühlen und dem Vertrauen zu ihm sichtlich gerührt; er äußerte, daß er vollständig die politischen Ansichten desselben theile und einen Krieg für unausbleiblich halte, doch sprach er — sich auf das Beispiel Kaiser Alexander's I. im Jahre 1812 stützend — seine Meinung dahin aus, daß er in keinem Falle der angreifende Theil zu sein wünsche.“ Daß diese Meinung auch größtentheils von der Umgebung des Königs getheilt wurde, blieb dem Grafen Diebitzsch nicht verborgen. Während man von einer Seite darauf hinwies, daß die Gesamtorganisation des damaligen preussischen Heeres sich wenig zur Offensive eigne, da die Hauptstärke desselben in der ausschließlich zu innerem Schutze dienenden Landwehr bestehe, sprach sich Graf Bernstorff gegen jede Action aus. Was schadet es — äußerte der Minister — den Russen, wenn wir in Bebrängnisse kommen, wenn wir die Rheinprovinzen verlieren? Dagegen rechnete der König im Fall eines aggressiven Vorgehens von Seiten Frankreichs auf das Erwachen des nationalen Geistes der Deutschen und auf die Bereitwilligkeit des deutschen Volkes zu jedem Opfer.

Aus den Berichten, welche Diebitzsch seinem Monarchen abstattete, geht hervor, daß der König sich nur höchst ungerne zur Anerkennung Louis Philipps als Königs von Frankreich entschloß und daß die preussischen Minister jeglichen, auch nur im Entferntesten nach Provocation aussehenden Schritt scheuten. Der wenig beneidenswerthe Zustand der preussischen Finanzen stellte ferner einer schleunigen

Ergänzung der Reihen der activen Armee, die so schwach war, daß z. B. das 4. Armeecorps, welches an den Rhein commandirt war, nur ca. 8000 Mann zählte, ernstliche Hindernisse entgegen. Unter solchen Umständen sah sich Friedrich Wilhelm III. zu völliger Passivität verurtheilt.

Inzwischen war in Belgien die Revolution ausgebrochen und dieses Ereigniß rechtfertigte die Befürchtungen, daß die französische Revolution die Ruhe ganz Europa's stören werde, umso mehr, als auch in Italien und in einigen Gegenden Deutschlands sich Zeichen einer lebhaften Gährung bemerkbar machten. „Nach allen Vorgängen in Frankreich und Belgien — so schreibt Diebitsch an Kaiser Nikolaus am 28. August 1830 — kann die Sache nicht ohne einen blutigen Kampf zwischen der legitimen Gewalt und der Revolution abgehen.“

Um dem Gange der rasch auf einander folgenden Ereignisse leichter folgen zu können und dem Wunsche Friedrich Wilhelm's nachgebend, verschob Graf Diebitsch seine Rückreise nach Rußland bis zur Klärung der Situation. Inzwischen hatten sich in den St. Petersburger Regierungskreisen die Geister in Bezug auf die europäischen Angelegenheiten einigermaßen beruhigt. Die Depeschen des russischen Gesandten in Paris, Grafen Pozzo di Borgo und die Versicherungen des französischen Geschäftsträgers Bourgoing, daß Louis Philipp von Friedensliebe erfüllt und entschlossen sei, den demagogischen Umtrieben entgegenzutreten, überzeugten endlich auch Kaiser Nikolaus von der Nothwendigkeit, die vollzogene Thatsache anzuerkennen. Im Innersten seiner Seele söhnte er sich mit diesem Factum jedoch keineswegs aus. Nach wie vor befürchtete er den nahen Ausbruch der Revolution auch in anderen Ländern und hörte er nicht auf, für die Completirung seiner Armee Sorge zu tragen.

In der zweiten Hälfte des August traf ein Adjutant Louis Philipps, der Generalmajor Athalin, mit einem an den Kaiser gerichteten Schreiben in Petersburg ein. Es war dies das bekannte Handschreiben Louis Philipps, worin er seine Thronbesteigung anzeigte und in welchem er sich beeiferte, seine Handlungsweise zu erläutern und gewissermaßen zu entschuldigen. Auch dieser Brief vermochte die Ansichten des Zaren nicht zu erschüttern. Seine Antwort an Louis Philipp war kalt, höflich und äußerst zurückhaltend.

„Ich habe“, schrieb Nikolaus, „aus den Händen des Generals Athalin den Brief empfangen, dessen Ueberbringer derselbe war. Ewig bedauernswürdige Ereignisse haben Ew. Majestät vor eine grausame Alternative gestellt. Ew. Majestät faßten einen Entschluß, welcher — wie es Ihnen schien — allein Frankreich von den größten Leiden retten konnte, und ich will nichts von den Motiven reden, welche Ew. Majestät in diesem Falle leiteten; doch bete ich innig zur göttlichen Vorkehrung: möge dieselbe die Vorsätze Ew. Majestät und Ihre Mühen zum Wohle Frankreichs segnen!

„Im Einverständniß mit meinen Verbündeten empfangen ich mit Vergnügen den von Ew. Majestät ausgedrückten Wunsch, friedliche und freundschaftliche Beziehungen mit den europäischen Staaten zu unterhalten. So lange als diese Beziehungen sich auf die bestehenden Verträge und auf den festen Entschluß, die in denselben festgesetzten Rechte und Verpflichtungen aufrecht zu erhalten, sowie auf die Unantastbarkeit des territor. Besitzstandes stützen werde, so lange wird

Europa in ihnen die Gewährleistung des Friedens, der ja sogar für Frankreich notwendig ist, sehen. Berufen, in Gemeinschaft mit meinen Verbündeten diese conservativen Beziehungen zu Frankreich auch unter der neuen Regierung aufrecht zu halten, werde ich nicht ermangeln, dazu alle Kräfte aufzubringen, werde jedoch jederzeit meine Gesinnungen mit derselben Aufrichtigkeit zum Ausdruck bringen, mit welcher es mir zum Vergnügen gereicht, Ew. Majestät zu versichern . . .“ —

Nachdem auch in Sachsen, Braunschweig und anderen Staaten Deutschlands Unruhen ausgebrochen waren, begann die St. Petersburger Kriegspartei, deren Haupt der Kriegsminister Tschernyschew war, auf's Neue entschieden und laut zu reden. Der Kaiser, welcher sich überhaupt in sehr aufgeregter Stimmung fand — denn nicht allein die drohenden Ereignisse im Westen, sondern auch die „asiatische Geißel“, die Cholera, welche sich den Thoren der ersten Hauptstadt des Reiches näherte, beunruhigten ihn — war mehr als je davon überzeugt, daß eine den Revolutionären gewährte Concession dieselbe nur zu weiteren Forderungen führen würde. So geschah es denn mit seiner vollständigen Uebereinstimmung, daß Graf Diebitsch, der noch immer in Berlin weilte, nichts unversucht ließ, um den König zu einem entschiedenen Schritt zu bewegen. „Die beunruhigenden Nachrichten aus Belgien“ schrieb der Feldmarschall dem Kaiser am 3. October (21. September) „und die Unruhen, welche in vielen Gegenden Deutschlands ausgebrochen sind, deuten leider in sehr bestimmter Weise an, daß die bewaffnete Einmischung der europäischen Herrscher, ohne die größte Gefahr für die allgemeine Ruhe, nicht verzögert werden kann.“ Diebitsch sah voraus, daß bei der Ausdehnung des Aufstandes in Brüssel und dem schlechten Zustande der holländischen Truppen, die letzteren bald genöthigt sein würden, sich in die Festungen zurückzuziehen, welche jedoch ebenfalls in einem derartigen Zustande waren, daß es schier unmöglich war, sie lange zu halten. „Alsdann“, fährt der Feldmarschall fort, „werden die geheimen Umtriebe Frankreichs offen zu Tage treten und könnten sich die ehrfüchtigen Absichten dieses Staates in einer unvorhergesehenen Einnahme der erwähnten Festungen äußern, was die Macht Frankreichs in jenem Landstrich (Belgien) sichern würde.“

Friedrich Wilhelm III. und dessen Rathgeber ließen sich absolut nicht von der kriegerischen Hize des russischen Feldmarschalls fortreißen, sondern erklärten deutlich, ohne England (welches ebenfalls zögerte) keinen bindenden Entschluß fassen zu können. Louis Philipp seinerseits gab den verbündeten Höfen zu verstehen, daß er im Falle einer bewaffneten Einmischung derselben in die belgischen Angelegenheiten schwerlich im Stande sein würde, die Franzosen von einer activen Unterstützung der Belgier zurückzuhalten.

Alles dieses, im Verein mit den letzten Mißerfolgen der holländischen Armee nöthigte Preußen, sich völlig indifferent zu verhalten. Ungeachtet dessen glaubte man, wie Diebitsch behauptet, in Berlin an die Unausbleiblichkeit eines Krieges und setzte, wenn auch nicht unverzüglich, so doch langsam die Rüstungen fort. —

In derselben Zeit, als der Feldmarschall seine kriegerischen Briefe schrieb und für die Verwirklichung einer Coalition, ähnlich der von 1813, schwärmte, wurde die Aufmerksamkeit des Zaren durch eine ernstere Angelegenheit in Anspruch genommen: ungefähr am 1. October (20. September) erhielt er die erste Nachricht

von dem Ausbruch der Cholera in Moskau und unmittelbar darauf eine zweite von den reisenden Fortschritten und der Bösartigkeit dieser Epidemie. Das einfache Volk begann unruhig zu werden und schrieb die Krankheit Vergiftungen zu. Sofort nach Empfang dieser unheilvollen Kunde faßte Kaiser Nikolaus einen seinem energischen Character vollkommen entsprechenden Entschluß: er hielt es für seine Pflicht, da zu sein, wo die größte Gefahr drohte, um durch seine Gegenwart den Böbel vom Aufruhr zurückzuhalten, durch Beispiel und Wort den Geist der höheren Schichten der Bevölkerung zu beleben und dieselben zu energischem Kampf mit der schrecklichen Seuche aufzumuntern. Am 27. September reiste der Kaiser in Begleitung des Chefs der „dritten Abtheilung“, Generaladjutanten Benkendorff und zweier Flügeladjutanten von Petersburg ab und zwei Tage später war er bereits in Moskau. Sein Erscheinen in Moskau war von außerordentlicher Wirkung: das Volk beruhigte sich, die muthlose Niedergeschlagenheit, welche den Adel und die Kaufmannschaft ergriffen hatte, schwand vor den Ermahnungen des Zaren. Von allen Seiten wurden, zum Theil bedeutende, Summen gesendet und mit diesen Mitteln der Kampf gegen die Epidemie erfolgreich unternommen.

Von den Ergebnissen seiner Moskauer Reise vollständig befriedigt, wandte der Kaiser abermals den Angelegenheiten des Westens seine Aufmerksamkeit zu, von woher immer weniger und weniger befriedigende Nachrichten eintrafen. Zu Anfang October a. St. erhielt er einen Brief des Königs der Niederlande, in welchem derselbe im Hinblick auf die Erfolge der Revolution um sofortige militärische Hilfe bat. In Folge dieses Briefes beschloß der Kaiser sofort einen großen Theil seiner Armee nach den westlichen Grenzen seines Reiches zu dirigiren. Seine Absichten und Anordnungen in dieser Angelegenheit werden aus dem nachstehenden Briefe, den der Zar noch von Moskau aus an seinen Kriegsminister Grafen Tchernyschew richtete, ersichtlich:

Moskau, 5. October 1830.

„Mein lieber Freund! Die Depeschen, welche ich soeben erhielt, sind der Art, daß sofortige Maßregeln zum Ausrücken unseres Heeres zu treffen sind. Der König der Niederlande schreibt mir und bittet mich auf Grund der bestehenden Tractate um militärische Hilfe. Die Ungebuld Wilhelms in dieser Angelegenheit ist so groß, daß er mich bittet, wenn möglich einen Theil des Heeres auf dem Wasserwege zu schicken. Sie werden selbst fühlen, daß dieses in der gegenwärtigen Jahreszeit eine Unmöglichkeit ist. Wenn diese verspätete Bitte einen Monat früher eingetroffen wäre, so wären meine Maßregeln zur Erfüllung dieses Wunsches bereits getroffen. Gegenwärtig ist Folgendes zu thun: Beginnen Sie mit der Benachrichtigung des Feldmarschalls Sacken, daß das I. und II. Armee-corps, sowie auch das III. und V. Reserve-Cavallerie-corps sofort auf Kriegsfuß zu stellen sei. Sie wissen aus den Mittheilungen Eduard's (Ablerberg), daß dem V. Reserve-Cavallerie-corps der Befehl gegeben worden ist, sich in das Wolhynische Gouvernement zu begeben, um der Grenze näher zu sein. Morgen werde ich dem III. Reserve-Cavallerie-corps (schon in Kriegsbereitschaft gesetzt) den Befehl übersenden, sich in das Podolische Gouvernement zu begeben, sich provisorisch dem Kommando Sackens unterzuordnen und dort einzuquartieren; die III. Infanterie-Division hat ebenfalls den Befehl, sich in Wilna zu concentriren. Darauf haben sich die bereits

getroffenen Maßregeln zu beschränken. Es muß sofort zum Ankauf von Artilleriepferden für einen Complect von 12 Geschützen, sowie von Pferden für den Train geschritten werden; damit diese Anordnungen so rasch als möglich vollzogen werden, ist dieser Befehl direct dem Grafen Peter Pahlen, bezüglich seines Corps, mitzutheilen. Ebenso benachrichtigen Sie meinen Bruder Konstantin (Statthalter in Polen), daß er unverzüglich dieselben Maßregeln für sein ganzes Heer ergreife, entsprechend der Zusammensetzung, welche für den Fall eines Feldzuges vorgeschrieben ist. Sorgen Sie dafür, daß alle Maßregeln mit der möglichsten Sorgfalt ausgeführt werden und besprechen Sie sich darüber mit dem Finanzminister (Grafen Kancrin) und mit Grabowsky (dem polnischen Finanzminister). Von den Grenadiern und der Garde erwähne ich nichts, weil ich dieselben nur im Falle der Noth gebrauchen will. Im Uebrigen können die Grenadiere in zwei Wochen kriegsbereit sein und sind unsere Maßregeln in diesem Sinne getroffen.

„Schreiben Sie auch Peter Pahlen und benachrichtigen Sie davon zugleich auch den Feldmarschall Sacken, daß er vier Bataillone der vier Infanterie-Regimenter der vierten Division nach Miga zur Uebernahme der Wachen translocire, beide Bataillone Jäger derselben Division jedoch nach Dünaburg, die erste Division soll sich in möglichster Nähe der preussischen Grenze concentriren, um die Tête zu bilden. Um die Completirung der Artilleriepferde des ersten und zweiten Corps zu beschleunigen, schlage ich vor, die Pferde der vierten und achten Brigade, behufs Vertheilung in die anderen Brigaden zu nehmen, mit der Bedingung, dieselben durch neu gekaufte Pferde zu ersetzen.

„— Benachrichtigen Sie meinen Bruder Konstantin, daß, sobald das erste Armeecorps in Kriegsbereitschaft gesetzt ist, die erste Husarendivision wieder dem Commando Pahlens unterstellt wird. Selbstverständlich ist, daß in den Armeecorps, welche für den Feldzug bestimmt sind, alle auf Urlaub befindlichen sofort einzuberufen sind. Von allem diesem benachrichtigen Sie mittelst Feldjäger Konstantin, sowie auch Diebitsch, welcher sich entweder bei demselben oder auf der Rückreise befindet. Benachrichtigen Sie auch Nesselrode, welchem dieser an Sie adressirte Brief volle Auskunft geben wird. Das erste Contingent, welches ich als Glied der Allianz zu stellen verpflichtet bin, wird aus der unter dem Commando meines Bruders stehenden Armee bestehen, worüber ich selbst morgen meinem Bruder schreiben werde. Nach meiner Rechnung können wir, wenigstens mit allen Kräften, nicht vor zwei Monaten ausrücken, deshalb wird jeder Augenblick, welchen wir von diesem Zeitpunkt gewinnen, sehr kostbar sein. Es wäre wünschenswerth zu wissen, ob nicht die bloße Nachricht von diesen umfangreichen Rüstungen (aus welchen Sie durchaus kein Geheimniß zu machen haben und über die Sie laut, jedoch ohne Affectation, reden können) allein dazu dienen würde, einem Kriege vorzubeugen, welchem auszuweichen wir alle aufrichtig wünschen. Benachrichtigen Sie direct von sich aus den General von Bisleben von den Maßregeln, welche angeordnet sind und schreiben Sie demselben zur Mittheilung an den König, daß ich von jetzt ab unsere Armeen als schon vereinigt ansehe und deshalb wünsche, daß bei allen zwischen uns vorkommenden, den Krieg betreffenden Correspondenzen jede diplomatische Formalität fortfalle; daß Sie Ordre haben, Se. Majestät von Allem, was bei uns vorgeht, au courant zu halten und daß ich dem Könige sehr dankbar sein



werde, falls er zu gestatten geruhen würde, auch mir in den einfachsten und klarsten Formen zu antworten. Doch nun genug. Fürs Erste hoffe ich. Das Uebrige lassen wir bis zu dem Augenblick, wo ich mit Gottes Hilfe frei von Cholera und Quarantaine sein werde, vor welchen ich mich nicht bergen kann. Dank dem allgütigen Gotte ist die Epidemie bei uns geringer und, was die Hauptsache ist, weniger intensiv geworden. Beruhigen Sie (den bekanntlich sehr sparjamen Finanzminister) Kanrcin über die ersten Ausgaben; beeißern Sie sich, dieselben nach Möglichkeit zu verringern. Stets der Ihre N.“

P. scr. Eilen Sie mit der Mobilisirung der Kosaken.

## Europäische Steuer Schmerzen.

Von

Prof. Dr. M. Haushofer,  
München.

Armes gealtertes Europa! Vier Jahrhunderte sind's, seit du anfingst, einer neuen Welt deine alte Civilisation aufzuzwingen. Diese ganze Zeit her hast du dich für diese Arbeit reichlich bezahlt gemacht. Aber einmal muß jede welt-historische Arbeit ein Ende finden; auch diese. Und heute schon steht deine Abrechnung mit der neuen Welt ganz anders, als sie vor hundert Jahren stand. Weit bedenklicher für dich, weit günstiger für jene! Und was ist mittlerweile aus deinem eigenen Haushalt geworden? Wie lange noch wirßt du im Stande sein, dir all' den historischen Luxus zu erlauben, mit dem du dich schmückst? Es ist wohl schön, auf fast dreitausend Jahresblättern Schlacht um Schlacht, gestürzte Throne und neubegründete Kaiserreiche zu verzeichnen; — aber was kostet diese Liebhaberei? Schlägst du auch manchmal dein ungeheures Hauptbuch auf und siehst nach, wie es mit deinem Haushalt steht und wie lang es dir noch erlaubt ist, deinem theuren, theuren Gaste, der Weltgeschichte, so rauschende Feste zu geben, wie du es bisher gethan hast? Wie lang es dir noch gestattet ist, deine schönen Kinder, deine Kunst, deine Wissenschaft, deine Gesittung so prunvoll auszusteuern wie bisher?

Melancholische Gedanken sind's, die den Rechner befallen, wenn er die heutigen Ziffern der europäischen Staatshaushalte vergleicht, wenn er erwägt, wie diese Ziffern angewachsen sind und wie anders sich dies in dem jungen Amerika gestaltet.

Vielleicht ist nun mancher der Ansicht, der Haushalt verschiedener Staaten lasse sich überhaupt nicht vergleichen. Man geht dabei von folgender Gedankenreihe aus: Wenn ich einen Anderen eine bestimmte Summe zahlen sehe, habe ich durchaus kein Recht, daraus zu schließen, wieviel der Herr Nachbar überhaupt bezahlen kann und wieviel er insbesondere bezahlen kann, ohne daß es ihm besonders wehe thut. Und wenn von zwei Nachbarn, welche etwa gleich viel bezahlen müssen, der Eine jammert und der Andere lacht, so darf ich daraus auch noch nichts Zuverlässiges auf ihren Geldkasten schließen. Es wäre ja doch möglich, daß gerade Derjenige, der mit größeren Schmerzen zu zahlen scheint, im Grunde der Reichere ist, und nur aus hergebrachter Gewohnheit jammert, oder weil ihm das Zammern zur

Beruhigung seines Gewissens dient! Ferner, wenn ich heute hundert Mark bezahlen muß: kann ich zuverlässig wissen, wie heftig der Schmerz meines Großvaters gewesen sein mag, wenn er die gleiche Summe zahlen mußte, und mit welchem Leichtsinne mein Enkel sie dem Steuerbeamten in den Hut schütten wird? Und weiter, wenn mir ein anderer Nachbar vorrechnet, was ihn seine Familie jährlich kostet: weiß ich dann, wieviel er heimlich für Das und Jenes ausgiebt? Oder wenn er mir sagt, daß er seiner Haushälterin jährlich fünftausend Mark für Haushaltskosten zahle, weiß ich dann auch, wieviel von diesem die Haushälterin als „unbedungenen Lohn“ bei Seite bringt?

Alles das weiß ich nicht. Und nun denke man sich diese Schwierigkeiten, entsprechend vergrößert, übertragen auf die Beurtheilung verschiedener Staatshaushalte. Dann erhält man ungefähr einen Einblick in die Bedeutung der vergleichenden Finanzstatistik.

Wenn man in ihren Hauptzügen die Finanzen der europäischen mit jenen der amerikanischen Staaten vergleicht, ergibt sich als unterscheidender Grundcharakter Folgendes:

Der Staatshaushalt eines europäischen Volkes gleicht — mit wenigen beneidenswerthen Ausnahmen — dem Haushalte einer hochangesehenen, aber tief verschuldeten Familie, deren Chef mit sorgenvollem Blicke ununterbrochen bemüht ist, den Credit des Hauses aufrecht zu erhalten. Das Haus macht zwar viele Ausgaben, die ein naiver Natursohn als Luxus erklären möchte, die aber für das Haus kein Luxus mehr sind, weil sie ihm längst zur Gewohnheit wurden. Bis in die kleinste Einzelheit werden Ausgaben und Einnahmen vorher berechnet, nichts verausgabt ohne Erlaubniß des Chefs, sorgfältig jede Möglichkeit einer Ersparniß erwogen. Wenn große, unvorhergesehene Ausgaben zu machen sind, um die Ehre des Hauses hochzuhalten, macht man sie mit blutendem Herzen, aber äußerlich anständig.

Wie anders jenseits des Oceans! Läßt man die Haushalte der süd- und mittelamerikanischen Republiken, die ja doch noch zu sehr den Charakter eines gänzlich unvergohrenen Mostes haben, bei Seite, und beschränkt man sich auf die Vereinigten Staaten Nordamerikas, so macht ihr Haushalt durchwegs den Eindruck sorglosen Wohlstands; selbst dann, wenn er es mit den Pflichten eines respectablen Schuldnere nicht allzu genau nimmt. Während die europäischen Haushalte fast sämmtlich etwas Verköchertes haben, zeigt der amerikanische eine prächtige Elastizität. Ausgaben und Einnahmen dehnen sich aus und schrumpfen wieder zusammen; Schulden werden mit jugendlichem Leichtsinne und zu hohen Zinsen aufgenommen, dann aber mit erstaunlicher Schnelligkeit wieder zurückbezahlt; man behandelt den Credit nicht wie ihn ein erfahrener Herrscher, sondern wie ihn ein Garde-drägeroffizier behandelt, der einst ein ungeheures Fideicommiss anzutreten hat. Beneidenswerther Haushalt! Dabei zeigt sich eine Kühnheit und Frische aller Finanzmaßregeln, die der arme steuerzahlende Europäer wohl als ein Zeichen unbändiger Lebenskraft anstaunen, aber nicht mehr nachmachen kann.

In den europäischen Großstaaten haben die Staatsausgaben eine Höhe erreicht, für welche fast das vielgebrauchte Prädicat „schwindelnd“ nicht mehr ausreichend ist. Die Netto-Ausgaben-Budgets allein (also ohne Erhebungskosten der Einnahmen) betragen im Deutschen Reich und den deutschen Einzelstaaten zusammen

(1879/80) jährlich 1118 Millionen, in Frankreich (1879) 1887 Millionen, in Großbritannien (1878/79) 1549 Millionen, in Oesterreich-Ungarn (1879) 1102 Millionen, in Rußland (1879) 1823 Millionen und in Italien (1878) 900 Millionen Mark, in den Vereinigten Staaten dagegen (1878/79) nur 647 Millionen Mark. So theuer bezahlen wir unsere Staaten- und Culturgeschichte, die uns nicht allein unsere gewaltige Militärlast aufgebürdet, sondern im Laufe vieler Jahrhunderte die Staatszwecke so ausgebeht und vermännigfacht hat, daß auch die Ausgaben für die Civilverwaltung ihre exorbitanten Ziffern erreichen konnten.

Unsere Finanzminister thun ihre Schuldbigkeit; sie sind reblich bestrebt, die enormen Summen, welche unsere Staats Haushalte verschlingen, in möglichst schonender Weise einzutreiben; sie wachen mit Vorsicht und Gewissenhaftigkeit über dem Staatscredit; sie benützen jede passende Gelegenheit zu Steuerreformen, Zinsreductionen und bergleichen. Nur eins können sie nicht: — die Ausgaben vermindern. Für diese sind sie nicht verantwortlich; sie nicht und überhaupt kein Lebendiger. Unsere Staatsausgaben — mögen sie dem Civilbudget oder dem Militärbudget angehören — sind ein Theil der großen Verlassenschaft längst vergangener Geschlechter. Jeder Fehler, der in der Verwaltung und Politik begangen wurde, fängt einmal sich zu rächen an. Und während die großen, welthistorischen Fehler der Politik sich durch jene gewaltigen Interessengegenstände rächen, aus denen Völkerkriege und Revolutionen hervorgehen, rächen sich die kleineren Fehler und Unvollkommenheiten der Ahnen dadurch, daß die Enkel zahlen müssen. Die Enkel aber, selbst wenn sie jene historische Verkettung zwischen uralten politischen Fehlern und jungen Steuern nicht ganz klar durchschauen, halten sich einigermassen schadlos dadurch, daß sie fröhlich Schulden machen und deren Verzinsung und Heimzahlung wieder ihren Enkeln überlassen. So rächt sich alte Schuld von Geschlecht zu Geschlecht. Unser hohes deutsches Militärbudget senkt seine Wurzeln nicht etwa bloß bis in den Rheinbund hinab, sondern viel weiter: in den dreißigjährigen Krieg, in den vielhundertjährigen Kampf kleiner Landesherren gegen die Reichsgewalt, in die Römerzüge unserer Kaiser und in den Vertrag von Verdun!

Und so steht es anderwärts auch. Wer eine Vergangenheit besitzt, muß sie ertragen mit Allem, was daran hängt. Und je älter und ehrwürdiger ein politischer Bau ist, um so theurer wird seine Unterhaltung. Wenn man das erwägt, dann begreift man freilich die Leichtigkeit, mit welcher ein jugendliches Staatswesen, wie die Vereinigten Staaten, seinen Haushalt behandelt. Man begreift, wie es dort unter Anderem möglich war, im Jahre 1870 die auf dem inländischen Geschäftsbetrieb lastenden Steuern gleich derart zu ermäßigen, daß derselbe um eine Jahresausgabe von 26 Millionen Dollars erleichtert wurde; wie es möglich war, die bestehende Einkommensteuer auf die Hälfte zu reduciren, die Erbschaftsteuer ganz wegfallen zu lassen; wie es möglich war, daß die amerikanische Staatsschuld, die im Jahre 1834 völlig von der Erde verschwunden war, und im Jahre 1856/57 nur 25 Millionen betrug, bis zum Jahre 1865 auf die ungeheure Summe von 2756 Millionen anwachsen konnte, ohne daß diese Schuld, die übrigens im Jahre 1879 schon wieder auf 1996 Millionen reducirt war, jetzt für den Credit der Republik fühlbar wäre.

Es ist die aller Beschreibung sich entziehende Spannkraft und Dehnbarkeit der Einnahmequellen, welche den amerikanischen Haushalt vor dem der europäischen Staaten auszeichnet. Man ist in Europa mit den amerikanischen Finanzen zuerst gründlich bekannt geworden durch das ausgezeichnete Buch des Freiherrn C. v. Hof über „die Finanzen und die Finanzgeschichte der Vereinigten Staaten.“ Ein Grundzug des amerikanischen Staatshaushaltes, nämlich sein außerordentlich inniger Zusammenhang mit dem Volkscharakter und der politischen Geschichte Nordamerikas, welcher Zusammenhang in dem genannten Werke glänzende Darstellung gefunden hat, ist auch in der neuesten Zeit lebhaft hervorgetreten.

Wie schwersällig jener amerikanischen Elasticität gegenüber die europäischen, insbesondere die deutschen Staatshaushalte dastehen, das zeigen am klarsten die langwierigen und mühsamen Arbeiten, die Besorgnisse und Nergeleien unserer Parlamente, so oft es gilt, auch nur minder bedeutende Aenderungen der Finanzgesetzgebung vorzunehmen. Mit welcher ängstlicher Behutsamkeit ging man in Sachsen seit 1874 an die Einführung der allgemeinen Einkommensteuer, obwohl es sich dabei bloß um einen vermuthlichen Reinertrag von 12 Millionen Mark (gegenüber einem gesammten Volkseinkommen von 1032 Millionen) handelte! Und bei der bayerischen Steuerreform des Jahres 1880 hatte die Volksvertretung nicht den Muth, aushilfsweise das Princip der allgemeinen Einkommensteuer anzunehmen, obwohl dasselbe schon von der Regierung in möglichst vorsichtiger Form vorgeschlagen war!

Wer den Verhandlungen der europäischen Volksvertretungen folgt, gewinnt wohl die Ueberzeugung, daß die finanziellen, und insbesondere die Steuerfragen nirgends zu längeren und eifrigeren Verhandlungen, zu kläglicheren Schmerzensschreien führen, als gerade in Deutschland. Ein muthiges Experiment auf dem finanziellen Gebiete hat nirgends mit mehr ängstlichen Zweifeln, mit mehr einseitigen Klasseninteressen zu kämpfen als hier. Haben wir wahrhaftig Grund dazu? Betrachten wir doch die Budgets eines der letzten Jahre und sehen wir nach, wie es mit der Gesamtbelastung der großen Culturnationen ausieht!

Nach diesen Budgets stellt sich der jährliche Bruttoertrag an directen und indirecten Steuern, einschließlic der Gebühren, wie folgt:

| in:                                      | Jahr:   | Bruttoertrag in<br>Millionen Mark: | pro Kopf der Be-<br>völkerung Mark: |
|------------------------------------------|---------|------------------------------------|-------------------------------------|
| Deutsches Reich (nebst<br>Einzelstaaten) | 1879/80 | 717,9                              | 16                                  |
| Frankreich                               | 1879    | 1907,9                             | 51                                  |
| Großbritannien                           | 1878/79 | 1417,4                             | 41                                  |
| Italien                                  | 1878    | 794,1                              | 28                                  |
| Oesterreich-Ungarn                       | 1879    | 949,9                              | 24                                  |
| Vereinigte Staaten                       | 1878/79 | 1130,2                             | 23                                  |

Diese Ziffern fordern gewiß selbst den Laien zu einer formalen Kritik heraus. Wie — möchte man sich fragen — sollen wirklich im Deutschen Reiche und seinen Einzelstaaten zusammen absolut und relativ weniger Steuern gezahlt werden, als in Italien, in Oesterreich-Ungarn und in Nordamerika, von Frankreich und England gar nicht zu reden?

Es ist in der That so. Um übrigens einer solchen formalen Kritik gegenüber die Verantwortlichkeit gleich auf die richtigen Schultern zu schieben, sei nur erwähnt, daß die vorstehenden Zahlen nach den finanzstatistischen Tabellen des Gothaischen genealogischen Taschenbuches, Jahrgang 1880, berechnet sind. Diese Quelle, deren Zuverlässigkeit sich eines Beltrufs erfreut, giebt den Nettoertrag der directen und indirecten Steuern auf den Kopf der Bevölkerung an, wie folgt: Frankreich 46,<sub>0</sub>; Großbritannien 39,<sub>2</sub>; Italien 26,<sub>8</sub>; Oesterreich 24,<sub>4</sub>; Ungarn 18,<sub>0</sub>; Deutsches Reich 14,<sub>0</sub> Mark. Für unsern Zweck ist jedenfalls der Bruttoertrag das Entscheidende, denn er, nicht der Nettoertrag allein ist es, was als Steuerlast auf die Bevölkerung drückt.

Die verhältnismäßig geringe Belastung mit Staatssteuern, über welche sich der Deutsche zu beklagen hat, steht vor Allem im Zusammenhange mit dem Umstande, daß die deutschen Staaten bei weitem am meisten unter allen europäischen Ländern aus Domänen und Forsten, Berg- und Hüttenwerken, Staatsverkehrsanstalten zc. beziehen. So viel zwar, daß im Deutschen Reiche nur 53 Procent der Nettoausgaben durch Steuern gedeckt werden müssen, in Frankreich dagegen fast 91 Procent.

Greift man insbesondere die directen Steuern als diejenigen heraus, die wenigstens von der öffentlichen Meinung als besonders drückend bezeichnet werden, so tritt allerdings Nordamerika gegen alle europäischen Länder bedeutend zurück. Denn der Bruttoertrag an directen Steuern beträgt für den Kopf der Bevölkerung in:

|                                 |           |                              |            |
|---------------------------------|-----------|------------------------------|------------|
| den deutschen Staaten . . . . . | 5,9 Mark, | Italien . . . . .            | 10,9 Mark, |
| Frankreich . . . . .            | 9,8 "     | Oesterreich-Ungarn . . . . . | 9,0 "      |
| Großbritannien . . . . .        | 8,4 "     | Vereinigte Staaten . . . . . | 3,3 "      |

Man würde nun freilich weit irre gehen, wollte man ohne Weiteres diese Ziffern in Vergleichung bringen. So wie sie da stehen, sind sie völlig unvergleichbare Größen. Denn wie sehr ein Volk durch das öffentliche Leben belastet wird, das drückt sich ja nicht allein in der Höhe der Staats- und Reichssteuern aus, sondern auch in jenen Steuersummen, welche für Provinzial-, Kreis-, Districts- und Gemeindehaushalte erhoben werden. Sie genau auszumitteln, wäre jedoch eine Danaidenarbeit. Einige Fingerzeige bezüglich der Höhe dieser öffentlichen Lasten mögen hier aber doch gegeben werden.

Wenn auch die von jenen kleineren Haushalten erhobenen Steuern nicht die Höhe der Staatssteuern erreichen, so sind sie doch immerhin sehr fühlbar, namentlich dort, wo die steuerzahlende Bevölkerung Grund hat, sie mit den directen Staatssteuern zu vergleichen. So betragen im Jahre 1876 in Preußen die Localabgaben — abgesehen von den Leistungen für Provinzial- und Kreisverbände — 139 Mill. Mark, demnach für den Kopf der Bevölkerung weitere 5,40 Mark (Zeitschrift des preussischen statistischen Bureau's, 1878, XLVI); während in Bayern — ebenfalls abgesehen von Kreisumlagen — auf den Kopf der Bevölkerung noch 4,40 Mark Districts- und Gemeindeumlagen treffen (Zeitschrift d. bayr. stat. Bureau's, 1880 I. S. 29). In mehreren anderen Culturländern Europas aber ist die Besteuerung durch die Provinzial- und Localverwaltungen noch weit größer. Sie betrug u. A. in Frankreich im Jahre 1876 an Abgaben der Departements 148 Mill. Fr., der Gemeinden 147 Mill. Hierzu kommt der in den Städten

erhobene, sehr drückende Octroi, welcher 1879 auch noch 126 Mill. Fr. betrug. Eine Summirung dieser Abgaben ergibt für Frankreich etwa 9 Mark pro Kopf. (Zeitschr. d. preuß. stat. Bur. a. a. O. XXXVII.) In Italien betragen 1872 (nach Kolb, vergl. Statistik, 7. Aufl.) die Steuerbeiträge der Provinzialbudgets 52 Mill. Lire, jene der Gemeindebudgets 95 Mill., demnach über 4 Mark pro Kopf. Noch weit höher stellen sich die Localabgaben in Großbritannien und Irland, wo sie im Jahre 1873/74 (nach Statistical abstract from 1865/79) 29 Mill. Pfund Sterling, also für den Kopf der Bevölkerung 17 Mark betragen.

Die Vereinigten Staaten sind indessen in Bezug auf communale und einzelstaatliche Ausgaben nicht hinter Europa zurückgeblieben. Dort tritt das allgemeine Staatsbudget hinter die Budgets der Localverwaltungen beträchtlich zurück. Zur Zeit des Censur von 1870 betragen in den Vereinigten Staaten die Steuern für die Einzelstaaten 291, für die Grafschaften 323 und für die Städte 390 Millionen Mark, zusammen 1005 Millionen, also für den Kopf der Bevölkerung über 25 Mark.

Fügt man die Summen dieser Landes-, Provinzial- und Communalsteuern noch den eigentlichen Staatssteuern zu, so erhöht sich die Gesamtbelastung für den Kopf der Bevölkerung in Deutschland auf etwa 20—21, in Frankreich auf circa 60, in Großbritannien auf etwa 58, Italien 32, und in den Vereinigten Staaten auf 46 Mark.

Aber selbst mit diesen Zahlen ist der eigentliche Steuerdruck noch keineswegs meßbar geworden. Denn wer sagt uns, welche Belästigung jede Steuermark auf den Deutschen, Franzosen, Engländer oder Amerikaner ausübt? Und wer könnte insbesondere bemessen wollen, wie sich der Druck, den eine indirect erhobene Steuermark ausübt, verhält zu dem einer direct erhobenen? Hinsichtlich der ersten dieser Fragen ist noch einigermaßen eine Antwort möglich.

Dem Congreß der Vereinigten Staaten wurden unlängst von den amerikanischen Consuln in Europa Berichte über die durchschnittliche Höhe der Arbeiterlöhne, sowie über die Lebensmittelpreise in den europäischen Ländern erstattet. Diesen Berichten (Zeitschr. d. preuß. stat. Bureaus, 1879) ist zu entnehmen, daß die Löhne in New-York durchschnittlich 2—3 mal so hoch sind als in den Ländern des europäischen Continents. Der Wochenlohn für Maurer und Schuhmacher beträgt in New-York 48—72, für Schneider 40—72, für gewöhnliche Tagelöhner 24—36 Mark. Dabei sind jedoch die Nahrungsmittel in New-York keineswegs in entsprechendem Maße theurer.

Berücksichtigt man diesen Umstand, so muß die auf dem Amerikaner durchschnittlich liegende Steuerlast ganz beträchtlich in sich zusammensinken. Auf der anderen Seite kann es aber nicht zweifelhaft sein, daß die längere Steuergewöhnung in den europäischen Ländern auch Vieles zur Erleichterung der Steuerlast beiträgt.

Es kommen aber noch manche andere Umstände hinzu, welche ziffermäßige Vergleichen immer illusorischer erscheinen lassen. Ein solcher Umstand ist die ungleichmäßige Vertheilung der Steuerlast auf die verschiedenen Einkommensklassen. In den Vereinigten Staaten konnte man sich den demokratischen Luxus gestatten, bei der während des Bürgerkriegs als Unionssteuer aufgelegten Grundsteuer das kleine Eigenthum steuerfrei zu lassen. Dieser demokratische Grundsatz findet auch bei der amerikanischen Einkommensteuer Anwendung. Offenbar muß ein Steuer-

system, welches in energischer Weise die geringeren Einkommen schont, auch bei höherer Durchschnittssumme der Steuerlast noch erträglich befunden werden.

Auch hinsichtlich der Consumsteuern sind die Angehörigen der Vereinigten Staaten im Vortheile vor jenen der meisten europäischen Großstaaten. Der Bruttoertrag der amerikanischen Consumsteuern (Steuern auf Tabak, Salz, Zucker, Getränke etc.) wird weit übertroffen in Frankreich, Großbritannien, Rußland, Oesterreich-Ungarn und (im Vergleich mit der Bevölkerung) auch in Italien. Nur hinsichtlich der Zolleinnahmen überragt die Republik jeden europäischen Staat ganz bedeutend. Denn das Zollerträgniß stellt sich (Brutto) in den genannten Jahren auf:

|                           |               |                              |              |
|---------------------------|---------------|------------------------------|--------------|
| Deutsches Reich . . . . . | 114 Mill. Mk. | Oesterreich-Ungarn . . . . . | 53 Mill. Mk. |
| Frankreich . . . . .      | 203 " "       | Rußland . . . . .            | 241 " "      |
| Großbritannien . . . . .  | 409 " "       | Vereinigte Staaten . . . . . | 570 " "      |
| Italien . . . . .         | 93 " "        |                              |              |

Daß ein Steuerhystem, welches das Hauptgewicht auf gut eingerichtete Finanzzölle legt, jedem anderen vorzuziehen sei, wird zwar Niemand als finanzwissenschaftliches Dogma aufstellen wollen. Daß es aber seine großen Vorzüge hat, wird auch Niemand leugnen können.

Und in einer Hinsicht steht der Haushalt der Republik weit voran. Er ist auf das Innigste verwebt mit einer nationalen Reichthumsproduction, welche alle Anstrengungen des gealterten Europa zu Schanden macht. Wenn die Vereinigten Staaten im Jahre 1878/79 um 378 Millionen Dollars mehr Waaren nach Europa sandten, als sie umgekehrt empfangen, so sagen wir uns kopfschüttelnd: Die Thatfache muß ich glauben, weil sie in amtlichen Berichten enthalten ist; aber die Möglichkeit ist schwer zu begreifen! Und wenn dieser Geschäftsbetrieb zweier Welttheile auch ein oder ein paar Jahre fortbauern kann: wie lange soll er währen? Womit sollen wir auf die Dauer diese kolossale Werthdifferenz bezahlen? Steigen etwa jene Waaren, welche Europa als Zahlung dafür nach Amerika sendet, auf dem Wege vom Hafenzollamt bis zur Feder des Handelsherrn, die mit ihren europäischen Lieferanten abrechnen, um 378 Millionen Dollars im Preise? Das wäre nur ein Beweis für die glänzende Begabung der Yankee-Kaufleute, die ja den „Dollar ihrer Väter“ gut zu behandeln wissen. Oder ist jene Differenz ein Ausdruck für die Rückzahlung amerikanischer Staatsschulden, deren Obligationen sich in europäischem Besitze befanden?

Es giebt noch eine andere Art der Bezahlung. Nach der Berechnung von F. Kapp (Ueber Auswanderung. 1871. S. 19) sendet Europa durch seine Auswanderer täglich einen Werth von rund einer Million Dollars nach den Vereinigten Staaten. Das entspricht genau jenem Guthaben der Amerikaner aus der europäisch-amerikanischen Handelsbilanz. Ist das die Gut- und Blutsteuer der alten an die neue Welt? Die Steuer, welche wir bezahlen für das, was wir voraushaben: für unsere ruhmreiche Geschichte, für unsere alte Civilisation, für unsere zwanzig Nationalitäten und vor allem für unsere Ueberbevölkerung, die ja mit all' dem verwachsen ist?

Daß nicht Alles Gold ist, was aus dem Haushalte jenseits des großen Wassers herüberglänzt, wollen wir nicht leugnen. Der kleine Bauer, der bei uns

über seine hohe Grundsteuer und seine quälenden Gemeindeumlagen klagt, würde vielleicht als Farmer in Minnesota oder Wisconsin nicht weniger klagen, wenn er einmal innegeworden wäre, in welcher raubgieriger Weise er von den Eisenbahnkönigen besteuert wird, deren Waggons er seinen Weizen anvertrauen muß. Und wenn es zur Ziffer zu bringen wäre, welchen Druck das Aemterausbeutungssystem der Vereinigten Staaten ausübt, würden wohl auch die Summen, welche die europäischen Nationen für ihre kostspieligen Verwaltungsmaschinen ausgeben, noch sehr zusammenschrumpfen. Das, worauf es jedoch hauptsächlich ankommt, ist aber alles dieses nicht; sondern das ist die verschiedenartige Erwerbsfähigkeit hüben und drüben. Sie aber spottet jeder Ziffer.

## Autothronen und Touristen.

Ein Bergidyll

von

Alfred Hartmann.

(Fortsetzung.)

7. Capitel.

### Der Menschenfattel.

Sir Jeremy Whalebone ließ sich's nicht träumen, daß das Blut von seinem Blute, Master Oliver, den ganzen Sonntag Nachmittag mit den Schützen und Sängern gezechet und mit ihren Schönen getanzt hatte. Oliver begann Geschmack an dem Verglehen zu finden. Er begab sich häufig nach dem Sennenhaus. Den zottigen Bären hatte er bald kirre gemacht; auch Höschen und Lieschen verloren allmählig ihre Scheu und ließen sich zuweilen herbei, mit dem bildhübschen jungen Engländer, der beinahe noch ein Knabe war, zu schäkern. Zu Frik hatte Oliver eine eigentliche Leidenschaft gefaßt. An freien Augenblicken mußte Jener mit dem jungen Gentleman entweder wettjchießen oder demselben die Regeln und Handgriffe der edeln Schwing- und Ringkunst zeigen oder sich von ihm im Bogzen unterrichten lassen.

Indessen studirte Sir Jeremy, durch die Heldenthaten der Alpenklubisten unter seinen Landsleuten aufgestachelt, an einer großartigen Gebirgsexpedition. Etwa zwei oder drei Stunden vom Jungferstein entfernt, befand sich an einer steilen Felswand eine Höhle, das Drachenloch genannt. Diese selten besuchte Höhle wollte der englische Herr exploriren. Der Weg dahin war nicht der beste; er führte durch Sumpf und steile Geröllhalben hinan und hatte sogar seine schwindligen Felspartien. Nichtsdestoweniger drang Miß Arabella darauf, an dem Ausflug theilzunehmen. Der Herr Vater willigte ein unter der Bedingung, daß sich die junge Dame eines Tragessels bediene.

Die Sache hatte aber ihren Haken.

Der Weg nach dem Drachenloch war so beschaffen, daß ein gewöhnlicher Tragessell weder von zwei hintereinandergehenden Trägern, noch von zwei solchen, welche nebeneinander gingen, befördert werden konnte.



Sir Jeremy hielt über diese heikle Frage mehrere ernste Besprechungen mit dem Kurwirth, Herrn Hühnerwadel. Derselbe brachte eines kühlen Morgens seinem Gaste ein „Näf“, eines jener Traggestelle, auf denen die Sennen ihre Butter, ihren Käse und andere Milchproducte zu Thale und ihre Einkäufe im Thal zu Berge tragen.

„Das ist Ihre Sache, Sir,“ — sagte er triumphirend. „Miß Arabella setzt sich auf dieses Brett, wo sonst der Butterkorb seinen Platz hat. Auf diese Weise kann die junge Dame ohne Ermüdung und Gefahr auf den steilsten und schmalsten Ziegenpfaden fortgebracht werden.“

„Well! Very well! Aber was trägt das reff?“

„Jrgend ein kräftiger Burche, welcher es gewohnt ist, seine zwei Centner bergauf, bergab zu schleppen. Für Geld und gute Worte wird sich gewiß ein solcher finden lassen.“

„Vielleicht das Frederic Tobacco?“

Herr Hühnerwadel besann sich eine Weile.

„Möglich! Der blinde Senn ist's eingegangen, mir den Fritz als Führer oder Träger zu überlassen, so oft ich ihn brauchen sollte. Was der alte Tubad zugesagt, davon geht er nicht mehr zurück.“

„Well! Very well! Das junge Tobacco soll tragen Miß Whalebone. Ich bezahle ihm dafür Two pounds. Aber zuerst ich will lassen machen eine Verbessertheit an dieses Menschenattel.“ . . . .

Herr Hühnerwadel ging selbst nach dem Sennenhaus hinüber, den Fritz als Träger zu bestellen. Er wandte sich nicht an Fritz selber, sondern an den Vater, wohl wissend, daß derselbe, trotz seiner Blindheit, das Regiment führe, selbst über den erwachsenen Sohn.

Der alte Tubad schien nicht besonders einverstanden zu sein.

„Seid kein Thor, Vater Tubad,“ — redete ihm der Kurwirth zu. „Bedenket, daß der Engländer zwei Pfund bezahlen will. Zwei Pfund sind nicht mehr noch weniger als fünfzig Franken.“ . . . .

Aber der blinde Senn schüttelte verneinend den Kopf.

„Fritz hat sich schon mehr als genug mit diesen Engländern eingelassen und bereits einmal seine ganzen Knochen eingesetzt. Jetzt sitzt ihm der junge Springinsfeld jeden Tag auf der Haube . . . das gefällt mir nicht.“

„Ich glaubte auf Euer gegebenes Wort bauen zu dürfen,“ — entgegnete der Wirth im Tone vorwurfsvoller Enttäuschung. „Ihr verspricht es, mir den Fritz als Führer oder Träger zu überlassen, so oft ich dessen bedürftig sei. Ein andermal will ich es schriftlich machen.“ . . . .

„Versprochen?“ — frug der Blinde sich besinnend.

„Freilich habt Ihr! Soll ich Euch Eure eigenen Worte wiederholen? Der Fritz mag sich meinetwegen schleifen lassen, — so habt Ihr damals gesagt, als ich bei Euch anfrag.“

„Ja, so ist's! Er soll kommen. Es wird ihn nicht tödten, solche leichte Waare, ein Weibsvölchen, welches kaum seinen Centner wiegt, nach dem Drachenschloch hinauf zu tragen“ . . . .

Fritz selber wurde nicht gefragt.

Mit der angewandten Kriegslift wohl zufrieden, welche ihn so schnell zum Ziele geführt hatte, lehrte Herr Hühnerwadel nach dem Jungferstein zurück. „Man muß Jedem bei seiner schwachen Seite zu fassen wissen,“ — sagte er zu sich selbst. Die schwache Seite des blinden Tuback war das gewissenhafte Halten des einmal gegebenen Wortes . . .

Sir Jeremy ließ einen Stellmacher aus der nächsten Stadt kommen, um durch denselben nach eigenen Angaben ein „Räf“ oder, wie er sich auszudrücken beliebte, einen Menschenfattel mit einigen selbst erfundenen „Verbessertheiten“ verfertigen zu lassen. Die „Verbessertheit“ bestand hauptsächlich darin, daß der Sitz möglichst einem englischen Damensattel nachgebildet werden sollte.

Sobald der Sattel fertig war, wurde der Tag festgesetzt, an welchem der Ausflug stattfinden sollte. An denselben wollten nebst Sir Jeremy, Master und Miß Whalebone, auch Fräulein von Wangenheim, Dr. Ismael, Reverend Holyday und ein Franzose, Monsieur Chasselloup, theilnehmen.

Als Friß erfuhr, welche Rolle ihm dabei zugetheilt werden sollte, kam ein gemischtes Gefühl über ihn. Einerseits war es ihm widerlich, mit dem hochbeinigen alten Engländer noch einmal in Geschäftsverkehr zu treten und denselben gegen Bezahlung zu Diensten zu sein. Andererseits sah er dabei seinen geheimen Wunsch erfüllt, den er sich selbst nicht gern eingestand, dem bildschönen Mädchen, dem er das Leben gerettet hatte, noch einmal näher treten zu dürfen. Daß ihm dabei etwas zugemuthet wurde, was seine Ehre oder Menschenwürde verletzte, dafür hatte er keinen Sinn.

Master Oliver schüttelte dazu mißbilligend den Kopf. Er konnte den Freund, welcher früher seinem Vater gegenüber sich so gentlemanlike benommen hatte, nicht begreifen.

„Ich für meinen Theil“ — eiferte er — „würde mich lieber in Stücke reißen, als wie ein Reithier satteln und besteigen lassen.“

„Warum?“ entgegnete Friß. „Es ist mir schon manche schwere Last aufgepackt worden und ich mußte sie tragen, wo sie hin sollte, mocht' ich wollen oder nicht. Ob die Last ein Käse oder eine Bürde Holz oder ein Mensch ist, was kommt's darauf an? . . . Und wenn's danu gar ein solcher Engel ist, dem nur die Flügel mangeln!“ . . . Letztere Worte sagte er jedoch ganz leise zu sich selber und während er sie dachte, stieg ihm das rothe Blut in die Wangen.

Master Oliver zuckte die Achseln und konnte sich nicht enthalten, die Worte hinzuwurfeln:

„Aber um's Geld!“

Friß sagte lachend: „Unsereins vermag nicht aus den Zinsen zu leben. Wenn Einer reich genug ist, mir fünfzig Franken anzubieten, eine Bürde von hundert Pfund nach dem Drachenloch hinauf zu tragen, so bin ich nicht so dumm, aus Hochmuth nein zu sagen.“

„Not gentlemanlike!“ brummte Oliver durch seine weißen Zähne und wandte seinem Freunde in der Seemannsjacke unmuthig den Rücken.

Das Wetter ließ sich prächtig an. Die Sonne schien hell und warm; der Himmel war wolkenlos und tiefblau, höchstens daß an einigen fernen Juraspitzen da und dort ein paar träge Nebel kleben blieben.

Nachdem man sich allseitig mit einem kräftigen Lunch gestärkt, war die Karawane zum Aufbruch bereit. Sir Jeremy Whalebone von Kopf zu Fuß in ungebleichte Steifleinwand gekleidet, auf dem Kopf einen hohen grauen Cylinder und in der Rechten einen langen Alpenstock tragend; Reverend Holyday, Fräulein von Wangenheim und Dr. Ismael sämmtlich ebenfalls mit Bergstöcken bewaffnet; der Franzose, Monsieur Chasseloup, in Seidenhut, schwarzem Sammetröckchen, weißer Weste und ebensolchen Beinkleidern, führte statt des Alpenstevens ein leichtes Spazierröckchen . . . Miß Arabella im bequemen Reitkleid und Rembrandthut war reizender denn je. Master Oliver mit schottischer Mütze und schottischem Plaid, hatte sich mit einer Strickleiter und einem Paar Pechsäcken befrachtet, die geheimnißvolle Höhle gründlich zu untersuchen. Am sonderbarsten von Allen sah Fritz Tuback aus mit dem in einen Menschenfattel umgewandelten „Raf“.

Der Stellmacher war zwar auf die Idee Sir Jeremy's eingegangen, hatte aber auch Einiges von dem Seinigen dazugehan. Der Menschenfattel sah nun so ziemlich einem Kameelfattel ähnlich, wie dieselben im Orient gebräuchlich sind.

Damit es der Reiterin zur Möglichkeit wurde, den Sattel zu besteigen, mußte derselbe auf den Boden gestellt werden; mit Hilfe eines Schemels konnte sie sich dann auf den ziemlich bequemen Sitz schwingen. Fritz, auf die Erde knieend, schlüpfte mit den Armen in die Tragbänder. Als er sich erhob, ragte Arabella, gleichsam auf einem lebendigen Thron sitzend, hoch über alle Häupter.

Die sämmtliche Bewohnerchaft des Jungfernsteins, Gäste sowohl, als dienende Geister, hatten sich als neugierige Zuschauer um die Gruppe versammelt und begrüßten nun das noch nie dagewesene Bild mit einem dreimaligen, schallenden Hurrah.

Es war in der That eine eigenthümliche, zum Theil lächerliche, zum Theil denn doch reizende Erscheinung: der wie ein junger Hercules gebaute Fritz mit dem dunklen Kraushaar und, hoch über seinen Schultern thronend, das schöne Kind Albions; er stolz einhergehend, als fühle er die Last kaum, die er trug, — sie mit einem halb schelmischen, halb verschämten Lächeln . . .

„Zu solchem Dienste würde sich ein Franzose niemals hergeben und wäre er ein Bettler,“ bemerkte Monsieur Chasseloup, indem er sich sein Pince-nez auf der Nase zurechtstreckte. „L'honneur français würde sich dagegen sträuben.“

„Que voulez-vous“, erwiderte Dr. Ismael, der semitische Kosmopolite. „Point d'argent, point de Suisses . . . . Wissen Sie aber auch, was jener Schweizeroberst dem Herrn Duc erwiderte, der ihm vorwarf, die Schweizer kämpften um's Geld, die Franzosen um die Ehre? Sachez, Monseigneur, — chacun aspire à ce que lui manque.“ . . .

„Ich werde bezahlen dafür two pounds,“ bemerkte Sir Jeremy.

Fräulein von Wangenheim lispelte etwas von verletzter Menschenwürde. Zuweilen brach, beim Anblick des sonderbaren Rittes, die ganze Gesellschaft mit Ausnahme Sir Jeremys in ein nur halb unterdrücktes Richern aus.

Fritz war keineswegs so dumm, daß er nicht merkte, wovon die Rede und weshalb die allgemeine Heiterkeit.

„Lacht nur,“ — dachte er. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten,“ — und schritt rüstig voran, während Arabellas langer blauer Schleier seine Wangen und ihr Reitkleid seine Schultern streifte.

Fritz mußte etwas, wovon die Anderen keine Ahnung hatten, — er wußte, was die Paar kleinen Nebel, welche da und dort an einer Bergspitze klebten, zu bedeuten hatten.

Auch Jean, das Factotum und der bewährte Wetterprophet des Jungferneins, wußte es und hatte es rechtzeitig dem Herrn Hühnerwabel ins Ohr geflüstert: „Bevor es Abend wird, bekommen wir ein Gewitter und zwar ein solches, das sich gewaschen hat.“ . . . .

Herr Hühnerwabel hatte, ebenfalls rechtzeitig, seinen englischen Gast darauf aufmerksam gemacht; aber Sir Jeremy ließ sich durch eine solche Einrede nicht von dem einmal Beschlossenen abwendig machen.

„Ich wollen kein Gewitter,“ erwiderte er und hiermit war die Sache abgethan.

Warum theilte Fritz Niemanden mit, was er wußte? Die spöttischen Blicke und Reden, welche ihm und der Rolle galten, welche ihm zugetheilt worden, hatten einen heimlichen Zorn in ihm angefaßt. Er mochte es der ganzen Gesellschaft von Herzen gönnen, gründlich durchnäßt zu werden. Aber das zarte Jüngferchen? Was hatte die Miß ihm zu Leide gethan?

„Für die will ich schon sorgen,“ — dachte Fritz bei sich selber und schritt mit seiner süßen Last voran; die Anderen alle, je nach ihren Kräften, langsamer oder schneller hintennach.

Eine gute Strecke führte der Weg einer sanft ansteigenden Bergmulde entlang über weichen Rasen. Da hatte es keine Noth. Die Gesellschaft blieb so ziemlich beisammen. Der Bitte Arabellas willfährig, blieb Fritz von Zeit zu Zeit stehen, um den Nachkommenden Zeit zu lassen.

Dann kam der Wald, durch welchen ein zur Abfuhr des geschlagenen Holzes dienender Weg führte. Hier ging's schon schlimmer. Es waren sumpfige Stellen zu überschreiten, wo die solcher Gebirgswanderungen Ungewohnten stecken zu bleiben Gefahr liefen. Am schlimmsten kamen Monsieur Chasseloups weiße Beinkleider dabei weg. Fräulein von Wangenheim, welcher es, Dank der Führung des Dr. Ismael, in den meisten Fällen gelang, auf Umwegen die Sümpfe zu umgehen, versank nur ausnahmsweise bis über die Knöchel in dem Moor. Sir Jeremy, von Gestalt einem langbeinigen Sumpfvogel ähnlich, schritt in grader Linie durch Dick und Dünn. Oliver, welcher in Erfahrung gebracht, daß sich in dieser Gebirgswaldung zuweilen Auerwild aufhalte, versuchte es, mittelst Flankenmärschen in das Dickicht hinein zu bringen. Reverend Holyday hatte den bessern Theil erwählt und war am Eingang des Waldes zurückgeblieben, um dort auf die Rückkehr der Gesellschaft zu warten. Fritz, solcher Wege gewohnt, ging mit seiner Last dem schlimmen Waldpfad entlang sichern Schrittes vorwärts, den Fuß, wo es am schlimmsten war bald auf einen Stein, bald auf eine Baumwurzel setzend, als ginge es auf einer gepflasterten Straße.

Lange vor den Anderen langte er auf der ersten Haltestelle an, dem Kesslerboden, sogenannt, weil an diesem einsamen Orte Zigeuner, Kesselslicker und anderes heimatloses Volk häufig ihr Stellbischein hatten.

Es war ein heimliches, reizendes Plätzchen, sanft gegen Mittag geneigt, zu drei Seiten von Wald umgeben, gegen Norden an eine steile Geröll- und Felsenwand sich lehrend. Allerlei seltene und zierliche Bergblumen waren dort zu finden: dunkelblaue Genzianen, schlanke Berglilien, die kleine braune, nach Vanille duftende Orchis, von den Sennen „Brändel“ genannt, und das violette „Hasenöhrchen“, cyclamen europaeum. Eine Menge der schönsten Erdbeeren streckten am Waldrand ihre scharlachrothen Häubchen aus dem kurzen, dunkelgrünen Rasen.

Als Fritz mit seiner Reiterin aus dem Walde heraustrat, stieß dieselbe einen Ausruf freudiger Bewunderung aus. Sie bat ihren Träger, sie absteigen zu lassen. Derselbe ließ sich sorgsam auf das Knie nieder und flink wie ein Sackhäschen sprang das Mädchen aus dem Sattel zur Erde.

„I thank you!“ — und reichte dem Sennen, der sich wieder erhob, freundlich lächelnd die zarten Fingerspitzen. Dann machte sie sich daran, die schönsten und seltensten Blumen, welche sich ihr zeigten, zu pflücken.

Fritz schaute der jungen Dame eine Weile, in stille Bewunderung verjunken, zu, dann machte auch er sich an die Arbeit. Aus einigen Binsen und einigen Blättern verfertigte er in kürzester Zeit ein zierliches Körbchen, eine Kunst, welche er als Knabe vorbeiwandernden Zigeunern abgesehen. Dann ging er, dasselbe mit den schönsten, größten und reifsten Erdbeeren, welche in Menge vorhanden waren, zu füllen.

Arabella hatte indessen am höchsten Punkt des Keßlerbodens, unmittelbar am Fuße der Felsen, auf einem heruntergestürzten mit Moos bewachsenen Kalksteinblock einen bequemen Sitz sich auserkoren, von welchem aus ein reizender Ausblick über den tieferstehenden Wald und auf den fernen Alpenkranz sich bot. Dort begann sie, ihre Blumen zu zierlichen Sträußchen zu binden.

Klopfenden Herzens, bis zum Scheitel erröthend, trat Fritz an das schöne Mädchen heran, demselben die gesammelten Erdbeeren anzubieten.

Arabella konnte sich bei dem Anblick der prächtigen, romantisch duftenden Beerenfrüchte eines kleinen Aufschreis bewundernder Ueberraschung nicht erwehren. Dann nahm sie das gutgemeinte Geschenk freundlich entgegen. Nach einigem Zögern ergriff sie eines der von ihr gewundenen Blumensträußchen, Immortellen, blaue großblumige Genzianen und duftende braune Brändel, erhob sich und heftete den Strauß mit ihren zarten weißen Händen dem jungen Sennen an die kurzärmelige Rührerjacke.

Als ihre Fingerspitzen ihn berührten, durchzuckte es ihn, gleich einem elektrischen Schläge. Dazu sähelte der süße Hauch ihres Mundes seine glühende Wange und ihre weichenblauen Augen schauten schalkhaft in die seinen.

Es war nur ein kurzer Augenblick; dann setzte sie sich wieder auf ihre Moosbank, schweigend mit dem Sträußchen fortzufahren.

Fritz hätte aus lauter wonniger Verlegenheit in die Erde versinken mögen. Er war sonst feck genug. Wäre es ein Landeskind gewesen, welches ihm den Strauß angeheftet, so hätte er es zum Dank mit dem Arm umfangen und demselben einen herzhaften Kuß auf den rothen Mund gedrückt. Aber diesem zarten feinen Wesen gegenüber, welches aus einer anderen fremden Welt gekommen schien, diesem Mädchen

gegenüber, welches so ganz anders war als die Töchter des Landes, fühlte er eine eigene ehrfurchtsvolle Scheu. . . .

Zum Glück trat gerade die zurückgebliebene Gesellschaft aus dem Wald in die Lichtung heraus.

Als man sich nun gegenseitig anblickte, erfolgte ein allgemeines Gelächter. Es sahen Alle aus, als wären sie bis zu den Waden oder weiter hinauf in Schokolade getaucht worden.

Der Vorschlag ein Feuer anzuzünden, um sich die Füße zu trocknen und zugleich das mitgenommene Jägermahl zu verzehren, wurde mit Acclamation angenommen und sogleich ins Werk gesetzt. Der Proviantkorb war selbstverständlich ebenfalls dem Fritsch aufgepackt worden.

Nachdem das Feuer angemacht war und als die ganze Gesellschaft sich um dasselbe gelagert hatte, wollte sich der Träger und Führer verlegen bei Seite drücken. Da flüsterte die Miß ihrem Bruder ein paar Worte zu; der faßte den Fritsch am Arm und zog ihn an seine Seite, rufend:

„Keine Dummheiten machen, Frederic Tobacco! Auf den Bergen wohnt die Freiheit, sagt Euer Dichter. Hier oben sind wir alle Republikaner.“

Fritsch mußte, er mochte wollen oder nicht, mit der vornehmen Gesellschaft den Imbiß theilen. . . .

Jedermann griff herzhaft zu. Der Gang in dieser reinen, ozonreichen Bergluft hatte Alle hungrig und durstig gemacht. Braten, Schinken, Semmel verschwand in kürzester Zeit und auch den paar Flaschen mitgenommenen Weines ward tapfer zugesprochen. Nicht ohne heimliche Genugthuung bemerkte der junge Senne, daß sich Arabella mit den Erdbeeren begnügte, welche er für sie gepflückt hatte. Er selber fühlte weder Hunger noch Durst. Er hatte vor dem Aufbruch zu Hause sein gewohntes Mittagsmahl gehalten; seither hatte er an Anderes zu denken gehabt, als an Essen und Trinken. Das bisschen Tragen hatte seine Kräfte nicht mehr in Anspruch genommen, als jede andere Arbeit, die er indessen verrichtet hätte.

Weber Sir Jeremy Whalebone, noch sonst Jemand unter der Touristengesellschaft nahm es wahr, daß während dieses ländlichen Mahles der Himmel sich allmählig in bedenklichem Maße verbüsterte. Leuchteten ja die Schneegebirge am südlichen Horizont in unverändertem Glanze. Ein plötzlicher Windstoß, ein Donner Schlag schreckte die ahnungslos Schmausenden auf.

„Ein Gewitter!“ . . . .

„Es sitzt uns schon auf dem Nacken,“ bemerkte Dr. Jesael. „Suchen wir uns nach Möglichkeit zu schützen, vielleicht geht dasselbe ebenso schnell über uns weg, als es gekommen.“

Einige suchten Schutz im nahen Walde; Andere am Fuße der überhängenden Felsen; die Dritten hinter den gewaltigen, im Laufe der Zeiten vom Gebirgskamm heruntergestürzten Blöcken.

„Wo ist Miß Whalebone? Wo ist meine Tochter?“ rief plötzlich, das Brausen des Windes übertönend, mit ängstlicher Stimme Sir Jeremy.

Sie war nirgends mehr zu sehen.

Fräulein von Wangenheim erinnerte sich, daß Arabella gesagt, sie wolle ein Stück Weges vorausgehen, die steifgewordenen Glieder wieder gelenkig zu machen.

Urpflöglich verhüllte ein dichter grauer Nebel, von einer Windsbraut daher-gejagt, den Keflerboden. Man konnte keine zehn Schritte weit sehen. Dazu heulender Wind, rollender Donner, niederprasselnder Hagel. Rechts und links schlug der Blitz ein.

„Arabella! Arabella!“

Keine Antwort . . . Sie war verschwunden.

## 8. Capitel.

### Im Drachenloch.

Sogar Sir Jeremy Whalebone hatte seine gewohnte Zuversicht verloren, denn auf diesen Höhen, mitten im Kampfe der Elemente, konnte er sich nicht mehr auf die weltbeherrschende Macht des King Pound verlassen.

„Arabella, Arabella! My sweet girl!“ — rief er mit kläglichlicher Stimme welche jedoch das Sturmgeheul und das Toben des Gewitters nicht mehr zu über-tönen vermochte.

Oliver rannte, die Schwester zu suchen, in den Nebel hinein, bald an einen Felsen, bald an einen Baumstamm anprallend, und fand keinen Ausgang vom ver-wünschten Platze.

Dem Fritz war es keineswegs entgangen, daß Arabella den Fußweg ein-geschlagen hatte, welcher, eine steile Geröllhalde hinan, zu den Felsen führte, die man erklettern mußte, um zu dem Drachenloch zu gelangen. Sobald der erste Donner Schlag erdröhnte und noch bevor die sturmgepeitschten Nebelgeschwader Alles in ihre grauen Schleier hüllten, machte sich der junge Senne auf, dem Mädchen nachzugehen. Denn ihm war wohl bewußt, daß der Weg, den es eingeschlagen, ein gefährlicher sei. Einem Fehltritt auf dem Felsensteig, einem zufälligen Ausgleiten mußte unabwendbar ein Sturz in den Abgrund folgen . . .

Der Nebel war so dicht, daß man keine zwei Schritte vor sich sah, aber Fritz hätte den Weg bei finsterner Nacht gefunden; da es galt, dem vornehmen, schönen, freundlichen, jungen Frauenzimmer zu Hülfe zu eilen, waren alle seine Sinne doppelt geschärft.

Der Anfang des Aufsteigs war nicht besonders schwierig. Der Pfad führte im Zickzack, den Rand der steilen Geröllhalde entlang aufwärts. Den mit Hagel-körnern stark vermengten Platzregen, welcher ihm bald in das Gesicht, bald in den Nacken schlug, beachtete er wenig. Nur mußte er aufpassen, daß er nicht etwa das Fräulein, welches vielleicht ein Paar Schritte abseits unter einem Strauch oder hinter einem Felsblock Schutz vor dem Unwetter gesucht hatte, bei Seite lasse.

Sollte er ihren Namen rufen? Er wußte es wohl, wie sie hieß, wie ihr Vater und ihr Bruder sie nannten. Aber eine unbewegbare Scheu hielt ihn da-von ab, ihren Namen, welchen er sich schon mehr als hundertmal leise vorgefagt hatte, laut in den Nebel hinauszuschreien.

Er mußte sich auf eine andere Weise zu helfen suchen. Bei jeder Biegung des Pfades rief er nach allen Seiten des Pfades: „Ho, ho!“ und horchte dann mit angestrengtesten Sinnen, ob nicht von irgendwoher eine Antwort komme. Es war ihm schon mehr als einmal gelungen, Lämmer, welche sich in den Felsen versteigen hatten, auf solche Weise aufzufinden.

Schon war er oben auf der Geröllhalde angelangt, dort, wo der gefährliche Felsensteig seinen Anfang nimmt. Das Unwetter hatte noch nicht ausgetobt. Fortwährend rollte der Donner; der Hagel hatte sich zwar in Regen aufgelöst, der jedoch in Strömen fiel und dicke vom Sturm gepeitschte Nebel verhüllten noch Alles mit ihren dunkelgrauen Schleiern.

„Ho, ho!“

Da bedünkte es ihn, als ob von oben herab ein beinahe unvernehmbarer Laut, ein schwacher Hilferuf sich hören lasse.

Er begann den Felsensteig hinaufzuklettern.

„Ho, ho!“

Jetzt hörte er es ganz deutlich:

„Hier!“

Es war Arabellas Stimme.

„Man kommt“ — rief er hinauf.

„Schnell! Ich kann nicht mehr“ — das war die Antwort der um Hülfe Rufenden.

Fritz kletterte in der Richtung, von woher er die Stimme vernommen hatte. Endlich sah er durch den Nebel, was er suchte.

Auf einem schmalen Felsenvorsprung über dem Abgrund stand das Mädchen und hielt mit beiden Armen den Stamm einer Tanne umklammert, welche ihre Wurzeln in eine Spalte des Gesteins gesenkt hatte, auf dieser kahlen Stelle ihr kümmerliches Dasein zu fristen. Der Sturm hatte ihren Hut entführt; triefend hing an ihr die goldbraunen Locken über die Schultern und der durchnäßte Plaid klebte schwer an ihrem schlanken Leibe. Es war hohe Zeit zu helfen. Arabella vermochte kaum mehr sich zu halten; ihre Kräfte verließen sie.

Da war kein langes Besinnen. Fritz faßte sich, seine Schüchternheit überwindend, ein Herz. Er nahm das Mädchen, dasselbe von seinem gefährlichen Standpunkt herunterhebend, gleich einem Kinde auf den Arm, und hieß dasselbe, statt der Tanne, seinen Hals fest mit beiden Armen umschlingen.

Ein verschämtes Sträuben wäre nicht an der Zeit gewesen. Arabella that so, wie sie geheißen wurde.

Nun kletterte Fritz mit seiner Bürde den Felsensteig vollends hinauf. Oben befand sich der Eingang in's Drachenloch; dort, in jener Höhle, welche das Ziel des Ausfluges hätte sein sollen, fand er für seine Schutzbefohlene eine dürftige Zuflucht vor dem Unwetter.

Der Eingang der Höhle bildete eine ziemlich geräumige Grotte. Dieselbe diente zuweilen den Jägern und Holzschlägern als Unterkommen. Einiges halbverkohltes Holz lag umher. Nachdem Fritz das Mädchen zur Erde hatte gleiten lassen, beeilte er sich, ein Feuer anzufachen, welches bald fröhlich aufloderte. Dann warf er, zufrieden mit dem, was er vollbracht, auf seinen Schützling einen fragenden Blick.

Arabella hatte sich in den Hintergrund der Grotte zurückgezogen, wo sie am dunkelsten war und stand dort, tief erröthend, in den an ihre schlanken Glieder sich schmiegenden triefenden Kleidern. Dem jungen Sennen übergieß bei ihrem Anblick ebenfalls ein tiefes Roth. Ein diesen unverfälschten Naturmenschen angebornes



Bartgefühl lehrte ihn, was er in dieser Lage zu thun habe. Ohne ein Wort zu sprechen, wandte er sich um, verließ die Grotte und suchte außerhalb derselben einen nothdürftigen Schutz . . .

Während draußen das Gewitter austobte und der Donner allmählig in der Ferne verhallte, brachte Arabella ihre Kleidung, so gut es ging, in etwelche Ordnung und trocknete das Nöthigste am helllobernden Feuer. Als sie damit fertig geworden, rief sie mit heller, fröhlicher Stimme ihren Helfer in der Noth.

Nur zögernd und klopfenden Herzens folgte Fritz dem Ruf. Sie wies auf das Feuer: er solle sich nun ebenfalls trocken; die selbstjüchtige Herzlosigkeit blieb fern von ihr, dem Retter die Wohlthat nicht ebenfalls zu gut kommen zu lassen, welche sie ihm zu verdanken hatte.

Aber der junge Senne schüttelte lächelnd den Kopf.

„Einem Bißchen Regen frägt unsereiner nichts nach,“ sagte er. „Wir Bergleute sind es gewohnt.“

Und strich sich mit der Hand das Wasser aus dem dunkeln Kraushaar . . .

Der Regen hatte indessen aufgehört und der Sturm sich gelegt. Arabella bemerkte, wie der Himmel allmählig eine hellere Färbung erhielt. Sie bedachte, wie sehr ihr Vater und ihr Bruder sich um sie ängstigen müßten.

„Können wir nun wieder hinunter zu den Andern?“ frug sie.

Fritz betrachtete den Himmel und warf dann einen Blick auf den nassen, glatten schlüpfrigen Felsenpfad, welcher nach der Tiefe führte.

„Ja, wenn ich das Räj hie oben hätte.“

„Was ist Räj?“ frug das Mädchen neugierig.

„Der Menschenjattel,“ erwiderte Fritz lächelnd. „Ihr könnt nicht allein den triefenden Felsen hinunter, dazu sind Euere feinen Schühli zu glatt; und Zwei haben nicht Platz nebeneinander, daß ich Euch stützen könnte . . . Ober darf ich Euch vielleicht,“ fügte er zögernd bei, indem er zur Erde schaute, „darf ich Euch vielleicht wieder auf dem Arme tragen?“

Arabella besann sich einen Augenblick, bevor sie antwortete.

„Ja,“ sagte sie dann, „Euch will ich mich anvertrauen; einem Andern thät' ich's nicht. . . Ich darf es wagen, because you are a mere born gentleman“ . . .

Fritz verstand die letzten Worte nicht, er hatte nicht englisch gelernt, aber er begriff doch ihren Sinn. Mit möglichster Zartheit hob er das schöne Fräulein auf seinen Arm, welches mit der Rechten seinen Nacken umschlang. Auf seine eisenbeschlagenen Schuhe vertrauend, schritt er sicher und stolz wie ein König den steilen, schlüpfrigen, gefährlichen Felsenpfad hinunter.

Sie waren bereits eine Weile abwärts geklettert, als sich durch den Nebel von unten Stimmen hören ließen.

„Es sind die Meinigen, welche mich suchen,“ sagte Arabella.

„Wir kommen!“ rief Fritz hinunter.

Ein schallendes „Hurrah“ war die freudige Antwort.

„Das war Oliver's Stimme,“ jubelte das Mädchen.

Plötzlich zerriß ein frischer Windstoß den dichten Nebelvorhang, dessen Fetzen flatternd dem nur noch in der Ferne grollenden Gewitter naheleiten. Der Ausblick nach oben und nach unten wurde frei. Drunten, zu oberst an der Geröllhalde und

am Fuße der Felsen, stand die ganze Gesellschaft; Sir Jeremy, Oliver, Fräulein von Wangenheim, Dr. Ismael und Monsieur Chasseloup.

Es drängte den jungen Sennen, seinem Glück und Stolz, das Fräulein unverfehrt den Ihrigen wiederzubringen, einen Ausdruck zu verleihen; er begrüßte die unten Harrenden mit einem fröhlichen Jodler, der rings an den Felswänden widerhallte. Verwundert blickten Jene nach oben. Es war ein reizendes Bild, welches sich ihnen bot: Von einem goldenen Sonnenstrahl beleuchtet die kräftige Gestalt des jungen Autochthonen, welcher mit ruhiger Sicherheit auf seinem Arme die zarte Tochter Albions den halbsbrechenden Pfad hinuntertrug. . . .

Als Fritz im Begriffe stand, auf die Geröllhalbe hinauszutreten, glitt Arabella von seinem Arm und faßte seine Hand; so trat sie vor ihren Vater.

„Twice my saviour! Zweimal mein Retter!“

Sir Jeremy Whalbone, welchen Freude und Angst, so rasch und unvermittelt, noch nicht zu richtigem Besinnen kommen ließen, griff mechanisch nach der Westentasche, wo sich sein Portemonnaie befand. Aber das Mädchen hinderte ihn, eine Unschicklichkeit zu begehen. Es schlang seine Arme um ihn und küßte ihn auf beide glattrasierte Wangen.

„Diesmal ist's Deinem Töchterchen wieder nahe gestanden,“ sagte es dann, sich schmeichelnd an den Vater schmiegend. „Wäre die Hilfe später gekommen, so würde mich der Sturm in den Abgrund geschleudert haben.“

Oliver ging, seinem Freunde Fritz die Hand zu schütteln, daß demselben die Gelenke knackten. . . .

Es konnte begreiflicher Weise keine Rede mehr davon sein, das Drachenloch zu erforschen. Jedermann sehnte sich danach, seinen äußeren Menschen wieder in Ordnung zu bringen. Die auf dem Reflerboden vom Gewitter überfallene Gesellschaft hatte zwar im Wald und hinter den Felsblöcken einigen Schutz gefunden; aber dennoch waren die Meisten bis auf die Haut durchnäßt. Man begab sich auf dem kürzesten Rückweg nach dem Jungferstein.

Fritz wollte sich wiederum jatteln lassen, um auf dem sogenannten „Menschenjattel“ die Miß nach Hause zu tragen. Er freute sich sogar darauf. Aber Arabella weigerte sich beharrlich. Sie werde sich besser befinden, behauptete sie, wenn sie den Weg zu Fuß zurücklege.

Im Walde, wo der Weg durch den bereits erwähnten Sumpf führte, verließ sie den Arm des Bruders und trat zu Fritz heran, welcher vorausging.

„Wollen Sie an dieser schlimmen Stelle wiederum mein Führer sein, Frede-ric?“ — frag sie. „Ich habe doch zu Ihnen am meisten Vertrauen.“ . . .

Dem Fritz schoß das Blut wiederum ins Gesicht. Am liebsten hätte er das zarte Wesen auf der Hand über den Sumpf getragen. Es wäre keine zu schwere Last für ihn gewesen. Aber Arabella reichte ihm nur die Fingerspitzen.

Fräulein von Wangenheim stieß ihren Begleiter, den Dr. Ismael, sachte mit dem Ellenbogen.

„Daraus entwickelt sich gar noch ein Roman!“

Der Semite zuckte die Achseln.

„Wie meinen Sie, meine Gnädige? Soll die Miß eine Sennnerin oder unser wadere Fritz ein Lorb werden?“ . . .

Der Pfad durch den Wald war seit dem Gewitter keineswegs gangbarer geworden. Ueberall hatten sich Wassertümpel gebildet, welche mit größter Vorsicht umgangen werden mußten. Da und dort trat man doch neben das feste Erdreich und hatte Noth, den Fuß wieder herauszuziehen. Es war nicht möglich, das interessante Thema weiter auszuspinnen.

Endlich langte die Gesellschaft ohne allzubedenkliche Havarien in der offenen Thalmulde an, wo ein prächtiger warmer Sonnenschein ihrer wartete.

Monsieur Chasseloup, dem es am meisten daran gelegen sein mußte, seine weißen Beinkleider, die bis zu den Knien mit einer dunkelbraunen Kruste überzogen waren, mit anderen zu vertauschen, ging voraus. Plötzlich blieb er, wie angewurzelt stehen, nahm seinen Feldstecher aus dem Futteral und begann einen fernen Gegenstand mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten. Dann wandte er sich um und winkte die zurückgebliebene Gesellschaft mit großer Lebhaftigkeit zu sich heran.

„Voyez-vous la-bas un indigène, — ein Eingeborenes,“ — rief er — „ein Wildes im adamitischen costume!“

In der That sah man in ziemlicher Entfernung an einem sonnigen Abhange die unbekleidete Büste eines Menschen, der auf der Erde zu kauern schien und etwas, was einer weißen Fahne ähnlich sah, in den Lüften schwang.

„It's very wonderful“, — bestätigte Sir Jeremy. „Ich wollen Versuch zu fangen das wilde Mensch . . . Bleiben Du indessen hier, Miß Whalebone.“

Sir Jeremy und Oliver, denen sich Monsieur Chasseloup angeschlossen, suchten möglichst unbemerkt in einem weiten Bogen dem Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit sich zu nähern. Die Damen blieben unter der Hut des Dr. Zamael zurück. Fritz ging, auf den Stockzähnen lachend, geradewegs, aber langsam auf das sonderbare Menschengebilde los.

Nachdem die Menschenjäger, ohne bemerkt worden zu sein, ihrem Jagdobject bis auf ungefähr fünfzig Schritte nahe gekommen, wurde Halt gemacht, um dasselbe noch einmal genau zu betrachten. Es war nichts mehr, noch weniger, als ein nackter Mann mit struppigem Haar und Bart, der dort im Graje hockte und an einem Stocke hing sein Hemde, welches er an der Sonne trocknete.

Indessen war Fritz dem „Wilden“ näher getreten.

„Ziehen Sie sich an, Herr Professor! Sie bekommen Besuch“ — rief er demselben zu.

„Bist Du's, Frederigo Tabago, Du Blume aller jurassischen Tubacke? Ich soll mich anziehen? . . . Siehst Du nicht, daß ich noch am Trocknen bin?“

„Es kommen Leute, fremde Kuristen von Jungferstein . . . Es sind Frauenzimmer dabei . . .“

„So? Das ist was Anderes . . .“

Der Professor — es war kein Anderer, als unser alter Bekannter, der Mergelkönig — setzte sich zu allererst die Brille mit den großen runden Gläsern auf die Nase, welche neben ihm im Graje lag, sah sich um und schlüpfte dann, als er Leute sah, die sich näherten, in sein Hemde. Dann stand er auf, ergriff die braune Ledertasche, welche ihm als Sitz gebient und zog aus derselben den Rest seiner Garderobe: Beinkleider, Weste, Zuppe, Strümpfe und Schuhe. Zu wenigen Minuten war

seine Toilette beendet, gerade als Sir Jeremy, Monsieur Chasseloup und Oliver heran traten.

Herr Whalebone, der Ältere, starrte den nun in trockenen, verhältnißmäßig reinen Kleidern Stehenden erstaunt an.

„Ihr sein nicht a savage, — ein Wildes?“ — frug er dann.

„Wie man's nimmt . . . Meines Zeichens bin ich ein Geologe.“

„Mais que diable faisiez vous la en costume d'Adam?“ — fiel ihm der Franzose in die Rede. „Was haben Ihr hier gemacht tout nu?“

Der Mergelkönig warf durch seine runden Brillengläser einen schalkhaften Rundblick auf seine Interpellanten.

„Was ich hier that, war höchst einfach und den Umständen angemessen. Auf dieser Haide oder Weide vom Ungewitter überfallen, hielt ich es für unvorsichtig, unter einem Baum Schutz zu suchen. Sie sehen, meine Herrschaften, daß der Wlig in jene nächste Waidtanne eingeschlagen hat. Da ich meine Kleider nicht naß werden lassen mochte, zog ich sie aus, versorgte sie in meine Ledertasche und setzte mich darauf. Als dann die Sonne wieder schien, hatte ich nichts als mein Hemde zu trocknen.“ . . .

Sir Jeremy streckte dem Geologen die Hand entgegen.

„Very smart, indeed! Ich heißen thun Sir Jeremy Whalebone, esquire. Ihr sollen sein mein Freund und schreiben Ihre Namen in mein Album . . . Ihr sein ein sehr großes Naturförster.“

Auch Monsieur Chasseloup brückte dem Mergelkönig achtungsvoll die Hand.

„Ça donnera un fameux feuilleton in das Figaro!“ . . .

Nachdem man die Damen und Dr. Zsmael wieder eingeholt, kehrte die ganze Gesellschaft in bester Stimmung nach dem Jungferstein zurück. —

## 9. Kapitel.

### Dr. Keuper.

Der Mergelkönig griff, als man sich dem Kurhaus näherte, verflohen in seine Westentasche, um sich zu vergewissern, daß er sein Portemonnaie bei sich führe. Er wußte es wohl und hatte es schon selbst erfahren, daß ein Tourist ohne Portemonnaie auf dem Jungferstein kein gern gesehener Gast sei. Sonderbarerweise war die Westentasche auch heute ohne irgend welchen greifbaren Inhalt. Hatte er gar kein Geld zu sich gesteckt? oder war dasselbe unterwegs verloren gegangen? . . . Was sollte er sich darüber den Kopf zerbrechen? Kam es doch schließlich auf das Nämliche heraus.

Professor Mergel, dessen Name in der Gelehrtenwelt von ganz Europa einen guten Klang hatte, würde zwar auch ohne Geld auf dem Jungferstein Einlaß erhalten haben; aber die sauerfüße Miene, mit welcher Herr Hühnerwabel seine Eröffnung entgegengenommen hätte, daß er sein Portemonnaie vermisste, war ihm gründlich zuwider.

Lieber nahm er die Gastfreundschaft des alten Tuback noch einmal in Anspruch.

Dem Friß, welcher den Menschenjattel, den Proviantkorb u. s. w. auf dem Jungferstein abzugeben hatte, gab der Mergelkönig einen Auftrag mit: Wenn

etwa ein Fremder aus Berlin oben eingetroffen sei, der auf den Namen „Doctor Keuper“ höre, so sollte er demselben eine schöne Empfehlung ausrichten und ihn nach dem Sennenhaus hinüber bringen.

Ein solcher war, während ein Theil der Kurgesellschaft den Ausflug nach dem Drachenloch ins Werk setzte, wirklich eingetroffen. Derselbe hatte vom besten noch nicht besetzten Zimmer Besitz ergriffen, sich zu einem Beefsteak eine Flasche des theuersten Weines, der auf der Weinkarte stand, bestellt, den „schwarzen Drachen“ mittelst einiger wohlangebrachter Complimente im Sturm erobert und den Jvan, welcher es versäumte, die Reisetasche des Ankömmlings sogleich auf dessen Stube zu bringen, ein Megatherium gescholten.

Dr. Keuper war im Ganzen genommen keine unebene Erscheinung. Er maß nahezu sechs Fuß, trug eine feine graue Reijeskleidung, einen grauen Filzhut, einen röthlichblonden Vollbart, eine Narbe über dem linken Auge und einen Mineralogenhämmer an seinem Stode. Aus seinen graublauen Augen blickte er ziemlich unternehmend in die Welt hinaus und sprach ein reines Berlinisch.

„Eine Empfehlung von Professor Mergel“ — so richtete Fritz seinen Auftrag aus — „und der Herr möchte zu demselben ins Sennenhaus hinüberkommen.“

Dr. Keuper warf einen bedauernden Blick auf die kaum halbgeleerte vor ihm stehende Flasche und sagte dann mehr zu sich selbst, als zum Boten:

„Das muß man den Herren Franzosen lassen — sie cultiviren einen ganz vorzüglichen Wein. Seit ich denselben Anno Siebzig an Ort und Stelle kostete, will mir unser Suremus vom Rhein nicht mehr recht schmecken. . . . Also ins Sennenhaus hinüber soll ich? Wäre lieber hier geblieben. Bin kein besonderer Liebhaber des Kuhstallgeruches. Aber meinem gelehrten Freunde muß ich's schon zu Gefallen thun“ . . .

Fritz ging voran und der Doctor aus Berlin folgte ihm, den steinigten Fußpfad hinunter, nach. Er trug keine leichten Bottinen, wie es bei Großstädtern, welche Gebirgsreisen machen, zuweilen vorkommt, sondern tüchtige, genagelte Bergschuhe, und schritt, gewandt über Stock und Stein voltigierend, hinter seinem Führer her.

„Ist wohl eine hübsche Sennerin drüben“ — wandte er sich unterwegs an Fritz — „da der Professor sein Hauptquartier dort aufgeschlagen hat?“

Fritz zögerte eine Weile mit der Antwort auf diese verfängliche Frage; dann sagte er:

„Meine Mutter soll recht hübsch gewesen sein, als sie noch jünger war.“

Dr. Keuper brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Das mag schon ziemlich lange her sein, mein wackerer Tellenjohn! . . . Vielleicht eine alte Liebe, die, wie es heißt, gleich dem Gold und Platin von Sauerstoff der Luft nicht angegriffen werden soll.“

Fritz ärgerte sich über den Fremden, aber er entgegnete nichts. Er dachte bei sich selbst: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Indessen saß der Mergelkönig wohlgemuth bei Tubacks in der Kästüchle und ließ sich die Ziegenmilch wohlbehagen, welche ihm das „Müetti“ (Mütterchen) zubereitet hatte. Der blinde Senne saß wie gewöhnlich draußen vor der Hütte

auf seiner Bank und horchte auf das Geläute der Heerdeglocken. Sein Gehör hatte sich, seitdem er den Gesichtssinn verloren, so sehr geschärft, daß er aus dem eigenthümlichen Klang der Glocken nicht nur auf die bevorstehende Witterung schließen konnte, sondern den Ton der Glocken jeder einzelnen seiner Kühe erkannte und aus den Modulationen desselben das größere oder geringere Wohlbefinden einer jeder einzelnen zu errathen gelernt hatte.

Der alte Tuback erkannte den Schritt seines Sohnes Jritsch schon von Weitem und zugleich, daß ein Fremder ihn begleite. Der Blinde liebte solche Besuche nicht; er konnte dem Unbekannten, welcher vor ihn trat, ja nicht ins Gesicht und in die Augen blicken und aus dem Klang der Stimme schon beim ersten Begegnen einen voreiligen Schluß zu ziehen, war doch zu gewagt.

„Mein Vater ist blind“ — sagte Jritsch mit gedämpfter Stimme, als er sich mit dem fremden Herrn der Hütte näherte.

Dr. Keuper, welcher bereits einen Witz auf der Zunge hatte über den Armenmenschen, den homo primogenitus, der dort auf der Bank saß, behielt seinen Spott für sich. Das Unglück gebietet Ehrfurcht. Um so unbedenklicher ließ er seiner Laune den Zügel schießen, als er in die Käsküche trat und dort den Mergelkönig erblickte, welcher in Hemdärmeln auf einem defecten Melkstuhl hockte, eine irdene Schüssel zwischen den Knien hielt und mit großem Behagen und einem runden Blechöffel die Brocken des frischen, weißen Käsestoffes herausköpfte, welche in der fetten Bergmilch schwammen.

„Willkommen, Herr College!“ — rief der Professor dem Ankömmling entgegen, der, unter der Thür stehend, beim Anblick des Mergelkönigs, welcher einem indischen dreibeinigen Götzen nicht unähnlich sah, in ein homerisches Gelächter ausbrach.

„Wollen Sie mithalten, Herr College? Wir bitten Mutter Tuback um einen zweiten Löffel und speisen zusammen aus der nämlichen Schüssel.“

„Behüte mich Gott vor dieser Pfahlbautenkost!“ — erwiderte der Berliner. „Da lob' ich mir die Beefsteaks und den Chambertin des Herrn Wirths auf dem Jungferstein. Ich sehe nicht ein, daß man wie ein Saurier leben soll, wenn man den Petrefakten des Jura nachgeht.“

Die gute Laune des Mergelkönigs drohte zu entgleisen.

„Wie's beliebt, Herr Hofrath oder Herr Geheimerath“ — entgegnete er, „Jeder nach seiner Façon . . . Sie theilen mir wohl gütigst mit, wie hoch Sie bereits auf der Leiter des preussischen Mandarinenthums gestiegen sind, damit ich mich nicht in der Titulatur vergreife. Nachher werde ich zu Diensten stehen, Ihnen den gewünschten Aufschluß über die verschiedenen paläontologischen Fundorte zu ertheilen . . .“

Dr. Keuper erwiderte mit Lachen:

„Siehe da! Noch immer der brummige republikanische Bär! Ich muß Sie aber trotz alledem um Gottes Willen bitten, mit mir nach dem Hotel hinüber zu kommen. Ich habe dort noch eine halbe Flasche Chambertin stehen, welche ich dem Kellner oder dem Iguanodon von einem Hausknecht mißgönne. Eine zweite Flasche leeren wir dann gemeinschaftlich. . .“

Der Mergelkönig war kein Verächter des Chambertin, welchen Herr Hühnerwabel den Engländern zu sieben, den Germanen zu sechs und den Söhnen Helvetiens als seinen Landsleuten zum Spottpreis von fünf Franken auf Rechnung setzte, wengleich er selber nicht weniger als drei Franken für den Liter hatte bezahlen müssen. Er gedachte jedoch seines verlorenen oder vergessenen Geldbeutels und schüttelte verneinend den Kopf.

„Nehme Toilette ist so beschaffen“ — sagte er, „daß ich mich nicht unter den wandelnden Perrückenstöcken des Jungferensteins zeigen dürfte. Zudem verweile ich lieber unter lebendigen Menschen, wenn es auch Pfahlbauern sein sollten, als unter ästhetisch dreifürten Puppen mit wächsernen, gemalten Gesichtern . . . Thut mir den Gefallen, Mutter Tuback, und schenket dem Herrn Doctor ein Gläschen Cures alten Kirschwassers ein.“

„B'hietis ja!“ — entgegnete das „Müetti“ mit dem freundlichen, runzligen Gesicht, und beeilte sich, eine alte, staubige Flasche vom Wandbrett herunterzuholen.

Nachdem sie ein primitiv gestaltetes, aber tadellos reines Stiefelgläschen mit der kristallhellen Flüssigkeit gefüllt hatte, verbreitete sich in der ruhigen Kästche ein Aroma, welches selbst den gelehrten Berliner Feinschmecker in bewunderndes Erstaunen versetzte.

„Ich beginne zu begreifen“ — sagte er — „daß diese hölzerne Arche, nebst Menschen und Gethier, noch andere verborgene Schätze enthält, welche mir die Vorliebe meines Herrn Collegen für das patriarchalische Leben gewissermaßen erklärlich machen dürften. . . .“

Mutter Tuback hatte für den fremden Gast einen Stuhl herbeige Holt, auf den er sich niederließ und mit befriedigter Kennermiene den vielleicht mehr als fünf- und zwanzigjährigen, im Hanje selbst aus kleinen schwarzen Bergkirschchen gebrannten Kirschgeist zu nippen begann. Dem Mergelkönig hatte Mutter Tuback ebenfalls einschenken wollen, aber derselbe lehnte ab:

„Mir lieber ein Gläschen Czujan, wenn's beliebt.“

Eine zweite staubige Flasche wurde vom Wandbrett heruntergeholt; aber der Geruch, welcher sich verbreitete, als dieselbe entkorkt und die gleichfalls wasserhelle Flüssigkeit eingeschenkt ward, war nichts weniger als ambrosisch.

„Welches Herengebräu wollen Sie da trinken, Herr College?“ — rief der Berliner entsetzt und hielt sich sein Tuch vor die Nase.

„Es ist von dem bekannten Saft, —

„Die Jahre doppeln seine Kraft,“ —

entgegnete der Mergelkönig — „von jener seltenen Sorte von Schnäpsen, von welcher die Hexe selber zuweilen naschte. Daß er nicht mehr im Mindesten stinkt, will ich nicht gerade behaupten; aber wer sich nicht vom Geruche abschrecken läßt, dem gebehrt er vortrefflich, besonders wenn man eine Schüssel Ziegenmilch im Leibe hat. . . .“

Indessen senkte sich die Sonne, der Abend kam heran. Im Süden glitzerten die Alpen, von Kopf zu Fuß in ihren Schneepanzern stehend, wie eitel Gold und Silber und das Fließ der Wolkenschäfchen am westlichen Himmel färbte sich purpurfarbig. Näher und näher tönten die Glocken der Kühe, welche Hänschen, von Bäri unterstützt, von den entlegenen Weiden herbeetrieb. Wischen und Röschen

mussten beim Melken helfen, während Fritz noch Eines und das Andere der versäumten Tagesarbeit nachzuholen hatte. Peterli, der Nestbrütling, war längst unbemerkt hereingeschlüpfen und hatte sich hinter dem großen Butterfaß versteckt, von welchem Laufstegplatz aus er mit gespannter Aufmerksamkeit und weitgeöffneten Augen jede Bewegung der beiden gelehrten Herren beobachtete; er verstand leider nicht, was sie sprachen, da sich dieselben auf „wälsch“, d. h. auf rein deutsch, mit einander unterhielten.

Dr. Keuper hatte seinen Stuhl so gewendet, daß er durch die weit geöffnete Thüre der Käsküche ins Freie hinaussehen konnte. Er freute sich über die wechselnde Färbung des Abendhimmels und der coullissenartig hintereinander stehenden Berge. Die Berggipfel und Rämme zeigten alle weichen Abstufungen vom dunkeln Grauviolett bis zum zartesten Hellblau, während der Himmel über ihnen erst gelblich und dann in stets glühenderem Roth leuchtete.

Plötzlich verstummte der Berliner Geologe mitten in einem begonnenen Satz und streckte, um besser sehen zu können, den Hals.

Es war ein eigenthümliches Bild, welches unversehens unter der offenen Thüre erschien, von den rufgeschwärzten Thürposten wie von einem dunkeln Rahmen eingefasst.

Von der Purpurgluth des Himmels hob sich, beinahe wie ein Schattenriß, aber doch von einigen Farbentönen gleichsam durchleuchtet, ein Menschenbild ab.

Es war das Bild eines schlank gewachsenen Mädchens, welches dahergehritten kam und dann einen kurzen Augenblick unbeweglich stehen blieb. Auf dem Kopfe trug es ein Gefäß, welches man mit einer römischen Amphora hätte vergleichen können, dasselbe mit dem zierlich gebogenen linken Arm festhaltend; ein anderes, ähnlich geformtes Gefäß trug es in der herunterhängenden Rechten. Das Kleid war bis unter die Kniee geschürzt und ließ die kräftigen, aber dennoch zierlich modellirten Knöchel und Waden sehen. Das feingehschnittene Gesicht sah man im Profil, und war dasselbe vom Widerschein des Abendhimmels rosig angehaucht, während das blonde Haar, in zwei Lössen um den Hinterkopf gewunden, im Reflex der untergehenden Sonne wie leuchtendes Gold erglänzte.

Endlich erlangte Dr. Keuper die verlorene Sprache wieder und rief, indem er den Doctor Faust in der Hexenküche parodirte:

„Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild  
Zeigt sich in jenem Zauberspiegel?“ . . .

Der Mergelkönig war seinen Blicken gefolgt und erwiderte dann lachend:

„ . . . Du sollst das Muster aller Frauen  
Nun bald leibhaftig vor Dir schauen.“ . . .

Der Berliner Geologe war von seinem Siege aufgesprungen. Aber bereits war das Bild, welches ihn in solche bewundernde Aufregung gebracht hatte, verschwunden.

„Habt Ihr Künstlerinnen hier oben, welche in der blauen Natur lebende Bilder zum Besten geben? Das war ja ganz superb! Ein Vorwurf für einen Maler oder Bildhauer, wie man ihn schöner gar nicht denken kann.“ . . .

„Nicht will bedünken, aus Ihnen spreche der Kirch der Mutter Tubad,“ neckte der Mergelkönig und fuhr dann parodirend fort:



„Du siehst, mit diesem Trank im Leibe  
Bald Helenen in jedem Weibe . . .“

wie Mephistopheles seinem gelehrten Doctor zu bemerken beliebte, als derselbe zu schwärmen begann.“

„Aber um's Himmels Willen,“ — replicirte der Berliner: — „es war ja doch keine Vision oder Hallucination, es war ein Wesen mit Fleisch und Blut.“

„Ein leibhaftiges, einfaches und in Ihrem Sinne, hochzuverehrender Herr Geheimerath, einfältiges Sennenmädchen, welches eben vom Melken der Heerbe kam und die gewonnene Milch nach dem Milchkeller trug.“ . . .

Kaum hatte Professor Mergel seinem gelehrten Herrn Collegen diesen Aufschluß ertheilt, als Röschen hereintrat, dem Mergelkönig freundlich grüßend die Hand reichte, dann, verlegen erröthend, vor dem fremden Herrn einen kleinen Kniz machte und durch die Thüre, welche von der Kästüchle nach der Stube führte, eilig verschwand.

Dr. Reuper drängte nicht mehr nach dem Jungfernstein zurückzukehren. Er ließ sich es gefallen, daß ihm sein College die erbetene Auskunft über den Fundort der Ammoniten und Belemniten hier im Sennenhaus ertheilte, hörte jedoch nur mit halbem Ohre zu. Seine Blicke starrten nach der Thüre, durch welche Röschen verschwunden war: aber das Mädchen wollte nicht wieder erscheinen. Als es draußen dunkler und dunkler wurde, mußte er dennoch endlich den Rückweg nach dem Kurhaus antreten.

## 10. Kapitel.

### Drei Romane auf einmal.

Als des anderen Morgens nach dem Frühstück die schöne Miß und ihr Bruder Oliver auf der Terrasse des Jungfernsteins zusammentrafen, rückte Arabella, auf die Spitzen ihrer juchtenledernen Bottinen schauend, mit der Frage heraus, ob Fritz seinen Trägerlohn für den gestrigen Ausflug in Empfang genommen habe?

Oliver nickte bejahend. Die Miß verzog das kuckische Mäulchen und machte eine Miene, als ob ein häßliches Thier, eine Schlange oder eine Kröte, ihr über den Weg getreten wäre.

„Not gentlemanlike!“ sagte sie.

Oliver zuckte die Achseln.

„Er sagte, als ihm der Pa den Lohn gab, es sei nicht für ihn — er müsse das Geld dem Vater abliefern“ . . . .

Arabella fuhr mit dem feinbehandelschuhnten Händchen über die Stirn, als ob sie einen lästigen Gedanken wegwischen wolle, dann warf sie den Kopf zurück, daß ihr goldbraunes Haar, welches frei über den Nacken hinunter hing, einen Augenblick im Winde flog.

„Das ist was Anderes“ — sagte sie dann. „Master Frederic war dabei eigentlich nur der Einnehmer seines Vaters . . . . Man darf übrigens dieses helvetische Hirtenvolk nicht nach unserem Maßstabe messen . . . . Master Frederic ist trotz alledem a born gentleman“ . . . .

Sie dachte, als sie diese Worte sprach, an die zarte Rücksicht, welche er beobachtet hatte, als er sie tiefend in's Drachenloch trug und dann draußen im Unwetter stehen blieb, während sie sich am Feuer trocknete.

„Was willst Du?“ lachte Oliver. „Er ist ein Wilder, the last of the Mohicans, aber trotzdem ein braver Bursche und mein Freund“ . . .

Das Mädchen bat den Bruder, sie zu begleiten, um Blumen und Beeren zu suchen, drückte den schwarzen, breitrandigen, aufgekräpften Filzhut fest auf's Ohr, und fröhlich schritt das junge Paar, den Thau nicht scheuend, durch Gras und Strauch.

Die große Mehrzahl der Kurgäste hütete sich, dem Beispiele der jungen Leute zu folgen. Sie hielt dafür, es sei sehr unvorsichtig, sich der Gefahr auszusetzen, nasse Füße zu bekommen und blieb in der Nähe des Hotels.

Einige Herren schritten, ihre Morgencigarre rauchend, auf der keineswegs sehr geräumigen Terrasse unzählige Male auf und nieder und unterhielten sich über Tagespolitik, nicht bedenkend, daß ein Luftkurist, welcher wenigstens tausend Meter über dem Hauch der Gräfte seinen Standpunkt hat, doch gewiß auf einer höheren Warte steht, als auf der Zinne der gewöhnlichen Thalsohlenkannegießer; andere lasen gar in dem Lesezimmer, dessen Luft noch von dem Duft der gestern verbrannten Cigarren durchhaucht war, alte Zeitungen.

Sir Jeremy Whalebone und Reverend Holyday beriethen sich über das ausführbarste Mittel, das grüne Irland mit seinen Homerulern und Papisten einmal vollständig aus der Landkarte zu vertilgen oder doch mindestens ausschließlich mit Füchsen und Kaninchen zu bevölkern, zum Privatvergnügen der sportlustigen altenglischen gentry.

Die Damenwelt hatte sich gruppenweis vertheilt und von den verschiedenen schattigen und vor dem Winde geschützten Plätzchen Besitz ergriffen, welche sich in der Nähe des Kurhauses befanden und mit Ruhebänken versehen waren. Da die Damen fast ausschließlich der germanischen Rasse angehörten, so versteht sich von selbst, daß jede mit irgend einem Arbeitszeug versehen war, des Spruches eingedenk: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Die Einen sticften, farbige oder weiß, die Andern strickten, die Dritten häkelten, eine fleißiger als die andere, als ob jede derselben mit ihrer Handarbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren hätte. Freilich war der Erfolg kein besonders lohnender. Dr. Ismael rechnete eines Tages den fleißigen Damen bei Heller und Pfennig nach, daß sie für das bloße Arbeitsmaterial mehr bezahlen müßten als der Ankauf der vollendeten Arbeit im ersten besten Kaufladen zu stehen kommen würde. Was half's? Die arbeitenden Damen ließen es sich nicht nehmen, die faulenzenden Herren zu beschämen.

Und dann, so dachten sie, könne ja mit dem Nützlichen das Angenehme verbunden werden. Wie köstlich, im Kreise einiger guter Freundinnen bei nützlicher Arbeit den guten Ruf des Nächsten zu zerpfücken! . . .

„Es entwickelt sich also ein förmliches Romänchen vor unseren Augen,“ lächelte Frau Stadtrath ihrer Nachbarin in's Ohr. „Die Miß soll, wie man mir versicherte, in ihren Lebensretter bis über die Ohren verschossen sein.“ . . .

„Haben Sie die Aeneide gelesen?“ — frug Frau Doctor mit einem eigenthümlichen Winkeln ihrer kastengrünen Augen.

„Die Aeneide von Virgil? Mein Karl schwitzt daran in der Schule. Ich für meinen Theil verstehe kein Latein“ — entgegnete die Stadträtin, welche an einem Sophakissen à la Pompadour saß.

„Von Blumauer“ — erläuterte Frau Doctor mit vergnüglichem Lächeln. „Es soll sich gestern die Scene zwischen Dido und Aeneas, als dieselben auf der Jagd vom Unwetter überfallen wurden, oben im Drachenloch so ziemlich buchstäblich wiederholt haben.“

„Fräulein von Wangenheim, welche den Ausflug mitmachte, vermuthet, die Verlobungskarten würden nächstens ausgegeben“ — bemerkte Frau Stadtrath mit Nachdruck.

„Wird sich hübsch machen“ — sicherte Frau Commerzienrath spöttlich: „Frisz Taback und Arabella Whalebone, Verlobte!“ —

„Beinabe eben so nett als: Dr. Salomon Zsmael und Theudelinde von Wangenheim — Einer von unfere Zeit und die sentimentale Baronesse!“ . . .

„Abjcheulich!“ — rief die Commerzienrätin, deren Mann zu den einge-  
fleischtesten Antisemiten gehörte. „Knoblauch und kölnisch Wasser!“ Sie bedachte nicht, daß die Ahnen des Herrn Gemahls ebenfalls zu den Knoblauchseffern gehört hatten . . . . .

Eines der hervorragendsten Mitglieder des Stütz-, Strick- und Klatschkränzchens, Fräulein Gulda von Pfeffer, eine zwar mehrjährige, aber zu Zeit noch ehelose Dame, deren kleiner Kopf auf einem unendlich langen Gestell ruhte — gleichsam ein Thurmknopf auf einer Thurmspitze — hatte bis jetzt ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet; aber fortwährend kräuselte ein bedeutungsvolles, triumphirendes Lächeln ihre schmalen Lippen. Nachdem man sich eine Weile darüber gestritten, ob Dr. Zsmael bereits getauft sei oder sich erst werde taufen lassen, unterbrach endlich Fräulein Gulda, die es nicht länger an sich halten konnte, den monoton werdenden Klatsch.

„Das Allerneueste wissen Sie Alle nicht, meine Damen — ein kleines Rommännchen, welches erst gestern Abend eingefädelt wurde“ . . . .

Sämmtliche Mitglieder des Kränzchens reckten neugierig die Häse und blickten nach dem Thurmknopf auf der Hopfenstange, welcher noch einmal so selbstbewußt glitzerte, als gewöhnlich.

„Nathen Sie, meine Damen“ — lispelte Fräulein Gulda, indem sie mit raffinirter Grausamkeit die Neugier ihrer Freundinnen noch straffer spannte.

Die Damen ließen ihre stütz- und strickfertigen Hände wie gelähmt in den Schooß sinken und blickten dann einander gegenseitig an, ob es vielleicht Jemanden in ihrer eigenen Mitte betreffe. Aber bei Keiner verrieth eine Veränderung der Gesichtsfarbe oder ein anderes verdächtiges Zeichen ein schlechtes Gewissen.

„So schießen sie doch endlich um Gottes Willen los, Fräulein von Pfeffer,“ rief endlich die Stadträtin.

Der Thurmknopf schwelgte noch eine kleine Weile im Hochgenuß der so geschickt erregten und gesteigerten Neugierde. Endlich begann er, aber nur mit gedämpfter Stimme, seine Enthüllungen zum Besten zu geben.

„Ich hab' es von der Madeleine, die Madeleine hat's von Mosjö Jaques und Mosjö Jaques will es aus dem eigenen Munde des Herrn Professor Mergel

gehört haben, welchem er heute früh von dem feinen Berliner Herrn, der gestern hier anlangte, eine Empfehlung und ein Billet in das Sennerhaus hinüber bestellen mußte . . . .“

Die ersehnte Enthüllung stand auf dem Punkt, unmittelbar vor der Haltestation zu entgleisen.

„Von Professor Mergel?“ — rief die Frau Commerzienrätthin sich schüttelnd. „Fi-done! Haben Sie nicht gehört, in welchem Zustand die Herren und Damen, welche gestern den Ausflug nach dem Drachenloch unternahmen, den Herrn Professor mitten auf der Weide antrafen?“

Es entstand ein allgemeines Gekicher, von Zeichen der Entrüstung begleitet.

„Er soll mitten auf der Weide den Wolkenbruch als Regendouche benutzt haben“ — bemerkte die Frau Doctor.

„Im adamitischen Costüm“ — fügte die Stadträtthin bei.

Das Abenteuer war bereits allen bekannt, was die Frau Doctor jedoch nicht abhielt, ein pikantes Detail mitzutheilen.

„Professor Mergel, welcher bekanntlich nicht allzuhäufig seine Wäsche wechselt, soll die gute Gelegenheit benutzt haben, sein Hemde vom Platzregen waschen zu lassen und wurde dabei betroffen, als er es eben an der Sonne trocknen ließ . . . .“

„Wenn meine Neugierkeit Sie kalt läßt, meine Damen“ — brach jetzt Fräulein Hulda von Pfeffer los — „und Sie das Hemd des Herrn Professors interessanter finden, so werde ich mein Romänchen für mich zu behalten wissen . . . .“

Das half. Wiederum streckten sich alle Hälse nach der Richtung des Thurmknopfes.

„Sie haben doch Alle den stattlichen Herrn mit dem Vollbarte bemerkt, welcher gestern Nachmittag hier auf dem Jungfernstein eintraf?“

„Gewiß,“ bemerkte die Frau Stadtrath. „Er schrieb sich als Geheimrath Dr. Reuper in das Fremdenbuch.“

„Er soll in der deutschen Reichshauptstadt als einer der ersten Sterne der Wissenschaft gelten“ — fügte Frau Doctor bei.

„Und, was noch mehr zu bedeuten hat, sehr reich sein“ — sagte Frau Commerzienrath mit Nachdruck. „Jean versicherte mich, er trinke nichts als Chambertin.“

„Derjelbe noble, gelehrte und, was noch mehr ist, reiche Berliner Herr machte gestern Abend einen Besuch im Sennerhaus beim alten blinden Tuback, sah dort das blonde Kösi, das Sennermädchen mit den Sommersprossen, als es eben vom Melken kam und soll sich, knall und Fall, in die Stallbirne verliebt haben . . . .“

Ein allgemeines Ach empörten Erstaunens begrüßte diese pikante Mittheilung.

Also drei Romane auf einmal auf Jungfernstein: Dr. Ismael und Fräulein Theudelinde von Wangenheim; Miß Arabella Whalebone und Friß Tuback; der Berliner Geheimerath und die blonde Sennerin Röschen. . . . Was gab's da nicht zu controliren, zu spioniren, zu combiniren, zu räsonniren und sich zu moquiren!

Ein vierter Roman, welcher sich im Bereich des Kurhauses abwickelte, entzog sich vorläufig noch dem Secirtisch des Stic-, Stric- und Lasterkränzchens — das zarte Verhältniß des Factotum Jean zu Madeleine, genannt „der schwarze Drache.“

Diese beiden für einander schlagenden Herzen befanden sich jenen Vormittag im Office. Madeleine war damit beschäftigt, den Nachtiß für die heutige Mittagstafel in Ordnung zu bringen, während Jean über die Weinflaschen der Kurgäste Musterung hielt. Es herrschte nämlich auf Jungferstein, wie an den meisten anderen Kurorten der Schweiz, die Sitte, den Stammgästen die angegriffenen, aber nicht ausgetrunkenen Flaschen aufzuheben und bei Seite zu stellen. Jede Flasche war mit einem Schildchen versehen, auf welchem der Name des Gastes stand; das Schildchen war mittelst eines Bandes am Flaschenhalse befestigt.

Die Aufgabe Jean's, welcher unter Anderem das Amt eines Kellermeisters versah, bestand darin, zu untersuchen, ob sich in den angegriffenen Flaschen noch ein nennenswerther Rest befinde. War die eine oder die andere leer oder enthielt sie nur noch einen trüben Saß, so wurde sie bei Seite gestellt, um durch eine frische ersetzt zu werden.

„Geheimerath Dr. Keuper — Chambertin! . . . Der weiß auch, was gut ist . . . Unser Patron hat im ganzen Keller keinen besseren,“ — brummte Jean vor sich hin.

„Ist noch was in der Flasche?“ — fragte der „schwarze Drache“.

„Noch halb gefüllt!“

„Das reicht gerade für uns beide z'Nüni\*),“ — fuhr die Madeleine fort, „ich lege ein Paar englische Biscuits bei.“

„Der würde einen sauberen Spectakel anfangen,“ — widersprach Jean. „Da weiß Jeder, wie viel noch in seiner Flasche steckt, besonders die Berliner. Ich glaube, sie notiren es in die Brieftaschen.“

Der „schwarze Drache“ brach in ein spöttisches Gelächter aus.

„Der weiß nichts, — der ist verliebt.“

„Verliebt? Er ist ja erst seit gestern hier . . . Wer hat ihm's angethan?“ — fragte Jean verwundert.

„Das Kösi drüben bei Tuback's, das Milchgesicht . . . Der Narr hätte Besseres haben können,“ — fügte die Madeleine bei, einen Blick in den nahen Spiegel werfend.

„Nicht Jeder ist so verwegen, sein Herz einem schwarzen Drachen zu schenken,“ — schmunzelte Jean. „Wenn es sich so verhält, wie Du sagst, so mögen wir immerhin den Chambertin uns zu Gemüthe führen. Muß aber erst nachsehen, ob wir es in Ruhe vollbringen können“ . . .

Nach wenigen Augenblicken trat er wieder ein.

„Jaques und die Kellnerinnen decken die Tafel; der Patron sitzt im Comtoir und fertigt Rechnungen aus. Wir haben in den nächsten Viertelstunden nichts zu gefährden.“

Indessen hatte Madeleine zwei Fußgläser und einen Teller mit Biscuits auf ein Tischchen hinter der Thüre, wo man vor einem unerwarteten Ueberfall gesichert war, bereit gestellt und die Beiden ließen sich den Chambertin des Herrn Geheimerath's aus Berlin trefflich munden.

\*) „Z' Nüni“ nennt man in der Schweiz, was Vormittags neun Uhr genossen wird; eine Herzstärkung zwischen Frühstück und Mittagessen.

„Wenn's Dich etwa nach Tuback's Köfi gelüsten sollte, Mössiö Jean, so weist Du nun, woran Du bist,“ bemerkte Madeleine neckend.

„Wenn es Dich etwa nach Tuback's Frits gelüsten sollte, so kannst Dir's ebenfalls aus dem Kopfe schlagen“ — entgegnete Jean. „Wir beide in unserem Alter thäten am besten, solche Klauen fahren zu lassen und endlich ernsthaft daran zu denken, unseren eigenen Hausstand zu gründen.“

„In unserem Alter?“ — höhnte der schwarze Drache. „Altershalb zähle ich mich noch lange nicht zu Dir.“ . . .

Jean's leberfarbenes Gesicht verzog sich zu einem spöttischen Lachen.

„'S ist wahr“ — sagte er dann trocken. „Wie lang ist's wohl her, seit wir uns in Thun zum ersten Mal sahen? Es mögen etwa zwanzig Jährchen sein. Dazumal, als alle jungen Officiere dem hübschen Mädcl den Hof schnitten, warst Du höchstens Neunzehn und ich schon Corporal bei meiner Compagnie.“

Madeleine biß sich auf die Lippen.

„Laß doch Deine schlechten Spässe gelten“ — schmolte sie. „Ist es Dein Ernst mit dem Heirathen, so wollen wir einmal rechnen . . . Eine Wirthschaft in der Stadt zu übernehmen, etwas Nobles mein ich, und wenn man nicht mit Schulden anfangen will, verlangt immerhin ein Capital von zehntausend Franken. Du hast?“

Jean legte blinzelnd den Finger an die Nase.

„Wie viel kannst Du daran geben?“ frug er dann.

„Nichts!“ — platzte der schwarze Drache heraus. „Dafür soll der Mann sorgen.“

„Du nichts und ich nichts“ — entgegnete Jean. „Unter solchen Umständen und bei bewandter Sachlage ist bald ausgerechnet. . . . Gehen wir wieder an die Arbeit! Unjereins ist ja doch nur deshalb auf der Welt, den Andern, den Reichen, als Lastthier zu dienen, bis einmal der große Kummel angeht und oben-auf kommt, was unten war, wenn wir's erleben.“

„Meibe mir vom Leibe damit“ — eiferte Madeleine. „Vom Theilen mag ich gar nichts wissen und behalte lieber, was ich habe.“

„Also hast Du was?“ — sagte Jean. . . .

Da ließen sich von draußen Schritte hören. Der Vertrauensmann des Herrn Hühnerwadel trank die Meige der Flasche Chambertin des Herrn Geheimraths vollends aus und machte sich dann wieder mit den Flaschen der Stammgäste zu schaffen . . .

Oliver und Arabella waren, Blumen und Beeren suchend, über den grünen Sammtteppich der Weiden und durch Wald und Strauch stets weiter gelangt. Es gewährte ihnen eine willkommene Abwechslung, da und dort eine Geröllhalbe zu überschreiten oder einen Felsen hinanzuklettern. Je länger sie sich ergingen, um so kräftiger und unternehmungslustiger fühlten sich Beide. Das macht die reine, frische, sauerstoffreiche Luft des Gebirges.

Endlich gelangten sie in eine trichterförmige Vertiefung, wo erst recht viele, seltene Blumen und eine Fülle von Beeren ihrer warteten. Die prachtvollsten Schmetterlinge hatten sich da ein Stellbischein gegeben, ihre Esentänze auszuführen: der Apollofalter mit den roth- und schwarzpunktierten weißen Flügeln, das Pfauen-

auge, der Trauermantel, der Admiral in der dunkelblauen, mit Scharlach verbrämten Paradeuniform, der Schillerfalter, dessen Staatskleid dem bewundernden Auge bald sammtbraun, bald tiefblau erscheint; — Alle flatterten, sich des Sommerlebens freudig, im goldenen Sonnenschein oder wiegten sich auf den bunten, duftenden Blüten.

Die zwei Geschwister begrüßten diese unerwartet entdeckte Dase mit einem lauten Jubelruf. Sie bemerkten erst später, daß sie nicht allein in dieser Wildnis sich befanden.

Durch das fröhliche Hurrah Olivers auf die Ankömmlinge aufmerksam gemacht, erhob sich eine stattliche Gestalt, welche, über ein Felsstück gebeugt, an demselben herumgehämmert hatte. Es war kein Anderer als Dr. Keuper.

Neugierig trat Oliver näher, um zu sehen, was der Herr mit dem röthlichen Vollbart und dem gentilen Aeußeren da beginne. Mit zögernden Schritten folgte Arabella.

Dr. Keuper erkannte beim ersten Blick die Heimat der beiden Kinder Albions. Er selber hatte längere Zeit das Inseland bewohnt und sich dessen Sprache gründlich angeeignet; zudem war er es gewohnt, sich in vornehmer Gesellschaft zu bewegen. Auch ohne Vorstellung war die Bekanntschaft bald gemacht.

„Der Zufall“ — sagte der Geologe, als das Gespräch im Gange war, — „hat Sie nach einer der interessantesten Stellen der Gebirgskette geführt. Wir befinden uns in einem alten, vielleicht schon vor hunderttausenden von Jahren erloschenen Krater. Eine vulkanische Eruption muß nach Ablagerung des Secundärgesteins hier stattgefunden haben, welche die Gesteinschichten überwarf, so daß am Rande des Kraters die unteren Schichten oben und die oberen unten zu liegen kamen. So zeigt sich die wunderliche Thatfache, daß die Ueberreste von Thieren nun über andern gefunden werden, welche letztere sich vielleicht noch Jahrtausende lang des roßigen Lichtes freuten, nachdem die anderen, einer älteren Schichtung angehörigen, aber nun dennoch oben liegenden, längst untergegangen waren.“

Mit großer Aufmerksamkeit hörte das Whalebone'sche Geschwisterpaar den Auseinandersezungen des deutschen Naturforschers zu und half dann mit größtem Eifer nach Versteinerungen suchen.

Als man endlich aufbrach, um die Mittagsglocke auf dem Jungferstein nicht zu verjäumen, hatten Dr. Keuper und Oliver bereits Freundschaft geschlossen. Auch Arabella stimmte bald in den vertraulich freundschaftlichen Ton ein, sobald sie sich in das Gespräch mit dem so sehr gentil aussehenden Gelehrten mischte. Sir Jeremy Whalebone hatte wenig oder nichts von seinem steifeinenen Wesen auf seine beiden Sprößlinge übertragen. —

## 11. Capitel.

### Der blinde Tuback sieht mit den Ohren.

Fritz schlief in einem Verhlag unter dem Schindeldach. Der Zugang zu demselben befand sich in der Wohnstube, welche zugleich die Schlafkammer der Eltern war; um in den obern „Gaden“ zu gelangen, mußte man zuerst die Ofenbank und dann den großen grünen Kachelofen besteigen und endlich durch eine schmale Fallthüre schlüpfen. Fritz hätte es schlau anstellen müssen, einen nächtlichen Aus-

flug zum Fenster irgend einer Schönen zu machen, ohne daß es die Eltern gemerkt hätten. Er hatte es noch niemals versucht.

Sein Licht erhielt der „Gaden“ durch ein schmales Dachfenster, welches wenig mehr als einen Fuß im Gevierte messen mochte. Das Zimmergeräthe bestand aus einem Bett, zusammengesetzt aus einer hölzernen Lade, einem Laubsack und zwei Federpfeulen, welches Bett er mit Hänschen theilen mußte. Die Kleider und das übrige persönliche Besizthum zu versorgen, hatte jeder der Brüder einen sogenannten „Trog“, eine länglichte viereckige Kiste, die von einem ländlichen Maler mit einem bunten Flor fabelhafter Rosen und Tulpen und einem flammenden Herzen bemalt worden war. Der „Trog“ konnte im Nothfall auch als Sitzbank dienen.

Bis vor Kurzem war es dem Fritz niemals eingefallen, seinen Trog zu schließen. Jetzt war es anders geworden. Er verließ den „Gaden“ nie, ohne zuvor den Schlüssel zum „Trog“ zu sich zu stecken.

Die bunte Kiste barg nämlich einen Schatz, welchen kein fremdes Auge erblicken durfte. Dieser Schatz war in ein Seidenpapier eingewickelt und bestand aus einigen welken Blumen, welche mit Ausnahme einer Immortelle, verdorrt und beinahe unkenntlich geworden. Es war das Sträußchen, welches Arabella Whalebone einst auf dem Kehlerboden dem Fritz auf seine Sennenjacke geheftet hatte.

Wann die ersten Tagesstrahlen durch das Dachfenster drangen und Hänschen auf dem gemeinschaftlichen Lager noch den festen Kinderschlaf schlief; oder an Sonntagen, wenn Fritz sich unbemerkt in seinen „Gaden“ herausschleichen konnte, nahm derselbe seinen Blumenschatz aus dem „Trog“ und betrachtete den welken Strauß mit Aufmerksamkeit, während alle seine Gesichtszüge in Freudigkeit lachten. Daß er die dürrn Blumen an den Mund gedrückt hätte, kam nicht vor; diese symbolische Handlung hatte für den jungen Sennen keinen Sinn. Würden sich ihm die feingeknickten Lippen der schönen Engländerin zum Kusse geboten haben, er hätte es nicht gewagt, so wenig es ihm eingefallen wäre, die Engel des Himmels zu küssen, wenn ihm ein solcher auf dem Eisenhorn oder auf der Schattenweid begegnet wäre. Hatte er den verdorrtten Strauß eine Weile betrachtet, so wickelte er denselben säuberlich in das Seidenpapier und legte ihn wieder in den „Trog“, dorthin, wo das rothseidene Tuch lag, welches er um den Hals schlang, so oft er an einem hohen Feiertag in das Thal hinunterstieg, und der silberne Löffel, den er von seinem Taufpathen zum Einbund erhalten.

Fritz ging auch viel häufiger als sonst, das heißt, so oft sich irgend ein halbwegs stichhaltiger Vorwand bot, auf das Eisenhorn. Dort setzte er sich auf einen Stein und spähte mit seinen Falkenaugen in die Welt hinaus, die zu seinen Füßen lag. Sah er dann in weiter Ferne das helle Sommerkleid oder den blauen Schleier der schönen Engländerin im Winde wehen, so verklärte wiederum eine innerliche Freudigkeit seine Züge und ein höheres Roth färbte seine Wangen.

Nicht als ob unserm Fritz die Gelegenheit gefehlt hätte, die Miß in der Nähe zu sehen. Nicht selten war das Sennenhaus des blinden Tubaß das Ziel der Spaziergänge, welche sie mit ihrem Bruder oder andern Kurgästen des Jungferneisens unternahm; und so oft irgend ein Geschäft den Fritz nach dem Kurhaus führte, suchte Oliver ihn festzuhalten und behandelte ihn, als ob er ein junger



Gentleman seinesgleichen wäre. Aber Fritz fühlte sich in der vornehmen Gesellschaft nicht zu Hause.

Eines Tages geschah es, daß der junge Senne gerade dazu kam, als auf einer ebenen Rasenfläche in der Nähe des Jungfernsteins von etlichen jungen Damen und Herren Criquet gespielt wurde. Master Oliver Whalebone ließ nicht nach, bis Fritz unter die Spielenden trat, um mitzumachen. Oliver bemühte sich, seinen Freund und Schützling in den Grundregeln des Spiels zu unterrichten. Fritz war keineswegs vernagelt; er begriff bald, worauf es ankam. Aber die Muskelkraft seiner Sennenarme stand in keinem richtigen Verhältniß zu den hölzernen Kugeln und langgestielten Hämmern des Criquet. Als es dann an ihn kam, die Kugel weiter rollen zu lassen, traf er dieselbe mit solchem Schwung, daß der Hammerstiel in Stücke splitterte und die hölzerne Kugel weit über die Köpfe der Spielenden wegflog, um in irgend einer Felsenschlucht auf Nimmerwiedersehen den Augen zu entschwinden.

Miß Arabella lächelte über diese Kraftprobe ihres jungen „Freundes“; Master Oliver hatte seine laute Freude daran. Aber über Fritz kam das Gefühl, daß er eine Unschicklichkeit begangen habe. Er hütete sich von da an, sich unter die vornehme Gesellschaft zu mengen . . . .

Seit jenem Abend, als sich Geheimerath Dr. Keuper vom Mergelkönig die Hauptfundorte der Versteinerungen in dieser Gebirgsgegend hatte beschreiben lassen, war der deutsche Gelehrte ein häufiger Gast in der Sennenhütte des blinden Tuback geworden. Es hatte sich nicht selten gefügt, daß dann Röschen etwa mit ihrem Nähzeug vor dem Hause auf der Bank saß; oder daß das Mädchen, die Mutter Tuback ablösend, in der Käsküche mit Buttern beschäftigt war.

Dr. Keuper fand die junge Sennerin mit dem Goldhaar, den rosigen Wangen und den feingedrehten Gliedern nicht weniger hübsch als dazumal, als sie, das Milchgefäß auf dem Kopfe tragend, hochgeschürzt, unversehens als Schattenriß auf dem Hintergrund des glühenden Abendhimmels und umrahmt von den schwarzen Thürpfosten der Käsküche vor seinen verwunderten Blicken erschien.

Röschen war es nicht ganz ungewohnt, mit fremden Herren zu verkehren. Abgesehen von Master Oliver, hatte schon mancher Kurgast des Jungfernsteins es versucht, der hübschen Sennerin den Hof zu machen. Allzugroßer Vertraulichkeit hatte sie sich stets zu erwehren gewußt.

Dr. Keuper war keineswegs der Ungefährlichsten Einer, welche Röschens Reizen gehuldigt hatten. Er war ein schöner Mann mit seinem rothblonden Vollbart und hatte etwas Strammes in seinem Wesen. Man merkte ihm keineswegs etwa den preussischen Garbelieutenant an, aber den Soldaten, welcher einen erriethhaften und siegreichen Feldzug mitgemacht. Warum sollte es ihm, der die Franzosen hatte besiegen helfen, nicht auch hier gelingen, eine allem Anschein nach nur schwach-armirte Festung zum Kapituliren zu bringen?

Bis zum heutigen Tag war es für Röschen ein Leichtes gewesen, alle Eroberungsgelüste, mochten sie von englischer, französischer, deutscher oder gar russischer Seite herkommen, zu Schanden zu machen. Von Allen, welche sich um sie bemühten, war doch Keiner so hübsch als der Fritz mit seinem schwarzen Krauskopf, seinen haselnußbraunen Augen und seinen frischen vollen Wangen.

Aber jetzt?

Was sollte sich Röschen noch ferner um den Friz bekümmern? Was hatte es dem Friz noch nachzufragen?

Der Eindruck, welchen die schöne Engländerin auf denselben gemacht, das vornehme Fräulein, welchem zu Liebe er den Stier bei den Hörnern gepackt, war ihr nicht entgangen. Röschen freute sich nun, und wäre es auch nur aus Troß gewesen, so oft es den feinen deutschen Herrn von Weitem kommen sah. Aber wie kam's, daß der gelehrte Herr, welcher, der Sage nach, schon Bücher geschrieben hatte, am Umgang mit dem ungehulken Mädchen Gefallen finden konnte?

Blaustrümpfe und geschulte Frauenzimmer gab es in Berlin zur Genüge; aber eine Solche, welche in der Schulbildung nicht weiter gekommen, als zum Lesen, Schreiben und Rechnen, und dennoch mit Hülfe ihres gesunden Verstandes meist den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte, war ihm an der Spree noch niemals begegnet. Deshalb setzte er sich gern zu ihr vor dem Semmenhaus auf die Bank oder auch auf irgend einen Schemel oder Holzkloß der Käsküche, wann Röschen dort mit Buttern beschäftigt war.

Eines Tages kehrte, auf dem Rückwege von einem wissenschaftlichen Ausfluge, Dr. Keuper wieder einmal bei Tubacks ein, alle Taschen mit Versteinerungen angefüllt. Er bat um die Erlaubniß, seine Ausbeute auf dem Familieneßtische aufstellen zu dürfen, um das Werthlose ausscheiden zu können. Röschen war mit einer Näharbeit beschäftigt.

„Solchen Kram,“ — bemerkte das Mädchen lachend, — „trägt unser Freund, der Herr Professor Mergel, zu ganzen Haufen zusammen. Ich konnte es lange nicht fassen, wozu man sich denn solche Mühe kosten lasse und was es nützen sollte. Jetzt fange ich aber an zu begreifen.“

„So, mein Kind, Du fängst an zu begreifen?“ — neckte der Gelehrte. „So sage mir doch, wozu glaubst du wohl, daß ich diese zu Stein gewordenen Schnecken und Muscheln, welche ich mit Angst und Noth aus dem Felsen herauschlage, verwenden kann? Etwa, um einen Liebestrank daraus zu bereiten?“

„Braucht man solche in Berlin?“ — lautete die schelmische Gegenfrage. „Bei uns kommt die Liebe ohne Trank, wenn Zweie sich begegnen, welche wohl zusammenpassen.“

„Welche wohl zusammenpassen!“ — wiederholte Dr. Keuper bei sich selbst. . . . Diese klugen Worte des Mädchens bewogen ihn, einen ernsthafteren Ton anzuschlagen. „Wozu glaubst Du denn wohl, daß ich diese Versteinerungen sammle, Du schlaues Röschen?“

Röschen legte die Hände mit Jammt der Näharbeit in den Schooß und blickte mit ihren klaren vergifmeinnichtblauen Augen den Doktor forschend an, während es sprach:

„Mich dünkt, diese Schnecken und Muscheln seien wunderliche Buchstaben und das Gestein unserer Berge, in welchem sie stecken, bilde die Blätter eines uralten Buches, welches Ihr andern gelehrten Herren zu entziffern sucht, um darin Geschiedten von längst vergangenen Dingen zu lesen. . . .“

Dr. Keuper sprang von dem hölzernen Schemel auf, welcher ihm zum Sitze diente.

„Halt, Du kleine Heger,“ — rief er lebhaft. „Das hast Du nicht aus Dir selber . . . Das mußt Du irgendwo gedruckt gelesen haben.“

„Etwa im Fragebüchlein (Katechismus) oder im „hinkenden Boten?“ — erwiderte das Mädchen. „Andere Bücher verirren sich selten zu uns.“

„Oder es hat Einer Dir's vorge sagt?“

Röschen besann sich eine kleine Weile; dann sagte es:

„Vielleicht einmal der Mergelkönig, aber dann mit ganz andern Worten . . . Weiß man ja doch nie, wie er's meint, — ob es sein Ernst ist oder ob er nur Flaufen treibt. Aber etwas bleibt dann doch zuweilen haften.“

„So laß' Dich dafür küssen, mein Kind! Du bist gescheidter, als unsre Berliner Blauschürmpfe und gelehrten Weiber zusammengenommen, wenn man alle auf einen Haufen würfe.“

Er versuchte es, das Mädchen um den Leib zu fassen und an sich zu ziehen; aber Röschen wich zurück und erhob drohend den Finger.

„So ist es vielleicht in Berlin bei Euern studirten Jungfern Sitte, aber nicht bei uns Ungefeulten“ . . . . .

Zugleich ließ sich unter dem Tisch ein bedeutungsvolles Knurren hören; es war Bär mit dem Wolfsgebiß, welcher dort Tugendwache hielt . . . . .

Fritz war nicht so blind, als daß ihm entgangen wäre, welcher Magnetstein den vornehmen und gelehrten Herrn aus Berlin nach dem Sennenhaus hinüberziehe. Es fuhr ihm mehr denn einmal in die Finger und die Fäuste, wenn er von Weitem zusehen mußte, wie der Preuße dem Mädchen schön that, mit ihm lachte und schälerte. Fritz hatte sich bis jetzt noch niemals deutliche Rechenschaft abgelegt über sein Verhältniß zum blonden Röschen. Es hatte niemals eine eigentliche Liebchaft zwischen beiden bestanden. Aber es war, ohne daß man jemals darüber gesprochen, für ihn und für Alle, welche sich darum kümmerten, selbstverständlich gewesen, daß das Mädchen einst seine Frau werden würde. Er hatte sich so sicher dabei gefühlt, daß er nur darüber lachen mußte, so oft es einem der fremden Herrchen des Jungfernsteins einfiel, der jungen Sennerin den Hof zu machen.

Und jetzt?

Es froch ihm etwas über die Leber, so oft er den Preußen von weitem kommen sah.

Was war aber der wahre eigentliche Grund, warum er den stattlichen, freundlichen Herrn nicht leiden mochte? Kam es daher, weil sich derselbe um das Röschen bemühte? Oder gab es, wenn er ganz gewissenhaft bis auf den untersten Grund seines Herzens hinunter leuchtete, nicht noch eine andere Ursache der Eifersucht? Rührte dieselbe vielleicht daher, weil er eines schönen Abends vom Wifenhorn herunter den Herrn Doktor mit dem rothen Bart über die Weiden hatte gehen sehen und an seinem Arm hing die schöne Engländerin und sie thaten Beide, als ob sie die besten Freunde wären? . . . .

War Fritz auf den strammen Preußen eifersüchtig Röschens oder der schönen Engländerin wegen? Er wußte es selbst nicht recht. Dieser Zweifel machte ihn verwirrt und lähmte seine Fäuste. —

Unterdessen saß der blinde Senne auf der Bank vor seiner Schindelhütte und horchte, wann die Röhre sich zufällig in den Ställen befanden, auf das

Schnauben seiner Thiere; oder, falls sie auf der Weide waren, so lauschte er auf die fernern Glockentöne.

Aber er hörte sonst noch gar mancherlei, wovon die Andern sich nichts träumen ließen. Wer nicht sieht, der muß sich auf's Hörchen verlegen. Die Sennerin ließ sich's nicht ausreden, ihr Alter könne das Gras wachsen hören.

Sie hieß Elisabeth, des blinden Tuback Lebensgefährtin, und hatte zu ihrer Jugendzeit keineswegs zu den Häßlichen unter den Töchtern des Landes gehört. Das blonde Köschchen, der Elisabeth leibliche Schwesterstochter, war so ziemlich das Abbild dessen, was sie selbst vor dreißig Jahren gewesen. Köschchen mit dem dunkeln Haar sah eher dem Vater ähnlich. Kein Wunder, daß Köschchen ihr nicht weniger lieb war, als die eigenen Kinder und daß es für sie zu einer Herzensangelegenheit geworden, daß aus dem Mädchen und ihrem Fritz ein Paar werde.

Mit heimlicher Sorge mußte sie wahrnehmen, was jetzt vorging und sich überzeugen, daß Fritz und Köschchen sich täglich fremder wurden.

Da Alles ausgeflogen war, setzte sich die Elisabeth zu ihrem Alten auf die Bank und begann, ihm ihr Leid zu klagen, nämlich daß Fritz in jüngster Zeit gar nicht mehr zu erkennen sei, seitdem er dem fremden Frauenzimmer in die Augen geguckt, und wie andererseits Kösi sich von dem deutschen Rothbart den Hof machen lasse.

„Das kommt nicht gut,“ — schloß sie ihre Rede. „Du wußtest freilich nichts von diesen verwünschten Geschichten. Ich hätte Dir's gern verschwiegen, um Dir unnützen Aerger zu ersparen; aber jetzt ist's heraus und Du mußt Rath schaffen.“

Der Blinde antwortete mit einem kurzen, trocknen Lachen: „Du heilige Einfalt bildest Dir ein, ich wisse von alledem nichts, weil meine Augen erfroren und erloschen sind! Meinst Du denn, ich mache Kalender, wenn ich hier auf der Bank sitze oder in der Stube oder der Kästüchle? Vielleicht weiß ich über das, wovon Du gesprochen, mehr, als Du mit Deinen beiden gesunden Augen auszukundschaften vermochtest.“

„Das wäre doch wohl kurios,“ — widersprach die Elisabeth. „Ich brauche noch keinen Spiegel\*), Gott sei Dank, nicht einmal, wenn ich Gedrucktes lese.“

„Und dennoch hast Du es nicht gesehen, daß Fritz, so oft er sich in seinem Gaden allein und unbemerkt glaubt, zum Troge geht und dann zum Dachfenster. Das muß etwas ganz Besonderes sein, was er dort betrachtet und was er dann wieder so sorgfältig verwahrt und verschließt! . . . Was willst Du wetten? Es ist ein Seidenbündelchen oder ein Handschuh oder ein verdorrtes Blümchen, was einst dem englischen Frauenzimmer gehörte und welches Fritz zufällig am Wege gefunden hat“ . . .

„Ist's wahr?“ — frug die Mutter bekümmert.

„Und hast's mit Deinen beiden gesunden Augen, welche sogar Gedrucktes ohne Brille lesen können, doch nicht gesehen, daß Kösi jedesmal in seine Kammer rennt, wenn der gelehrte deutsche Herr im Anzuge ist. Was hängt dort zwischen dem Fenster und dem Bett, wo die Mädchen schlafen? Meines Wissens ist's ein

\*) „Spiegel“ Volksausdruck für Brille.

Spiegel. Dort sieht dann das Kösi nach, ob sein Haar recht glatt sei, und hängt sich, dem Berliner zu Ehren, schnell noch etwas um oder an . . .“

„Da siehst Du, wie's steht, Du sagst es ja selbst,“ — klagte die Mutter. „Am Ende nimmt der Engländer den Fritz mit über's Meer; oder geschieht's nicht, so geht derselbe aus Verdruss unter die Soldaten . . . Und das Kösi wird erst recht unglücklich, wenn es sich mit dem Preußen einläßt . . .“

Der Blinde stieß wieder ein trockenes Lachen aus und sagte dann:

„Brauchst Dich nicht so arg zu bekümmern, Elisabeth! Von dem Allem geschieht nichts.“

„Wie kannst Du's so sicher wissen, Hans? Man hat schon Schlimmeres an Kindern erlebt. Warum könnt' es nicht auch uns passieren?“

„Ich will Dir sagen warum,“ — entgegnete der Blinde, — „pass' recht auf und merke Dir's. Zum Ersten wird das nicht geschehen, was Du fürchtest, weil der Fritz und das Kösi unter unserer Zucht aufgewachsen sind und wissen, was gut und was böse ist . . .“

„Aber die Gelegenheit macht Schelme,“ — wendete die Mutter ein.

„Deshalb schläft der Fritz im Gaden und hat keinen andern Ausweg als durch unsre Stube . . . Und draußen vor dem Kammerfenster der Mädchen hält der Bär gute Wache.“

„Davon ist ja nicht die Rede,“ meinte die Mutter. „Schande werden wir an den Kindern nicht erleben. Aber wann dann beiden das Herz krank wird? . . .“

Zum dritten Mal brach der Blinde in sein trockenes Lachen aus.

„Lass' gut sein, Alte, und plage Dich nicht umsonst! Dieses vornehme und gelehrte fremdländische Wesen und unser Landesgewächs, was hier in Leberberg zwischen Tannen und Felsen gewachsen und großgeworden ist, nimmt sich nicht so leicht an, so wenig als Wasser und Del. Magst es durcheinanderschütteln so lang Du willst, es scheidet sich wieder . . .“

Mutter Elisabeth mußte sich im Stillen gestehen, daß der Blinde zuweilen schärfer zu sehen vermöge, als manch Anderer mit seinen zwei gesunden Augen. —

## 12. Capitel.

### Das Geburtsfest der gracious queen.

Das Geld, welches Herr Hühnerwadel für die Einrichtung einer englischen Kapelle verwendet hatte, rentirte sich gut. Im Verlauf der Saison gruppirte sich nach und nach eine zahlreiche englische Kolonie um die Familie Whalebone und um den Reverend Holyday, lauter Anhänger der Hochkirche und loyale Unterthanen ihrer Majestät, der Königin Victoria.

Es ist unter solchen Umständen selbstverständlich, daß der Geburtstag der gracious queen auf dem Jungferstein auf würdige Weise begangen werden sollte. Als dann aber das Wie festgestellt werden sollte, gingen die Meinungen ziemlich scharf auseinander.

Reverend Holyday drang auf einen feierlichen Gottesdienst. Es wäre im höchsten Grade choocking gewesen, wenn Jemand dagegen Einwendungen erhoben hätte; der feierliche Gottesdienst, verlehnt sich nach hochkirchlichem Ritus, wurde also ohne Widerspruch gutgeheißen.

Einige ältere Herren mit lebhaft gerötheten Gesichtern und entwickelter Kor-  
pulenz schlugen ein Bankett vor mit obligatem Toast auf her gracious majesty.

Diesem praktischen Vorschlage gegenüber wurde von einer Anzahl jüngerer  
Ladies der Antrag gestellt, es möchte zu Ehren des hohen Geburtstages ein bal  
paré in Szene gesetzt werden, wozu die gesammte gentry unter den Kurgästen  
eingeladen werden sollte.

Das sehr zahlreich vertretene Jungengland, wozu alle noch nicht ballfähigen  
jungen Misses und die jungen Gentlemen zwischen sieben und siebenzehn Jahren  
zu rechnen, mochten weder vom Banket noch vom bal paré etwas wissen und stellten  
das stürmische Verlangen nach einem Feuerwerk. Ein solches, behaupteten sie,  
müßte sich auf dieser Höhe besonders effektivvoll ausnehmen und würde im ganzen  
langen und breiten Thale zwischen Alpen und Jura gesehen werden. Der eifrige  
Wortführer dieser Partei war kein Andern als Master Oliver Whalebone.

Nach langem Hin- und Herverhandeln, wobei sich Herr Hühnerwabel als äußerst  
geschickter Diplomat und Zwischenhändler erwies, wurde endlich auf dem Wege  
des Kompromisses beschloffen, es solle allen geäußerten Wünschen und gemachten  
Vorschlägen entsprochen werden, erstens durch einen feierlichen Gottesdienst sammt  
Predigt; zweitens durch ein splenbides Bankett mit obligatem Toast; drittens durch  
ein glänzendes Feuerwerk; endlich viertens durch einen feinen bal paré.

Es versteht sich, daß während der vierzehn Tage, welche den beabsichtigten  
Festlichkeiten vorangingen, auf Jungferngestein kaum von etwas Anderem gesprochen  
wurde. Fräulein von Wangenheim war ganz begeistert dafür und beschloß, ihr  
Scherflein beizutragen durch ein Festgedicht, welches sie auf Rosapapier drucken  
und während dem Festessen unter die Gäste vertheilen lassen wollte. Sie hätte  
sich beinahe mit Dr. Ismael überworfen, welcher es sehr ungalant fand, den Ge-  
burtstag einer Dame zu feiern, indem das Fest jedermann daran erinnere, daß die  
Betreffende wieder um ein Jahr älter geworden sei.

„Dies,“ — so schloß er sein Votum, — „sollte besonders bei Damen  
vom Alter der gracious queen berücksichtigt werden und, wenn dann doch gefeiert  
sein muß, die Feier jedenfalls nur an den Schaltjahren stattfinden.“

Dr. Keuper bemühte sich, dahin zu wirken, daß auch die jungen Damen  
des Sennenhauses zum Ball geladen würden.

„Die kleidsame Landestracht der hübschen Mädchen,“ — sagte er, — „wird  
sich sehr malerisch machen, besonders neben den neuesten Pariser Toiletten, welche  
sich ohne Zweifel produziren werden.“

Er wurde lebhaft von Fräulein von Wangenheim unterstützt, welche für  
alles Malerische schwärmte. Aber Sir Jeremy Whalebone wies den Antrag als  
exceedingly chocking mit Entrüstung zurück, darauf beharrend, daß nur die gentry  
zugelassen und der mob unter allen Umständen ferngehalten werden solle.

Es ergab sich so ziemlich von selbst, daß die Anordnung der kirchlichen  
Feier dem Reverend Holyday überlassen wurde, während Sir Jeremy das Bankett,  
Missis Whalebone den Ball und Master Oliver das Feuerwerk über sich nahmen.

Oliver ließ nicht nach, bis Fritz ihm versprach, bei dem Abbrennen der  
Sonnen, römischen Kerzen, Feuerräder, bengalischen Flammen und Raketen hilf-

reiche Hand zu bieten. Nach dem Melken hatte Friß gewöhnlich Feierabend und konnte über seine Zeit bis zum Schlafengehen verfügen.

Wer innerlich am bevorstehenden Feste das größte Vergnügen hatte, war ohne Zweifel Herr Hühnerwadel, der Kurwirth. Dasselbe wurde für ihn ein sehr einträgliches Geschäft. Das gesammte englische Touristenpublikum sollte rechtzeitig davon in Kenntniß gesetzt werden, auf welche glänzende Weise man auf Jungferstein den Geburtstag der gracious queen zu feiern gedenke. Er hatte Mittel und Wege gefunden, sogar in die Londoner „Times“ einige bezügliche Zeilen einzuschmuggeln. Die Söhne und Töchter Albions, welche ihre Standquartiere im Berner Oberland, am Vierwaldstättersee und am Genfersee aufgeschlagen hatten, würden sich ohne Zweifel in hellen Haufen einfinden. Das Bankett sollte begreiflicherweise nicht zur gewöhnlichen Tafelstunde stattfinden. Daraus zog Herr Hühnerwadel den Vortheil, daß er einen namhaft höhern Preis für das Gedeck ansetzen durfte, wobei überdies die Kurgäste den täglichen Pensionspreis dennoch bezahlen mußten. Und dann der Champagner, der fließen würde! Er überzählte in Gedanken seine Reserve an Silberbehelmten, die Kohorte der „carte-blanche“ sowohl als die Kohorte der „carte-noire“; und siehe! er durfte keck den bevorstehenden Ereignissen und Bedürfnissen entgegensehen. . . . . Als erfahrener Feldherr auf den Schlachtfeldern der Wirthstafel entwarf er im Geiste seinen Feldzugsplan.

Aber damit derselbe mit der wünschbaren Präzision ausgeführt werde, konnte er nicht umhin, seinen Generalstabschef Jean und den Anführer seiner leichten Truppen, den „schwarzen Drachen“, wenigstens theilweise damit bekannt zu machen.

Jean, der sich mehr und mehr dem Pessimismus Schopenhauers zuneigte, pußte brummend die Kübel aus Britanniametall, in welchen der Sekt im Eis stehen sollte. Madeleine hielt Musterung über die Zinnbüchsen, in denen sie die Vorräthe von englischen Bisquits in Verwahrung hatte, kniff ihre schmalen Lippen zusammen und eine breite Falte des Nachdenkens durchfurchte ihre blasse Stirne, während ein heimlicher Triumph ganz hinten in ihren tiefliegenden, schwarzumrandeten dunkeln Augen funkelte.

„Da kann sich unsereins wieder schinden und plagen,“ — unterbrach endlich der Pessimist das Schweigen, — „und andere haben das Vergnügen und den Profit.“

Ein spöttisches Lächeln umspielte die farblosen Lippen des „schwarzen Drachen“.

„Glaubt Er denn, Mofsiö Jean, es werde gar nichts für uns abfallen?“

„Etwa der Bodensatz in den Champagnerflaschen,“ — entgegnete Jean achselzuckend. „Die Reichen und Vornehmen schöpfen oben ab, gleich der Mutter Zubad brüben, wenn sie den Rahm abschöpft, und uns armen Teufeln bleibt, wenn's gut geht, die blaue Milch.“

„Ja,“ — entgegnete der „schwarze Drache“ und warf einen verächtlichen Blick auf den Kommunar den mit der weißen Küchenschürze. „So geschieht's, wenn wir nicht nur zu den armen, sondern auch zu den dummen Teufeln gehören. . . . Ich will schon dafür sorgen, daß am Bankett, wann der Nachtiß an die Reihe kommt und der Champagner in die Köpfe zu steigen beginnt, ein Teller um die Tafel die Runde macht.“

„Wie viel werden wir davon bekommen? Was gespendet wird, fließt in die Trinkgelberkaffe und von der schöpft der Kurwirth den Rahm.“

„Mossio Jean beginnt alt zu werden,“ — versetzte Madeleine, ungeduldig die Achseln zuckend. „Ich werde mich nach jüngern Kräften umsehen müssen . . .“

„Gewiß nach dem Milchgesicht Jaques, dem Tropf! . . . . . Glaubst Du denn, Du alter schwarzer Drache, ich verstehe es nicht, so gut wie Du, die Hälfte dessen, was die Herrschaften „für die Dienerschaft“ auf den bewußten Teller unter die Serviette schieben, rechtzeitig verschwinden zu lassen, — wenn ich wollte? Das lohnt sich wohl der Mühe! Wie manches Goldstück wird sich finden? Sind etliche darunter, so verkaufen sie in der kleinen Münze.“

„Man muß mit Wenigem sich zu begnügen wissen“, — meinte Madeleine. „Endlich giebt es doch einen Haufen.“

„Endlich! . . . Was nützt mir das Endlich?“ — widersprach Jean. „Wer zu etwas Rechtem gelangen will und zur rechten Zeit, so, daß er's noch genießen kann, der muß mit der großen Kelle schöpfen . . . 'S ist ein altes Wort, aber ein zutreffendes: nur die kleinen hängt man . . . Suche Dir meinethwegen einen Jüngern zum Compagnon!“

Der schwarze Drache, welcher leise herangeschlichen war, gab dem Mossio Jean lachend einen Klapp.

„Glaubst Du, es sei mein richtiger Ernst, Du Hans Narr? Wenn wir beide zusammenhalten und uns gegenseitig in die Hände arbeiten, so dürfen auch wir die Königin von England an ihrem Geburtstag hoch leben lassen. Es soll kein verlornor Tag für uns sein. . . . .“

Es versteht sich, daß das in Aussicht stehende Fest auch die Bewohner des Sennenhauses in eine gewisse Aufregung versetzte. Dr. Keuper verschwieg zwar weislich, daß sein Antrag, die beiden hübschen Sennenmädchen zum Ball einzuladen, als chocking zurückgewiesen worden war. Daran hatten die Betreffenden gar nicht gedacht, so wenig als sie es für möglich gehalten hätten, die schöne Engländerin etwa einmal an einer Kirchweih mit dem Fritz einen Langaus tanzen zu sehen. Nicht, als ob sie sich für geringeren Schlages gehalten hätten, als die fremden Gäste auf dem Jungferstein. War ja Liseli des blinden Tuback Tochter, des berühmtesten Sennen weit und breit, wengleich er jetzt seines Angesichts beraubt war; und Kösi, der Sennerin Schwesterkind, stammte aus einem nicht weniger angesehenen Hause. Aber die Vögel in der Luft und die Fische im Bach können nicht miteinander lachen; es geht einmal nicht, es ist gegen die Natur.

Dagegen hätten die beiden jungen Mädchen um ihr Leben gern dem vornehmen Ball zugeschaut. Waren ja doch die braune und die blonde alle beide Evastöchter, denen nichts über einen schönen Puß geht, sollten sie ihn auch nur aus der Ferne oder durch eine Thürspalte sehen.

Fritz hatte seinem Freunde, dem jungen Oliver, gern zugesagt, als ihn derselbe für das Abbrennen des Feuerwerks anwarb, und Vater Tuback hatte nichts dagegen eingewendet. Nur hatte er seiner Erlaubniß die Warnung beigefügt: Pass' auf, Bürschchen, daß Du Dir dabei nicht etwa die Finger verbrennst! Dazu hatte er wieder jenes trockne Lachen hören lassen, welches bedeuten wollte, daß er noch irgend einen Hintergedanken in petto habe.



Auch Fritz hatte einen Hintergedanken und glaubte denselben wohlgeborgen. Er ließ sich's nicht träumen, daß der blinde Vater mit seinem innern Auge durch Wände und Mauern zu sehen im Stande sei und ihm jedesmal zuschaue, wann er, sich allein und unbelauscht glaubend, den bewußten verdorrten Blumenstrauch aus seinem „Trog“ hervorholte . . . . .

„Man spricht von der Kirchweih bis sie kommt,“ — sagt der Volksmund. Nicht anders verhielt es sich mit dem vornehmen Fest auf dem Jungfernstein.

Eine ganze Menge Söhne und Töchter Albions hatten sich im Kurhaus eingefunden, — beinahe mehr, als Herr Hühnerwabel zu beherbergen vermochte. Aber Noth macht erfinderisch. Das Heer der Kellnerinnen wurde aus der Dachkammer auf den Dachboden dislocirt und sogar der schwarze Drache musste sein Kämmerchen räumen. Jede bewohnbare Räumlichkeit wurde mit Hülfe spanischer Wände, mit Vorhängen und Teppichen in a comfortable bed-chambre oder in a drawing-room umgewandelt.

Am großen Tage des Festes wurde ein Theil des Programmes nach dem andern vorchriftsgemäß abgepielt: the divino worship, das Banket, der Toast. . . . Als endlich die Nacht einfiel, waren Master Oliver und Fritz bereit, das Feuerwerk abzubrennen.

Der Abend war ganz dazu geeignet, still, dunkel und mild. Die gesammte Bevölkerung des Jungfernsteins, Engländer sowohl, als die Angehörigen anderer Nationalitäten, die Dienerschaft nicht minder als die Herrschaften, harrten auf der Terrasse auf den Beginn des farbigen Funkenspiels. Die Damen befanden sich bereits in ihren Balltoiletten, über welche sie, um sich vor dem fallenden Abendthau zu schützen, irgend eine leichte Umhüllung geworfen hatten. Eine mäßig abwärtsgeneigte Wiese unmittelbar vor der Terrasse war der Platz, wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte.

Ein Völlerschuß gab das Zeichen.

Ein gewaltiges Feuer rad begann sich zu drehen, blendend wie eine Sonne, deren Strahlen in allen Farben erglühten.

Ein allgemeines „Ah!“ der Bewunderung begrüßte diesen brillanten Beginn.

Nun sah man ein ganzes Peloton römischer Kerzen, gleich Grenadieren in Reih und Glied gestellt, ihre weißen Lichtbälle in den dunkeln Nachthimmel hinaufschleudern.

Nun folgten die bengalischen Feuer, welche das Kurhaus, die Terrasse und ebenso Felsen, Wald und Weide in weitem Umkreise bald mit weißem, bald mit grünem, bald mit rothem oder bläulichem Lichte übergossen, so daß Alles viel sichtbar war, als am hellen Tage.

Lischen und Nöschchen standen nicht weit vom Platz, wo Oliver und Fritz mit ihren Luntenstöcken ihr Wesen trieben, unter dem Schutz einer weitläufigen Tanne. Als plötzlich die bengalischen Flammen Tageshelle verbreiteten, stieß Lischen das Kösi mit dem Ellenbogen und rief, nach der Terrasse hinaufweisend:

„Schau, schau!“

Diese Aufforderung wäre nicht nöthig gewesen. Kösi hatte schon gesehen.

Dort oben stand die schöne Engländerin, heute in ihrem Putze noch viel blendender und neben ihr der gelehrte Herr aus Berlin. Das Paar schien sich

sehr angenehm zu unterhalten. Die beiden Mädchen unter der Tanne sahen mit ihren Falkenaugen ganz deutlich, wie der Berliner mit seinen Blicken die schöne Gestalt der Engländerin schier verschlang, während sie verschämt lächelnd zur Erde schaute. Jetzt ergriff er sogar ihre weißbehaudschuhte Hand und drückte dieselbe inbrünstig an die Lippen.

„Wir wollen gehen,“ — sagte Rösli.

Lischen wäre gern länger geblieben, aber Röschen wurde von ihr wie die eigene Schwester angesehen; waren ja die Mädchen gleich Zwillingen miteinander aufgewachsen. So gingen sie also schweigend, jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, dem Sennenhans zu. —

Nun kam noch das Schlußbild des großen Feuerwerkes, die Feuergarbe.

Mittels eines sinnreichen elektrischen Apparats, welchen Master Oliver um schweres Geld hatte kommen lassen, entzündeten sich ein paar Hundert Raketen auf einmal, stiegen in Form einer glühenden Kehrrengarbe gleichzeitig in die Höhe und überhäeteten den dunkeln Nachthimmel mit Feuersternen, welche in allen Farben funkelten.

Ein weithin schallendes Hurrah, Bravo und Händeklatschen, welches an den Felsen des Bisenhorns widerhallte, spendete von der Terrasse aus den Feuerwerkern den verdienten Beifall. Dann verhüllte plötzlich eine ägyptische Finsterniß das Kurhaus, die Terrasse und Alles rings herum.

Oliver faßte seinen Freund Fritz Tuback bei der Hand.

„Komm' mit mir, Frederic! Du mußt trinken mit mir ein Glas Wein.“

Es war nicht der in Aussicht gestellte Wein, welcher unsern Fritz bewog, der Einladung zu folgen. Auch er hatte seine schöne Freundin oben auf der Terrasse gesehen, so schön, wie er sie noch niemals geschaut. Es zog ihn an allen Haaren in ihre Nähe.

Als die Feuerwerker in den Bereich der Petrolampfen des Jungfernteins gelangten, brachen sie beide in ein schallendes Gelächter aus. Sie sahen an Händen und Gesicht und Kleidern so pulvergeschwärzt aus, als wären sie einen ganzen Tag lang in der Schlacht gewesen.

„So dürfen wir nicht unter die Leute,“ — sagte Master Oliver. „Es wird das Klügste sein, wir lassen uns den Wein in mein Stübchen bringen; dort trinken wir ihn ungestört, während ich mich für den Ball zurecht mache.“

Von Master Oliver Whalebones Stübchen sah man quer hinüber nach den Fenstern des Ballsaales, welcher sich in einem vortretenden Flügel des Baues befand. Während er seine geschwärzten und zum Theil verbrannten Kleider mit andern vertauschte, schaute Fritz unverwandt hinüber nach dem taghell erleuchteten Saale, woher die rauschenden Töne der Tanzmusik sich hören ließen und wo die vornehmen fremden Herrschaften sich belustigten.

Fritz vergaß, seinem brennenden Durst zum Troß, des perlenden kühlen Sekts in seinem Glase; er hörte nicht, was Oliver zu ihm sprach.

„Wie ist es möglich, so schön zu sein?“ — Dies war sein einziger Gedanke, der ihn ganz erfüllte und keinem andern Raum ließ.

Wie eine Königin der Elfen sah sie aus in ihrem hellblauen Seidenkleid mit der langen Schleppe und in dem weißen Oberkleid, welches sitzsam bis zum

Salbe reichte und doch die jugendlichen, schwellenden Formen errathen ließ. Sie trug zwar keine Krone auf ihrem goldbraunen Haar; aber hundertmal schöner stand ihr der lose grüne Blätterkranz . . .

Siehe! Jetzt trat der Herr Geheimerath aus Berlin an sie heran, mit einem tiefen Kompliment sie begrüßend. Mit einem anmuthigen Lächeln reichte sie ihm willfährig ihre Hand. Dem Fritz stieg bei diesem Anblick das Blut zum Kopfe . . .

Aber jetzt erst, als ein Tanz begann, wie ihn Fritz noch nie zuvor gesehen! Bald dieser, bald jener Herr, junge und alte, kamen zu ihr herangehüpft und jeder machte vor ihr sein Kompliment; jedem entgegnete sie mit einem tiefen Knix, — für jeden hatte sie ein Lächeln. Einer nach dem Andern kam und faßte sie bei der Hand oder gar um den schlanken Leib und sie wehrte nicht ab, sie ließ es willig geschehen . . .

Und nun gar, als der Preuße wieder zu ihr trat! Sie drehte sich mit ihm in wilden ausgelassenen Wirbeltanz, so daß sein rother Bart ihre weiße Schulter berührte . . . .

Er hielt es nicht länger aus. Ohne Abschied, tiefe Traurigkeit im Herzen ging er in die dunkle Nacht hinaus, weiter, stets weiter, bis der letzte Lichtschimmer hinter ihm verschwand, der letzte Ton der Geigen und Klarinetten hinter ihm verhallte. —

### 13. Capitel.

#### Alles zu Asche.

Oben im „Gaden“ des Sennenhauses schlief Hänschen bereits den Schummer des Gerechten, als sich Fritz neben ihn auf das Lager warf, welches die beiden Brüder geschwisterlich theilten. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. In seinen Ohren summten die Tönen der Tanzmusik. Vor seinen Augen flimmerte es; bald sah er die schöne Engländerin in ihrem weiß und blauen Kleide mit der langen Schleppe, welche gleich einem Engel dahinschwebte, aber hinter ihr her schritt, gleichsam mit Siebenmeilenstiefeln, der Preuße mit dem rothen Bart und dem farbigen Bändchen im Knopfloch und suchte den Engel mit seinen langen Armen zu erfassen. Wäre der Preuße ein erboster Stier gewesen, Fritz hätte sich demselben unbedenklich entgegengeworfen und würde ihn bei den Hörnern gepackt haben; aber jener war ein Stubirter, der, wie es hieß, sogar schon Bücher geschrieben hatte. Wie konnte er Ungeschulter sich mit ihm messen? . . .

Waren die schrillen Tönen der Geigen und Klarinetten, die er wieder hörte, und das dumpfe Brummen des Kontrabasses nur ein Summen in seinen Ohren? Oder sollte das Tanzvergnügen drüben auf dem Jungferstein gar kein Ende nehmen? Er sprang von seinem Lager und suchte sich tappend den Weg zur Dachluce, woher der „Gaden“ Luft und Licht erhielt. Er öffnete den Fensterflügel mit den vier kleinen erblindeten Glascheiben. Das Dachfenster war gerade groß genug, den Kopf hinauszustrecken; aber die breiten Schultern hätte Fritz nie und nimmer durch die enge Deffnung gebracht.

Die frische Nachtluft, welche seine heiße Stirn abkühlte, beruhigte sein erhitptes Blut; das Summen in seinen Ohren ward still. Vom Jungferstein her

ließ sich nichts mehr hören; also, so schloß Fritz, war das Fest zu Ende. Der Engel drüben lag bereits auf seinem schneeweißen Bett und schlummerte und lächelte im Schlafe und träumte vielleicht vom Drachenloch und jener Stunde, als Fritz ihn durch das Unwetter dem Abgrund entlang auf den Armen trug . . . .

Wie lange Fritz durch die Dachluke in die Nacht hinausstartete, er wußte es nicht. War es schon das erste Tagesgrauen, was dort drüben den Himmel erst nur ganz schwach, dann greller und greller röthete?

Plötzlich fuhr ein funkenprühender Feuerstrahl wie eine Rakete am nächtlichen Himmel empor. Es war, als ob eine Donnerstimme ihm die Worte in's Ohr schrie: „Auf dem Jungferstein brennt's!“ . . . .

Nur nothdürftig gekleidet stieg Fritz in die Schlafkammer der Eltern hinunter und stürzte mit dem Ruf: „Auf dem Jungferstein brennt's“ — ins Freie hinaus. Schon nach wenigen Minuten sah er die Flammen aus dem Dache des Kurhauses herausköhlen.

Ein Funke des Feuerwerks, eine glimmende Raketenhülse mußte auf das von der Sonne ausgebröckelte Schindeldach gefallen sein und dort langsam sich verzehrt haben, bis der Nachtwind, als schon Alles im Schlafe lag, die Gluth anfaßte und zu heller Lohe entflammte.

Ein unbeschreiblicher Wirwar herrschte auf der Brandstätte. Nach den Strapazen des Festes lag Alles, die fremden Gäste sowohl als die Dienerschaft des Hotels, im ersten Schlaf. Selbst Jean, der sonst so zuverlässige, dem die Nachtwache oblag, war in einem der Lehnstühle des Damenjalons, wo er seine müden Glieder streckte, eingenickt und erst durch das Prasseln der Flammen, welche gierig die dürrn Dachschindeln verzehrten, aufgeweckt worden.

„Feuer!“

Schlaftrunken, halbbeleidet, stürzte Alles hinaus.

Sir Jeremy Whalebone, esq., war der Einzige, welcher sich Zeit nahm, Toilette zu machen; er war Einer der Letzten, welcher aus dem brennenden Hause trat, auf dem Kopf den grauen Cylinderhut, um den Hals die steifen Vatermörder und am Arm seine Gemahlin, die most honourable missis Susan Whalebone, welche mitnichten vergessen hatte, sich mit der weißen Matronenhaube zu schmücken.

Von den übrigen Kurgästen hatte jeder in Eile sein Köstlichies zu retten gesucht: die Damen ihre Schmucksachen, die Herren ihre Geldtaschen, Dr. Ismael, nebst derselben, seine feinen Havanna-Cigarten und Dr. Keuper seine Verfeinerungen.

Jean brachte aus einem Versteck hervor einen ziemlich schweren Sack, in welchem sich wahrscheinlich etwas Anderes als Kieselstein befand, und verschwand damit in der Finsterniß. Der „schwarze Drache“, welcher umsonst seinen geheimen Allirten Jean und dann den Mossio Jaques um Beistand angerufen, sah sich genöthigt, seinen gewichtigen Koffer allein in Sicherheit zu bringen.

Einen tragikomischen Eindruck hätte auf unbefangene Zuschauer das Volk der Kellnerinnen gemacht, welche barfuß, in kurzen Unterröckchen und mit mehr oder weniger genügenden Umschlagetüchern um die Schultern, kopflos, weinend und um ihre den Flammen anheimgefallenen Fähnchen jammernd, auf der Terrasse herumtrippelten.

Herr Gühnerwadel im Hauskäppchen und geblühten Schlafrock versuchte es umsonst, den Widerstand gegen des Feuers Macht einigermaßen zu organisiren. Oliver Whalebone und Monsieur Chasseloup waren die Einzigen, welche an's Löschen dachten. Sie hatten die Handfeuerspritze, welche zur Beruhigung der Kurgäste an einem in die Augen fallenden Plage in der Vorhalle aufgestellt war, herausgeholt und mit Wasser gefüllt; als es jedoch ans Spritzen gehen sollte, konnten sich der Engländer und der Franzose nicht darüber einigen, wohin der Wasserstrahl gerichtet werden sollte. Inzwischen griff das Feuer immer weiter um sich.

So ungefähr standen die Sachen, als Fritz, beinahe außer Athem, auf der Brandstätte eintraf.

„Wo ist sie?“ — frug er keuchend seinen englischen Freund.

Oliver wies nach einem der obern Stockwerke des Kurhauses.

War sie dort oben, so schwebte sie in augenscheinlicher Todesgefahr. Wenn gleich vor der Hand nur das Dachgebälke brannte, so war der übrige Bau doch so leicht aufgeführt, daß in kürzester Zeit auch die unteren Stockwerke ergriffen werden mußten.

Ueber die „sie“ konnte Fritz keinen Augenblick in Zweifel sein. Wer sonst war es, als Jene, welche er schon zweimal gerettet hatte . . . .

Er wußte, wo die Leitern aufbewahrt wurden, welche man bei vorkommenden Baureparaturen benutzte. Rasch entschlossen schleppte er die längste derselben herbei und stellte sie an das brennende Haus, dann kletterte er mit der Behendigkeit einer Katze die Sprossen hinan.

Dort hinter einem der Fenster bewegte sich in einem bereits mit Rauch gefüllten Raume eine weibliche Gestalt. Ohne sich lang zu besinnen, schlug Fritz mit einem kräftigen Stoß den Fensterflügel ein, schwang sich in's Gemach, ergriff dort die schon Halberstücke und stieg dann, klopfenden Herzens, die Leiter wieder hinunter.

Erst dann, als er außer dem Bereich der Gefahr sich befand, wagte er es, einen Blick auf die Gerettete zu werfen, welche kaum nothdürftig bekleidet, mit den Armen krampfhaft seinen Hals umschlungen hielt . . . .

Ein jäher Schreck schlug ihn beinahe zu Boden, — er hatte die Unrechte aus den Flammen gerettet . . . . Es war nicht „sie“, — es war der „schwarze Drache“ . . . . Madeleine war, um einen zweiten Koffer aus dem brennenden Hause zu bringen, noch einmal die Treppe hinaufgestiegt.

Mit einem heftigen Ruck schüttelte Fritz die Halbohnmächtige von seinem Halse und kletterte noch einmal die Leiter hinan. Aber diesmal sollte ihm sein Wagstück nicht gelingen. Kaum hatte er die Sprossen zur Hälfte erstiegen, als ein lichterloh brennender Balken vom Dache herunter fiel und ihn sammt der Leiter zu Boden schleuderte.

Bei der allgemeinen Verirrung dachte Niemand daran, sich des Verunglückten anzunehmen. Jedermann hatte mit sich selbst genug zu thun; kaum wurde der Unfall von irgend Jemandem beachtet . . . .

Da lag er bewußtlos, aus einer Kopfwunde blutend und von der lodernen Flamme grell beleuchtet, auf der Erde. Wer mochte sich darum bekümmern, ob das zusammensinkende Haus ihn unter seinen glühenden Trümmern begrabe?

Arabella, welche, wie die ganze Familie Whalebone, selbstverständlich ihr Zimmer im ersten Stocke hatte, befand sich längst außer dem Bereiche der Flammen. Sie hatte nicht nur Zeit gefunden, sich zu retten, sondern sich vollständig in ihre Kleider zu werfen. Als Fritz ihren Bruder frug, wo „sie“ sei, dachte derselbe nicht an Arabella, welche er geborgen wußte, sondern an die Mabeleine, die er noch einmal in das brennende Haus hatte eilen sehen.

Arabella hatte von Weitem die aufgestellte Leiter am brennenden Hause gesehen; sie hatte beim ersten Blicke den Waghals erkannt, welcher an derselben nicht nur einmal, sondern nun noch zum zweiten Mal hinauffletterte. Sie hatte auch den glühenden Balken vom Dache fallen sehen, welcher die Leiter zertrümmerte.

Sie war die Einzige, welche dem beim Rettungswerk Verunglückten beisprang. Als sie sah, daß derselbe bewußtlos war, verlor sie keineswegs die Geistesgegenwart, sondern that, was unter den gegebenen Umständen das Verständigste war, — sie rief ihren Bruder und den Berliner Gelehrten herbei. Oliver eilte, den Tragstuhl, womit man Kranke auf den Jungferstein beförderte, aus der Vorhalle zu holen, wo derselbe seinen Standort neben der Handfeuerpritze hatte. Dann machten sich alle Drei daran, den Verwundeten nach der Sennenhütte zu bringen.

Zammernd nahmen ihn Mutter und Geschwister in Empfang und brachten ihn in die Stube. Schweigend trat der blinde Tuback heran und legte die Hand auf dessen Herz.

„Gott Lob! Er lebt.“

Zugleich hatte Dr. Keuper Fritzens kraftlos hinunter hängende Hand ergriffen und nach dem Pulse geführt.

„Ja, er lebt!“ bestätigte er; dann untersuchte er die Kopfwunde.

„Ich bin zwar kein Arzt,“ sagte er nach einer Weile. „Aber so viel verstehe ich doch von der Sache, um Ihnen dringend zu empfehlen, den Patienten, bis ein Arzt zur Stelle geschafft ist, mit kalten Umschlägen auf den Kopf zu behandeln.“

Miss Whalebone ergriff das zitternde Köschchen bei der Hand, welche sie sanft drückte, und flüsterte dem Mädchen leise in's Ohr: „Du mußt keine Pflegerin sein.“ Dann bat sie um Dr. Keupers Arm, der sie, während Oliver noch bei seinem Freunde blieb, durch das Dunkel der nur von der Feuersbrunst erleuchteten Nacht zum brennenden Kurhaus und zu Sir Jeremy und Missis Susan Whalebone zurückleitete.

. . . . .

Als die Sonne sich zur vorausbestimmten Minute und Sekunde im fernen Osten über den Horizont erhob, als ob über Nacht nichts Ungewöhnliches geschehen wäre, befand sich auf dem Jungferstein Niemand mehr, welcher das schöne Naturschauspiel bewundert hätte.

Das Kurhaus war bis auf die vier Mauern ausgebrannt. Schon beim ersten Dämmern des Tages hatten sämtliche Kurgäste und Touristen der Brandstätte den Rücken gewendet, um so rasch als möglich irgendwo eine Unterkunft zu finden, dort von der ausgestandenen Angst und den erlittenen Strapazen sich zu er-

holen. Sie überließen es dem Kurwirth, Ihnen, was sie etwa an Reiseeffekten aus dem Feuer gerettet, nachzusenden.

Auch die Dienerschaft, das Heer der Kellnerinnen und Maffio Jaques, der Koch und der Unterkoch und wie die Angestellten des Herrn Hünerwadel alle heißen mochten, waren auf und davon gegangen. Jean, der Pessimist, und Madeleine, zubenannt „der schwarze Drache“, hatten in dem Sennenhaus beim blinden Tuback vorläufig eine Zufluchtsstätte gesucht, jener mit seinem schweren Sack, diese mit ihrem Koffer. Der zweite, bei dessen vergeblicher Rettung sie ohne Frigens Dazwischenkunft das Leben verloren hätte, war in den Flammen geblieben.

Um die Stätte, wo das Kurhaus des Jungferneis gestanden, wo erst gestern noch ein so buntes und lautes Leben sich bewegt hatte, herrschte nun Einsamkeit und Schweigen. Herr Hünerwadel, der Kurwirth, war das einzige menschliche Wesen, welches bei den rauchenden Trümmern ausharrte. Er hatte während des Brandes durch Vermittelung des Telegraphen um Hülfe nachgesucht. Die Hülfsmannschaft, welche ohne Zweifel unterwegs war, erwartete er nun, nicht zum Löchen, aber zum Abräumen des Schuttes.

Der behäbige Herr mit dem englischen Kotelettenbart, dem geblühten Schlafrock und dem gestickten Hauskäppchen schien durch das Unglück, welches ihn betroffen, nicht über die Massen niedergeschlagen zu sein. Er hatte sich an einem glimmenden Balken eine Cigarre angezündet und schritt, als ob er die Brandstätte der Länge und der Breite nach abmessen wollte, hin und her.

Die Sache verhielt sich nämlich so. Sowohl das abgebrannte Gebäude, als das zu Grunde gegangene Mobilier waren gut versichert. Mit der Versicherungssumme konnte er einen neuen Gasthof auf dem Jungferneis aufbauen und ausstatten, schöner als zuvor. Bis zur Eröffnung der nächsten oder längstens der zweitnächsten Saison sollte sein Kurhaus gleich einem wiedergeborenen Phönix aus seiner Asche erstanden sein.

Auf die Hülfsmannschaft wartend, welche heute schon mit dem Abräumen des Schuttes beginnen sollte, vertrieb er sich die Zeit, die Länge und Breite des künftigen Jungferneises in Schritten abzuzählen . . . .

Indessen hatte Röschen das Krankenpflegeramt angetreten, welches ihr von der schönen Engländerin übertragen und an das Herz gelegt worden war. Hänschen war von der Mutter zu dem Arzte geschickt worden. Bis zur Ankunft desselben befolgte die Wärterin gewissenhaft die Vorschrift des Doktors Keuper. Ein Doktor, und war derselbe auch kein Arzt, mußte sich ja selbstverständlich auf's Doktern verstehen. Sie wechselte fleißig die kalten Umschläge, welche sie auf den wunden Kopf des Verunglückten legte.

Betrachtete Röschen das blasse Gesicht und die geschlossenen Augen des Verwundeten, so rollten schwere Thränen über ihre Wangen und ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen. War es ja trotz alledem ihr Fritz, der bewusstlos, vielleicht sterbend vor ihr lag, ihr Fritz, welcher ihrem Herzen näher stand, als irgend ein gelehrter Doktor, und wäre dessen Bart noch zehnmal goldener und glatter gekämmt gewesen, als jener eines gewissen Herrn, welcher ihr ein paar Wochen lang schöne Sachen vorgebracht hatte.

Als endlich nach mancher langen Stunde Häschen mit dem Arzt oben auf dem Berge anlangte, war Fritz noch immer nicht zum Bewußtsein erwacht. Seine Augen waren noch immer geschlossen und er athmete mühsam und hastig. Der Doktor untersuchte mit großer Aufmerksamkeit die Wunde.

„Gott sei Dank, kein Schädelbruch,“ — sagte er endlich.

Die Blutwärme des Patienten wurde gemessen, der Puls und Herzschlag untersucht; endlich erfolgte der Wahrspruch des Arztes, dessen Mienen keineswegs auf etwas Erfreuliches deuteten.

„Der Schädel dieses jungen Mannes,“ — sagte er, — „hätte von Rechts wegen in Splitter gehen oder zu Brei zermalmt werden sollen von der Wucht des schweren brennenden Balkens, welcher ihm auf den Kopf fiel. Es ist ein Wunder, daß er noch lebt. Aber allerdings ist eine bedenkliche Hirnerschütterung vorhanden und starker Blutandrang nach dem Kopfe.“

Bewegungslos saß der blinde Tuback auf seinem Schemel. Mit zitternder Miene frug die Mutter:

„Kommt er davon?“

„Mit dem Leben? Ja!“ — erwiderte der Doktor. „Aber“ . . .

Der Rest des Satzes blieb ungesprochen. Statt dessen ein verdächtiges Achselzucken.

Er gab seine Vorschriften und Rathschläge, ließ sich etwas Milch reichen und ging dann, ohne viel Tröstliches gesagt zu haben, wieder den Berg hinunter seiner Wege.

Fritz erwachte erst nach vierundzwanzig Stunden aus seiner Ohnmacht. Neben seinem Lager standen das Kösi und die Mutter.

„Wie geht's? Wie fühlst Du Dich?“

Statt aller Antwort ein verwunderter Blick.

Der junge Mann hatte das Gedächtniß dessen, was mit ihm vorgegangen, verloren. —

#### 14. Kapitel.

##### Neues Leben blüht aus den Ruinen.

Herr Hühnerwadel war nicht der Mann, die Hände lange unthätig in den Schooß zu legen. Noch rauchten die Trümmer des alten Jungfernst eins, als bereits damit begonnen wurde, auf die Fundamente des abgebrannten Kurhauses neue Mauern zu setzen.

Er hatte während einigen Augenblicken den kühnen Gedanken gehegt, den Neubau bis zur Eröffnung der nächsten Saison fertig zu bringen; es wäre nichts Unerhörtes gewesen. Als im Spätherbst 1849 das Kurhaus Rigi-Kaltdab abbrannte, empfing Herr Segeffer seine Stammgäste schon folgenden Sommers im neu aufgebauten Hotel. Im Februar 1875 ward mit dem Bau des pompösen Kurhauses auf dem Uetliberg bei Zürich begonnen und nicht später als am 1. Juli des nämlichen Jahres harrte bereits eine Schaar schwarzbefrackter Kellner in den glänzend ausgestatteten Sälen des einem Pilze gleich aus dem Boden gewachsenen Hotels des Einfalls der deutschen, englischen, russischen und amerikanischen Zugvögel.



Herr Hühnerwadel kam jedoch bald von diesem Gedanken zurück. Ein so schnell fertig zu bringender Bau war nur bei vorherrschender Holzkonstruktion möglich, ein Gerüste von Balken, Brettern und Schindeln mit Delfarbe bemalt. Er hatte es schon einmal erfahren, welche Gefahr dabei droht.

Zwar hatte ihm der Brand des Jungfernteins keinen nennenswerthen materiellen Schaden verursacht. Die englischen Gäste hatten es in Berücksichtigung gezogen, daß der Brand bei Anlaß des Geburtsfestes ihrer Königin ausgebrochen war und ließen unter sich und unter ihren Freunden eine Subskriptionsliste zu Gunsten des Beschädigten zirkuliren, auf welcher Sir Jeremy Whalebone seinen Namen mit hundert Pfund obenan setzte. Ueberdies hatten die Versicherungsgesellschaften die Versicherungssummen ohne langes Markten bezahlt. Aber zum zweiten Male hätte er es nicht darauf ankommen lassen dürfen. Ein zweiter Brand hätte den Kredit des Jungfernteins vollständig zu Grunde gerichtet. Der verwegenste Yankee hätte es kaum gewagt, unter dem getheerten Schindelbache zu schlafen auf die Gefahr hin, des andern Morgens, im eigenen Saße geschmort, zu erwachen.

„Lieber langsam und sicher!“ Dies war die Devise, an welcher er schließlich festhielt. Ein Jahr lang sollte der Jungferntein brach liegen, um dann, beim Beginn der folgenden Saison, mit um so größerer Aussicht auf Erfolg wieder in die Reihe der zahllosen konkurrirenden Berg- und Lustkurorte zu treten.

Wer's nicht kennt, würd' es nimmer glauben, mit welchen Schwierigkeiten ein Bau auf schwerzugänglicher Bergeshöhe verbunden ist. Das Rohmaterial, Steine, Holz, Kalk, ist zwar im Ueberfluß vorhanden; aber mit den unbehauenen Felsblöcken, dem ungebrannten Kalk und Letten, mit den Tannen, wie sie im Walde stehen, weiß der Baumeister blutwenig anzufangen. Entweder müssen geschickte Arbeiter sammt ihrem komplizirten mechanischen Apparate auf den Berg, oder aber Steinblöcke und Baumstämme nach den Werkstätten in's Thal hinunter geschafft werden.

Herr Hühnerwadel war ein schlauer Rechner. Er ließ Wald und Fels rings um den Jungferntein als Naturpark unberührt. Statt den harten Jurakalk zu Gefirnßen, Knäufen, Architraven verarbeiten zu lassen, ließ er den architektonischen Schmuck seines Neubaus aus weichem Sandstein meißeln; und statt die knorrigen Bergtannen von der Hand behauen und sägen zu lassen, kaufte er seinen Bedarf an Balken, Brettern und Fußbodentafeln in einer mit Wasserkraft und Dampf betriebenen Parketerie. Dann ließ er all das Zeug zur Winterszeit, als hartgefrorener Schnee die Erde deckte und Arbeits- und Fuhrlohn billig waren, auf Schlitten bergan schleppen.

Aber nicht nur auf dem Jungferntein wurde gebaut, sondern vielleicht mit noch größerem Eifer ein paar hundert Meter weiter unten auf einer Bergwiese am Fuße der Dohlenfluh.

Das war so gekommen.

Als am Morgen nach dem Brand der Pessimist Jean und der „schwarze Drache“, nachdem Jedes seine gerettete Beute in Sicherheit gebracht, nämlich bei Tubacks in Verwahrung gegeben, aufeinander trafen, blickte Jedes das Andere von der Seite diplomatisch an.

„Und jetzt?“

Jean suchte die Achseln.

„Wenn dieses Unglück nicht dazwischen gekommen wäre, so hätten wir vielleicht die Hochzeit auf nächsten Frühling ansetzen können. Jetzt giebt es wieder nichts daraus.“

Ein überlegenes Lächeln suchte dem „schwarzen Drachen“ um die Mundwinkel. —

„Es ist kein Unglück so groß, ein kleines Glück steht zunächst dabei . . . Wer weiß, ob dieses Sprichwort nicht auch hier zutrifft?“

„Wüßte nicht wie . . . — Ich bin vorläufig vom Brod“, — entgegnete Jean.

„Nur nicht gleich so kleinmüthig, alter Drummbar! Guter Rath kommt über Nacht.“

Madeleine warf bei diesen Worten ihrem Anbeter einen recht zärtlich sehnlichen Blick zu und fügte dann bei:

„Magst Du mich vielleicht ein Stück Weges den Berg hinunter begleiten? Wir plaudern dann eine Weile.“

Jean mußte nichts Besseres, als seiner Flamme zu folgen.

Während sie selbender den steilen Thalweg hinunterschritten, suchte Cines dem Andern sein Geheimniß abzuloden, nämlich den Betrag des bis jetzt zusammengelegten Sparpfennigs. Endlich blieb Madeleine stehen und rief:

„Sind wir Kinder, daß wir die Zeit mit unnützem Versteckspiel verlieren? Ich mache den Anfang mit der gewohnten Aufrichtigkeit. Was ich bis jetzt zusammengepart, beträgt etwas über Zwölftausend. Wie viel hast Du?“

Zwölftausend! Das war viel, — so hoch hatte Jean den schwarzen Drachen nicht geschätzt. Er mußte sich beinahe schämen mit seinen Achttausend. Aber hier war das Lügen nicht am Platze. Madeleine war ein geschicktes Weibsstück, — mit ihr im Bunde konnte man's zu etwas Erklodlichem bringen.

„Legen wir's zusammen, so macht es Zwanzigttausend,“ — sagte Jean nach einigen Zögern.

„Ich glaube, es langt,“ — entgegnete der „schwarze Drache“.

„Wozu?“

„Zur Ausführung eines Planes, den ich schon längst in meinem Kopfe herumwälze.“ . . .

Das würdige Paar war während diesen Neben in die Nähe der Dohlenfluh gelangt, einer steilen Felswand, welche ihren Namen davon hatte, weil in ihren verwitterten Klüften zahlreiche Dohlenschaaren ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Madeleine faßte den Jean am Arm und zog ihn ein paar Schritte abwärts. Sie standen auf einer dürren Bergwiese am Fuße des senkrechten Felsens.

„Glaubst Du nicht, alter Fuchs, es ließe sich hier mit Nutzen ein Vogelherd anlegen?“

Plötzlich ging dem Faktotum des Jungfernsteins ein Licht auf. Einen heiseren Jauchzer ausstoßend, ergriff er den „schwarzen Drachen“ beim Kopf und drückte demselben einen klatschenden Schmaß auf die Lippen.

„Das ist ein kapitaler Gebante,“ — rief er dann. „Wozu die Gimpel für Andre rupfen, wenn man das Geschäft auf eigene Rechnung betreiben kann?“

Geh't's nicht im Großen, so versuchen wir es im Kleinen. Während der Jungferstein brach liegt, läßt sich hier ein Ordentliches verdienen." . . . —

Drei Wochen später waren Jean und Madeleine ein Paar und die Bergwiese am Fuße der Dohlenfluh ihr Eigenthum.

So hartgefotten der alte Pessimist und Kommunarbe sein mochte, welcher nun selbst Kurwirth werden wollte und im Begriffe stand, seinem bisherigen Brodherrn ein Konkurrenzgeschäft vor die Nase zu setzen, so war ihm doch vor dem ersten Zusammentreffen mit Herrn Hühnerwadel bange. Und doch war einem solchen nicht auszuweichen. Der Eigenthümer des Jungfersteins und der neue Besitzer des „Dohlenmättel“ hatten ja den nämlichen Weg.

Wie wunderte sich Jean, als beim nächsten Begegnen, welches nicht lange auf sich warten ließ, der gewesene Prinzipal auf ihn zuschritt und ihm lächelnd auf die Schulter klopfte.

„Du willst nun mit eigenen Fittigen zu fliegen versuchen,“ — begann Herr Hühnerwadel, während Jean aus althergebrachtem Respekt den Filz vom Kopfe riß. „Du willst zeigen, daß Du bei mir etwas gelernt hast? Ich wünsche Dir Glück dazu. Der Gedanke ist so übel nicht und die Madeleine wird Dir tüchtig an die Hand gehen. Von dem bißchen Kratzen und Beißen des „schwarzen Drachen“ wird Dein altes Fell keinen Schaden leiden. Das nimmst Du in den Kauf.“

Ganz verblüfft über diese unerwartete Freundlichkeit drehte Jean seinen Filz in den Händen und stotterte:

„Sie begreifen, Herr . . . , das Hemd ist näher als der Rock . . . Selber essen macht fett, heißt's im Sprichwort.“ —

Herr Hühnerwadel weidete sich einige Augenblicke an der Verlegenheit seines gewesenen Faktotums, dann erwiderte er:

„Darfst nur nicht glauben, daß ich Dir deshalb zürne, Freund Jean. Hättest es led wagen können, mich um Rath zu fragen, als Du mit dem Gedanken umgingst, ein eigenes Geschäft zu gründen. Ich hätte Dir über Dies und Jenes einen nützlichen Wink ertheilen können.“

Als Jean die Antwort schulbig blieb, streckte ihm Herr Hühnerwadel die Hand entgegen:

„Du gehst nach Deinem Bauplatz und ich nach dem meinen. Weber Du noch ich haben übrige Zeit zum Verplaudern. Vielleicht findet sich später ein müßiges Stündchen, ein Glas Wein selbender zu trinken und von Geschäften zu sprechen . . . Grüße mir indessen die Madeleine!“

Und schritt, ein Liebchen summend, weiter, während Jean verdukt auf seinem Platze stehen blieb. Herr Hühnerwadel war noch keine zwölf Schritte gegangen, als er sich noch einmal umwendete.

„Sollte es nicht ganz langem,“ rief er zurück, — „was Du und der „schwarze Drache“ bei mir in's Trockne gebracht habt, so lass' mich's wissen. Mein Neubau kostet mich zwar horrend viel Geld, aber ein paar Tausende werden mir doch noch übrig bleiben, Dir damit einen Dienst zu leisten . . .“

Die Freundlichkeit, welche den Pessimisten Jean in Erstaunen setzte, hatte ihre guten Gründe. Es hätte dem Besitzer des Jungfersteins nichts Erwünschteres passiren können, als daß Einer kam, auf dem Dohlenmätteli eine Wirthschaft zu

errichten. Zur gefährlichen Konkurrenz konnte sie niemals heranwachsen. Der Raum schon war zu klein zu einem Kurhaus im großen Styl, die Lage zu tief zu einem Luftkurort. Dagegen war es für den Eigenthümer des Jungfernst eins sehr nützlich, wenn Touristen und alte Stammgäste während des Wiederaufbaus des abgebrannten Hotels eine nothdürftige Unterkunft in der Nähe fanden, sonst wäre unter den Hunderten von Vergnügungsorten auf Alpen und Jura der Jungfernst ein Vergessenheit gerathen. War derselbe nach Jahr und Tag wieder aufgebaut, so konnte es dem Herrn Hühnerwadel nur erwünscht sein, die geringeren Gäste dem Jean auf dem Dohlenmätteli zu überlassen; die Engländer und übrigen vornehmen Herrschaften würden ihm doch nicht entgehen. Seinen Kurgästen bot dann das Dohlenmätteli noch überdies eine Annehmlichkeit, welche sie bisher vermissen mußten; — die neue Wirthschaft gefaltete sich für sie zu einem weder zu nahen noch zu entfernten Ziele eines angenehmen Spaziergangs.

Auch das Anerbieten eines Gelddarlehens hatte Herr Hühnerwadel mit bewußter Absicht gemacht. Wenn Jean, den Anlaß der Feuersbrunst benutzend, ihm den Dienst aufgesagt hatte, so sollte derselbe dennoch sein Vasall bleiben, was am sichersten zu erreichen war, wenn Jener sein Schuldn er wurde.

Herr Hühnerwadel stieg nach seinem eben gehaltenen Zwiegespräch mit dem Vollgefühl bergan, daß seine Schlaueit jene Jeans und des „schwarzen Drachen“ um so weit übertrage, als der Jungfernst ein über das Dohlenmätteli erhaben sei, nämlich um einige hundert Meter.

Indessen spann sich in dem Sennenhaus am Fuße des Wisenhorns eine Reihe von trüben Tagen ab, während welchen Fritz, der Liebling Aller, zwischen Tod und Leben schwebte. Länger als eine Woche unwickelte Kösch en, mit der Mutter abwechselnd, unermü dlich, Tag und Nacht dessen brennend heißen Kopf mit Tüchern, welche in eiskaltes Wasser getaucht wurden. Der Doktor aus der Stadt schüttelte den Kopf so oft er kam, und auch die Wunderdoktoren, zu welchen man hinter dem Rücken des Arztes Boten geschickt hatte, wußten nichts auszurichten.

Endlich nahm das Fieber ab, die Bluttemperatur ging hinunter, aber theilnahmslos schaute der Patient nach der Decke. Kaum daß hie und da ein mattes Lächeln seine Lippen umspielte, wenn seine Blicke auf seine junge Wärterin fielen.

„Ich hoffe, wir bringen ihn mit dem Leben davon,“ — wiederholte der Stadtdoktor bei seinem nächsten Besuche. „Das Aufhören des Fiebers ist mir ein Beweis, daß sich kein Eiterherd im Gehirn gebildet hat. Aber eine schlimme Lege dürfte immerhin bleiben.“

Kösch hielt standhaft beim Kranken aus; nicht weniger standhaft die Mutter, über deren Wangen bei Tag und bei Nacht manche schwere Thräne rollte. Noch wortkarger als zuvor saß der blinde Tuback auf der Holzbank vor der Hütte, dicht neben dem Fenster der Kammer, wo der Verwundete lag, und zählte dessen Athemzüge. Die Arbeit des Bruders auf der Weide und im Stall war nun dem Händchen zugetheilt, dem Peterli, der Nestling, dabei helfen mußte, dessen Schafe ihrem Schicksal überlassen blieben. In der Küche nahm Lisch en der Mutter Stelle ein.

Der Wagen lief zwar, wie er zuvor gelaufen. Die Hausordnung wurde durch den Unglücksfall nur wenig gestört. Aber es war keine Fröhlichkeit dabei, wie zuvor. Denn wenngleich Fritz allmählig wieder zum Leben erstand, so wurde

die Sorge um ihn darum nicht geringer. Denn er schaute meist starr vor sich hin in's Blaue; und wenn Kösi oder die Mutter ihm etwas erzählen wollten, ihn zu zerstreuen, so schüttelte er den Kopf, als ob er's nicht verstehe oder nicht hören möge.

„Da hört meine Kunst auf,“ — sagte der Doktor und blieb aus.

Um so fleißiger besuchte der Mergelkönig das Sennerhaus und erwies sich als ein Freund in der Noth.

Stundenlang saß er neben dem Kranken und suchte ihn durch allerlei possierliche Einfälle zu erheitern. Er brachte ihm mancherlei physikalisches Spielzeug aus dem Thal heraus, welches er selbst verfertigte. Der Mergelkönig war Tausendkünstler in diesen Stücken. Fritz schaute dem Zeug eine Weile mit mattem Lächeln zu und blickte dann zur Seite.

Professor Mergel schüttelte dazu den Kopf.

„Wir wollen das Ding bei einem andern Zipfel packen,“ — sagte er und nahm den Gemüthskranken, als er das nächste Mal nach Verfeinerungen ausging, mit. —

Er hing demselben die braune Ledertasche um und sie schritten selbender über die lichten Höhen, wo die belebende Bergluft ihre Wangen fächelte. Fritz folgte seinem Führer gleich einem folgamen Hündchen. An Ort und Stelle angelangt, mußte Fritz die Ammonshörner und die Teufelsfinger, Korallen und See-lilien aus dem Gestein heraus-hämmern helfen. Nach einer geraumen Weile wurde dann der Proviant ausgepackt. Fritz half demselben mit gutem Appetit verzehren. Seine Wangen rötheten sich bei solchen Ausflügen und er freute sich, wenn eine schöne Muschel oder seltene Schnecke zum Vorschein kam.

Professor Mergel rieb sich zufrieden die Hände.

„Das kommt gut,“ — sagte er und lud, wenn sie dann den Heimgang antraten, dem Patienten die schwere mit Petrefakten gefüllte Ledertasche auf. Fritz schlief in den darauf folgenden Nächten wie ein Prinz.

„Braucht ihn zur Arbeit,“ — sagte der Mergelkönig zum blinden Tuback. „Je härter es geht, je müder er sich schafft, um so besser wird ihm das Essen schmecken, um so gesegneter wird sein Schlummer sein.“

Das Mütterchen widersprach:

„So strenges Arbeiten könnte dem Jungen, welcher erst so Hartes überstanden hat, schaden.“ Mütterchen hätte ihn am liebsten in Baumwolle und Seidenpapier eingewickelt.

Aber der alte Tuback nickte beistimmend.

Von da wurde Fritz verwendet, wo es harte Arbeit gab.

Und siehe! Von Tag zu Tag wurden seine Wangen röther und seine Augen belebten sich wieder. Auch begann er wieder zu plaudern, der so lange stumm gewesen. Im Sennerhaus begann Alles wieder aufzuathmen.

„Er wird doch wieder gesund!“ So jubelte eine Stimme in Köschens Herzen. Und so kam's.

Als die blauen Frühlingsenzianen und die gelben Aurtikeln auf dem Bisenhorn wieder blühten, sah man dem jungen Senner wenig mehr von seiner Krankheit an. Nur hatte er das Gedächtniß alles dessen, was im verfloffenen Jahre vorgefallen, vollständig verloren. Sprach man ihm von der Feuersbrunst auf

dem Jungferstein ober von seinem Kampf mit dem Stier, so schüttelte er ungläubig den Kopf.

„Ich weiß nicht, warum Ihr mir solche Märchen erzählt,“ — sagte er. Dann trat er bei Seite, stützte den Kopf auf die Hand und schien sich besinnen zu wollen. Nach einer Weile ging er traurig an seine Arbeit.

Der Mergelkönig war wieder bei Tubacks zu Gast.

„Wenn meine Taschenuhr zur unrechten Zeit stehen bleibt, so schüttle ich sie. Vielleicht gelingt's auch bei Fritz, wemgleich des Menschen Hirn ein viel feineres Räder- und Federwerk hat als die künstlichste Uhr.“ So sagte er zum blinden Tuback und ging nach der Schattenweid, wo Fritz und Hänschen Dornestrüpp reuteten. Kösi ging mit, den jungen Männern das Vesperbrod zu bringen.

Sie setzten sich Alle auf den kurzen trockenen Rasen. Nachdem sie sich an der würzigen Milch und dem braunen Roggenbrod erquickt, zog Professor Mergel seine Brieftasche hervor und aus derselben eine zierliche Karte.

„Wer kann's lesen, was da gedruckt steht?“

Kösi ward roth, bis in die Haarwurzeln hinauf und dann wieder ganz blaß und blickte den Fritz ängstlich von der Seite an. Derselbe las langsam und mit lauter Stimme:

„Geheimrath Dr. Reuper und Miß Arabella Whalebone, Verlobte“ . . .

„Wer soll das sein?“ — frug er dann und sah sich verwundert um. „Ich kenne sie nicht“ . . .

„Jetzt bin ich mit meinem Latein zu Ende,“ — rief der Mergelkönig ärgerlich, steckte die Karte wieder in seine Brieftasche und ging kopfschüttelnd von dannen.

## 15. Kapitel.

Nach Jahr und Tag.

Zweimal ist nach dem verhängnißvollen Brande des Rurhauses auf dem Jungferstein der Mai mit grünen Laubkränzen und weißen Blüthenzweigen den Berg hinangestiegen. Die Welt ist indessen nicht stehen geblieben, sondern hat ihr ewiges Spiel von Werden und Sterben, Vergehen und Wiedererstehen fortgespielt. Selbst auf den einsamen stillen Jurahängen, in den Thälern und auf den Höhen des Gebirges, dessen Alter nach Tausenden von Jahrtausenden sich zählt, ist nicht Alles beim Alten geblieben.

Schon seit einem Jahre florirt am Fuße der Dohlenfluh, halbwegs vom Fuße des Berges zum Jungferstein, ein saubergehaltenes Wirthshaus, welches vom Volksmund „Zum schwarzen Drachen“ genannt wird. Es ist ein zierliches Schweizerhäuschen mit flachem, steinbeschwertem Schindeldach, rings von Lauben umgeben mit stylvoll ausgehauenen Geländern. Unter dem Giebel steht in verschönerter gothischer Schrift ein frommer Spruch zu lesen:

„An Gottes Segen ist Alles gelegen.“

Das Wirthshaus „Zum schwarzen Drachen“ wird nicht nur während der guten Jahreszeit vom Touristenvolk stark besucht, — es hat sich bereits im Wädecker einen Stern verdient, — sondern hat sogar im Winter seine Gäste: Jäger; Stadtleute, welche etwa einmal aus dem kaltfeuchten Nebelmeer an die lichte Sonne hinaufsteigen wollen; Feinschmecker, welche behaupten, weit und breit versehe Niemand

so gut einen Hasenpfeffer zu bereiten oder eine Forelle in Butter zu schmoren, als die Madeleine oder, wie sie jetzt von ihren Verehrern genannt wird, Frau Krähenbühl. Jean oder vielmehr Herr Krähenbühl hat sich während der kurzen Zeit bereits ein Bäuchlein angemästet, besitzt einen Schlafrock und trägt ein gesticktes Hausfäppchen mit einer Troddel. Er zählt sich nicht mehr zu den Kommunisten und Pessimisten, sondern ist unter die Bourgeois gegangen und gehört nun entschieden zu den ruhigen Bürgern, wie die meisten Ehemänner, welche unter dem Regiment des Pantoffels stehen.

Einer der häufigsten Gäste im „Schwarzen Drachen“ ist Herr Hühnerwadel. So oft er vom Berg in's Thal oder vom Thal zu Berge steigt, kehrt er dort ein, was sehr oft geschieht. Denn nicht nur verlangt die Neubaute auf dem Jungferstein seine Anwesenheit auf den lichten Höhen selbst während des Winters und veranlaßt umgekehrt zur Sommerszeit gar manchen Gang nach der nächsten Stadt; sondern auch die neue Bergstraße, welche bis vor seine Hausthüre führt, steht unter seinem Patronat und seiner Aufsicht und verlangt seine Anwesenheit an Ort und Stelle.

Dieser neue Verkehrsweg führt dem „Schwarzen Drachen“ eine zahlreiche Kundenschaft besonderer Art zu. Es sind dies die Straßenarbeiter. Trotz ihrer sprichwörtlichen Nüchternheit gehören sie doch zu den gern gesehenen Gästen; denn viele kleine Bäche bilden schließlich auch einen Strom. Herr Krähenbühl wußte sehr gut mit ihnen zu verkehren, denn er war in schlimmer Zeit etliche Jahre Soldat in Neapel gewesen . . . . .

Als der Mai zum zweiten Mal seit dem Brande den Berg hinanstieg, legten die Maler und Tapezierer die letzte Hand an das neue Kurhaus „Jungferstein“. Ein wahrhaftiger Phönix, war es stattlicher und zweckmäßiger aus der Asche entstanden, als es zuvor gewesen. Das Dach aus verzinktem Eisenblech, die Thür- und Fenstergesimse aus feinem Sandstein, die mit Steinplatten verkleideten Treppen, waren dazu angethan, den Gästen ein Gefühl von Sicherheit einzulösen und in jedem den Gedanken wachzurufen: „Hier kann man sein Haupt ungefährdet niederlegen; ein wiederholtes Brandunglück ist nicht zu befürchten.“

Die feierliche Eröffnung sollte am 26. Juni stattfinden. In den meistgelesenen englischen, deutschen und französischen Tagesblättern war hiervon dem reisenden Publikum Anzeige gemacht worden. In den Eisenbahncoursbüchern stand es, in Fettschrift gedruckt, zu lesen. Ueberdies hatte Herr Hühnerwadel seine früheren Stammgäste, insbesondere jene, welche vom Brandunglück mitbetroffen worden waren, jeden persönlich und eindringlich eingeladen, der Eröffnung beizuwohnen.

Zu seiner lebhaften Genugthuung hatte er von Manchen derselben Zusagen erhalten, namentlich von Sir Jeremy Whalbone, Esq. und Familie. Auch Herr Geheimerath von Keuper hatte zugesagt, welcher sich unterdessen ein zweites Bändchen in's Knopfloch und die Abelspartikel erworben hatte; nicht minder Dr. Zmael und die Stiftsdame Theudelinde von Wangenheim. Reverend Holyday hatte ebenfalls eine Einladung erhalten mit dem Ersuchen, er möchte der neuerbauten englischen Kapelle die feierliche Weihe ertheilen.

Die Reklamen in den Zeitungen hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; bereits

war die Mehrzahl der Zimmer bis in den Herbst hinein bestellt. Der Jungferstein versprach ein Modefurore zu werden . . .

Je lebhafter es hier zuging, um so stiller war's im Sennenhaus drüben. Es war auch dort nicht Alles beim Alten geblieben; aber es war nicht besser, sondern schlimmer geworden. Zwar saß der blinde Tuback noch immer auf der Bank vor seiner Hütte, wie er vordem gesessen, und horchte schweigend auf das Vorüberrauschen der Tage. Auch die Heerdenglocken läuteten, seit der Schnee geschmolzen, wiederum auf den grünenden Weiden und zwar nicht weniger hell und melodisch als sie ehemals geläutet. Aber Eines fehlte, des ältesten Sohnes fröhliche Stimme, die muntere Rede und Gegenrede von Fels zu Fels zwischen ihm und den jüngern Geschwistern, sein weithin schallendes Toben, welches er vordem so oft von der Spitze des Bisenhorns herunter hatte ertönen lassen.

Fritz war zwar wieder gesund. Die Schramme auf seinem Scheitel war geheilt. Er mochte arbeiten, essen, trinken und schlafen und die Farbe war in seine Wangen zurückgekehrt. Aber dennoch schaute ihm das Mütterchen bekümmert nach, so oft er die Stube verließ, und über Röschens Wangen rollten Thränen, wenn es sich den Fritz dachte, wie er ehemals gewesen. Das Mädchen härmte sich im Stillen und wurde sichtlich blaß und mager, als ob es die Schwindsucht hätte.

Was fehlte ihm denn eigentlich, dem jungen Sennen? — Er klagte über nichts, aber er griff öfters nach dem Kopf, als ob er dort etwas zurecht rücken müßte; er starrte öfters in's Blaue hinaus, als ob er über etwas nachsänne und schüttelte dann den Kopf und seufzte und sprach betrübt:

„Wenn ich mich nur erinnern könnte!“ . . . .

Einmal überraschte ihn Hänschen in ihrem gemeinschaftlichen „Gaden“. Fritz hielt einen verwelkten Blumenstrauch in der Hand und starrte denselben an; dann schüttelte er den Kopf und sagte wiederum, tief aufseufzend:

„Wenn ich mich nur erinnern könnte!“ . . . .

Im Uebrigen war er harmlos und mit Allen freundlich, besonders mit Röschen. Er schaute das Mädchen, welches ihn gepflegt, als er dem Tode nahe war, zuweilen mit ganz sonderbaren Blicken an, daß es die Augen senken und erröthen mußte. Es war, als ob ein Wort auf seinen Lippen schwebte, ein Wort, welches das arme Röschen — ach! wie glücklich gemacht hätte. Aber das Wort blieb unausgesprochen. Er sagte nur kopfschüttelnd und still vor sich hin:

„Wenn ich mich nur erinnern könnte!“ . . . .

Fritz war nicht gerade geisteskrank; aber das Gedächtniß alles dessen, was der Feuersbrunst unmittelbar vorangegangen, war ihm gänzlich entschwunden. Es war, als ob jener Sommer, während welchem sich für ihn so viel Denkwürdiges ereignet hatte, aus seiner Erinnerung herausgeschnitten worden wäre. Er hatte das Gefühl dieses Gedächtnißmangels und dieses Gefühl beängstigte und quälte ihn.

Der Mergellkönig, welcher mit seiner braunen Ledertasche während der guten Jahreszeit häufiger im Gebirge zu treffen war, als unten in der Stadt, rückte einmal mit dem Vorschlag heraus, den Fritz in eine Heilanstalt für Gemüthsranke zu bringen, aber der blinde Tuback war entschieden dagegen.



„Das hieße so viel,“ — sagte er, — „als ob Ihr ihn nach dem Kirchhof brächtet, ihn lebendig zu begraben. Wer auf dem Berge geboren ist, der erstickt, wenn man ihn zwischen vier Mauern sperrt.“

Professor Mergel mußte sich gestehen, daß der Blinde sich in diesem Fall scharfsichtiger erweise und richtiger prognostizire, als er selber mit sammt seiner Brille.

Indessen war der große Tag herangelommen, an welchem das neue Kurhaus auf dem Jungferstein feierlich eröffnet werden sollte.

Herr Jaques, welcher in der Zwischenzeit zum Oberkellner befördert worden war, hatte sich für diesen Tag einen neuen schwarzen Frack machen lassen. Die leichtfüßige Schaar der Kellnerinnen schmückte sich mit ihrem schönsten Staat und sah allerliebste aus in der kleidsamen Landestracht. Am hohen Mastbaum auf der Terrasse flatterten, schon seit dem frühen Morgen aufgeblüht, die Flaggen aller denkbaren Kulturvölker, sogar die japanesische. Mit dem Gefühle berechtigten Stolzes hartete, unter dem Flaggenstoch stehend, Herr Hühnerwadel der Dinge, die nun kommen sollten; neben ihm mit gottseliger Miene, die Hände über dem Bäuchlein gekreuzt, sein erster und Ehrengast, der Kaplan seines englischen Bethauses, Reverend Holyday.

Die Kunststraße über den Berg, welche den Jungferstein mit den Thälern zu beiden Seiten verband, wo die Bahnzüge über die Schienen brausten, ermöglichte es, das Kurhaus von den nächsten Eisenbahnstationen aus in bequemen Gebirgswagen zu erreichen. Wagen auf Wagen, von dampfenden Pferden gezogen, rasselten langsam bergan. Rüstigere Bergsteiger, welche dem alten Saumpfad vor der Kunststraße den Vorzug gaben, kamen, lange Bergstrecken schwingend und den Schweiß von der Stirne wischend, bald einzeln, bald truppweise, zu Fuß. Nicht lange, so entstand auf der Terrasse ein munteres Gewimmel und die festlich geschmückten Räume füllten sich. Eine von Herrn Hühnerwadel bestellte Musikbande ließ ihre Fanfaren erschallen. Dazu leuchtete die Sonne vom blauen wolkenlosen Firmament herunter und am süblichen Horizont glitzerten die Schneeriesen in ihren silbernen Harnischen.

Es gestaltete sich Alles nach Wunsch. Die alten Bekannten unter den Geladenen schüttelten sich die Hände. Man machte, nach der zwangslosen Sitte der Bergkurorte, rasch neue Bekanntschaften. Alle Anwesenden befanden sich in rosigster Feststimmung. Schmunzelnd betrachtete Herr Hühnerwadel sein Werk und siehe da: Alles war gut . . . . .

Nach dem Sennenhause drang der festliche Lärm nur wie das ferne Rauschen des Windes im Walde. Der blinde Tuback mit seinem unbeweglichen, wie aus Eichenholz geschnitzten Gesichte saß an seinem gewohnten Platz vor der Hütte. Fritz dengelte die Senfen für die bevorstehende Heuernte; aber wiederholt legte er den Dengelhammer bei Seite, lauschte den Tönen der fernen Blechmusik, welche der Wind zuweilen herüberbrachte, langte mit der Hand nach dem Kopf und sagte leise zu sich selber:

„Wenn ich mich nur erinnern könnte!“

An den Horn gelehnt, welcher den sprudelnden Hausbrunnen beschattete, stand Rösschen mit einem Strickzeug beschäftigt und schaute zuweilen verflohen und bekümmert nach dem jungen Sennen hinüber.

Die Mutter, Lise, das Hänschen und den Kleinen hatte die Neugier nach dem Jungferstein hinüber gelockt.

Wer kommt da, gleich einem Diebe, leise auf den Fußspitzen um die Ecke geschlichen? Wenn unsre Augen uns nicht trügen, so ist's der Mergelkönig in seiner Zuppe von unfäglichcr Farbe und den umfangreichen Taschen, — der Mergelkönig mit dem grauen zerknitterten Filz und der Brille mit den zwei großen runden Gläsern. Durch seine Brille sieht er sich vorsichtig um. Den Fingerring an dem Dngelstod beschäftigt sehend, nickt er befriedigt und winkt dann hinter sich.

Ist's eine Fee, eine Erscheinung aus einer andern Welt, welche, diesem Winkc folgend, nun daher geschwebt kommt? . . . Sie sieht der schönen Arabella ähnlich, der Tochter Sir Jeremy Whalebones, und doch ist jene eine ganz Andere. Es ist kein Mädchen, es ist ein Weib von verblender Schönheit. Den ebenso üppigen als anmuthigen Leib umwallt ein Kleid von leichtem Flor, eine rauschende Silberwolke. Die naive Kindlichkeit der Gesichtszüge hat sich in bewusste Würde verwandelt. Das Auge strahlt von Geist und Güte. Ein Wald von goldbraunen Locken umrahmt das rosig angehauchte Labastergesicht.

An der Hand des Mergelkönigs schreitet sie dem jungen Semmen entgegen.

„Fritz!“

Er schaut auf und fährt zusammen.

„Erkennst Du diese Dame, Fritz?“

Er heftet einen langen forschenden Blick auf das schöne Menschengebilde; nach einer Weile umspielt ein kaum bemerkbares Lächeln seinen Mund.

„Ich glaube fast, ich kann mich erinnern“ . . .

Und legt, wie er es so häufig thut, die Hand auf die breite Narbe, welche sich von seiner Schläfe bis zum Scheitel hinaufzieht.

Jetzt ergreift Arabella seine andere Hand.

„Wisset Ihr es noch, Frederic, wie der Stier mich verfolgte, weil ich ein rothes Tuch um die Schultern trug; und wie Ihr denselben bei den Hörnern faßtet?“

Fritz nickte bejahend.

„Und erinnert Ihr Euch daran, als das Unwetter uns überfiel und Ihr mich am Rande des Abgrunds nach der Drachenhöhle hinauf truget?“

Er nickte wieder mit einem glückseligen Lächeln.

„Und besinnt Ihr Euch noch, Frederic, wie das Kurhaus drüben in hellen Flammen stand, und Ihr glaubtet, ich sei noch drinnen und wolltet mich aus dem Feuer retten?“

Wie von einer Federkraft aufgeschneit, sprang der junge Semne, welcher auf dem Dngelstod sitzen geblieben war, plötzlich in die Höhe.

„Da fiel mir ein schwerer, brennender Balken auf den Kopf. Seither schlief mein Geist. Aber jetzt — jetzt bin ich aus dem langen Traum erwacht. Jetzt weiß ich Alles wieder, jetzt kann ich mich wieder erinnern . . .“

Mit Bangen hatte das blonde Näschen vom Horn aus dem Auftritt zugeguckt. Nicht nur die Füße zitterten, die es trugen, sondern noch mehr zitterte das Herz in seinem Leibe . . .

Der Fritz war endlich aus seinem tiefen Geistes Schlaf erwacht. Die schöne Fremde hatte ihn aufzurütteln vermocht, — wenige Worte von ihr hatten das

Wunder vollbracht . . . Wird nun auch seine Leidenschaft wieder erwachen . . . .  
Wie durfte es sich mit ihr messen, — es, die niedere Magd, mit einer Königin,  
einer Königin an Schönheit und Geist? . . . .

Ein Stich ging dem armen Mädchen durch's Herz, welches den Fritz erst  
recht liebte, seit es seine Pflegerin gewesen. Es hätte hinfallen mögen und ver-  
schwinden tief, tief in den Schooß des Berges für alle Ewigkeit . . . .

Fritz, der eine Weile in tiefes Nachsinnen versunken gewesen, zog jetzt  
sachte seine schwielige Hand aus der zarten feinen Arabellas und schaute sich rings  
um. Zuerst fielen seine Blicke auf den alten blinden Sennen, der noch immer un-  
beweglich auf der Bank vor dem Hause saß; dann auf Röschen, welches sich zit-  
ternd an den Horn lehnte. Unversehens ließ er einen lauten Jauchzer erschallen.

„Vater, Kösi“ — rief er dann fröhlich, — „jetzt ist Alles gut, jetzt bin  
ich wieder gesund . . . . Ich kann mich wieder erinnern und weiß, wer mich vom  
Tode errettet hat . . . .“

Er ging lebhaften Schrittes auf Röschen zu und ergriff das Mädchen bei  
der Hand.

„Du warst es, die an meinem Lager wachte Tag und Nacht und uner-  
müdlisch die eiskalten Tücher auf meinen heißen Kopf legte. Vater! Ohne das  
Kösi lebt ich nicht mehr . . . . sprechet ein gutes Wort für mich, daß es auch in  
Zukunft meine Pflegerin bleibe . . . .“

Ein Lächeln, — seit Jahren das erste, durchzitterte das sonst so bewegungs-  
lose Gesicht des Blinden.

„Ich wußte es,“ — sagte er dann, — „Art läßt nicht von Art . . . .  
Gebt mir eure Hände, Kinder!“

Er ergriff sie, Fritzens Hand mit der Rechten und Kösis Hand mit der  
Linken und legte sie ineinander.

„Ich glaube, die Kur ist gelungen, gnädige Frau, — beinahe über Er-  
warten,“ — sagte der Mergelkönig, sich an Arabella wendend.

„Und den Ärzten geht's hier wie überall,“ — entgegnete die schöne Frau,  
indem ein Schatten über ihr Gesicht flog. „Ist der Patient gesund, so werden  
die Doktoren überflüssig . . . . Führen Sie mich zur Gesellschaft zurück, Herr  
Professor. Mein Mann dürfte mich vermissen . . . .“

Der wirkliche Geheimerath, Professor Dr. von Keuper, Mitglied der Akademie  
der Wissenschaften, hatte seine Frau, die gefeierteste Schönheit der deutschen Reichs-  
hauptstadt, wirklich vermiss; oder war es etwas Anderes, was ihn bewog, nach  
dem Sennenhaus hinüberzukommen? Eben trat er um die Ecke.

Es war ein reizendes Bild, welches sich ihm bot: Fritz und Kösi glück-  
strahlend mit verschlungenen Händen; zwischen Beiden der blinde Senne, aus dessen  
erlöschenen Augen eine Freudenthräne floss, zur Seite, halb schon zum Fortgehen  
gewendet, Arabella, welche ihre feine Hand auf den groben Zuppenärmel des Mer-  
gelkönigs gelegt hatte, — ein strahlender Luftgeist neben einem Vergkobel; als  
Hintergrund das Sennenhaus mit seinem rothbraunen Holzwerk und dem silber-  
grauen Schindeldach, hinter welchem die grauen Felsen und die dunkeln Tannen  
des Bisenhorns kühn sich erhoben; darüber das dunkelblaue Himmelsgewölbe, an

welchem einige weiße Flockenwölkchen gleich einer Schaar von Schwänen südwärts zogen . . .

„Sie kommen gerade recht, verehrtester Herr Kollege“, — rief der Mergelkönig dem Geheimerath von Reuper entgegen, — „um sich zu überzeugen, daß der Instinkt der Zuchtwahl ober, mit den Poeten zu reden, Gott Amor auch hier wieder das Richtige getroffen hat.“

E n d e !

## Ein wissenschaftlicher Congress auf afrikanischem Boden.

Von

J. Kollmann.

Basel.

Zwischen dem 14. und 20. April d. J. hielt die Association française pour l'avancement des Sciences ihre X. Versammlung in der Stadt Algier. Wohl jeder Eingeladene hatte bei dem Empfang des vielversprechenden Programmes die Empfindung, als ob das Comité im Begriff sei, ein etwas abenteuerliches Unternehmen vorzubereiten. Was sollte unter Kabylen und Arabern ein wissenschaftlicher Congress? Die Association française ist überdies noch nicht alt genug, um sich einen Mißerfolg erlauben zu dürfen, weder vor den geladenen Gästen, noch vor den eigenen Landsleuten. Begründet nach dem Jahre 1871, hat sie sich die Aufgabe gestellt, das Interesse für die Wissenschaft in weiteren Kreisen zu fördern. Es war den um das Wohl des Landes besorgten Männern die bedauerliche Thatsache nicht entgangen, daß die Zahl derjenigen Gebildeten, welche dem Fortschritt der Wissenschaften auch nur mit einigem Interesse folgt, ganz außerordentlich gering ist, ja man will behaupten, die hervorragenden Gelehrten stünden mit der Nation nicht in dem geringsten geistigen Contact.

Nun steht es aber fest, daß reges Interesse auch für andere Seiten des Lebens als nur für jene, welche dem engen Beruf dienen, die Köpfe hell erhält und leicht beweglich. Sie dringen schneller in das Wesen einer Erscheinung ein; die Freude an geistiger Arbeit und an geistigem Besitzthum steigert sich und schließlich bedingen alle diese Kenntnisse, sie mögen auch lüdenhaft sein für den Einzelnen, nicht nur einen idealen — sondern auch einen realen Werth, der die individuelle Leistungsfähigkeit erhöht. —

Die öffentliche Theilnahme an der forschenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaften kann auf sehr verschiedene Weise angeregt werden. Die wissenschaftlichen Vereine aller Art, namentlich auch jene mit Wanderversammlungen spielen dabei zweifellos eine sehr bedeutende Rolle.

Die Association française, nach den Grundsätzen der British Association geformt, hält nun ebenfalls wissenschaftliche Wanderversammlungen und zwar in der bestimmten Absicht, die Kluft überbrücken zu helfen, von welcher ihre Vertreter mit einer für Frankreich anerkennenswerthen Offenheit schon wiederholt und zwar bei Gelegenheit solcher Versammlungen gesprochen haben. Dieser Verein strebt danach, die Gebildeten mit dem gewonnenen Gedankenkapital vertraut zu machen,

wissenschaftliche Arbeiten anzuregen und sie zu fördern, b. h. Geldmittel sowohl für die Beobachtung als auch für die Veröffentlichung der Untersuchungen bereit zu halten. Was in seinen Kräften steht, soll geschehen, um so die Noththeile der Centralisation in Frankreich etwas zu mildern. Für alle diese edlen Ziele der Association française schien Algier nicht gerade der geeignetste Ort. Was sollte der Congreß in einer Kolonie, welche vor kaum fünfzig Jahren in blutigem Ringen den Arabern entrisen worden war, und die überdies im Jahre 1871 durch einen weitverbreiten Aufstand\*) gezeigt hatte, daß man mit den Eingebornen und ihrer Civilisation doch noch nicht rechnen dürfe. Um diese Bedenken noch zu steigern, kamen die tunesischen Schwierigkeiten Ende März. Da lag es denn doch sehr nahe, eine Verlegung des Congresses zu erwarten. Statt dessen brachte fast jeder Tag Erläuterungen über die Wahl der Reiseroute, über Verhaltungsmaßregeln bezüglich des Klimas, eine Einladung des Comités der Stadt Algier, welche die Gastlichkeit in den verbindlichsten Worten anbot mit genauer Angabe der Hotels, in welchen der Gast alles zu seiner Aufnahme bereit finden würde u. s. w., kurz die Reiselust wurde immer auf's Neue geweckt. Da traten denn allmählig die Bedenken in den Hintergrund.

Am 5. April verließ ich Basel, und sechs Tage später (am 11. früh) stieg ich nach einer schnellen, nur 30 stündigen Seefahrt von Marseille aus in Algier wieder an's Land. Dazwischen liegen noch 3 Tage Aufenthalt auf dem Boden des alten Massilia und ein Ausflug nach Arles, um seine antiken Bauten (Arena, Forum u.) zu sehen und die wegen ihrer Schönheit berühmten Arleserinnen. Leider war es Werttag, die schönen Frauen waren also unsichtbar und ich mußte mich mit der Photographie einer mir gänzlich unbekanntem Schönheit begnügen. Zwei Tage später wären sie alle zu sehen gewesen in der Arena als Zuschauerinnen der Stiergefechte. Während des Sommers werden solche jeden Sonntag Nachmittag abgehalten. Wo einst die Vestalinnen in feierlichem Ernst den blutigen Gladiatorenkämpfen zusahen, plaudern und lachen jetzt die Mädchen der Stadt und freuen sich an den unblutigen Stiergefechten. Hier stößt kein Matabor dem Stier den Degen in's Herz — bei jeder Vorstellung „spielen“ dieselben Thiere wieder. Im südlichen Frankreich, am Ufer des Mittelmeeres war es Anfangs April warm und frühlingduftig überall. Arles lag wie in einem blühenden Garten und die altersgraue Arena, gefüllt mit frohem Volk und darüber der blaue Himmel, wären ein malerisches, und auch lehrreiches Bild gewesen. Aber die Cabine auf dem Dampfer der Compagnie generale transatlantique war bestellt.

Die besten Schiffe dieser Compagnie sind alle in England gebaut, mit englischem Comfort und Luxus eingerichtet. Sie fahren schnell und die Verpflegung ist gut. Vielleicht verbiente die Küche noch ein besseres Lob, wenn nicht bei der Hin- und Rückfahrt die Dampfer überfüllt gewesen wären. In der ersten Cajüte befand sich auf der Hinreise die dreifache Zahl Passagiere, lauter Congreßmitglieder und noch dazu im übrigen Raum Soldaten und anderes reisendes

\*) Damals wurden bekanntlich viele Orte von den Kabylen und Arabern hart bedrängt, einige Dörfer völlig zerstört und alle Europäer ohne Ansehen des Geschlechtes und Alters massakriert.

Volk. So entschuldige ich denn nachsichtig selbst die Kalbaunen in brauner Sauce, die mir schon auf dem Festlande ein Gräuel sind. Aber auf dem Meer, wenn das Fahrzeug mit den Wellen den für den Magen so störenden Kampf beginnt, ist dieses Nahrungsmittel, auch auf silberner Platte servirt, höchst bedenklich. Ich entschuldige ferner in Anbetracht der außergewöhnlichen Umstände, an denen der Congreß und die Krumirs die Schuld tragen, daß meine Cabine die Form eines Treppenwinkels besaß, in welcher ich zusammengefauert die Nacht zubrachte. In meine warme Decke gehüllt — ich habe den freundlichen Wink des Comité's befolgt, sich auch für kalte Tage zu rüsten — befand ich mich gleichsam zwischen Himmel und Hölle. Ueber mir auf dem Verdeck wandelten die Glückseligen, welche über die rohen Scherze des alten Meergottes lachen konnten. Unter mir aber im Schiffsraum, da herrschte Jammer und klagendes Elend. Der Arzt that was er vermochte, ich konnte jedoch deutlich hören, wie erfolglos seine Bemühungen waren. Aber 30 Stunden sind keine Ewigkeit und die Lichter von Algier zerstreuten jeglichen Gram. Der Strom der Congreßmitglieder ergoß sich erst in die Kähne, dann in die Hotels. Allmählich klärte sich das Anfangs etwas unbestimmte Bild einer Versammlung in Algier. Eines war bald festzustellen: die Zahl der Mitglieder wurde beträchtlich. Mindestens 600 kamen auf verschiedenen Wegen aus Frankreich, darunter Namen vom besten Klang. Dann sandte aber auch das Ausland eine ansehnliche Zahl: Spanien, England, die Niederlande, Oesterreich, Italien und die Schweiz waren, soviel ich sehen konnte, vertreten.\*) Selbst Damen hatten sich angeschlossen. Daß Old England nicht ohne Ladies erscheinen würde, war selbstverständlich, daß aber selbst Frankreichs Frauen ihre Männer zum Congreß begleitet haben, hat mich überrascht. Und die Damen theilnahmen nicht allein an den wissenschaftlichen Sitzungen und den glänzenden Festen, welche die Stadt Algier veranstaltete, nein, sie schlossen sich auch mit frischem Muth den Excursionen an. Die Höhen des Atlas wurden auch von ihnen auf Pferden und Maulsejeln erstiegen. Sie froren im Cedernwalde bei Blidah mit derselben erhabenen Geduld, wie die Herren der europäischen und afrikanischen Schöpfung, ja sie aßen mit den Kabylen Kuskussu\*\*) und den gebratenen Hammel mit gleichem Anstand wie die Autochthonen. Nur in einem Punkte wurden sie theilweise der herrschenden Sitte untreu. Schon in den Einladungsprogrammen war vorsorglich darauf hingewiesen worden, für die Excursionen Ebbestecke mitzunehmen, weil der Araber mit den Fingern das zu besorgen versteht, wozu wir in der Regel Gabel und Messer verwenden.

Aus dem Mitgetheilten wird schon ersichtlich, daß in Algier ein wissenschaftlicher Congreß im vollsten Sinn des Wortes stattgefunden hat, mit all den nothwendigen und angenehmen Beigaben. Zu den allgemeinen Sitzungen und den

\*) Deutschlands Gelehrte werden noch nicht eingeladen. Mir selbst wird diese Ehre erst zu Theil, seit ich in der Schweiz lebe. Doch kann ich constatiren, daß der Wunsch besteht, auch nach Deutschland hin freundlichere Beziehungen anzubahnen. Wenn nur die Starrköpfe im Comité schon überwunden wären! Vielleicht hilft die entgegenkommende Politik Bismarcks in der tunesischen Angelegenheit.

\*\*) Kuskussu ist eine Mehlspeise, für den Eingeborenen ungefähr dasselbe, was dem Italiener die Macaroni.

Sitzungen der Sektionen kamen officiële Vergnügungen wie Bälle, glänzende Soirées, Illuminationen und Excursionen in das Innere des Landes. Ich will sogleich hinzufügen, daß nahezu Alles, was das Programm in Aussicht gestellt hatte, in der That auch durchgeführt worden ist. In den Sitzungen herrschte der volle wissenschaftliche Ernst, herrschte rege Thätigkeit, welche die aufgeworfenen Fragen mit gespannter Aufmerksamkeit behandelt. Die geselligen Zusammenkünfte zeichnete jener ungezwungene Verkehr aus, jenes Geschick der Anordnung und jene anmuthige Eleganz, welche den Festen unserer Nachbarn in so hohem Grade eigen ist. Unter solchen Umständen gewann der Congress auf dem afrikanischen Boden einen doppelten Reiz.

Wer mit offenem Sinn kam, fand vielfache Anregung und kehrte heim mit einer Fülle der interessantesten Eindrücke von einer Versammlung, welcher das Land ein spezifisches Gepräge aufgedrückt hat. Das wird man billig und begreiflich finden. Man kann in keinem Lande tagen, ohne auf jene Fragen mit einer gewissen Naturnothwendigkeit hingeführt zu werden, welche dasselbe an die Wissenschaft stellt. Und wie viele von hoher wissenschaftlicher Bedeutung giebt es nicht, welche Afrika gerade in der letzten Zeit gestellt hat und bei denen gerade Algerien in Betracht kommt. Man braucht nur das Wort „Sahara“ auszusprechen, um geologische, geographische und meteorologische Probleme aller Art anzudeuten. Ich will jedoch sogleich beifügen, daß auch bewußt die Aufmerksamkeit auf die Kolonie hingelenkt wurde, wozu es in den Sektionen für Botanik, Zoologie, Medicin, Geologie, Meteorologie, Agronomie, Geographie, Geniewesen u. s. w. reiche Gelegenheit gab. Für mich gewann dadurch der Congress einen erhöhten Werth und ich denke wohl auch für die meisten der Theilnehmer. Wurde man doch von kompetenten Männern über Land und Leute unterrichtet. Da gab Herr Pomet eine Uebersicht der geologischen Struktur, derselbe der im Begriffe steht, eine geologische Karte von Algier von 1 : 800,000 zu veröffentlichen; Herr Ricour, der Vorstand des statistischen Büreaus der Kolonie, eine Studie über die Bevölkerung; Oberst Playfair, der Consul Englands, erzählte vom Land der Krumirs; E. de Selys-Longchamps sprach über die Vertheilung der Neuropteren; Lataste über die herpetologische Fauna; Thomas über die fossilen Kinder; Dubosc schilderte den Fortschritt des Ackerbaues; Sabatier die physikalische Geographie der centralen Sahara; Tarry die Kolonisation der Sahara und Wahl die allgemeine Geographie des Landes. Daß die große Wüste so sehr die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, fanden Alle natürlich, nachdem Europa mit aller Entschiedenheit daran denkt, den dunklen Welttheil der Wissenschaft zu erschließen und der Kultur. Und immer ist es die Wüste und sind es die ungezähmten Stämme am südlichen Ufer, welche diesem Wunsche hemmend in den Weg treten.

Die erschütternde Nachricht von dem graufigen Ende, das die ganze Expedition Flatters ereilt hatte, war beim Beginn des Congresses eingelaufen. Bei uns giebt man sich nun zumeist der Ueberzeugung hin, daß alle diese Schrecken aus der Welt zu schaffen wären durch eine Eisenbahn, welche von der westlichen Hälfte der Provinz Algerien aus durch die große Wüste geführt werden soll. Aber in Algier selbst, wo sich doch die Frage aus nächster Nähe beurtheilen läßt, sind die Hoffnungen auf eine solche Bahn sehr gering. Nicht so als ob der Bau eines

Schienenweges durch die Wüste unausführbar wäre, — die heutige Technik ist ja im Stande, alle Schwierigkeiten zu überwinden und man weiß, daß gerade auf der geplanten Strecke von Flugsand nur sehr wenig oder nichts zu befürchten ist. Es ist der Betrieb einer solchen Bahn, der den Kennern des Landes eine Unmöglichkeit erscheint. Herr Wahl berührte in seinem oben erwähnten Vortrag diese Angelegenheit, um sie mit wenigen Bemerkungen als einen phantasiereichen Einfall von der Hand zu weisen und er behauptete, damit nicht nur seine persönliche Ansicht auszusprechen, sondern auch diejenige kompetenter Kreise. Die Anhänger der Chemin de fer transsaharien sollten doch einmal, meint er, im Juli oder August, so in der Höhe eines afrikanischen Sommers eine Eisenbahnfahrt von Algier nach Oran machen (sie dauert circa 16 Stunden), um zu erfahren, was es heiße, in einer Temperatur von nahezu 50 Grad Celsius in einem Waggon auszuhalten. Wo sollen ferner die Männer herkommen, um den Dienst auf der geplanten Saharabahn auszuhalten? Europäische Bahnwärter und Stationsvorstände mit den nöthigen Gehilfen hielten es in dem Wüstenjommer nicht aus, und den Eingebornen die Bahn anzuvertrauen, verbiete die Vorsicht. Der Leser vermag selbst das Gewicht dieser Einwürfe abzuwägen, wenn ich hinzufüge, wie aufreibend mir von den französischen Officieren schon das Klima der Dafen geschilbert wurde, welche am nördlichen Wüstenrand zerstreut sind, in denen die Regierung Alles bietet, um in den gut construirten Forts den Aufenthalt zu erleichtern. Und welcher Gegensatz herrscht doch zwischen einer Dase und der offenen Wüste. — Mich haben die Gründe, welche Herr Wahl vorbrachte, sehr ernüchtert. Auch ich hatte, wie wohl Viele, das Project einer Bahn quer durch die Wüste mit Freude, um nicht zu sagen mit Begeisterung, aufgenommen. Mit einem Schlage schien das Problem gelöst, Centralafrika in einen regelmäßigen Verkehr mit Europa zu setzen. Ich sah schon die langen Wagenreihen reichbeladen von Timbuctu und vom Senegal zurückkehren. Aber es scheint mir jetzt nach Allem, was ich in Algier gehört, denn doch gerathen, die Erwartungen etwas zu mäßigen. Frankreich wird noch geraume Zeit besser daran thun, seinen Verkehr mit den Besitzungen an der Westküste dem schwankenden Kiel und der Busssole anzuvertrauen, als den Betrieb der Chemin de fer transsaharien abzuwarten. Die Kolonisten Algeriens haben überdies, das ging aus allen Erörterungen hervor, näherliegende und mehr praktische Ziele im Auge. Es klang zwar zunächst wie eine Phrase, als wiederholt die Hoffnung ausgesprochen wurde, dem Lande jene Fruchtbarkeit wieder zu geben, welche dasselbe zur Zeit der Römer besaß. Aber bei genauerem Zusehen konnte man sich überzeugen, daß der Boden in manchen Strecken erstaunlich fruchtbar sei und nur arbeitssame Kolonisten brauche, welche ihm die Schätze entlocken. Auf dem Wege nach Bldah, das wegen seiner Orangen- und Citronen-Gärten ein viel gereifter Marabut Mohammed-Ben Nussif einst die Rose des Atlas\*) genannt hat, begegnet man Rebgeländern von einer Ueppigkeit, wie sie nur ein jungfräulicher Boden entwickelt. Und ebenso ist es der Küste entlang bis Bone oder von Setif bis Constantine. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Algerien schon in wenigen Jahren ein Weinkeller für Europa geworden sein wird. Die Kolonisten setzen wenigstens nach dieser

\*) Eine Bezeichnung, welche die Stadt noch heute verdient.



Seite hin mit großer Energie ihre Kräfte ein. Mögen ihre Anstrengungen mit Erfolg gekrönt sein. Seitdem die Phylloxera in Europa so verheerende Fortschritte macht, müssen neue Ländereien zum Ertrag bebaut werden; denn Kranke wie Gesunde brauchen unerlässlich den edlen Saft der Rebe, und vor Allem die europäischen Glieder der *Species homo sapiens*.

In der Eröffnungsrede gab der Präsident der Association française, Herr Chauveau, den Wünschen des Congresses und der französischen Nation für das Gedeihen der Kolonie berebten Ausdruck, dann aber stieg er hinab in die theoretischen Tiefen einer Kapitalfrage der heutigen Medicin. Er hatte sich die verderblichen Ansteckungstoffe, die Mikroorganismen, zum Gegenstand seiner Erörterungen gewählt, ein Kapitel aus seinem eigenen Forschungsgebiet. Die glänzende Versammlung im Theater folgte mit gespannter Aufmerksamkeit der ganzen Rede wie der Sitzung überhaupt, welcher der Generalgouverneur Herr Albert Grévy präsierte. Nach Chauveau brachte der Bürgermeister der Stadt, Herr Guillemin, dem Congress den Willkommgruß mit herzlichen Worten und in vollendeter Form, dann folgte der Bericht des Generalsecretärs über die Thätigkeit der Association française im abgelaufenen Jahr und der Bericht des Schatzmeisters.

In einer der folgenden allgemeinen Sitzungen erörterte der bekannte Chirurg Verneuil, ebenfalls vor dicht besetztem Hause in einem durch Witz und Humor fesselnden Vortrag das Wesen des Sumpffiebers, und zwar von dem Standpunkt der Chirurgie. Auch er berührte die Frage nach der Herkunft des Krankheitsreggers und glaubte u. A. Belege an der Hand zu haben von erblicher Uebertragung des Sumpffiebers! Diese neue Anschauung gab in der Section für Medicin zu sehr lebhaften Erörterungen vielfachen Anlaß. Denn in ihr stand das Kapitel der ansteckenden Krankheiten nahezu in jeder Sitzung auf der Tagesordnung. Lastet doch auch auf Algerien der Bann der Malaria und die Theorien des Herrn Verneuil über Wunden und ihre Heilung bei Menschen, welche einmal am Sumpffieber gelitten, boten genug Angriffspunkte.\*) In derselben Section wurde noch der stürmischen Wirkungen gedacht, welche einzelne Medicamente schon in sehr geringer Dosis bei den Eingeborenen hervorbringen und ebenso der ganz entsetzlichen Verheerungen, welchen sie durch Syphilis und Blattern ausgesetzt sind.

Ein Gegenstand des Hauptinteresses war und blieb aber während des Congresses der Eingeborne an sich, der Mensch. Innerhalb und außerhalb der Sectionen wurde seine Geschichte im weitesten Sinne des Wortes behandelt. Topinard, seit Broca's Tod der Generalsecretär der Pariser anthropologischen Gesellschaft, hatte schon bei der Eröffnung der Section für Anthropologie, Instruktionen über die Anthropologie Algeriens in Form einer Abhandlung (60 Seiten 8°) vorgelegt, welche in Gemeinschaft mit dem General Faibherbe verfaßt ist. Prengrueber, seit 3 Jahren Arzt in Palaeastro in der großen Kabylien, brachte die kranometrischen Messungen, welche er an 300 Kabylen reiner Abstammung ausgeführt hatte. Dann

\*) Die beiden Vorträge von Chauveau („Ferments et virus“) und Verneuil („du Paludisme considéré au point de vue chirurgical“) sind bereits im Druck erschienen in der *Revue scientifique de la France et de l'étrangère* Paris 3, Bailière No. 16 und 19.

beschäftigten die Sektion die eingeborne Bevölkerung der Dase Biskra (Zopinard), der Ursprung und die Wanderungen der Berber (Kitt), die Zigeuner in Algier (Bataillard), die prähistorische Karte von Algier (Cartailhac), die megalithischen Monumente der Provinz Constantine (Henri Martin) u. Ich verzichte darauf, auch nur eine annähernde Vollständigkeit in der Aufzählung aller jener Themata erreichen zu wollen, welche zur Erörterung kamen. Doch muß ich hervorheben, daß nicht ausschließlich nordafrikanische Fragen auf der Tagesordnung standen. Da legte z. B. Villanova Kupferwerkzeuge der iberischen Halbinsel vor und Niepze berichtete über den neuesten Fund eines Skelettes in dem Diluvium bei Nizza, bei dessen Hebung u. A. Desfor theilhaftig war. Die Hauptfundstücke, der ziemlich gut erhaltene Unterkiefer und ein Theil des Oberschenkelknochens wurden vorgelegt, und de Quatrefages erklärte den alten Nizzarden für einen Rassenbruder des Mannes von Cro-Magnon. Diese Entscheidung ist, wie Redner selbst hinzufügte, mit aller Reserve gegeben. So ein Unterkiefer, der defect und überdies noch theilweise in das Gestein eingebettet ist, bietet auch nach meiner Meinung eine höchst mangelhafte Grundlage für rassenanatomische Studien. Eine werthvolle Thatsache ließ sich immerhin feststellen, daß nämlich die Vorderzähne in durchaus senkrechten Alveolen stecken, daß also keine Spur von Prognathie weder an ihnen, noch an der Form des Knochens selbst hervortritt. Auch die auf einer Seite erhaltenen Backzähne hatten keine pithekoïden Zeichen an sich. Also ein Mammuthjäger ohne schiefes australoïdes Profil!

Während sich so die Congressmitglieder mit dem Menschen *intra muros*, innerhalb der Sectionsfikungen, beschäftigten, wo fertiges Urtheil an der Hand von wissenschaftlich verarbeiteten Material entgegengebracht und besprochen wurde, traten draußen dem Beobachter Araber und Berber, Juden und Türken in ihren malerischen Kostümen vor die erstaunten Blicke. Mit immer neuem Interesse habe ich sie beobachtet, vom kleinen Burtschen, der nach dem ganzen Typus seines Gesichtes zweifellos vom Volk der Pharaonen abstammte und der jeden Morgen mit ganzer Hingebung meine Schuhe bürstete, bis zum Raïd, dem Häuptling irgend eines Araberstammes, der gemessenen Schrittes dahin wandelte, im weißen Burnus mit rothem Ueberwurf, eine hohe Gestalt, edel von Angesicht und mit der würdevollen Haltung eines römischen Senators. Man braucht nirgends in Algerien solchen Eindrücken nachzugehen, sie drängen sich von selbst auf. Unter der ganzen Bevölkerung von rund  $2\frac{1}{2}$  Millionen befinden sich nur 350,000 Europäer, d. h. auf einen Europäer kommen sieben Eingeborne. Selbst in der Stadt Algier, dem Sitz der obersten Behörden, mit einer zahlreichen Beamtenschaar, glaubt man sich mitten in den Orient versetzt. Auf dem mit hohen Dattelpalmen geschmückten Place de la Regence wandert zu jeder Tageszeit eine bunte Menge von Eingeborenen hin und her. Und nur wenige Schritte, so gelangt der Fremde in die sogenannte „arabische Stadt“, in jenen am steilen Berg hinauf gebauten Stadttheil, in welchem ausschließlich afrikanisches Leben und afrikanische Sitten herrschen. Fern von der Stadt endlich erscheint die Ueberzahl der Eingeborenen noch bedeutender. Vor der Thüre eines maurischen Kaffee's in Bone oder Constantine wandern fast nur Gestalten des Landes vorüber: der Araber ernst und feierlich, der Kabyle geschäftig mit einem Korb Gemüse oder mit Früchten, der Biskri mit

antik gefornitem Wassereimer auf den Schultern, eine verschleierte Maurin mit Knöchelringen von Silber und Kupfer, dann die Negerin mit einem erschreckenden Prognathismus, das Gesicht schmauzenartig vorgeschoben, weiße Brode zum Verkauf in den schwarzen Händen, Spahis, Turkos, Kameeltreiber und ihre lautlos einherschreitenden Thiere, — ein wechselvolles Bild, für den Europäer fremdbartig und merkwürdig zugleich. Noch überraschender ist vielleicht der Eindruck an Markttagen in kleinen Kolonistendörfern. Draußen vor dem Ort auf einem freien Platz findet sich das Volk aus der nächsten Umgebung ein, nur Männer, in weissem wollenem Burnus, der freilich oft eine sehr bedenklich gelbbraune Färbung aufweist. Die Waare wird auf der Erde, vielleicht auf einer Strohmatte, ausgebreitet. Da waren im April getrocknete Feigen, Datteln getrocknet und Dattelmus, frische Orangen, Olivenöl, Leder, Schuhwerk, Baumwollenwaaren, Getreide, Brod, Gemüse. In irgend einer Ecke wird von Kabylen eine Schlachthanstalt improvisirt, Hammel und Zicklein bluten, und der Afrikaner wie der Europäer kaufen sich ihren Bedarf. Bei solchen Gelegenheiten erhält man erst den vollen Eindruck von dem bedeutenden numerischen Uebergewicht der arabischen Bevölkerung. Da erscheint denn die Sorglosigkeit in der Anlage der Dörfer oder der einzelnen Gehöfte doppelt auffallend, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß das Vertrauen in die Macht der französischen Autorität mindestens sehr weit getrieben ist. Bei meinen anthropologischen Excursionen in einige der von der Heerstraße entfernten Dörfer wurde mir die bedenkliche Bewegung geschildert, welche die Eingeborenen seit dem Beginn des Krumiraufstandes ergriffen hatte. Und daß die Beobachtung völlig zutreffend war, haben die letzten Wochen gelehrt. In verschiedenen Gebieten sind ernste Unruhen ausgebrochen und man hört von Insurgentenschaaren, welche an 5000 Mann stark sind.

Die Section für Staatswirthschaft beschäftigte denn auch die Anlage und der Schutz der Kolonistendörfer. Oberst Fouchault, der Algerien vielleicht am Besten kennt, hat schon vor dem Krieg von 1870 sein Erstaunen über die geringe Umsicht ausgesprochen, welche im Allgemeinen für die Sicherheit der Kolonisten herrscht. Die Araber, obwohl stets in der Ueberzahl, greifen wegen ihrer mangelhaften Bewaffnung niemals die festen Plätze an, sondern stürzen sich auf die offenen Dörfer und die kleinen Gehöfte. Er schlägt also vor, die isolirten Farmer zu concentriren, in der Mitte des Ortes ein festes Gebäude zu errichten, das den Sitz der Behörden enthält, und das mit ein paar Geschützen armirt, so angelegt ist, daß es die Hauptstraßen beherrscht. Das Studium der alten Geschichte des Landes hat ihm diesen Gedanken nahe gelegt. Denn das sind die Grundsätze der Römer bei der Occupation ihrer Provinzen gewesen, — sie hatten überall besetzte Plätze. Nachdem in Algerien, nicht wie in Nord-Amerika, die Eingeborenen von den Ansiedlern verdrängt worden sind, scheint doch im Interesse der Sicherheit doppelte Vorsicht geboten. Man hat sich schon oft gefragt, warum die französische Regierung denn nicht die Eingeborenen aus den fruchtbaren Gebieten der Küste und des Atlas in die Sahara hinausgedrängt habe? Sie widerstreben jeder engeren Beziehung mit europäischer Kultur und sind jederzeit bereit, mit dem Ungestüm einer elementaren Naturgewalt über die sonst milden Eroberer herzufallen. Der Araber ist noch immer Nomade, wie vor der Zeit der französischen Herrschaft,

noch lebt er unter dem Zelt, das er dort aufschlägt, wo Weide für seine Heerden, oder günstiger Boden für seinen Raubbau mit Getreide ist. Ob sich das jemals ändern wird? Noch hofft Frankreich diese zahlreiche Bevölkerung allmählig an die Civilisation und an regelmäßige und ausdauernde Arbeit zu gewöhnen. Denn nur mit ihrer Hilfe, so glaubt man, lassen sich die heißen Gebiete nutzbar machen. Die Hoffnungen auf einen Kulturfortschritt der Araber stützen sich dabei theilweise auf die Kabylen, deren Zahl ungefähr 1 $\frac{1}{4}$  Million Köpfe betragen soll. Sie hält man für ein vermittelndes Element. Das klingt sehr seltsam, Kabylen und Kultur! Diese Weiden scheinen sich auf den ersten Augenblick ewig zu meiden. Bei genauerer Betrachtung wird man jedoch gestehen müssen, daß eine solche Erwartung sich wenigstens rechtfertigen lasse.

Von den zwei großen Völkern, welche das alte Numidien in Mauritanien bewohnen, sind nach der Ansicht der Ethnologen die Kabylen, der autochthone Stamm, sind Nachkommen der Berber. Thatsache ist, daß der Kabyle sesshaft ist, in Häusern wohnt, also die niedere Stufe des Nomaden bereits überschritten hat. Mögen die festen Wohnstätten auch noch so primitiv sein — sie sind aus getrockneten Lehmwürfeln aufgeführt, nur von der Größe einer mäßigen Wohnstube, und in diesem kleinen Raum lebt die ganze Familie zusammen mit einigen Gliedern aus der Gruppe der Bierfüßler — diese engen Hütten sind doch ein werthvolles Zeichen für bestimmte ethnische Eigenschaften, welche man mit Recht oder Unrecht, als eine Folge der sesshaften Lebensweise betrachtet. Der Kabyle ist arbeitsam, unternehmend, hat Freude am Länderebesitz und an der Fruchtbarkeit seines Gebietes. Er pflanzt nützliche Bäume, baut Gemüse und sucht die Ertragnisse des Bodens geschickt zu verwerten. Die Organisation der Gemeinwesen ist demokratisch, jeder ist frei und hat gleiche Rechte und Pflichten. Ein Gemeinderath und ein Vorsteher vollziehen die Gesetze, welche durch die Stimmenmehrheit oder das Herkommen sanctionirt sind. Bei den Arabern ist dagegen die Organisation der Stämme aristokratisch, theokratisch und patriarchalisch; die Individualität wird unterdrückt zu Gunsten der Autorität, welche der Scheich in seiner Hand vereinigt. Und an diesen schließt sich noch ein ganzer Erbabel an. Sherifs, Djuads und Marabuts, von denen die Ersten ihre Abstammung direct vom Propheten herleiten, während die Letzteren gleichsam heilige Männer sind, welche strenge nach den Gesetzen des Koran leben und stets bereit sind, den heiligen Krieg gegen die Europäer zu predigen. Solche fundamentale Gegensätze, welche noch durch Unterschiede in Sprache und Sitte verschärft werden, legten die Vermuthung nahe, daß Araber und Kabylen zwei verschiedene Klassen seien. Soweit ich die Literatur übersehen kann, ist diese Annahme allgemein. In der That treten in den sogenannten unvermischten Bezirken Unterschiede deutlich hervor. Wo ich diese Klassenfrage erörtern hörte, stets wurde der tiefe Unterschied der beiden Bevölkerungen betont. Eine klare, volle Entscheidung hat aber nicht nur ein anthropologisches Interesse, sondern namentlich für Frankreich und Algerien ein eminent politisches. Sind die Berber, oder wie sie sich nach bestimmten Wohngebieten nennen, die Kabylen, die Chaonis u. s. w., jene sesshafte Klasse, auf welche die Kolonie zunächst ihre Hoffnungen zu setzen hat, von welcher allein thätige Mithilfe für die gedeihliche Entwicklung des Landes zu erwarten ist, dann ist das Schicksal der Araber entschieden, dann erheischt es die

Pflicht einer weisen Regierung, den ersteren die volle Gunst zuzuwenden und die Letzteren, diese unverbesserlichen Nomaden so schnell als möglich zu verdrängen.

Es liegt auf der Hand, daß auch diese Rassenfrage auf dem Congress, sowohl in den Sectionen als im persönlichen Verkehr der Fachgenossen zur Besprechung kam. Es würde zu weit führen, den Verhandlungen selbst folgen zu wollen. Ich werde deshalb versuchen, meine Stellung zu dieser Frage zu präzisiren.

Vor Allem ist zu bemerken, daß die scharfe ethnologische Trennung der Araber und Berber vollkommen gerechtfertigt ist. Wenn zwei Völker in allen socialen Anschauungen, in Sprache, in Brauch und Sitte so verschieden sind, wie in dem vorliegenden Fall, so hat die Ethnologie, die Völkerkunde, nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, die Unterschiede zu betonen. Die Völker sind von ihr wie selbstständige Individuen aufzufassen — deren Jugend, deren Reife und Alter ihre Aufmerksamkeit, jene des Sprachforschers und des Historikers forbern. Bei ihren Untersuchungen ist aber die Ethnologie in einen Irrthum gerathen, der unausgesetzt Mißverständnisse herbeiführt. Sie hat zur Bezeichnung bestimmter ethnischer Unterschiede sich des Wortes „Rasse“ bedient, ein Vorwurf, der sie freilich nicht allein trifft. Der Begriff „Rasse“ ist aus der Zoologie in die Sprache des täglichen Lebens herübergenommen worden. Er bezeichnet lediglich anatomische, physische Merkmale, welche bei Ethnologie erst in letzter Linie in Betracht kommen. Dennoch hat das Wort „Rasse“ die weiteste Anwendung gefunden, unter den politischen Begriff „Volk“ mischt sich schon derjenige der „Rasse“. Ich erinnere nur an jene Fälle, in welchen die Ergebnisse der Ethnologie als Vorwand für politische Umgestaltungen benutzt wurden. Man spricht und sprach von einer romanischen oder lateinischen Rasse, der eine germanische und slavische gegenüber gestellt wurde und in der neuesten Zeit erscheint die semitische Rasse auf dem unruhigen politischen Hintergrund unserer Tage. Nahezu allgemein ist die falsche Vorstellung verbreitet, als ob jene ethnischen oder politischen Gliederungen auf tiefen anatomischen Unterschieden der Individuen beruhen, als ob im Laufe der Zeit, unter äußeren Einflüssen, besondere Abarten der menschlichen Spezies entstanden seien, welche als Romanen, Germanen, Slaven u. auch physisch oder sagen wir anatomisch, durchaus verschieden seien. Diese Vorstellung ist in dieser Form völlig irrig. Die Anthropologie kennt keine germanische, gallische oder semitische Rasse, sie kennt nur Völker dieses Namens. Sie beweist auf Grund anatomischer Prüfung, daß jede ethnische Einheit Europa's aus den Nachkommen mehrerer Rassen aufgebaut ist. Mögen die ethnischen Gruppen groß oder klein sein, alle sind das Produkt mehrerer Rassen, die zu einem politischen Körper geeinigt sind. Die Rassenehen sind so alt, daß jede Tradition über dieses wichtige Ereigniß im Leben der Völker fehlt. Nur die Linguisten und die Forscher auf dem Gebiet der Mythologie und Sage, entdecken noch die verborgenen Spuren. Forschergenerationen waren aber nothwendig, um nur den Zusammenhang unserer europäischen Sprachen mit längst untergegangenen Idiomen Asiens und damit auch eine Verwandtschaft der Völker nachzuweisen oder das leise Geflüster der jahrtausende alten Sagen zu verstehen, die sich ebenso treu wie Rassenzeichen vererbt haben und die ebenso weit gewandert sind als die Rassenindividuen. Alle diese großen und scharfsinnigen Entdeckungen sind ein Beweis, daß die Rassenwanderung

und die Rassenvermischung schon seit ungezählten Jahrhunderten fortbauert. Dabei sehen wir, daß die Völker sterblich sind, „unzählige versanken im gähnenden Schooß der Zeit,“ aber die Rassen bleiben erhalten und dauern aus mit all ihren physischen Merkmalen. Dieselben Elemente werden unter neuem Namen Theile anderer Nationen, die Sitte wechselt, die Sprache ändert sich, die Tradition erblässt, oder nimmt neue importirte Bilder auf, während die verschiedenen Rassen-elemente sich ewig verjüngen und sich im breiten Strom des Lebens miteinander verbinden. Kann es da noch in Erstaunen setzen, daß die Vermischung in allen Kulturstaaten schon sehr weit gediehen ist; daß in jedem noch so entlegenen Dorf und sogar in ein und derselben Familie, unter Eltern und Kindern die Vertreter verschiedener Rassen vorkommen? Keineswegs. — Dieser Thatsache muß die Ethnologie auf jeden Schritt und Tritt eingedenk sein. Dieselbe Thatsache scheint nun für den ersten Augenblick jede Möglichkeit auszuschließen, Rassenstudien mit irgend einer Aussicht auf Erfolg anzustellen. Allein bei genauerer Ueberlegung wird sie gerade zum stärksten Beweis für die Unzerstörbarkeit der Rassen. Denn die Wiederkehr der verschiedenen Formen selbst in ein und derselben Familie ist nur denkbar bei einer unüberwindlichen Dauerbarkeit der verschieden Rassencharaktere. Weder Klima, noch Boden, noch Nahrung haben sie seit ihrer Entstehung verändert. Der Mensch macht von der sonst allgemeinen, anerkannten Regel einer zwar langsamen aber beständigen Umformung der Wesen eine entschiedene Ausnahme, wenigstens so lange palaeontologische Geschichte für ihn in Betracht kommt. Soweit das vorliegende Material eine Entscheidung gestattet, leben seit dem Diluvium dieselben Rassen unverändert auf europäischem Boden. Diese auffallende und oft verkannte Eigenschaft der Menschenrassen sichert den endlichen Erfolg anthropologischer Studien.

Dieselbe Widerstandsfähigkeit bringt trotz häufiger Kreuzung noch eine andere Erscheinung hervor, die uns überall entgegen tritt und deren Erklärung für das Verständniß der ethnischen Eigenschaften der Völker, auch über die Grenzen Europas hinaus, von eminenter Wichtigkeit ist.

Diese großen Völker unterscheiden sich herab bis zu kleinen Stämmen dennoch von einander, trotz des complicirten Ursprungs und obgleich sie alle aus Bruchstücken der nämlichen europäischen Rassen zusammengesetzt sind. Ist es auch höchst schwierig, die typischen Merkmale festzustellen, zerrinnt auch das Bild, wenn wir es in Worten ausdrücken sollen, so zweifelt doch niemand an seiner Realität, welche auf den ersten Augenblick gegen meine Thesis von der weitgehenden Vermischung der europäischen Rassen zu sprechen scheint. Allein die Vermischung hat stattgefunden und sie enthält gleichzeitig den Schlüssel zu einer naturgemäßen Erklärung jener typischen Züge einzelner ethnischer Gruppen: Diejenige Rasse, welche innerhalb eines politischen Verbandes am zahlreichsten vertreten ist, giebt der ethnischen Einheit das bestimmte somatologische Gepräge. Sie tritt, weil in der Uebersahl, uns am häufigsten entgegen, prägt sich in einem Collectivbild unserer Vorstellung ein, uns wird zu dem, was wir „nationalen Typus“ nennen. Die übrigen, noch vorhandenen Rassen-elemente werden in der Regel von unserem Urtheil nicht weiter berücksichtigt. Es läßt sich diese complicirte Zusammensetzung und das numerische Uebergewicht irgend einer Rasse innerhalb derselben europäischen Völker zahlenmäßig nachweisen.

Die noch so wenig beachtete Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut ergibt in Verbindung mit den Schädelmessungen die unumstößliche Thatsache, daß nicht allein die centraleuropäischen Völker, nein auch Stämme, denen sonst Rassenreinheit nachgerühmt wird, wie Esten, Letten und Finnen in Wirklichkeit ein Product mehrerer Rassen darstellen.

Und dieses Ergebnis hat kranilogisches Material geliefert, das nicht aus den Städten stammt, sondern aus ländlichen Bezirken, welche anerkanntermaßen eine sogenannte ungemischte Bevölkerung enthalten, ein Material, das überdies aus den älteren Grabstätten dieser Gebiete entnommen ist, und die Garantie bietet, daß die politischen Umgestaltungen der letzten zwei Jahrhunderte von keinem Einfluß auf unser Ergebnis gewesen sind. Die Thatsache von der Rassenmehrerheit innerhalb der Nationen muß also dem früheren irrigen Dogma von der Rassenreinheit gegenüber gestellt werden. Der Gedanke an solch beträchtliche Mischung innerhalb der Völker mag dabei vielleicht unwillkommen sein. Die Vorstellung von „reinem Blut“ in den Adern schmachtet Individuen und Völkern und das Gegenteil klingt nicht wie ein Lob. Als man im Jahr 1870 den Preußen vorwarf — es war Herr de Quatrefages — sie seien eine Mischung von Slaven, Finnen und Vorussen, da sollte damit entschieden etwas sehr schlimmes der Welt mitgetheilt werden. Vielleicht wird man aber bei genauerer Untersuchung einsehen lernen, daß gerade in dieser starken Vermischung ein Vorzug liegt. Bringt doch jede Rasse ein bestimmtes Erbtheil nicht allein körperlicher, nein auch geistiger Eigenschaften mit als Vermögen in die Ehe. Und nachdem, wie nach einem Naturgesetz, die edleren Eigenschaften des Geistes allmählig die Oberhand gewinnen, so muß die Vermischung der Rassen günstig wirken. Ferner ist es bekannt, daß nicht die Ehe unter Blutsverwandten, sondern diejenige unter Fremden die besser organisirten Nachkommen liefert. So ist es im Leben der Familie und im Leben der Völker. Ja man könnte den Satz mit guten Beispielen belegen, daß eine hohe Kulturstufe von dem Grad der Rassenmischung abhängig ist. Die Häufung verschiedener Rassenelemente innerhalb einer Nation ist nach der Zusammensetzung der central- und westeuropäischen Völker eher als eine Bürgschaft für vielseitige geistige Begabung und physische Vollkommenheit zu betrachten, als mit vorwurfsvollem Tadel aufzufassen. Alle Völker, die Englands, Scandinaviens, Frankreichs, Deutschlands, Italiens u. sind aus mindestens fünf verschiedenen europäischen Rassen zusammengesetzt. Jener Winkel unseres Continents auf dem eine auch noch so kleine Gemeinde vollkommen reiner Rassenmenschen lebt, harrt noch der Entdeckung und wird wohl niemals aufgefunden werden.

Diese Erfahrungen der Anthropologie über die Zusammensetzung der europäischen Völker haben ihre volle Geltung, auch für Völker Nordafrikas. Unter der Bezeichnung „Berber“ wird eine große Zahl von Stämmen zusammengefaßt, die nach Sprache, Sitte und Tradition übereinstimmen. Aus den gleichen Gründen bezeichnet man Andere mit dem Namen „Araber“. Nichts steht der Erkenntniß der anthropologischen, oder sagen wir der genetischen Zusammensetzung mehr im Wege, als die weit verbreitete Annahme, jede dieser beiden großen ethnischen Gruppen bestünde aus einer anderen, durch die Natur geformten Rasse. Es giebt

keine menschliche Abart, welche als Berberrasse von einer Araberrasse unterschieden werden könnte. Denn die Berbervölker sind wie die Arabervölker aus mehreren verschiedenen Rassen hervorgegangen. Dabei kommen selbstverständlich zufällige Beimischungen nicht in Betracht, wie Türken, Juden, auch nicht die Mischlinge der Türken mit den Kabylen, die sogenannten Kuruglies.

Es ist die Zahl der vorhandenen Rassen noch nicht sicher festzustellen, doch lassen sich durch ihre körperlichen Eigenschaften heute schon drei nachweisen, nämlich eine brünette Rasse, eine blonde und gelbbraune. Die beiden ersten sind völlig identisch mit zwei europäischen Rassen, welche unter dieser Bezeichnung allgemein bekannt sind. Die Dritte bezeichne ich als autochthon, i. e. nordafrikanisch. Zu ihrer gelbbraunen Hautfarbe kommen dunkle Augen und schlechte schwarze Haare. Die beiden Ersten gleichen nicht allein bezüglich der oben angeführten Merkmale den europäischen Rassen, sondern auch bezüglich der Form des Gesichtes und der Schädelkapsel. Lange, schmale Physiognomien, mit geradem Profil, gut proportionirter, schmaler Nase, mit geradem oder leicht gebogenem Nasenrücken, dünnen Lippen, ohne die geringste Spur wulstiger Verdickung. Der Hirnschädel vorzugsweise lang (dolichocephal). An der Uebereinstimmung dieser beiden Rassen mit solchen Europas kann bei urtheilsfähigen Beobachtern kein Zweifel bestehen. Sie ist eine so vollständige, daß eine objectivc Analyse dieser Bevölkerungen vom anatomischen Standpunkt aus zu keiner anderen Entscheidung gelangen kann. Schon hat ein französischer Gelehrter sich bezüglich der brünetten Rasse in meinem Sinne geäußert.

Jacques Bertillon durchzog nach dem Schlusse des Kongresses mit einer Anzahl von Gelehrten die große Kabyrie und erklärt im Sidcle: die thätigen Kabylen zeigten mit Franzosen eine auffallende Verwandtschaft. „Stecht einen Kabylen in europäische Kleider und ihr werdet ihn für einen Franzosen halten. Das offene Gesicht, das kluge Auge, die helle Haut, die Arbeitslust, der Unternehmungsgeist dieser prächtigen Menschen zeigt französisches Blut.“

Bezüglich der blonden Rasse ist die allernächste Verwandtschaft mit germanischen Elementen sehr oft ausgesprochen worden. Die blauen Augen und die blonden Haare bei Berbern und Arabern Nordafrikas haben schon so oft die Aufmerksamkeit erregt, daß man seit lange nach einer Aufklärung über die Herkunft dieser „Blonden“ gesucht hat. Man führt dieses Rassenelement zumeist auf die bekannte Einwanderung der Vandalen zurück, aber mit ebensoviele Recht wird auf eine viel ältere Invasion hingewiesen. Auf den Denkmälern Aegyptens finden sich schon die Vertreter einer blonden Rasse abgebildet. Ob auch jene alten, blauäugigen Stammesgenossen aus Europa eingewandert sind, will ich hier nicht untersuchen, es ist dies für die vorliegende Frage zunächst gleichgiltig. Ich betone nur die Thatsache von einer blonden Rasse unter den nordafrikanischen Völkerstämmen, welche gleichen Ursprungs ist wie jene Europas. Wir stehen damit vor der für die Anthropologie und Ethnologie gleich interessanten Erscheinung, daß europäische Rassen auf dem Boden Afrikas, mit allen ethnischen Eigenschaften der dort einheimischen Völker imprägnirt werden, zu Vollblut-Kabylen und zu Vollblut-Arabern umgewandelt werden, dabei aber alle physischen Eigenschaften, alle alten Rassenzeichen behalten — unverändert, selbst unter der afrikanischen Sonne. Die Haare



bleiben blond und die Haut bleibt weiß an den vor der Insolation geschützten Stellen des Körpers. Wie manchen Kutilus habe ich dort gesehen, mit rothem Bart und den frischen rothen Waden, Sommerprossen an Gesicht und Armen wie zu Hause im heimatlichen Gau, ein Schwabe vom Scheitel bis zur Sohle und doch mit der Seele eines Kabylen: der Vater und die Mutter, die Ahnen und die Urahnen — alle Kabylen. Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß hier keine Täuschung mit eingewanderten Galliern, Spaniern oder Italienern möglich ist. Ich habe an Tausend Kabylen nicht allein in der Djurdjura gesehen, sondern ebensoviele in der Meidja- und Mebjana-Ebene, ferner auf den Märkten von Setif, Constantine und Bone, also aus dem Ufergebiet, aus den Thälern und Hochebenen des Atlas, von Punkten, welche an fünfhundert Kilometer auseinander liegen.

Neben den Repräsentanten der beiden europäischen Rassen, hebt sich die Dritte, die gelbe Rasse, wie ich sie heißen will, scharf ab, sie ist spezifisch africanisch. Ihr Gesichtsschnitt gleicht jenem Typus der auf den ägyptischen Denkmälern so oft dargestellt ist. Unter einer gut entwickelten Stirn sitzt ein etwas breites Gesicht mit leicht vortretenden Wangenknochen. Die Nase gerade, aber mäßig lang und nach unten etwas verbreitert, die Nasenöffnungen schwach seitlich gestellt. Die Lippen deutlich geschwellt, das Kinn gerundet, die Hirnkapsel von mittlerer Länge. Wann und unter welchen Umständen diese Rasse bis nach Numidien und Mauritien kam, ist hier nicht zu erörtern, nachdem ich mich darauf beschränke, die Zusammensetzung der Berber- und Araberstämme Nordafrikas und speziell Algeriens hier zu besprechen. Für diese beiden Gruppen, deren ethnische Herkunft, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, eine ebenso verschiedene ist, wie ihre heutige Stellung im Rahmen der nordafrikanischen Völker, nehme ich, nach eingehender Prüfung eine Zusammensetzung aus wenigstens drei verschiedenen Rassen an. Dennoch bestreite ich keineswegs die Angabe zahlreicher und zuverlässiger Beobachter, daß zwischen einem Berber- und einem Araberstamm wesentliche Unterschiede, nicht bloß ethnischer, sondern auch anthropologischer Natur existiren. Allein diese Unterschiede beruhen gerade so wie bei den europäischen Nationen nicht auf einer spezifischen Abänderung der Menschen, sondern sind lediglich bedingt durch die prozentische Zusammensetzung, in welcher die einzelnen Rassen-elemente hier und dort auftreten. Es ist nur eine andere mechanische Mischung, welche aus der Erscheinung verschiedener Völker uns entgegen tritt.

Der Congreß bot mehrfach vortreffliche Gelegenheiten, um ein streng analytisches Verfahren nach dieser Richtung hin prüfend einzuschlagen. Das Comité der Kolonie hat z. B. den Congreßmitgliedern das herrliche Schauspiel einer sogenannten Fantasia arabe geboten. Es ist dies ein militärisches Fest, zu welchem die arabischen Stämme kleine Reiterabtheilungen schicken. Schon in den ersten Tagen des Congresses rückte diese nationale Reiterei, welche hauptsächlich aus den Hochplateaus und den Wüsten des Atlas stammte, in kleineren Häuflein unter ihren Anführern in Algier ein. Voraus, selbstverständlich ohne jede militärische Ordnung, die Männer des Stammes auf ihren arabischen Hengsten, bisweilen auf herrlichen Pferden, die Rangstufe des Reiters bemerkbar an dem reichgestickten Sattelzug, hinten drein auf Maulthieren oder Kameelen die Diener,

eigentlich Sklaven mit den Zelten. Auf einem Hügel der Vorstadt Mustapha superieur wurde das Lager aufgeschlagen, hier lebten sie wie zu Hause, unter Zelten, und im Umkreis standen die gekoppelten Pferde. Jeden Abend tummelten sich die Gums, wie diese nationale Reiterei der Araber genannt wird, auf dem Exercirplatz am Ende der Vorstadt Mustapha inferior. Eine Menge von Einzelheiten aus dieser ungezwungenen, natürlichen und friedlichen Scene steht noch vor meinen Augen. Da begegnen sich zum ersten Mal die Glieder befreundeter Stämme. Der arabische Gruß wird gewechselt, innig hier und voll ritterlichem Anstand, dort ehrfurchtsvoll und unterwürfig. Hier plaudern sie ruhig miteinander, keine auffallenden Gesten, kein theatralischer Affect stört den ruhigen Ernst des Gesprächs. Dort grüßen sich zwei jüngere erfreut, nach offenbar langer Trennung; sie mustern die Pferde und verabreden durch eine kurze Handbewegung einen kleinen Wettritt. Sie entfernen sich aus der dichten Schaar, suchen sich freie Bahn — schon jagen sie über die sandige Ebene, die Burnusse flattern, in wenigen Sekunden sind sie dem Blick entschwunden. Der Fremdling sieht ihnen staunend nach und kann sich kaum trennen von den wechselnden Eindrücken. Freilich paßt auch die ganze Umgebung zu der Staffage, ist sie doch afrikanisch und entsteht so die volle, reiche Empfindung einer neuen, von der europäischen gänzlich verschiedenen Welt, die zugleich den Stempel hoher Schönheit an sich trägt. Der Exercirplatz in der Vorstadt Mustapha inferior ist an sich schon unähnlich all dem, was man sich sonst so unter einem Exercirplatz vorstellt. Links ist der Ausblick frei auf die weite Bucht von Algier, auf das blaue Meer, dessen schäumende Wellen wie jauchzend am sandigen Ufer emporgesprangen, als wollten auch sie an dem Spiel der Araber sich ergötzen. Vorne und rechts in weitem Bogen sehen die Höhen des Atlas herab, reich bewaldet, geschmückt mit dem ersten Grün des Frühlings. Dazu das strahlende Licht der südlichen Abendsonne, die mit gleicher Liebe alle umarmte, alle, den stolzen Raib, die ledernen Reiter im weißen Burnus, die neugierigen Europäer und Afrikaner, französische Offiziere zu Pferd, Turcos, Zuaven — ein buntes, farbiges Bild. Ich blieb bis die Sterne über mir glänzten, die Heimkehr war ja so leicht — Omnibus und Tramway legen die vier Kilometer lange Strecke bis zur Stadt rasch zurück und setzen uns auf dem Place de la Regence ab, auf dem die europäische und die arabische Welt sich die Hand reichen.

Am eigentlichen Festtag, der die Fantasia arabe brachte, hatte der Exercirplatz wieder denselben reichen Schmuck der Staffage. Für gedeckte Tribünen war gesorgt, um das Kampfspiel der numidischen Reiterei mit vollem Behagen betrachten zu können. Offenbar haben die Gums, — unter diesem Namen erschienen sie auch in den jüngsten Berichten über den tunesischen Krieg — noch die alte Kampfesart ihrer klassischen Vorgänger beibehalten. Der wilde, kurze Angriff dieser Schaaren ist bekannt und schon oft beschrieben worden, ebenso wie ihr schneller Rückzug. Einzeln, paarweise, in kleineren Haufen, in rasender Jagd anstürmend, wird das Geschloß dem Feinde entgegengesendet. Es war ein prächtiger Anblick, wenn aus der Wolke von Staub und Pulverbampf, Raß und Reiter, wie heraufschüt vom Spiel der Schlacht hervorbrachen, die Flinten knallten und der Schlachtruf ertönte. Und das Bild verlor nichts von seiner Schönheit, wenn man sich auch sagen musste, daß all diese ungezügelte Kraft, die hier im Einzelnen

unwiderstehlich schien, nur in die Waagschale fällt gegen Kampfgenossen derselben Art. An der eisernen Festigkeit europäischer Kolonnen prallt sie wirkungslos ab.

Es bot sich noch eine andere, interessante Gelegenheit, mehrere klassische Vertreter dieser Araber unter gänzlich veränderten Bedingungen zu beobachten. Der General-Gouverneur gab den Mitgliedern des Kongresses eine glänzende Soirée. Sein Palast, das im maurischen Styl erbaute Schloß des letzten Pascha-Dei, glänzte in feenhafter Beleuchtung. Die prächtige Architektur kam durch den Glanz geschmackvoll vertheilter Lichter mit ihrer ganzen Eigenart zu vollster Wirkung. Vom Fuße des Gebäudes bis zu den Spitzen der Halbmonde, welche die Giebel schmückten, war die ganze Fassade mit ihren Hufeisenbögen durchleuchtet. Dazu kam ein weiter Garten ebenfalls beleuchtet mit tropischer Vegetation, Fontainen rauschten, römische und griechische Götter und Helben schauten durch die tiefen Schatten der Myrthen und Cypressen — marmorfarben — geisterhaft — und unter den maurischen Hallen, welche die Höhe umgaben, schritt der arabische Adel, die Raids und Agas und die Kadis auf und nieder oder standen in ruhigem Gespräch vertieft. Herrliche Gestalten, deren imponirende Erscheinung gehoben wird durch die faltigen Gewänder. Sie fühlten sich hier wie zu Hause, das zeigte ihre Sicherheit und Würde, wie sie kaum von europäischen Fürsten in höherem Grad zur Schau getragen werden kann. Da erzählte Alles in vernünftlicher Sprache von der Vergangenheit, vom Glanz früherer Jahrzehnte und von der hohen Kultur veranwachsender Jahrhunderte.\*) Bisweilen klangen aus dem Tanzsaal Melodien herab. Dort oben bewegte sich europäische Gesellschaft. Die Klänge mahnten an die Gegenwart und an die Zukunft. Was wird das Loos dieser Araber sein, Fortbauer oder Vernichtung? Von einem rein objectiven Standpunkt aus wird die Antwort für die Araber wie für die Berber günstig ausfallen müssen. Nachdem die Hauptmasse derselben aus europäischen Rassen besteht, welche in Europa den Höhepunkt europäischer Kultur erreicht haben, so erscheint jeder Grund hinfällig, der gegen ihre Fähigkeiten für europäische Kultur angeführt werden könnte. Wenn europäische Rassen mit solcher Vollenbung arabisiert werden können, wie in dem vorliegenden Fall, so ist man zur Ueberzeugung berechtigt, daß sie im Laufe der Zeit wieder einmal europäisiert werden könnten. Konnten Gallier zu Vollblut-Kabylen werden, dann ist es auch möglich, Kabylen wieder zu Galliern heran zu ziehen. Andere Bedenken fallen um so weniger in's Gewicht, als alle diese afrikanischen Völker schon den Beleg für hohe geistige Begabung in Kunst und Wissenschaft, sowie für energische Thatkraft in der Organisation großer und mächtiger Staaten, gegeben haben. Es ist ein freilich schweres Hinderniß, das die Annäherung an europäische Anschauungen hemmt: die Religion. Der Gegensatz in den Grundanschauungen des Lebens wird hier wie zu einem physischen Hinderniß; er trennt die Völker auch dann, wenn sie Abkömmlinge derselben Rassen sind und sacht immer auf's Neue den verderblichen Streit an. Dieselben Kassenelemente ein- und desselben Landes in zwei Lager theilt, durch verschiedene, in starrem Gegensatz stehende Religionen, werden sich

\*) Ich weiß wohl, dieselben Nobili werden vielleicht bei nächster Gelegenheit mit der Granjamkeit blutdürstiger Tiger ihre Feinde anfallen, aber diese Gegensätze ihres Wesens existiren einmal und machen sie nur um so interessanter.

ewig befehlen. Niemals tritt Versöhnung ein, niemals die Assimilation wenn auch die Brüder im vollsten Sinne des Wortes nebeneinander wohnen. Eine Lösung liegt, nach Allem was die Vergangenheit lehrt, in der schonungslosen Unterdrückung der Religion oder im — Brautbett. Das Eine ist die blutige, das Andere die friedliche Lösung. Beide brauchen Jahrhunderte.

Nachdem die Franzosen bei der Eroberung des Landes den politischen Fehler begangen, nur die Selbständigkeit, nicht auch den Muhamedanismus zu zerstören und nachdem es jetzt europäischen Anschauungen widerspricht, auf dieses gewaltsame Mittel zurück zu greifen, bleibt lediglich die Vermischung auf dem Boden der Gleichberechtigung. Keine, auch nicht die weitgehendste Vorforge des Staates für das leibliche Wohl der Unterdrückten, keine noch so große Nachsicht weckt ein Gefühl von Dankbarkeit, das dauernd genug wäre und zur Versöhnung führte. Nicht Ehre oder hohe Stellung im Staat, nicht die Theilnahme an der Regierung, werden diesen Gegensatz und damit seine Folgen aufheben, erst im Ehebett schweigt der Haß. Nur unter seiner wärmenden Hülle versöhnen sich die Rassen und die Völker, wie die einzelnen Familien. Das ist das uralte offenkundige Geheimniß, das die Vergangenheit jedem erzählt, der es wissen will. Zwischen den ersten Rassen Europa's begann sofort, nachdem die Waffen entschieden hatten, die friedliche Ehe. Der Raub der Sabinerinnen löschte den Kampf zwischen zwei Völkern auf ewig aus. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Sage. Dieser Weiberraub hat sich bei den alten Rassen unzählige Male wiederholt, unter sehr verschiedener Form im Wesen aber gleich. War doch die Raubehe lange, lange eine durch Sitte gefestigte Art der Eheschließung. Die Rassenvermischung auf dem Boden der Gleichberechtigung ist es, die aufbaut und fördernd wird im Leben der Völker. Abgeschlossenheit und Isolirung der Rassen bringt Unheil. Der Rastengeist kommt zur Entwicklung, und damit die Sonderinteressen, die sich ewig bekämpfen. Die Berber und die Araber sind, das ist längst bekannt, prächtige Männer. Eine Degeneration der Mischlinge ist also nicht zu fürchten. Ueber die Frauen muß ich auf das günstige Urtheil der Reisenden hinweisen, welche bei längerem Aufenthalt reichere Erfahrungen in dieser Hinsicht sammeln konnten. Ich habe nur zwei junge Mädchen gesehen, die Eine in der Kabyhie, als Herr Dr. Prengrueber die Güte hatte, mich unter dem Schutz der ganzen militärischen Macht von Palaestro — sie bestand aus 2 Spahis — zu dem befreundeten Raib eines Kabyliendorfes führen zu lassen, der von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt war und den Antrag hatte, mir seine zahlreiche Familie zu zeigen. Unter seiner Kindersehaar war ein erwachsenes Mädchen. Die Andere sah ich in einem arabischen Zeltdorf bei Setif. Beide Mädchen würden jedem europäischen Salon zur Zierde gereichen. Im Ganzen stünden also, soweit die ästhetische Frage in Betracht kommt, der Vermischung zwischen den Europäern und den Berbern und Arabern keine Schwierigkeiten entgegen. Ob die Kolonisten versuchen werden, sich auf diese Weise die nordafrikanischen Völker zu Freunden zu machen, sie zu ihrer eigenen Civilisation herüber zu ziehen? H. Lucapitaine hat in einer Abhandlung, „Ouargla, Sahara algérien“ Genf 1861, (mémoires de la Société de géographie) den Ausspruch gethan: „in hundert Jahren werden die Berber Franzosen sein“. Dieser Wunsch der Colonie wird sich nur erfüllen, wenn derselbe Weg eingeschlagen wird,

der aller Orten und zu allen Zeiten derselbe war, derjenige der Rassenvermischung auf dem Boden der Gleichberechtigung.\*)

Ich schließe hiermit den Versuch, dem deutschen Leser eine übersichtliche Vorstellung zu geben von dem wissenschaftlichen Congreß der Association française in Algier. Es ist zweifellos ein imposantes Schauspiel, der intellektuellen Arbeit einer großen Nation beizuwohnen. Diese, wie alle wissenschaftlichen Versammlungen gestatten immer einen tiefen Einblick in die geistige Thätigkeit jener unermüdbaren Schaar, deren stets erneuerte Phalanx den Geheimnissen der Natur nachforscht. Niemand wird ohne sicheren Gewinn von solchen Versammlungen heimkehren, die belehrend und anziehend zugleich sind. Der Congreß in Algier war, das sei noch besonders betont, würdig der Association française pour l'avancement des Sciences. Sie darf mit voller Befriedigung auf ihn zurückblicken, und stolz sein auf seinen wissenschaftlichen Verlauf, auf die Gastlichkeit der Stadt und der Colonie. —

## Ueber die Bedeutung des Wechsels von Thätigkeit und Ruhe im Leben des Menschen.

Von  
Prof. Karl Voit,  
München.

### I.

Nach dem alten Testamente wurde es dem sündhaften, aus dem Paradiese verjagten Menschen als Strafe auferlegt, im Schweiße des Angesichtes sein Brod zu essen: aber bei der einmal gegebenen Organisation ist für ihn die Arbeit keine Plage, sondern vielmehr seine beste Mitgift.

\*) Um das Bild von der Rassen-Zusammensetzung der Araber- und Berber-Stämme zu vollenden, seien noch einige Zahlenangaben gestattet. Die brünette Rasse ist zahlreicher vertreten als die blonde, sowohl bei den Berber- als bei den Araberstämmen Algeriens. Die procentische Zusammensetzung dieser Weiden mit der gelben Rasse ist, nach einer an Ort und Stelle gemachten Schätzung, ungefähr folgende: Unter hundert Männern ist das relative Verhältniß der einzelnen Rassen:

|                               | Kabylen (Berber). | Araber. |
|-------------------------------|-------------------|---------|
| Rein blonde Rasse             | 5%                | 3%      |
| Brünette "                    | 30%               | 40%     |
| Gelbbranne "                  | 10%               | 20%     |
| Anderer Rassen und Mischlinge | 55%               | 37%     |

In der Provinz Constantine und in den an die Sahara grenzenden Gebieten von Algier treten in dieser letzten Kategorie auch Neger auf und ihre Mischlinge. Doch ist ihre Zahl nicht groß genug, um als ein ethnisches Element der Araber an dieser Stelle besondere Beachtung zu finden. Ich verzichte in dieser Skizze, die Juden, Türken und die Zigeuner, von denen man spricht, zu erwähnen, obgleich die beiden Ersten der Zahl nach wohl der Beachtung werth sind. Alle diese Bruchstücke der einzelnen Rassen sind bisher ungenügend aneinander gehalten worden, weil stets die am häufigsten vertretene Rasse zumeist ins Auge gefaßt wurde. Die Schwierigkeiten der Untersuchung sind nur zu überwinden mit Hilfe der analytischen und statistischen Methode, welche streng die einzelnen Rassen trennt und die Häufigkeit ihrer Vertreter vergleichend neben einander stellt. Nur auf diesem Wege ist der Aufbau der ethnischen Gruppen zu entdecken, innerhalb der alten, wie innerhalb der neuen Welt.

Nur für den Allwissenden wäre die Arbeit und das Streben nach Besserem entbehrlich und undenkbar; für den in die geheimnißvolle Welt gesetzten Sterblichen jedoch ist das Bedürfniß und die Fähigkeit der Erkennung der Ursachen der Dinge das glücklichste Loos, und die auf ein bestimmtes, wenn auch noch so einfaches Ziel gerichtete Arbeit der reinste Genuß und Trost, denn sie lehrt ihn, trotz des vielfach Unbegreiflichen nicht zu verzweifeln, sondern vertrauensvoll in Erfüllung der ihm beschiedenen Aufgabe seine Schuldigkeit zu thun.

Es ist daher gewiß eine dankenswerthe Aufgabe, einige Bedingungen zu besprechen, welche gegeben sein müssen, wenn die Werkzeuge, deren der Mensch sich zur Erweiterung seiner Erkenntniß bedient, nicht stumpf werden, sondern die größte Leistung vollbringen sollen.

Die Lebenserscheinungen beruhen, wie bekannt, sämmtlich auf ununterbrochenen, für unser unvollkommenes Auge nicht sichtbaren Bewegungen kleinster Theilchen im Körper. Wäre der lebendige Leib durchsichtig wie Glas und wären zugleich jene Bewegungen wahrzunehmen, so wie wir die Bahnen der großen Gebilde am gestirnten Himmel beobachten und messen, wir würden überall im Organismus die verwickeltsten Bewegungen erblicken, noch viel verwickelter als an der complicirtesten, von Menschenhand gebauten Maschine, auch an Organen, die uns selbst bei stärkster Vergrößerung stets völlig ruhig erscheinen, wie z. B. die Nerven oder das Gehirn. Diese letzteren Organe sind daher zeitweise nicht minder thätig wie die arbeitenden Muskeln, bei denen die Lageveränderung der Theilchen außerdem noch eine Gestaltveränderung des Organs hervorbringt, wodurch ganze Körperteile und dadurch äußere Objekte in sichtbare Bewegung versetzt werden können.

Die durch Muskeln veranlaßten Bewegungen der Körperteile sind es vorzüglich, nach denen man für gewöhnlich die Existenz des Lebens beurtheilt; außerdem noch aus der Wärmebewegung, die uns zwar sehr beträchtlich erscheint, aber für den ganzen menschlichen Körper doch nicht mehr Wärme liefert, wie das winzige Flämmchen einer kleinen Weingeistlampe, welche in einer Stunde 15 Gramm Alkohol verzehrt. Mit dem Eintritte des Todes ist der Mensch, den wir vielleicht noch kurz vorher in lebhafter Bewegung gesehen und dessen lebenswarmer Hand wir gedrückt, starr und kalt geworden; andere Vorgänge haben sich in ihm unter den veränderten Bedingungen eingestellt.

An dem Unlebendigen nagt manihaltig der Zahn der Zeit: durch ihn werden Felsen zermalmt, Maschinen im Gange abgenützt und die edelsten Werke menschlichen Schaffens der Zerstörung anheimgegeben. In dem Leibe des Thieres und des Menschen zerfallen ebenfalls durch gewisse Ursachen beständig die Bausteine in unbrauchbare Trümmer, in verstärktem Maße bei der Thätigkeit. Man sollte aber denken, daß die Organisation, wenn sie nicht durch rohe Gewalt ganz zerbrochen wird, ewig fortleben könnte, da sie im Stande ist, das Zerstückte zu ersetzen und sich stoßlich zu erneuern. In der That ist das Ersatzmaterial, welches ein Mensch während eines 70jährigen Lebens nöthig hat, etwa tausend Mal so groß als die Masse seines Körpers; der Organismus erhält sich dadurch eine gewisse Zeit lang auf seinem vollen Bestande und auf seiner vollen Kraft; aber dann treten, ohne daß wir bis jetzt den Grund dafür kennen, Veränderungen auf, die schließlich zu abnormen Vorgängen führen und dem Leben ein Ende machen.

Kein strebender Mensch würde sich wünschen, auch der Glückliche nicht, auch wenn er stets jung und kräftig bliebe, ewig zu leben; der Tod würde ihm nach einer gewissen Zeit als eine unsägliche Wohlthat erscheinen. Die Qualen Ahasver's, dem der Grabesruhe Trost versagt ist, malen uns einen solchen Zustand aus:

Sehen müssen durch Jahrtausende  
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!

Denn wenn auch in fortwährender Entwicklung Neues, oft Wunderbares erkannt und geschaffen wird, und wir dadurch eine Zeit lang Abwechslung und Freude genießen, so muß doch der Sinn dafür bald erlahmen, da in den großen Fragen der Menschheit der Fortschritt ein kaum bemerkbarer ist; das Räthsel nach dem Urgrund der Welt, das aller Menschen Sinn beschäftigt, es bleibt ungelöst, und man würde zuletzt mit dem Wanderer, nach Ruhe sich sehndend, rufen:

Ach, ich bin des Treibens müde!  
Was soll all' der Schmerz und Lust?  
Süßer Friede,  
Komm, ach komm in meine Brust! —

Aber auch während des Lebens vermögen die Theilchen der thätigen Organe nicht ununterbrochen in Bewegung zu bleiben. Mit der Zeit nimmt bei gleicher Bewegungsursache aus Gründen, die wir hier nicht untersuchen wollen, der Effekt ab und die Thätigkeit läßt nach oder hört schließlich ganz auf; man sagt: die Theile sind ermüdet.

Die Ermüdung kommt nicht ausschließlich der lebendigen Organisation zu. Die unbelebte Materie kann zwar scheinbar, wenn die bewegende Ursache in gleicher Stärke anhält, fortwährend ohne Nachlaß oder Ermüden in Bewegung verharren: Die Meeresfläche wird Tage lang durch den Sturm gepeitscht und in mächtigen Wellen erhoben; die den Weltenraum erfüllenden Aethertheilchen werden seit Millionen von Jahren durch das von den Sonnen ausgehende Licht in Erzitterungen versetzt und sie ermüden nicht. Aber doch kommt auch in der unbelebten Natur, dem Prinzip nach, ein Ermüden, allerdings ohne das Gefühl desselben, vor, d. h. es zieht nach längerer Bewegung die gleiche Ursache nicht mehr den gleichen Erfolg, sondern einen abnehmenden nach sich. Der durch das Wasser geleitete elektrische Strom zerreißt die Wassermoleküle in ihre Bestandtheile und bringt eine Zersetzung hervor, welche aber mit der Dauer der Einwirkung durch gewisse Einflüsse, durch die sogenannte Polarisation, abnimmt. In gleicher Weise wird, wenn sich eine Maschine warm läuft und dadurch die Widerstände zunehmen, die Leistung eine geringere. Ueberall, wo bei gleichem Antrieb ein allmäliger Nachlaß des Effektes durch das Auftreten von Hindernissen oder von Widerständen der verschiedensten Art stattfindet, also auch bei unbelebten Körpern können wir von einer Ermüdung sprechen, wenn auch die belebten sie in höherem Grade zeigen.

Es wäre nicht richtig, nur dann eine Ermüdung anzunehmen, wenn wir eine Empfindung von derselben haben, denn an einer Drüse, einem Nerven oder Nervencentrum erkennen wir die Ermüdung ebenfalls nur an der Abnahme der Leistung, und nur die Muskeln besitzen ein besonderes Gefühl der Ermattung. Es ermüden ferner nicht alle lebendigen Organe, sondern nur diejenigen thätigen

Organe, in welchen die Kraft für die Leistung entwickelt wird. Das Blut z. B. wird ohne Ermüden fortwährend mittelst der Kraft der Herzpumpe durch die Gefäßröhren getrieben, ebenso die Knochen durch die Muskeln in Bewegung versetzt.

Es muß deshalb sowohl in der unbelebten als auch in der belebten Natur, um die durch die Arbeit aufgethürmten Hindernisse wegzuräumen und den urprünglichen Zustand wieder herzustellen, eine Zeit der Ruhe gegeben sein.

Selbst da, wo wir im lebenden Organismus eine ununterbrochene Thätigkeit wahrzunehmen glauben, sind Pausen der Ruhe vorhanden. Das so geschäftig pochende Herz, die ohne Unterlaß zu arbeiten scheinenden Athemmuskeln, sie haben eine Zeit der Ruhe. Es wechseln bei ihnen in kleinen Zwischenräumen Thätigkeit und Ruhe ab; alsbald nach der Anstrengung bei einem Herzschlage oder einem Athemzuge erfolgt während der kurzen Erschlaffungszeit die Erholung, so daß die Organe gleich wieder zu neuer Leistung bereit stehen.

Anderer Organe, wie z. B. die meisten Muskeln, manche Drüsen oder gewisse im Gehirn befindliche Nervencentra, welche in anhaltende und angestregtere Thätigkeit versetzt werden, haben deshalb eine länger währende Ruhezeit nöthig.

Jeder hat vielmals an sich selbst die Ermattung der Glieder nach einem tüchtigen Marsche gefühlt, oder erkannt, daß, wenn er einige Zeit auf einer Seite ein Stück trockenes Brod gelaut hat, hier der Quell der Speichelabsonderung versiegt und er den Bissen auf die andere ausgeruhte Seite werfen muß; oder die Abspannung wie die Schwierigkeit nach andauernder geistiger Beschäftigung noch weiter mit voller Klarheit zu denken empfunden. Dieser in unserer Organisation gegebenen Einrichtung muß der Mensch Rechnung tragen, und er gebraucht nur unter Schädigung der Werkzeuge dieselben im Uebermaß.

Je länger die Anstrengung währt und je intensiver sie ist, desto mehr Zeit ist zur Erholung erforderlich; sie kann selbst bis zur bleibenden Erschöpfung getrieben werden, so daß eine Wiederherstellung der Kräfte gar nicht mehr möglich ist. Durch die mächtige Erschütterung in einem heftigen Anfälle von Starrkrampf werden Muskeln und Nerven gelähmt; ein Thier kann zu Tode gehehrt werden; wir wissen, wie der Mensch durch unablässige heftige Schmerzen mürbe gemacht, durch Schreck erschüttert oder durch ein schweres Geschick geknickt wird, so daß er sich häufig nur allmählig von diesen Schlägen erholt. Namentlich sind die Folgen zu intensiver geistiger Arbeit nur schwer zu überwinden und Mancher ist ihrem untergrabenden Einflusse schon zum Opfer gefallen; sie läßt die Theile in einem Zustande zurück, daß sie nicht zur Ruhe kommen und durch die geringsten Anlässe in lebhafteste Erregung gerathen, aber nach kurzer, ungenügender Leistung ermüdet zusammensinken.

In entgegengesetzter Weise wie die Ueberanstrengung wirkt der Nichtgebrauch der Organe lähmend ein. Vektore werden nach längerer Unthätigkeit leistungsunfähig, indem ihre Theilchen schwer beweglich werden; ja man sieht schließlich eingreifende Aenderungen der Formen der Organisation eintreten. Das Auge von in dunkle Höhlen gerathenen Thieren, welches nicht mehr von dem Lichte der Sonne getroffen wird, entartet nach einigen Generationen, es wird unfähig zum Sehen und schwindet zuletzt gänzlich. Auch diese so höchst merkwürdige Abnahme der Leistung nach langer Ruhe hat in gewissen Erscheinungen der unbelebten



Natur ihre Analogien. Ein nicht benütztes Schwert wird allmählig rostig und unbrauchbar; eine längere Zeit stillstehende Maschine ist durch Ansammlung von allerlei Schmutz anfangs kaum in Bewegung zu versetzen und man muß sie sorgfältig reinigen und einlaufen lassen, bis sie wieder gute Dienste thut. Die schlimmen Folgen der körperlichen oder geistigen Trägheit, besonders zu einer Zeit, in der die volle Entfaltung der betreffenden Organe stattfinden soll, sind leider nur zu wohl bekannt; so manches hoffnungsvolle Dasein ist dadurch zu einem verfehlten geworden. —

Der nöthige Wechsel von Thätigkeit und Ruhe geschieht bekanntlich hauptsächlich nach des Tages Mühen durch den Schlaf zur Nachtzeit, der uns vor Allem Erholung und Erquickung giebt. Man könnte meinen, es genüge schon, wachend die müden Glieder ruhen zu lassen; aber fast alle Organe, selbst die Muskeln, würden dabei im thätigen Zustande verbleiben durch äußere Eindrücke oder Gedanken angeregt. Im Schlafe ruhen namentlich die meisten der nervösen Centren aus und mit ihnen auch die betreffenden Nervenbahnen und Muskeln.

Man sucht daher für den Schlaf die Reize auf die Sinnesorgane möglichst abzuhalten. Wir strecken uns auf ein weiches Lager aus, das uns vor empfindlicher Abkühlung schützt; wir wählen ein von Lärm entlegenes, dunkles, oder höchstens matt erleuchtetes Gemach. Unser solchen Umständen sind meist auch bald die äußeren Anlässe für das Denken entzogen, und es tritt, unter allmähligem Nachlaß der Thätigkeit der Denkgorgane, der Schlummer ein. Nur die Träume bei tiefem Schlafe zeigen noch einen geringen Grad von Thätigkeit derselben an.

Es wurde ein unglücklicher Knabe beobachtet, der auch bei den stärksten Eingriffen an der ganzen Haut völlig unempfindlich war, kein Gefühl der Muskelbewegungen oder der Ermüdung besaß, auch keine Geschmacks- und Geruchsempfindungen hatte, und noch dazu an einem Auge erblindet, an einem Ohr taub war, der also nur durch zwei Sinnesportnen, nämlich ein Auge und ein Ohr, mit der Außenwelt in Verbindung stand. Versperrte man diese beiden Pfortnen durch Verbinden des einen sehenden Auges und durch Verstopfen des einen hörenden Ohres, so daß eine vollständige Isolirung des Gehirnes von der Außenwelt gegeben war, dann versank der eben noch ganz wache und muntere Knabe nach längstens 2—3 Minuten in den tiefsten Schlaf.

Würden während des Schlafes sämtliche nervöse Centren in Unthätigkeit verfallen, dann hätte dies den Tod zur Folge; gewisse Centren müssen auch im festesten Schlafe wachen, und in kurzer Ruhezeit neue Kräfte sammeln, vor Allem diejenigen, welche die regelmäßigen Athemzüge auslösen und die, welche die Herzschläge besorgen. Erstere werden durch die sich ansammelnde Kohlenäure stets wieder geweckt, letztere in ähnlicher Weise durch andere Ursachen.

Nach einem festen, guten Schlafe erwacht man wieder gestärkt und bereit zu neuer Arbeit. Der Mensch, dessen Denkgorgane des Nachts nicht zur Ruhe gelangen, sondern forterzittern, der Kranke, bei welchem sie sich in Delirien abarbeiten, der Unglückliche, der in Schmerzen den Schlaf nicht findet und die Nacht ruhelos auf seinem Lager verbringt, sie besitzen kein zu kräftigen Leistungen fähiges Gehirn mehr.

Für den durch Sorgen und Kummer Gebrückten, welcher sich in Gedanken an sein schweres Geschick peinigt — und wo ist der Sterbliche, dem solche Augenblicke erspart geblieben sind — werden einige Stunden ruhigen Schlafes, in denen er seinen Gram vergißt, zur größten Wohlthat; mit den in der Ruhe gekräftigten Gehirnthellen erträgt er den beim Erwachen erneut hervorbrechenden Schmerz leichter. Nur ewig glückliche und nie Ermüdung verspürende Wesen vermöchten daher den Schlaf zu entbehren, von dem der Dichter so wahr singt:

Der Du von dem Himmel bist,  
Alles Leid und Schmerzen füllest,  
Den, der doppelt elend ist,  
Doppelt mit Erquickung füllest.

Darum erscheint auch der süße Schlaf dem Menschen als etwas unantastbares und heiliges: der sanfte Schlummer des unschuldigen Kindes und des Gerechten gegenüber dem durch das anpochende und weckende Gewissen gestörten unruhigen Träumen des Schuldbewußten.

Dem trägen Langschläfer gereicht der Schlaf jedoch nicht mehr zur Stärkung; er wirkt in diesem Falle wie die zu lange Nichtbenützung lähmend.

Man könnte der Ansicht sein, es hätte für alle Gehirncentren eine kurze Ruhepause sofort nach einer kurzen Arbeitsleistung, ähnlich wie bei der Herz- und Athemarbeit, zur Erholung genügt; dann wäre eine länger währende Ruhe entbehrlich gewesen und vielleicht Zeit erspart worden. Aber die Thätigkeit der Denorgane und das Bewußtsein hätten dann bei jeder Ruhepause eine Unterbrechung erfahren, und es wäre wohl durch das fortwährende Abreißen des Gedankenfadens keine kontinuierliche Gedankenreihe zu Stande gekommen, ebenso keine zusammenhängenden Muskelbewegungen.

Die Einrichtung, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil unseres Lebens dem Schlaf gewidmet sein muß, die uns als eine Zeitverschwendung in dem ohnehin kurzen Dasein erscheinen könnte, ist für uns bei der einmal gegebenen Organisation noch aus einem anderen Grunde nothwendig. Auch im tiefsten Schlafe, wenn man nur an schwachen Erhebungen der Brust eine leise Regung des Lebens erkennt, finden sich im Körper noch die mannigfaltigsten Lebensvorgänge. Der Stoffverbrauch ist aber im Schlafe um das doppelte bis dreifache geringer wie beim Wachen, da kein Moment von so großem Einfluß auf die Zerstörung von Substanz im Organismus ist wie die Arbeit. Es wäre nicht möglich dem Körper dauernd so viel Material zuzuführen, daß er ohne Unterlaß wach bleiben und arbeiten könnte; es würde in diesem Falle vom Körper selbst gezehrt werden und derselbe bald zu Grunde gehen.

Der Schlaf ist jedoch nicht einmal die einzige, wenn auch die längste Ruhezeit des lebenden Menschen, denn auch unter Tags müssen kleinere Pausen und Wechsel in der Arbeit der einzelnen Organe eintreten. Befindet sich nämlich ein Organ in intensiver Thätigkeit, dann können andere nicht angestrengt werden, da das thätige Organ viel Blut in Anspruch nimmt und solches den übrigen entzieht: nach der Aufnahme einer tüchtigen Mahlzeit sind die Gefäße der Verdauungsorgane mit Blut überfüllt, während einer anstrengenden Muskelarbeit die Gefäße der Muskeln, beim emsigen Studium, bei dem uns die Füße kalt werden

und der Kopf heiß, sammelt sich viel Blut im Gehirn an. In Folge dieser Einrichtung vermögen nicht alle Theile des Körpers zu gleicher Zeit intensiv thätig zu sein; wollten wir uns mit gefülltem Magen zu einer starken Muskel- oder Gehirnarbeit zwingen, so würde die Verdauung leiden. Darum sagt auch das alte Sprichwort: „nach dem Essen sollst du stehn oder tausend Schritte gehn.“ Nach reichlichem Essen sind wir nicht sehr zur Arbeit oder zum Denken geeignet, und Niemand wird während eines anstrengenden Marsches tiefe Probleme des Geistes lösen. Selbst während einer mechanischen Arbeitsleistung ruhen bei den komplizirten Bewegungen einzelne der Muskeln abwechselnd aus, und auch bei der geistigen Arbeit ist wohl häufig ein solcher Wechsel von Thätigkeit und Ruhe einzelner Centralorgane gegeben. —

Man hat erst in neuerer Zeit so recht erkannt, wie sehr der ganze Organismus des Wachenden, auf die Umgebung Aufmerksamen und Beobachtenden in Anspruch genommen wird, wie auch die kleinste Einwirkung an der Peripherie weithin auf den Bahnen im Körper getragen wird und einen nachweisbar verstärkten Stoffverbrauch bedingt. Das bloße Wachen, das bloße Aufnehmen von sinnlichen Eindrücken wirkt schon auf den Stoffwechsel, es vermehrt sich dadurch die Zersetzung wie durch die Muskelarbeit, und es wird uns verständlich, warum manche Kranke bitten, man solle die Fenster verhängen, und kein Geräusch machen und sie nicht anreden. Jede Wahrnehmung, jeder geistige Gewinn, ist mit einem stofflichen Verlust vom Körper verbunden.

Man macht sich für gewöhnlich keine genügende Vorstellung von den tausenden von Fäden, welche die Organe des Körpers mit gewissen nervösen Centren und diese wieder mit zahllosen über einander aufgebauten Gruppen weiterer solcher Centren von bestimmter Bedeutung verknüpfen. Einstweilen stellt sich uns die ganze Masse der Verbindungen allerdings als ein unlösbares Gewirre dar; aber wenn es gelungen sein wird, alle die Zusammenhänge und das ganze Netz zu durchschauen, wird ein guter Schritt vorwärts gemacht sein in der Erklärung der Vorgänge des Seelenlebens. Wir können unterdeß nur in einem die Wahrheit vorahnenden Bilde des Dichters sprechen:

Zwar ist's mit der Gedankenfabrik  
Wie mit einem Webermeisterstück,  
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,  
Die Schiffslein herüber hinüber schießen,  
Die Fäden ungesehen fließen,  
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

In solcher Weise besteht zwischen den einzelnen Theilchen eines Sinnesorgans ein direkter und nächster Zusammenhang mit gewissen Muskeln; dadurch folgt ganz mechanisch und gesetzmäßig jedem Sinnesreiz und jeder Empfindung eine ganz bestimmte Muskelbewegung oder wenigstens ein Muskelimpuls nach. Bei stärkerer Erregung wird nicht nur diese eine nächste Bahn betreten, sondern es können von einer kleinen Stelle eines Sinnesorganes aus viele Muskeln und Nervencentren und weitere Organe in Mitleidenschaft gezogen werden.

Wird unsere Haut berührt, so entsteht nicht allein in den mit der betreffenden Stelle direkt zusammenhängenden Nervencentren eine Empfindung, sondern es finden dabei noch Uebertragungen auf weitere Nervencentren, sowie auch auf gewisse

Muskelgruppen statt, und zwar, wie gesagt, unter einer Erhöhung des Stoffverbrauches im Organismus. Kitzeln wir einen Schlafenden sanft an der Wange, etwa mit einer Nehr, so verziehen sich die Gesichtsmuskeln der betroffenen Seite; sticht uns unversehens eine Wespe in die Hand, so machen wir unwillkürlich lebhaft schüttelnde Bewegungen mit dem Arme. Ist die Verletzung stärker und sehr schmerzhaft, dann werden weitere Muskeln und auch noch andere Organe in Aktion versetzt. So kommt es von einer schwachen Zuckung einzelner Muskeln schließlich zu heftigen Konvulsionen fast sämtlicher Muskeln des Körpers, zu Kontraktionen der Gesichtsmuskeln mit charakteristischem Gesichtsausdruck unter Erguß von Thränen, zu gewaltsamen Krämpfen der Ausathemmuskeln unter Schluhzen und Schreien. Nur ein energischer Wille vermag durch Festhalten der Theilchen eine solche Explosion zu unterdrücken. Die Verbreitung der Erregung von der Haut aus auf den ganzen Organismus geht auch daraus hervor, daß Bewußtlose, schon nahe dem Erlöschen des Lebens, durch Kitzeln und Bürsten der Haut wieder zu sich gebracht und zu erneuter Thätigkeit erweckt werden.

Die Einwirkung der Kälte auf die in unserer Haut eingebetteten Sinnesorgane versetzt von den Nervencentren aus viele Muskeln in eine gelinde Spannung, welche bei stärkerem Frost in Zittern und Zähneklappern übergeht. Dabei wird ebenfalls mehr Substanz im Körper zerstört und somit mehr Wärme erzeugt, in extremen Fällen bis zu 36 Prozent betragend. Durch diese merkwürdige Regulation mit Hilfe der Muskelthätigkeit, die allerdings an unserem Körper zehrt, erhält sich zum Theil trotz grimmiger Kälte unsere Eigentemperatur. Die stärkende Wirkung des kalten Bades beruht, außer der Abkühlung, größtentheils auf der weit verbreiteten Anregung des Körpers von der Haut aus, wogegen die Hitze, wie man schon im gewöhnlichen Leben sagt, uns erschläfft. Da im Schlafe die Perzeption und die Wärmebildung sehr viel geringer ist, so hüllen wir uns dabei in warme Decken, und warnen den Wanderer, sich bei großer Kälte vom Schlafe überlassen zu lassen.

Ähnliche Uebertragungen gibt es von den Centren der Geruchs- und Geschmacksempfindungen aus. Jedermann kennt den mächtigen Einfluß wohlriechender Stoffe; durch starke Gerüche erweckt man Ohnmächtige, und noch vor nicht langer Zeit war der Gebrauch der Riechfläschchen, um gerüstet gegen solche Anfälle zu sein, ein weit verbreiteter: Gretchen im Faust bittet die Nachbarin um ihr Fläschchen. Noch viel umfassender sind die Wege, welche von den Geschmacksinnesorganen aus eingeschlagen werden. Durch sie kommt es zur Absonderung von Verdauungssäften z. B. von Mundspeichel oder von Magensaft. Ja selbst der Gedanke an eine recht wohlgeschmeckende Speise macht, daß uns, wie man sich häufig ausdrückt, das Wasser im Munde zusammenläuft; ebenso bewirkt das Zeigen eines Stückes Fleisch von der Ferne bei einem nüchternen Hunde reichlicheres Ausfließen des Magenstoffes. Mit gewissen Geschmacksempfindungen sind ferner auch Zusammenhänge bestimmter Gesichtsmuskeln verknüpft, wodurch der Gesichtsausdruck bei dem Schmecken von etwas Süßem oder von etwas Bitterem ganz charakteristisch wird. Schon das neugeborene Kind zeigt, wenn man ihm eine Lösung von Zucker oder von Chinin in den Mund träufelt, das nämliche scharf ausgeprägte Mienspiel. Die Aufnahme von wohlgeschmeckenden Gerichten veranlaßt außerdem noch

mannigfaltige weitere Bewegungen, die sich bei einem Gastmahl leicht studiren lassen; aber auch das kleine Kind legt, ohne daß es ihm gelehrt worden ist, bei dem Gefühl des Süßen das Händchen auf die Brust und macht unter einem hauchenden Laute eine gebehnte Athembewegung. In gleicher Art treten bei schlecht Schmeckendem oder Ekelhaftem lebhafteste Bewegungen der Lippen, der Zunge auf; der Schlund scheint sich abzuschnüren, es kommen Würge- und Brechbewegungen und schließlich Contractionen vieler anderer Muskeln.

Nicht minder durchzieht die Wirkung des Lichtes, von dem Auge und dem Centrum für die Lichtempfindungen aus, unseren ganzen Körper. Der Verbrauch im Organismus, gemessen durch die Kohlensäureausscheidung im Athem, steigt, sobald man nach Bedecken der Augen das helle Licht wieder zutreten läßt. Man kann diesen Einfluß des Lichtes recht deutlich erkennen, wenn man zum Zwecke einer objektiven Darstellung einen Hörsaal verfinstert und darnach die Läden öffnet. Im Dunkeln ist es in dem Zuhörerraume ruhig und still, mit dem Wiedererscheinen des vollen Lichtes tritt dagegen eine lebhafteste Bewegung und Unruhe in der Versammlung ein. Alle richten sich aus einer etwas lässigen Haltung auf und machen einige tiefe Atemzüge. Auch während einer Sonnenfinsterniß nimmt man eine auffallende Ruhe der Thiere wahr. Nach dem Schlafe aber werden wir erst wach und frisch durch die Einwirkung der hellen Morgensonne. Das was man Stimmung nennt, wird mächtig beeinflusst durch den Grad und die Farbe des Lichtes: wie anders ist dieselbe im magischen Duster eines gothischen Domes, in den das Licht der Abendsonne durch farbige Scheiben fällt, als in einem glänzend erleuchteten Saale eines Palastes. Beim Eintritt sonnenheller Tage und blauen Himmels nach längerem trüben Wetter, das uns die Sonne verhüllte, leben wir von Neuem auf; Selbstmorbe sind in London an nebeligen Tagen häufiger als an klaren. Wir sprechen darum auch ebenso von heiterer oder düsterer Stimmung wie vom Wetter. Es überschleicht uns ein eigenthümliches Gefühl in der Dunkelheit, aber es freut sich, wer da athmet im rosigen Licht.

---

## Die Lehrer Rafaels.

Von

Marco Minghetti.

### II.

Die Lehrzeit Rafaels bei Perugino dauerte, zufolge der von uns angegebenen Gründe, beinahe drei Jahre und einem Jüngling, bewunderungswürdig zur Kunst befähigt, bereit, sich jedes Vorbild von Schönheit, welches ihm von Außen kam, anzueignen, schon zur Malerei vom Vater und von Timoteo Viti angeleitet, konnten drei Jahre gewiß genügen, um alle Anweisung, welche jener Maler ihm geben konnte, in sich aufzunehmen. Ja das außerordentlich fein empfindende Wesen des Schülers wurde so von seinem Meister beeinflusst, daß die Art und Weise des Perugino sichtbar ist in allen Zeichnungen und Gemälden Rafaels, welche uns aus jener Zeit geblieben sind. So sichtbar ist sie, daß

Bafari von einem Gemälde sagt:\*) „Wenn sein Name nicht darauf geschrieben stände, würde es Niemand für ein Werk Rafael's halten, wohl aber für das Pietro's.“ Es wird daher angemessen sein, seine Arbeiten aus jener Zeit anzuführen und ich werde diejenigen nennen, deren Authentizität nicht in Zweifel gezogen werden kann, da die Uebersieferung ihm viele andere zugeschrieben hatte, welche eine genauere Kritik ihm heut zu Tage mit schlagenden Beweisen nimmt; suchen wir daher bei der Wahrheit zu bleiben.

In den Uffizien in Florenz findet sich die Zeichnung eines weiblichen Kopfes; von ihm möchte man sagen, daß Rafael hier noch nicht ganz die Art des Timoteo verlassen hat, aber sie schon mit der Manier des Perugino vereinigt. Dieselbe Empfindung hat man, wenn man die anmuthsvolle Zeichnung in der Ubertinischen Sammlung ansieht, welche die Jungfrau Maria darstellt, die dem Jesuskinde einen Granatapfel reicht. Diese Zeichnung ist einer Zeichnung von Perugino entnommen, nur umgewandelt und das Oval des Gesichts der Madonna und die Form ihrer Hände erinnern auch an Timoteo. Ich möchte daher wagen, diese beiden Zeichnungen in das Jahr 1500 zu setzen, d. h. in die erste Zeit, in welcher Rafael in Perugia war, und in welcher der aufmerksame Beobachter den Uebergang aus einer Schule in die andere, deutlich wahrnehmen kann.

Aber vollkommen peruginisch ist das Gemälde, welches den gekreuzigten Christus darstellt und sich bei Lord Dubley befindet; das Datum desselben ließe sich auf 1501 bestimmen. Daß es von unserem Autor ist, beweist seine Namensunterschrift, die er zum ersten Mal hierauf setzte. Es stellt Christus am Kreuze, aus der Seite blutend, dar; das kostbare Blut wird von zwei Engeln aufgefangen; am Fuß des Kreuzes knien der heilige Hieronymus und Magdalena; hinter ihnen stehen die Madonna und Johannes. Wer dieses Gemälde aufmerksam betrachtet, wird keine Mühe haben, den Nachahmer des Perugino darin zu finden. Die Haltung des Christus ist dieselbe, welche wir bei der Kreuzigung in der Capelle della Calza sehen; der heilige Johannes ist der der Kreuzabnahme, die sich im Palast Pitti findet; die Magdalena, die Madonna, der heilige Hieronymus sind, mit kleinen Abänderungen, dem Fresco in S. Maria Maddalena de Pazzi entnommen. Die zwei Engel schließlich haben dieselbe Stellung wie die des Fresco's im Cambio und die auf der Auferstehung in der Galerie des Vatikans. Diese Letzteren konnte Rafael auf dem Gemälde selbst sehen; die Anderen waren in Florenz geblieben, wo Perugino sie malte; aber es ist mit Recht anzunehmen, daß dieser die Skizzen und Zeichnungen derselben mit nach Perugia brachte.

In diese Zeit kann man auch die anmuthsvolle, naive Zeichnung setzen, welche sich in der Sammlung zu Dyford befindet und die Madonna mit dem Kinde darstellt. Hier giebt der Künstler dem Haupt der Jungfrau noch den Heiligenschein, welchen er später völlig wegläßt.

Ein scharfsinniger Kritiker\*\*) rechnet unter die Werke dieser Epoche ein Bildniß, welches sich in der Galerie Borghese befindet und im Katalog den Titel

\*) Der Gekreuzigte im Besitz Lord Dubley's, von dem wir später sprechen werden.

\*\*) Vermolett: Galerie Borghese, Zeitschrift für bildende Kunst, Jahrg. I. und im angeführten Werk Seite 363.

führt: Bildniß eines Unbekannten von Holbein. Wenn man dieses Bildniß mit dem vergleicht, welches Perugino von sich selbst auf der Wand des Cambio malte, wird man die Aehnlichkeit Weider alsbald entdecken und der genaue Beobachter wird in dem Verfahren des Portraitmalers die Art und Weise erkennen, welche Rafael zu der Zeit befolgte und in welcher er auch von seinem Lehrer abwich.

Ein wunderbares Werk ist die Krönung der Jungfrau und ebenso die Prebella in drei Abtheilungen, welche die Verkündigung, die Anbetung der Könige und die Präsentation im Tempel darstellen. Beide befinden sich in der vatikanischen Gallerie und wurden auf Bestellung der Maddelena Oddi gemalt. Als Valentino Borgia in der Romagna herrschte und gegen die geringeren Herren wüthete, wie Macchiavell es in seinem Bericht\*) vom Januar 1502 erzählt, verließ Gianpaolo Baglioni Perugia, und die Oddi kehrten mit Anderen, welche entflohen gewesen waren, zurück. Aber als Alexander VI. starb (den 10. August 1503) und der Herzog Valentino, welcher in dem Augenblick auch beinahe sterbend darnieder lag, die Herrschaft und den Staat verlor, wandten sich die Geschickte wieder und die Oddi räumten abermals den Baglioni den Platz, indem sie Perugia verließen. Nun wissen wir, daß das Gemälde, welches die Krönung Mariä darstellt, von Maddelena Oddi bestellt war, und beendet und in der Kirche der Benediktiner aufgestellt wurde vor dem zweiten Exil der Oddi; es unterliegt also keinem Zweifel, daß es der ersten Hälfte von 1502 angehört. Das Museum Vicar in Sille besitzt zwei Studien zu diesem Gemälde: den Kopf eines Engels und die Gruppe der Krönung. Die Erste derselben ist noch ganz timoteisch und was die Zweite betrifft, so ist sie nicht die Originalzeichnung, sondern offenbar nach derselben durchgezeichnet, und um sich davon zu überzeugen, genügt es, die matten Striche der Feder anzusehen. Es ist sonderbar, daß Rafael zu der Zeichnung zwei Jünglinge, in der Kleidung der damaligen Zeit, zu Modellen genommen hatte, indem er den einen zu der Darstellung der gekrönten Madonna, den andern zu der des Christus, welcher sie krönt, verwendete. Vielleicht ist dies ein Beweis, wie schwierig es damals war, in Umbrien Frauen zu finden, welche als Modelle dienen mochten\*\*), und auch wohl, wie wenig Geld er zu diesem Zweck besaß. Die Composition dieses Gemäldes ist ebenso einfach als schön. Die zwölf Apostel stehen um das aufgedeckte Grab der Jungfrau, aus welchem, an der Stelle des heiligen Körpers, Lilien und Rosen hervorsprossen. Einige drücken Erstaunen aus, Andere wenden sich fragend zu den Gefährten, noch Andere erheben die Blicke gen Himmel, gleichsam wie um Erleuchtung über das große Mysterium flehend. Der heilige Thomas hält den Gürtel der gesegneten Jungfrau zärtlich in den Händen und die Landschaft ringsum ist unaussprechlich anmuthig. In der Glorie oben vollzieht sich indessen die Krönung der Maria, welche gen Himmel gefahren ist. Inmitten der musizirenden und tanzenden Engel sitzt sie andächtig, in unbeschreiblicher Demuth und erwartet die Krone, welche Christus ihr auf das Haupt zu setzen im Begriff ist. Hier ist es auch wieder hauptsächlich in den Engeln, daß wir die Weise des

\*) Beschreibung der Weise, welche der Herzog Valentino befolgte bei der Ermordung Vitellozzo Vitelli's, Oliverotto's da Fermo, des Herrn Pagano und des Herzogs von Gravina-Orsini.

\*\*) A. Gruner: „Les vierges de Rafael“.

Perugino finden und sie sind durch jene inspirirt, welche dieser auf der Himmelfahrt für Ballombrosa malte; aber man fühlt hier schon den Rafael, der er wurde, und vielleicht ist einer von ihnen das Vorspiel zu dem Engel auf dem Gemälde der sizilianischen Madonna. Wir haben einige Studienzeichnungen zu dem besprochenen Gemälde; erstens ist eine im Britischen Museum und stellt den einen der Engel dar, welcher die Violine spielt; zweitens ist in der Sammlung zu Lille die Studie für den Kopf und die Hände des heiligen Thomas; drittens endlich befindet sich in der Sammlung des Herrn Malcolm eine sehr schöne Studie vom Kopf des Apostels, welcher vorn, zur Rechten dessen, der das Gemälde besieht, steht. Lieblich ist auch die Predella, die, wie ich schon sagte, in drei Felder abgetheilt ist. Von der Verkündigung ist ebenfalls der Carton übrig, im Museum des Louvre; die Skizze der Präsentation im Tempel ist in der Sammlung in Oxford\*) und von der Anbetung der Könige giebt es eine Skizze bei dem Herrn Donini in Perugia\*\*). Schon entwickelt sich die Macht des Genies in der Composition, in der Gruppierung der Figuren, in dem verschiedenen Ausdruck der Gesichter und Bewegungen.

Endlich kann man derselben Periode, welche ich peruginisch genannt habe, auch die Madonna mit dem Kinde zuschreiben, welche aus der Sammlung Solty in die Berliner Gallerie übergegangen ist. Die Jungfrau lieft in einem Fuß des Kindes, welches auf ihrem Schoß sitzt, das Kind hält einen Stieglitz in seiner linken Hand. Hier kann man schon bemerken, daß Rafael anfing den Perugino nachzuahmen, selbst in jener etwas gekünstelten und conventionellen Weise, welche, wie ich schon sagte, sich am Anfang des Jahrhunderts bei ihm zeigte. Man kann daher wohl sagen, daß die Rückkehr des Meisters nach Florenz ein Glück für den Schüler gewesen sei, dem von nun an alle Dinge lächeln und zum Besten dienen sollten.

Rafael blieb noch einige Zeit in Perugia nach der Rückkehr des Perugino nach Florenz, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er sich da, sowohl persönlich als auch im künstlerischen Verfahren, enger an Bernardino Pinturicchio angeschlossen, welcher schon in dem vorhergehenden Jahr, wie ich es andeutete, zum Aufenthalt nach Perugia zurückgekehrt war. Rasari sagt, daß sie Beide Gefährten und Mitschüler bei Pietro waren, aber dies ist durchaus nicht wahrscheinlich, denn Pinturicchio war beinahe dreißig Jahre früher geboren als Rafael und hatte schon längere Zeit in Rom zugebracht, woselbst er der Maler Innocenz' VIII. und Alexander's VI. gewesen war und hebeutende Werke geschaffen hatte, so daß zu der Zeit als Rafael mit sechzehn Jahren nach Perugia ging, der Andere schon berühmt und bereits fünfundvierzig Jahre alt war. Es scheint mir daher, daß diese beiden Männer, weder was die Schule, noch was das künstlerische Verfahren anbetrifft, zusammengestellt werden können; man muß vielmehr glauben, daß, da Bernardino sich 1502 und noch mehrere Monate im Jahre 1503, in Perugia befand, Rafael häufig seine Werkstatt besucht und, wie es seine Art war, sich bemüht habe Alles

\*) Müntz Seite 74.

\*\*) Vermoijeff Seite 364.



was gut und nachahmungswerth war, sich anzueignen. Vasari urtheilt hart über diesen Bernardino Betti oder Betto, indem er folgende Worte über ihn sagt: „Es giebt Viele, die von der Fortuna begünstigt sind, ohne mit großer Fähigkeit begabt zu sein, woraus man erkennt, daß sie sich diejenigen zu Söhnen wählt, welche ohne die Hülfe einer Begabung von ihr abhängen; weil es ihr gefällt, daß durch ihre Gunst Einige erhoben werden, welche niemals auf dem Wege der Verdienste bekannt werden würden. Das sieht man an dem Pinturicchio von Perugia, welcher, obgleich er viele Arbeiten machte, wobei ihm Verschiedene halfen, dennoch einen größeren Ruf hat als seine Werke verdienen.“ Dann, als er nicht verschweigen kann, daß die Malereien in der Libreria des Doms von Siena damals und auch nachher sehr geschätzt wurden, fügt er hinzu: „Die Skizzen und Cartons aller der Geschichten, welche er dort malte, waren von der Hand Rafaels von Urbino.\*“

Wir werden weiterhin sehen, was man davon zu denken hat. Aber für jetzt und im Allgemeinen erlaube ich mir eine der Ansicht des florentinischen Biographen ganz entgegenge setzte Meinung auszusprechen. Auch ich glaube in der That, daß das Glück keinen kleinen Antheil an dem Erfolg eines Künstlers und an seinem Ruhme, wie überhaupt an allen menschlichen Angelegenheiten hat, aber was Bernardino betrifft, scheint es mir, daß die Fortuna, anstatt ihm geneigt und eine Beschützerin zu sein, sich vielmehr grausam (und wie eine Stiefmutter gegen ihn gezeigt habe. Von gemeinen Leuten abstammend, etwas am Gehör leidend, wurde er zuerst der *sordicchio* (Taubling) genannt und später, mit einem verächtlichen Ausdruck, Pinturicchio (kleiner Maler), anstatt pittore (Maler). Vasari schreibt ihm auch einen seltsamen, phantastischen Charakter zu und sagt, daß er aus Neid und gebrochenen Herzens gestorben sei, weil er mit seinen Wunderlichkeiten den Mönchen von S. Francesco in Siena, bei denen er arbeitete, Gelegenheit gegeben habe, in einem Kasten fünfshundert Dukaten in Gold zu entdecken. Die Wahrheit aber ist, daß er eine schlechte Frau hatte, welche, im Verein mit ihrem Wuhlen, ihn im Hause einschloß und ihn da, jeder Annehmlichkeit beraubt, durch Mühsale und Hunger sterben ließ.\*\*) Wir dürfen ihn daher nicht verurtheilen, sondern können nur sein Ende beklagen. Wenn wir ihn aber als Maler betrachten, so scheint es mir leicht, einen Joden, welcher Rom bewohnt, von der Größe des Pinturicchio zu überzeugen; ich möchte nicht sagen, daß er dem Perugino überlegen war, ich sage eher: daß er von ihm verschieden, aber ihm nicht untergeordnet war. Er kam 1479 nach Rom und malte, vom Cardinal Christoforo Rovere beschützt, für Sixtus IV. in der Capelle Sixtina in Gemeinschaft mit vielen berühmten Künstlern. Aber auch hier schrieb Vasari, und nach ihm thaten es Andere, wie ich schon erwähnte, nicht allein die Darstellung wie Christus dem Petrus die Schlüssel reicht, dem Perugino zu, die in der That von ihm ist, sondern auch die

\*) Vasari Band 5, Seite 4. Doch sagt er im Leben Rafaels: „Einige der Zeichnungen und Cartons zu diesen Werken.“

\*\*) Di Bernardino Pinturicchio memorie e documenti raccolti e pubblicati da G. B. Verniglioli. Er rechtfertigt die Erinnerung an ihn und citirt den Tizio, einen sehr wahrhaftigen Chronikschreiber, welcher der Pfarrer in dem Kirchspiel war, wo Pinturicchio wohnte und welcher demnach der glaubwürdigste Zeuge ist, den man wünschen kann.

Taufe Christi; die Darstellung des Moses und die ihr gegenüberstehende der Zipporah aber wurden dem Signorelli zuerkannt, während sie Beide entschieden dem Pinturicchio angehören,\*) und besonders die Letztere ist so schön, daß ich nicht weiß wie man eine Composition machen könnte, welche großartiger und zugleich einfacher, so voll von dramatischer Handlung und von lebendigem Ausdruck wäre. Darauf malte er in der Kirche S. Maria del Popolo im Jahr 1483, dem Geburtsjahre Rafaels. Von ihm ist die Lünette in der ersten Capelle zur Rechten und das Altarbild mit der Geburt Christi, in der dritten Capelle: die Decke, die Lünette und das Bild mit der Jungfrau und den Heiligen über dem Altar. Nicht weniger bedeutend sind seine Fresken in derselben Kirche an der Wölbung des Chors, welches das würdige Asyl für zwei Monumente des Sansovino ist. Später malte er auch in der Kirche von Aracöli und stellte die Geschichte des heiligen Bernabino von Siena dar. Diese Werke des Pinturicchio, obgleich sie jetzt durch Uebermalungen viel von ihrem ursprünglichen Werth verloren haben, verdienen doch sehr gelobt zu werden, sowohl wegen der Composition als der Anmuth des Ausdrucks. Noch andere seiner Gemälde aber sind uns glücklicherweise unentstellt erhalten, in den Zimmern des Vatikans, welche die Gemächer Borgia heißen. Alexander VI. gab ihm den Auftrag, diese seine Privat- und Lieblingszimmer, in denen er seine Familie und seine Freunde empfing und die verwegenen Pläne seiner Politik entwarf, auszuschnücken. Die Reihe der Gemächer Borgia befindet sich in den Gebäuden des vatikanischen Palastes, gerade unter den von Rafael gemalten Stenzen und Beide gehören zu den schönsten Denkmälern dieses bewunderungswürdigen Sitzes aller Künste, sowohl des Alterthums wie der neueren Zeit. Hierzu kommt, daß, während die Stenzen Rafaels mehrere Male restaurirt wurden, die Gemächer Borgia, wie ich bereits bemerkte, noch in ihrer vollen Unmittelbarkeit erhalten sind. Die Ausschmückungen der Gewölbe müssen zu den anmuthigsten und reichsten Ornamenten des Jahrhunderts gerechnet werden und stehen vielleicht in ganz Italien nur dem einzigen Palast von Mantua nach. Der Bewunderung ebenfalls würdig sind die Gemälde des Pinturicchio auf den Wänden. Wenn man die Sybillen und Propheten des ersten und zweiten Zimmers übergeht, so findet man in dem dritten in sieben Abtheilungen die Künste und Wissenschaften, welche die Scholastiker das Trivium und Quatrivium nannten, und in dem vierten und fünften die wichtigsten Momente des Lebens der Jungfrau und verschiedener Heiligen. Entweder irre ich nun in meinem Urtheil, oder diese Gemälde sind in Wahrheit äußerst bemerkenswerth, halten den Vergleich mit den schönsten Bildern seiner Zeitgenossen, wie des Luca Signorelli und Fiorenzo di Lorenzo, aus, und erinnern zuweilen an das Verfahren des Botticelli, noch öfter aber an das des Mantegna. Sowohl was die Composition, die Harmonie der Farben, den Ausdruck der Gefühle, die Gestalten und die Landschaft anbetrifft, ist ein jedes dieser Gemälde der besonderen Aufmerksamkeit werth. Wer die Gemächer Borgia noch nicht gesehen hat, sollte, wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, es nicht versäumen, sich diesen edlen Genuß zu verschaffen. Vasari erzählt, daß der Maler über der Thüre eines Zimmers die Signora Giulia Farnese als Madonna gemalt

\*) Lermolieff.

habe und auf demselben Bild den Papst Alexander VI., welcher sie anbetet. Diese Episode des Liebesverhältnisses Borgia's mit der schönen Giulia — eine Episode, mit welcher die Ernennung eines Cardinals verknüpft ist, welcher später unter dem Namen Paul III. Papst wurde und das Papstthum in seiner Strenge herzustellen versuchte — diese Profanation der höchsten Idealität des Christenthums in der heiligen Jungfrau, würde ein charakteristisches Kennzeichen der Zeit und der Sittenverderbnis am Hofe der Borgia sein. Aber da, wie ich gesagt habe, die Gemäcker unverändert erhalten sind, so sucht man vergebens nach diesem Gemälde,\*) daher ich schließen möchte, daß Vasari sich geirrt hat oder einem gemeinen Gerücht Glauben beimaß. Doch ist Vasari nicht der Einzige, welcher es erzählt und in der Handschrift einer Chronik in der vatikanischen Bibliothek, welche vor der Zeit des Florentiner Biographen geschrieben ist, findet sich dieselbe Erzählung mit der einzigen Abweichung, daß, dem Verfasser der Chronik zufolge, das Gemälde nicht im Vatikan, sondern im Kastell S. Angelo gemalt wurde. Wir wissen in der That, daß Pinturicchio im Kastell S. Angelo viele Scenen aus dem Leben Alexanders VI. gemalt hatte und es ist tief zu beklagen, daß diese Gemälde durch die Zeit und die Rohheit der Menschen zerstört worden sind, denn wir würden auf ihnen die Bildnisse vieler berühmter Zeitgenossen gefunden haben, u. A. den Herzog von Candia, den Valentino, Lucrezia, Isabella die Katholische, Giangiacoמו Trivulzio, den Herzog von Bittigliano, Dyem und Karl VIII.\*\*)

Nach 1500 kehrte Pinturicchio nach Umbrien zurück, arbeitete in Spello, kam dann nach Perugia, wo seine Gegenwart im Jahr 1501 durch Dokumente bewiesen ist\*\*\*) und wo, wie ich gesagt habe, er noch war, als Pietro Vanucci von da wegging. Vorher schon hatte er den Vorschlag des Cardinals Piccolomini angenommen, nach Siena zu gehen und in der Libreria des Domes die Scenen aus dem Leben seines Onkels Aeneas Silvius zu malen, welcher unter dem Namen Pius II., Papst gewesen war. Auch hierüber ist uns ein Dokument aufbewahrt, welches das Datum des 29. Juni 1502 trägt. Es ist ausdrücklich darin gesagt, daß Pinturicchio verpflichtet sei, alle Zeichnungen zu den Gemälden, sowohl auf das Papier wie auf die Mauer, mit eigener Hand zu machen, alle die Köpfe selbst in Fresko zu malen, das Fresko überall auszubessern und bis zur Vollendung zu beendigen. Der Brief über diesen Kontrakt steht in offenem Widerspruch mit der Hypothese des Vasari, daß die Entwürfe und Cartons, entweder alle, oder doch zum großen Theil, Werke des Rafael seien und ebenso mit der Meinung, die später bei Vielen vorherrschte, daß dieser auch an die Fresken Hand angelegt und dem Pinturicchio dabei geholfen habe. Außerdem findet sich noch ein anderes, sehr starkes Argument gegen jene Ansicht, nämlich: daß Sigismund Tizio, Zeitgenosse Pinturicchio's, Pfarrer des Kirchspiels,

\*) Gregorovius im VII. Theil seiner Geschichte von Rom, glaubt dasselbe in der Jungfrau mit dem Kinde, in der Glorie, welches sich über der Thür des zweiten Zimmers befindet, zu erkennen, aber darauf ist der Papst nicht. Dieser befindet sich auf der gegenüberliegenden Wand vor dem auferstandenen Christus knieend.

\*\*) Gregorovius, Band VII. S. 506, sagt, daß diese Gemälde in dem runden Thurm der vatikanischen Gärten gewesen seien, deutet aber nicht an, von wo er diese Meinung gewonnen. Gewiß scheint es, daß Pinturicchio im Castel S. Angelo viele Darstellungen malte. V. Vermiglioli.

\*\*\*) Vermiglioli S. 99.

in welchem Jener lebte und ein äußerst zuverlässiger Darsteller der Geschichte Siena's, indem er diejenigen aufzählt, welche mehr oder weniger an den Arbeiten in der Libreria des Domes Theil hatten, mit keinem Worte Rafael's erwähnt. Endlich, wenn man die Fresken, welche man noch heute in der Libreria bewundert, aufmerksam betrachtet, so muß man sagen, daß da nichts ist, was die Hand Rafael's verräthe. Man darf daher wohl diese Ueberslieferung jener municipalen Eitelkeit zuschreiben, mit welcher ein Jahrhundert später so viele Städte sich rühmten, Werke des herrlichen Urbinaten zu besitzen oder wenigstens suchten, einige ihrer Maler als seine Schüler anzuführen.

Es bleibt nur noch übrig zu untersuchen, ob trotz des ausdrücklichen Contrakts, Rafael dennoch, wie Vasari sagt, die Zeichnungen und Cartons gemacht habe. Für diese Behauptung führt man die Zeichnung an, welche sich in den Uffizien befindet und die Abreise des Aeneas Silvius zu dem Baseler Concil darstellt; dann die andere bei Baldeschi in Perugia: die Begegnung des Kaisers Friedrich III. mit seiner Braut Eleonora von Portugal, außerhalb der Thore von Siena; endlich die dritte Zeichnung bei dem Herzog von Devonshire, welche den Aeneas Silvius darstellt, als er zum Cardinal gemacht wird und sich beugt, um den Fuß des Papstes Eugen IV., in Gegenwart der Curie zu küssen. Die entgegengesetzte Behauptung könnte aber von gleichem Werth sein, nämlich daß diese Zeichnungen erst nach dem, was Vasari darüber geschrieben, dem Rafael zugeschrieben worden seien. Es ist daher nöthig diese Zeichnungen in sich selbst, unabhängig von jeder vorgefaßten Meinung, mit jener genauen Aufmerksamkeit für alle Einzelheiten zu prüfen, welche die gegenwärtige Methode kennzeichnet und durch welche man dahin kommt, beinahe mit unumstößlicher Gewißheit gewisse charakteristische Züge festzustellen, die, gleich eingegrabenen Zeichen, jedem Künstler eigen sind. Es giebt Solche, welche nicht zweifeln zu können meinen, daß die Zeichnungen dem Rafael angehören; sei es, weil die Compositionen schöner wären als man sie vom Pinturichio gewöhnt sei und als diejenigen, welche er darauf in der Libreria zu Siena, sich von jenen Zeichnungen entfernend und sie zum Schlechteren umwandelnd, gemalt hätte, sei es, weil einige Figuren, sowohl von Menschen wie von Thieren, den rafaeltischen Typus hätten, sei es endlich, weil auf den zwei ersten Zeichnungen, von welchen wir sprachen, sich eine die Handlung erklärende Inschrift findet, welche man, als von der Hand Rafael's selbst geschrieben, anzusehn hätte. Was nun die allgemeinen Einwürfe über den geringen Werth der Compositionen Pinturichio's betrifft, so braucht man diesem Vorurtheil nur die schönen Compositionen, welche wir vorher erwähnten und welche vor Rafael's Geburt oder während seiner Kindheit gemacht wurden, gegenüber zu stellen; auf den besondern Einwurf, den man aus den charakteristischen Zügen ableitet, ist zu erwidern, daß, wenn sich rafaeltische Züge daselbst finden, so doch noch mehr solche, welche nur dem Pinturichio eigen sind und welche Rafael nie auch nur annähernd brauchte. Das letzte Argument endlich, welches allerdings, wenn nicht Gewißheit, doch viel Wahrscheinlichkeit für sich hätte, nämlich das der Handschrift, erheischt: daß die kalligraphische Untersuchung eher von Erfahrenen in dieser Kunst als von Schriftstellern oder Dilettanten der Malerei gemacht würde, da die Handschriften ein und derselben Zeit von damals immer in den Formen eine solche Verwandtschaft haben, daß es gewisser Geschicklichkeit und Übung bedarf,

um die Identität zweier Handschriften, nehmen wir an aus dem Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, festzustellen. Aus diesen Gründen scheint es uns, daß wir mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen können, daß die Erzählung des Vasari in dieser Beziehung nicht genau ist und daß Pinturicchio, schon in vorgerücktem Alter und berühmt in der Kunst, sich nicht an einen Jüngling von zwanzig Jahren gewendet haben würde, um sich von ihm Zeichnungen und Cartons zu seinen Compositionen machen zu lassen.\*)

In dieser Ansicht bekräftigt uns ferner die Thatsache, daß der größte Theil der Zeichnungen, welche sich in dem Studienbuch finden, das aus dem Besitz des Malers Bossi in den der Akademie der schönen Künste in Venedig überging und welche bisher als Werke Rafaels angesehen wurden,\*\*) dem Pinturicchio angehören. Die aufmerksamste Untersuchung hat bewiesen, daß nur zwei wirklich von Rafael sein können, die sich Beide auf einem Blatt befinden. Eine ist die Skizze, welche den Kampf zwischen einem Reiter und zwei Kriegern zu Fuß darstellt; auf der Andern trägt ein Knappe deren Fahne, die Figuren sind nackt und sind offenbar von ihm, aber in einem weit vorgerückterem Alter gemacht, als das, von welchem wir jetzt sprechen; vielleicht später als 1510. In den anderen Zeichnungen erkennt man die Hand des Pinturicchio und diese Erkenntniß wird dadurch bestätigt, daß mehrere von ihnen Skizzen zu den Gemälden in der Sixtina und denen in S. Maria del Popolo, also der Zeit nach, vor der Kindheit Rafaels entworfen, und einige zu der Libreria des Domes sind. Geben wir also dem Pinturicchio die ihm gebührende Ehre und entwenden wir ihm nicht Werke, deren Werth ihn unter die hervorragendsten Künstler seiner Zeit setzt. Zu sehr strahlt der große Rafael schon vom eignen Licht, als daß es nöthig wäre, demselben etwas hinzuzufügen, indem man Andere verbunkelt. Ich füge hinzu, daß in der Zeit, welche zwischen dem Weggang des Perugino und dem des Pinturicchio liegt, als Rafael 18 bis 19 Jahr alt war, er den Einfluß des Letzteren erfuhr. In der That ist das Gemälde

\*) Während diese Schrift abgefaßt wurde, hat es sich ereignet, daß der Streit sich neu belebt hat und es kommen uns gerade zwei sehr verschiedene Ausprüche vor die Augen. Ein Herr G. M. behauptet in der Nummer der *Rassegna settimanale* vom 3. Juli 1881, daß die drei Zeichnungen von Rafael sind. Vermoiesi hingegen beweist schlagend in zwei Artikeln, daß sie von Pinturicchio herrühren. Diese zwei Artikel, in einem deutschen Blatt gedruckt, führen den Titel: „Perugino oder Rafael, einige Worte der Abwehr“ mit Illustrationen und haben zum Zweck, gegen die Ansicht des Herrn Direktors Pippmann, zu zeigen, daß das Gemälde der heiligen Familie, welches die Berliner Gallerie besitzt, dem Perugino und nicht dem Rafael zugeschrieben werden müsse. Vermoiesi kommt bei dieser Gelegenheit auch auf den Pinturicchio zu sprechen und behandelt das obige Thema ausführlich und entscheidend. Ich kann nicht umhin, aus dieser Beweisführung den ebenso fein witzigen, als geistvollen Schlußsatz anzuführen: „Hätte die Chronologie es dem Retiner (Vasari) nicht unmöglich gemacht, auch bei Pinturicchio's malerischer Ausschmückung der Säle des Appartements Borgia (im Vatikan) die Beihülfe Rafaels in Anspruch zu nehmen, so können wir gewiß sein, daß heutzutage die meisten Kunsthistoriker und Kritiker es dahin gebracht hätten, aus jener in ihrer Art einzig dastehenden Decoration und besonders aus den am besten gelungenen Figuren, mit feinsten Nase die Hand und den Geist des göttlichen Urbinaten herauszuwittern.“

\*\*) Müntz sagt, daß im Katalog dieser Zeichnungen, welchen Passavant gegeben hat, einige von anderer Hand als der des Rafael seien, schreibt aber immer diesem den größten Theil zu. S. 123. Anmerk. 2.

vom Jahr 1503, welches sich in der Gallerie zu Berlin, No. 145, befindet und die Madonna mit dem Kinde und den zwei Heiligen Girolamo und Franziskus, darstellt, mit geringen Abweichungen nach einer Zeichnung des Pinturicchio gemacht, welche in der albertinischen Sammlung zu Wien ist. Dieser Periode gehören noch zwei Gemälde Rafaels an, welche nicht vergessen werden dürfen in der Zahl der Jugendwerke, die ich hier anzuführen unternommen habe.

Das Eine ist die Madonna mit dem Buche, für die Familie Connestabile della Staffa gemacht und befindet sich gegenwärtig in Petersburg. Hier ist der Künstler zu der Peruginischen Weise zurückgekehrt, ja er hat, sie verbessernd, eine Zeichnung des Perugino copirt, welche sich in der Gallerie zu Berlin befindet.

Das Andere ist der heilige Sebastian, eine halbe Figur, in der Gallerie Lodzio zu Bergamo. Daß dieses Bild eine Zeit lang, ohne einen scheinbaren Beweis, als das Werk des Spagna angesehen wurde und später als das des Eusebio da S. Giorgio, beide Schüler des Perugino, beweist nur eine Sache, nämlich: den Einfluß dieses Meisters, welcher ihnen unter sich eine große Ähnlichkeit gab.

Im Jahr 1503, vielleicht nach dem Tod Alexanders VI., und der Befreiung Umbriens von der Tyrannei des Valentino\*) kam Rafael nach Citta di Castello und wir wissen, daß er hier für die Kirche des heiligen Augustin ein Bild malte, welches die Krönung des heiligen Nicolaus da Tolentino darstellt. Von diesem Gemälde können wir nicht aus Erfahrung sprechen, weil es jetzt verloren ist; es sind nur zwei Skizzen davon übrig, im Museum zu Velle und im Museum zu Oxford. Ranzi beschreibt es in seiner Geschichte der Malerei. Es ist bekannt, daß dasselbe in Citta di Castello blieb bis 1789; dann wurde es von Pius VI. angekauft und in den Vatikan gebracht, aber zur Zeit der französischen Invasion wurde es geraubt und verloren. Er malte in demselben Ort auch eine Kirchenfahne, welche auf einer Seite die Dreieinigkeit und auf der andern die Erschaffung der Eva darstellt und diese existirt noch im Hause della Porta, aber sehr beschädigt. Endlich malte er für die Kirche S. Francesco eines seiner anmuthigsten Werke, die Trauung der heiligen Jungfrau, welches sich jetzt in der Brera zu Mailand befindet. Wer hätte dieses liebenswürdige Bild nicht im Gedächtniß? Im Vordergrund steht der Hohenprieester im Begriff die Hand der Jungfrau in die des heiligen Joseph zu legen; hinter ihr befindet sich eine Gruppe von Jungfrauen, welche ihr Geleit ausmachen; den Andern umgeben jene Jünglinge, welche umsonst die Probe des grünen Zweiges gemacht haben und von denen Einer seinen trocknen Ast verzweifelnd zerbricht. Im Hintergrund ist ein kleiner Tempel im Bramantischen Styl. Ein anmuthsvolles Bild, von dem es jedoch gesagt sein muß, daß es fast ganz, mit nur theilweisen Abweichungen, einem Gemälde des Perugino, denselben Gegenstand darstellend, entnommen ist, welches, von den Franzosen bei deren Invasion am Ende des vorigen Jahrhunderts, weggenommen und niemals, trotz der deshalb gemachten Anfragen, wieder erlangt, sich jetzt in Caen befindet. Hier sei es mir erlaubt, zu bemerken, wie auf dem Gipfel des Glanzes der Kunst, am Ende des Quattrocento und Anfang des Cinquecento, die Maler nicht dachten, daß es unpassend oder unwürdig sei, die Compositionen ihrer Vorgänger ganz oder zum Theil nachzuahmen. In

\*) Münz S. 80.

jenem Bilde aber kann man wahrhaft erkennen, wie das Genie, auch wenn es nachahmt, schafft. Schon in diesem Werk, im zwanzigsten Jahre gemacht, läßt der Schüler den Meister weit hinter sich; schon sieht man, wie er, nachahmend, umbildet und originell wird und nach diesem Gemälde konnten die Zeitgenossen bereits die künftige Größe des Urbinaten voraussagen.

Nachdem er noch in Umbrien etwas umher gewandert war, kehrte Rafael im Anfang des Jahres 1504 nach der Heimat in Urbino zurück und blieb daselbst bis zum Oktober. Hier sah er nach mehreren Jahren die Verwandten wieder und es ist nicht zu bezweifeln, daß er daselbst ehrenvolle und freudige Aufnahme fand, denn sein Name tönte schon hell in dem Bezirk jener Berge und auch noch weiterhin.

Urbino war beinahe vierzig Jahr lang von Federico, Herzog von Montefeltro\*), regiert worden. Ein natürlicher, nicht legitimer Sohn, trat dieser schon vor dem sechszehnten Jahr, vom Verlangen nach kriegerischem Ruhm bewegt, als Kriegsmann, allein, ohne Gefolge, ohne Geld, ohne Ausrüstung, in die Dienste des Nicolo Piccinino. Im Jahre 1444, nach dem Tode seines Bruders Oddantonio, zum Herrn von Urbino ausgerufen, verließ er darum doch das Waffenhandwerk und das Leben eines Condottiere nicht, sondern diente dem Francesco Sforza, den Städten Florenz und Venedig, dem Papst, indem er mit dem Waffenhandwerk und der Regierung seiner Staaten\*abwechselte. Alle Schriftsteller der Zeit, Guicciardini und Machiavelli, erklären ihn für einen großen Heerführer, da er die Vorzüge der zwei entgegengesetzten Schulen unter denen er gekämpft hatte, der des Piccinino und des Sforza, nämlich die Kühnheit und die Vorsicht, vereinigte.\*\*\*) Von Pius II. welcher ihm den Herzogstitel gab, in großen Ehren gehalten, wendete man ihm auch außerhalb Italiens viele Gunst zu und er wurde mit dem Orden des Hofenbandes geschmückt. Als Fürst war er vorzüglich und wurde im Leben von seinen Unterthanen geliebt und im Tode beweint. Als ein Freund der Gerechtigkeit bemühte er sich, seine Unterthanen niemals durch Lasten zu beschweren. Deshalb war Urbino in blühendem Zustande und, wie der Verfasser einer Chronik sagt: „allen seinen Unterthanen geht es gut — — in seiner Stadt und seinen Landen sieht man keinen Unbekleideten, keinen, der betteln ginge.“

Wohlwollend gegen die Seinigen, mild gegen die Feinde, treu gegen Alle, an diesem Bilde Federicos von Montefeltro ruht sich unser Gedanke aus von den Betrügereien und Grausamkeiten, mit denen die Fürsten seiner Zeit sich besleckten. Derselbe Chronikschreiber sagt, daß er, höchst geregelt in der häuslichen Oekonomie: „hatte in seinem Haus, auf seine Kosten, fünfshundert und mehr Mäuler zu nähren; dieses Haus schien nicht nur nicht das eines Soldaten, sondern selbst in einer Religion (Kloster) lebte man nicht mit so viel Ordnung wie in diesem Haus.“

\*) Siehe: Baldi Bernardino, Vita e fatti di Federigo de Montefeltro. Bologna 1826. Id.: Vita e fatti di Guidobaldo, Milano 1821. — Dennistrun Memoirs of the dukes of Urbino from 1440 to 1630 Vol. 3 London 1881. - Fr. Ugolini, Storia dei Conti e Duchi di Urbino, Fireuze 1859.

\*\*) Commentario quovundam locorum et hominum status Urbini et caeterae Italiae, Cronaca del tempo citata dall' Ugolini.

Er liebte, wie die Fürsten seiner Zeit, die Alterthümer, die schönen Wissenschaften und Künste, erfreute sich am Studium der Classiker, welche damals wieder ans Licht kamen, unterhielt in seinem Hause Meister der Malerei, die er aus Italien ja selbst aus Flandern kommen ließ und vortreffliche Musiker; an der Baukunst ferner fand er so viel Gefallen, daß er einen der prächtigsten und elegantesten Paläste Italiens auführen ließ und denselben nicht nur mit Stoffen und Vasen ausschmückte, sondern eine große Menge antiker Statuen aus Marmor und Bronze, ausgezeichnete Gemälde, musikalische Instrumente aller Art hinzufügte und hier nichts haben wollte, als ganz seltene und ausgezeichnete Sachen.

Ihm folgte 1482 Guidobaldo, sein Sohn, noch als Kind, welcher in Allem dem väterlichen Beispiel folgte, aber viel weniger glücklich war als der Vater. Zuerst störte ihn seine schwache Gesundheit und plagte ihn mit Schmerzen und als er später eine der schönsten und liebenswürdigsten Fürstinnen, Elisabeth Gonzaga von Mantua, heirathete, konnte er keine Kinder zeugen. Außerdem wurden die Zeiten immer schlimmer: Carl VIII. stieg nach Italien hinunter und Guidobaldo hatte die Feindschaft Alexanders VI. und den Krieg mit dem Herzog Valentino zu erdulden, welcher Letztere die Romagna, die Marken und Umbrien unter seiner Herrschaft zu vereinigen strebte. Es ist sonderbar, wie dieser Guidobaldo jedes Mal, wenn das Unwetter in seinen Staaten auszubrechen drohte, sich zurückzog und ohne den geringsten Widerstand nachgab. Nicht daß ihm die Kraft und die kriegerische Tapferkeit gefehlt hätten, denn auch er war ein tapferer Condottiere, socht für die Florentiner gegen Pisa, unter Gonzalvo gegen die Franzosen und kämpfte in der Schlacht von Soriano so grimmig, daß er beinahe allein auf dem Schlachtfeld blieb und, als sein Pferd fiel, sich gefangen geben und mit vierzigtausend Dukaten auslösen mußte. Es waren also weder die Kriegskunst, noch die Tapferkeit, noch die Stärke, welche ihm fehlten; aber, da er als Condottiere, aus Erfahrung die Leiden und Verwüstungen kannte, welche der Krieg mit sich bringt, so wollte er dieselben seiner Provinz ersparen, in dem festen Vertrauen, daß, sobald die Launen des Glücks sich wieder ändern würden, sein Volk ihn augenblicklich zurückriefe.

Und so geschah es zwei Mal.

Guidobaldo überließ seine Staaten dem Valentino im Juni 1502 und erlangte sie, ohne Kampf, im Oktober wieder.

Man muß die gleichzeitigen Schriftsteller lesen, um zu verstehen, mit welcher Herzlichkeit, mit welcher Freude er in Urbino empfangen wurde: „Ich könnte,“ sagt der Verfasser der Chronik, „die Masse der Menschen, Große und Kleine, nicht zählen, die von allen Seiten kamen und sich in den Straßen befanden. Auf jeder Anhöhe waren die Lebensmittel bereitet — — er nahte sich der Stadt und sein Pferd konnte nicht durchkommen vor Menschen — — Unser Herr stand an dem Tag (19. Oktober 1502) nicht aus dem Bett auf, weil er müde und wie zerschlagen war und ein Knie ihn schmerzte, aber ein Jeder ging zu ihm an's Bett, mit ihm zu sprechen und er gab bei Tag und bei Nacht, an jedem Orte Audienz und sah willig Jedermann. Auf dem Lande und in den Dörfern war Jedermann voll guten Willens und obwohl Einige viel verloren hatten, die den Mann, die den Bruder, die den Sohn, dennoch trösteten sie sich mit der Ankunft des



Herrn. Ich hatte bei Monte Calvi für 25 Dukaten an Eigenthum verloren und das war der Grund, daß ich in dem Jahr nicht säen konnte; aber dessen ungeachtet schien es mir, als habe ich nichts verloren, wenn ich meinen Herrn sah und besonders wenn ich ihm die Hand berührte bei den Liebeslungen, die mir seine Hoheit machte, die Gott beschützen möge.“\*)

Da aber kehrte Valentino, der Bezwinger der Herren der Romagna, auf seinen Spuren zurück. Guidobaldo berief die Edeln aller seiner Staaten zur Verathung zusammen, setzte ihnen die Gefahren auseinander und verlangte ihren Rath. Alle ermahnten den Fürsten, sich zu vertheidigen, selbst die Frauen boten ihre Juwelen und Zierrathe\*\*) an; aber der Herzog hörte nicht auf ihren Rath und wollte sich zurückziehen, und noch nicht damit zufrieden, ließ er zerstören: „alle die Festungen, welche in dieser Provinz waren, da er sie für schädlich hielt; denn da er von seinen Unterthanen geliebt wurde, hatte er sie nicht nöthig und in Betreff der Feinde sah er ein, daß er sie nicht vertheidigen könnte, da es eines Heeres im Felde bedurft hätte, um sie zu vertheidigen; so zog er vor, sie zu zerstören.“\*\*\*)

Und auch dieses Mal betrog ihn seine Ahnung nicht, denn als Papst Alexander VI. am 19. August 1503 starb und zu gleicher Zeit der Herzog Valentino dem Tode nahe war, empörte sich das Volk des Herzogthums und rief Guidobaldo, welcher nicht zögerte in sein geliebtes Urbino zurückzukehren. Guidobaldo hatte, da ihm eigne Nachkommenschaft fehlte, den Francesco Maria adoptirt, den Sohn seiner Schwester Johanna, welche Wittwe eines Rovere und nach dessen Tode Herrin von Senigaglia und Herzogin von Sora geblieben war. Um ihre Unterthanen zu regieren, stützte sie sich auf den Rath Andrea Doria's, aber den Sohn hatte sie zu dem Onkel geschickt, um bei demselben aufzuwachsen und erzogen zu werden. Als nun, nach dem Papstthum Pius' III., welches nur sechsundzwanzig Tage dauerte, Julius II., aus der Familie der Rovere, Onkel des Jünglings und ihm zärtlich zugethan, auf den päpstlichen Thron erhoben wurde, schien es wirklich, als ob das Glück in allen Dingen mit dem Hause Montefeltro sein wolle. Guidobaldo zum obersten Heerführer der Kirche ernannt, begab sich nach Rom und der Herzog Valentino, jener schreckliche Mensch, der ihn aller seiner Staaten beraubt hatte, nahte sich ihm in demüthiger Haltung, erbat sich in flehentlicher Weise seinen Schutz und gab sich selbst in seine Hände. Guidobaldo war großmüthig und vergab ihm nicht nur, sondern versprach, ihn dem Papst zu empfehlen.†) Aber Valentino, welchem es gelungen war, heimlich von Rom zu entfliehen und welcher bei Gonzalvo, jetzt Vizekönig von Neapel, wieder auftauchte, wurde von diesem nach Navarra geschickt, wo er kurz darauf, kriegsführend, starb.

Von 1503 bis 1508, d. h. bis zu dem Tode Guidobaldo's, erhielt nun der Hof von Urbino seine frühere Geselligkeit und Eleganz wieder, und als Rafael dahin zurückkehrte, herrschte dort die Heiterkeit des hergestellten Friedens und die

\*) Commentarie etc. citati dall' Ugolini V. 2, p. 104.

\*\*) Id. Id. p. 108.

\*\*\*) Macchiavelli, discorsi sopra le dette di Tito Livio Lib. 2. Cap. XXIV.

†) Von dieser Unterredung berichten die Commentarien und Valbi und Bembo. Ugolini veröffentlicht in einem Appendir an seine Geschichte, im Document No. 15, einen Brief vom 11. December 1503, welcher noch einen in's Einzelne gehenden Bericht davon enthält.

Hoffnung auf dessen Dauer in der Zukunft. Urbino mußte daher in der Seele des jungen Urbinaten einen sonderbaren Gegensatz zu dem rauhen Perugia bilden.

Der Hof von Urbino ist auf das lebhafteste beschrieben worden von Einem, welcher an dessen Leben Theil nahm, dem Grafen Valbassar Castiglione. Sein Buch, welches den Titel „il Cortigiano“ (der Hofmann) führt, außerdem daß es uns die Sitten jener Zeit kennen lehrt, ist auch überhaupt ein Juwel der italienischen Litteratur. Diese Letztere, welche während eines Jahrhunderts vernachlässigt worden war, um die Lateinische anzunehmen oder nachzuahmen, stand jetzt mit einer glänzenden Form wieder auf, konnte aber die natürliche und spontane Weise der Trecentisten nicht wieder finden. Die Seele jenes Hofes war die Herzogin Elisabeth, schön, geistreich, liebenswürdig, in allen Studien hochgebildet, feinste Kennerin der Künste und vor Allem eine Frau von höchster Tugend. Bei ihr lebte noch eine andere Fürstin, Emilia Pia, eine Wittve, von welcher gesagt wurde, daß sie begabt sei „mit so lebendigem Geist und Urtheil, daß sie Aller Meisterin zu sein und ein Jeder durch sie erst Sinn und Werth zu erhalten schien.“\*) Diese Beiden ehrte durch seine Gegenwart der prächtige Giuliano Medicis, Sohn des Lorenzo und Bruder des Cardinals, welcher nachher Leo X. wurde. Es war dies jener Giuliano, der später Filiberta von Savoyen heirathete, aber schon mit 37 Jahren starb, und die großartigen Hoffnungen vernichtete, welche der Papst für ihn hegte. Dann war auch der Cardinal Bibbiena da, ein Gelehrter von großem Ruf, der durch die feine, immer bereite Schärfe seines Geistes Allen, die ihn kannten, anziehend war. Es ist bekannt, daß die Cardinalswürde ihn nicht abhielt, die erste Comödie der modernen Zeit zu schreiben, so wie Castiglione die Ekloge, der Tirsis schrieb, welche an dem Hofe von Urbino verfaßt und recitirt wurde. Ottaviano Fragofo war ein zu seiner Zeit seltener Mann, was Vorsicht und feines Betragen anbetrifft, ein wahrer „Freund der Ehre“. Pietro Bembo, damals noch nicht Cardinal, auf welchen man die schönsten Hoffnungen für die Wiederbelebung der italienischen Litteratur setzte, und Nicolo Accolti, der Einzige genannt, von Arezzo, hochgelehrt und zu gleicher Zeit angenehm und scharfsinnig. Außerdem waren noch Cäsar Gonzaga und Gaspar Pallavicino und viele Damen und Herren dort, kurz dieser Hof vereinigte alle Blüthen der Bildung. „Ich glaube nicht,“ sagt Castiglione, „daß man an irgend einem anderen Ort die süße Genugthuung, welche uns eine liebenswürdige, gebildete Gesellschaft gewährt, so genießen konnte, wie es hier zu einer Zeit der Fall war.“

Man muß das Wort cortigiano (Hofmann) nicht in dem widerwärtigen Sinn nehmen, welchen es später erhalten hat, besonders in Frankreich nach Ludwig XIV. Hier hingegen ist die Benennung Hofmann gebraucht, um einen Mann von höchstem Werth und höchster Tugend zu bezeichnen, welcher niemals Ehren oder Gunstbezeugungen anders als auf ehrlichem Wege zu erlangen strebt und wenn er sich im Dienste eines Herrn befindet, der lasterhaft oder böse ist, sobald er ihn so kennen gelernt hat, sich sogleich entfernt, um nicht den größten Schmerz zu erleben, den alle Guten erleiden, welche den Bösen dienen. Ja, wenn es sich ereignet, daß der Herr, obgleich gut, ihm unehrliche Dinge befiehlt, so darf er ihm nicht gehorchen,

\*) Castiglione 25 Cortigiano. Ediz. dei classici italiani, di Milano V. 1, p. 7

und selbst in gewissen Dingen, deren Folgen bloß zweifelhaft scheinen, soll er nur thun, was die Vernunft und das eigne Urtheil ihm sagen und die eigentliche Form des Befehls bei Seite lassen. Hingegen ist es die Aufgabe des Hofmanns, so wie er hier dargestellt ist, es so zu machen, daß der Fürst Alles wisse und daß er nicht hintergangen werde, ferner den Schmeichlern und Verläumdern entgegen zu treten, so wie allen Denjenigen, welche daran arbeiten, die Seele des Fürsten mit verwerflichen Vergnügungen zu verderben.\*) Dieser Hofmann also, wie man ihn an dem Hofe von Urbino verstand, mußte adelig geboren und von guter Familie sein, welche es sowohl um vieler anderer Ursachen, als auch um der allgemeinen Ansicht willen war, die den Adel sogleich kennzeichnet.\*\*\*) Außerdem mußte er auf das Vollkommenste, sowohl was Körper wie Geist anbelangt, erzogen sein. Ihm kam es zu, sich aller ritterlichen Uebungen zu bestreben, als: laufen, springen, schwimmen, kämpfen, ein vollkommener Reiter auf jedem Sattel zu sein, es zu verstehen, widerspenstige Pferde zu zähmen, im Laufe hinauf und herunter zu springen, mit Lanze und Turnier vertraut zu sein. Denn seine Hauptbestimmung war doch die der Waffen und in ihnen ausgezeichnet zu sein. Was aber den Intellekt anbelangt, so mußte der Hofmann in der Philosophie und der Litteratur gelehrt sein und hier nicht etwa bloß in italienischer Sprache, sondern auch in der griechischen und lateinischen; er mußte die Dichter kennen, nicht weniger die Redner und Geschichtsschreiber, und mußte selbst gewandt in Versen und in Prosa schreiben. Auch in den schönen Künsten mußte er sich gefallen, besonders in der Musik, in welcher er sich oft zu üben Gelegenheit hatte. Alle diese Vorzüge mußten von den feinsten Sitten begleitet sein, von der Eleganz der Kleidung, der Leichtigkeit des Ausdrucks, der Höflichkeit im Erwidern, von Zartheit im Scherz, bei Spielen, auf Bällen. Alles dies mußte mit der Ungezwungenheit gethan werden, welche fern ist von jeder Affectation und aus welcher die Grazie entspringt, durch die es scheint, als seien alle diese Dinge leicht und beinahe angeboren. Sicher könnte man noch heute keinen vollkommeneren Edelmann erdenken, als dieser Hofmann von 1500 war; ja man muß zugestehen, daß einige Dinge dabei uns übertrieben erscheinen, denn die demokratischen Ideen und Sitten haben viel von dem Reiz jener gefälligen Feinheit hinweggenommen, in welche man damals einen so hohen Werth setzte, besonders an jenem Hofe.

Als Seitenstück zum cortigiano stellte die vornehme Gesellschaft die vollkommene Palastdame hin, welcher sie, ebenso wie dem Hofmann, die seltensten und schönsten Eigenschaften zuschrieb, welche aber dennoch verschieden sein mußte vom Mann, denn: „so wie es diesem zukommt, eine feste, ausdauernde Männlichkeit zu zeigen, so steht der Frau eine weiche, feine Zärtlichkeit gut und Manieren, die in jeder Bewegung weibliche Sanftmuth zeigen, so daß im Stehen, Gehen und Neben sich immer das finde, was sie als Frau bezeichnet, ohne irgend eine Aehnlichkeit mit dem Mann.“(\*\*\*\*)

In dieser Palastdame vereinigte die elegante Gesellschaft so viele und so verschiedene Gaben, daß sie zuweilen unter sich widersprechend erscheinen könnten,

\*) Castiglione: Il Cortigiano, p. 135.

\*\*) Castiglione: Il Cortigiano, p. 29.

\*\*\*) Castiglione. Vol. 2, p. 9.

während sie in Wirklichkeit übereinstimmen, denn, wie Castiglione sagt, sie gehen immer nur bis zu gewissen Grenzen und überschreiten diese niemals.

Aber diese Verherrlichung der Frau bringt den Pallavicino dazu, zu fragen, warum, nachdem man den Frauen so viele Eigenschaften zuertheilt hat, „man nicht auch verlangt, daß sie die Städte regieren, die Gesetze machen und die Heere anführen.“ Wohl kann man sagen, daß es keine neue Frage in der Welt giebt und das, was in unseren Tagen so auffallend erscheint, war an dem Hofe von Urbino mit einer bewunderungswürdigen Einsicht und Grazie entschieden, indem der Unterschied zwischen Mann und Frau ins hellste Licht gesetzt wurde, woraus sich die Verschiedenheit ihrer Aufgabe von selbst ergab, ohne daß dieselbe im Geringssten eine Unterordnung der Frau bedingte; im Gegentheil: man konnte daraus Beweise zu Gunsten der Gleichstellung Weiber, in der Ordnung der Natur und der Gesellschaft, herleiten.

Unzählige andere Episoden kommen in dieser Unterredung vor, die, wenn ich sie erzählen wollte, mich zu weit von meinem Gegenstand abführen würden. Aber wohl kann ich die Lesung des ganzen Buchs empfehlen und besonders die Abhandlungen über Malerei und Bildhauerei, unter sich verglichen; über die verschiedenen Arten der Musik, über den Gesang, über die Bogen-, Tasten-, Blasinstrumente, über die italienische Sprache und Litteratur, über die Kostüme und den Charakter der Franzosen und der Spanier u. s. w. Aber der Gegenstand, auf welchen man immer zurückkommt, ist die Liebe; dieser Gegenstand, der auf allen Wegen in jene seine Gesellschaft eindringt und sich einschleicht und über welchen, in seinen verschiedenen Formen, mit ehrlicher Offenheit und ohne Affektation oder Rückhalt, diskutiert wird, bis sich nach und nach der Gegenstand erhebt und das Buch mit einem Hymnus an die Liebe endet, in welchem man deutlich den Einfluß der Akademie der Platoniker von Florenz fühlt.\*)

Dieser elegante und von schöner Bildung erfüllte Hof, die liebliche Stadt Urbino, das Beispiel einer alten aber heißen Anhänglichkeit des Volkes für seine Fürsten, die gemüthlichen Vereinigungen von gelehrten Freunden und Litteraten bei Frauen, welche mit Tugenden und Geist geschmückt waren, bildeten die Mitte, wie man heut zu Tage sagen würde, welche der Natur und der Begabung Rafaels am gemäßigtesten waren. Er, welcher von seinen Lehrern in der Malerei die Anleitung zur Kunst empfangen hatte, erhielt hier die zarten Eingebungen und edeln Gedanken, welche künftig seine Compositionen beleben sollten. Hier erneuerte er die alte Freundschaft und, nach unserer Ansicht, Schülerschaft, mit Timoteo Viti. Hier hatte er Gelegenheit, sich bei den berühmten Männern des Hofes bekannt zu machen und konnte schon von da an mit Baldassare Castiglione jene Freundschaft schließen, welche später, durch die häufigen Unterredungen in Rom bestärkt, das ganze Leben hindurch dauerte.\*\*)

Schließlich erwarb er die Gunst und den Schutz des Fürsten und der herzoglichen Familie, von welchen der Empfehlungsbrief an den Gonfaloniere von Florenz, Pier Soderini, zeugt, welchen ihm Johanna, Schwester des Guidobaldo,

\*) Ein ähnlicher Hymnus findet sich am Ende des Buchs von Bembo di Molain.

\*\*) Baldassare Castiglione kam am 6. September 1504 an den Hof von Urbino, also etwas früher als Rafael von dort schied.

die den Titel der Prefetessa di Roma führte, gab. Und selbst wenn man die Authenticität dieses Briefes bezweifeln wollte, so fehlt es doch nicht an anderen Beweisen des Schutzes von Seiten des Hauses Montefeltro. So später, in 1508, als Rafael wünschte, daß man ihn mit gewissen Werken in Florenz beauftragen möge, schrieb er an seinen Onkel Simone Ciarla, bat ihn neue Fürbitte bei dem Gonfaliere für ihn von dem Herzog zu erhalten und sagt ausdrücklich: „empfiehlt mich ihm, als sein früherer Diener und Untergebener.“

Diese klaren und bestimmten Worte lassen, scheint mir, keinen Zweifel über die Gönnerschaft des Einen und die Dankbarkeit des Andern. Endlich fügt Serlio in seinem Buche über die Architektur hinzu, daß, wenn die tugendhafte Herzogin Isabella von Urbino den göttlichen Rafael nicht in seiner Jugend (wie auch später Julius II. und Leo X.) unterstützt und erhoben hätte, so würde er die Malerei nicht zu jener Herrlichkeit entwickelt haben, zu welcher er sie führte, noch würde er so viele bewunderungswürdige Werke der Malerei und Architektur, wie wir sie besitzen, haben vollenden können.\*) Dieser Periode seines Aufenthalts in Urbino, welche mehrere Monate dauerte, bis zum Herbst 1504, gehören zwei Bildchen an, welche man im Louvre bewundert. Es ist das erste Mal, daß der Künstler es wagt, eine bewegte und lebhaftere Handlung darzustellen. Eines dieser Bildchen stellt den heiligen Georg dar, den Kopf mit dem Helm bedeckt und mit der glänzenden Rüstung bekleidet, auf einem weißen Roß, den Drachen bekämpfend, der sich ihm grimmtig entgegenwirft und das Schwert erhebend, um ihm den Todesstoß zu geben.\*\*) Auf dem anderen Bilde zertritt der heilige Michael, heiter und siegesgewiß, den höllischen Feind mit dem Fuß. Um diesen sind Verdammte, die von Schlangen verzehrt werden und Andere, welche unter bleiernen Klappen erdrückt, daliegen, während man von weitem die Mauern der Stadt des Ditas sieht, wobei das ewige Feuer, das Jene darin verzehrt, sie roth erscheinen läßt. Die Erinnerungen an Dante sind in diesen Gemälden unverkennbar\*\*\*). Vasari spricht außerdem noch von einem Christus im Garten und in einiger Entfernung drei Apostel, welche schlafen, zu jener Zeit für Guidobaldi gemacht und sagt, daß jenes Gemälde so vollendet sei, daß eine Miniatura nicht besser noch anders sein könnte.

Man glaubte, daß dies dasselbe sei, welches aus dem Hause Gabrielli, durch Vermittelung des Herrn Fuller Maitland, in die Nationalgalerie zu London gekommen ist.

Frizzoni, ein aufmerksamer Beobachter, schreibt hingegen dieses Bild dem Perugino zu. Man muß daher den Schluß ziehen, daß, wenn die Behauptung Vasari's wahr ist, dieses Werk des Urbinaten verloren gegangen ist. Ebenso ging das Bildniß Guidobaldi's verloren, an dessen Existenz man nicht zweifeln zu können

\*) Serlio, regole generale d'architettura, lib. IV. Venezia 1542, pag. 11.

\*\*) Wir haben eine Feder-Studie zu diesem heiligen Georg in der Galerie der Uffizi in Florenz.

\*\*\*) Divina Commedia, Inferno, Canto VIII:

„Ed ei mi disse: il foco eterno  
Ch'entro le affoca, le dimostra rosse,  
Come tu vedi in questo basso inferno.“

scheint, weil es in einem späteren Briefe des Bembo erwähnt wird, sowie das Bildniß Baldassare's Castiglione und vielleicht das der Herzogin Elisabeth\*). Was die beiden kleinen, aber wunderschönen Madonnen betrifft, welche er, dem Vasari zufolge, ebenfalls für Guidobaldo machte und von denen dieser sagt, daß sie zu seiner Zeit am Hofe von Urbino existirten, so ist es unbekannt, welche es seien und ob sie noch existiren, wenn man nicht etwa die eine in der kleinen sogenannten orleanischen Madonna vermuthen will, welche jetzt dem Herzog von Numale gehört. Jener Zeit gehört endlich das Bildchen der zwei Grazien an. Ich spreche nicht von der Zeichnung der Akademie in Venedig, welche, sowie die anderen Zeichnungen, vom Pinturicchio ist; ich spreche vom Bilde, welches aus Urbino an das Haus Borghese kam und sich jetzt im Besitz des Lord Dubley befindet. Die griechische Gruppe der drei Grazien, in Rom gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts gefunden, vom Cardinal Francesco Piccolomini nach Siena gebracht und in der Libreria des Domes aufgestellt, hatte einen außerordentlichen Ruf in jener Zeit der Auferstehung der Antike. Rafael copirte sie nicht unmittelbar, sondern er gab ihr, so zu sagen, eine ihm eigene Physiognomie, sehr verschieden von der griechischen. Es wäre interessant, zu untersuchen, warum dieselbe Schönheit verschieden aufgefaßt und dargestellt werden konnte im Zeitalter des Perikles und in dem Leo des Sehten, aber dazu fehlt hier die Zeit. Noch kann man fragen, zu welcher Zeit Rafael diese Gruppe erfand; aber es ist leicht sich zu denken, daß er eine Reise nach Siena gemacht habe um Pinturicchio daselbst zu besuchen, mit welchem er eine so innige Freundschaft geschlossen hatte; es ist außerdem wahrscheinlich, daß diese Reise vor seiner Rückkehr nach Urbino stattgefunden habe, das ist aber ein Umstand von geringer Bedeutung. Das worauf es ankam und was ich mich bemüht habe aufzuklären, ist: daß, obgleich Rafael in Siena gewesen sein mag, er deshalb doch nicht die Skizzen und Cartons für Pinturicchio gemacht und noch weniger Hand an die Fresken der Libreria gelegt hat. Man hat auch oft von einer Reise Rafaels nach Bologna gesprochen und wenn er im Niedersteigen von Urbino die Straße längs des adriatischen Meeres genommen hätte, würde er durchgekommen sein als er nach Florenz ging. Aber er kann auch später von da besonders hin gegangen sein. Gewiß ist, daß er durch Timoteo Viti in Beziehungen zu Francia stand und daß ihm von Ventivoglio ein Bild der Geburt Christi\*\*) aufgetragen wurde; aber wir wissen nicht ob es je ausgeführt wurde; was wir aber gewiß wissen, ist, daß alles dies vor dem Herbst 1506 vorgefallen sein muß, da die Ventivoglio um diese Zeit von Bologna vertrieben wurden. In jedem Fall aber sieht man aus der nachherigen Correspondenz zwischen Rafael und Francia, daß diese beiden schönen Seelen sich auch aus der Ferne liebten und aus dem Text eines Briefes, im September 1508 aus Rom geschrieben, könnte man entnehmen, daß ihre Beziehungen nicht blos schriftlich bestanden, sondern daß sie sich auch persönlich bekannt waren. Denn Rafael schreibt ihm: „Ich erhalte in diesem Augenblick Euer Bildniß, welches Varotto mir bringt, in gutem Zustand und

\*) Gruyer: Raphael peintures de portraits, Paris 1881. Das zweite Bildniß des Castiglione ist von 1516, befindet sich im Louvre oder ist vielleicht ein drittes von 1519.

\*\*) Siehe Malvasia, Felsina Pittrice, Bologna ediz.: 1841 v. 1, p. 47.

unbeschädigt, und danke Euch höchlichst dafür. Es ist wunderschön und so lebendig, daß ich mich zuweilen täusche, indem ich mit Euch zu sein und Eure Worte zu hören glaube.“

Wie es sich aber auch mit diesen zwei Reisen nach Siena und Bologna verhalte, es scheint, daß die Abreise Rafaels von Urbino nach Florenz nicht vor dem Oktober 1504 erfolgt sein kann, denn der Empfehlungsbrief Johanna's ist vom ersten Tage dieses Monats und Jahres datirt. Und was man auch noch von diesem Briefe denken mag, gewiß ist, daß wir vom Anfang des Jahres 1505 unzweifelhafte Beweise der Anwesenheit Rafaels in Florenz haben. Er war damals noch nicht volle zwei und zwanzig Jahre alt. Und hier verlassen wir ihn, denn hier treten wir hinaus in ein so weites Meer, daß das Segel meines bescheidenen Fahrzeugs nicht dafür ausreichen würde. Es genügt mir, wenn ich von der frühesten Jugend und den Lehrern Rafaels einen in etwas neuen und genaueren Bericht habe geben können.

Florenz war zu jener Zeit ein Vereinigungspunkt der trefflichsten Künstler und auf dem Gipfel seines Glanzes. Dem Vasari zufolge, schloß Rafael Freundschaft mit Kudolf Ghirlandajo, mit Aristoteles von S. Gallo und besonders mit einem Bürger, Taddeo Taddei, welcher sehr mit den schönen Wissenschaften vertraut war.

„Er studierte die alten Werke des Masaccio und was er in den Arbeiten des Leonardo und des Michelangelo sah, trieb ihn noch mächtiger an zu studieren und in Folge dessen außerordentliche Fortschritte in der Kunst und seiner Art und Weise zu machen. Er hatte, außer mit den Andern, vertraute Bekanntschaft mit Fra Bartolomeo von S. Marco gemacht, welcher ihm sehr gefiel und dessen Colorit er nachzuahmen strebte, während er wiederum dem guten Bruder die Regeln der Perspektive lehrte, welche dieser bisher noch nicht beobachtet hatte — — und weiterhin: da Rafael sehr wünschte in der Weise des Bruders zu coloriren und ihn hat, ihm die Behandlung der Farben und seine Vereinigung derselben zu zeigen, so war er fortwährend mit diesem zusammen.“

Es war natürlich, daß einerseits das Beispiel dieser Großen zum Antrieb für Rafael wurde, es ihnen gleich zu thun oder sie zu übertreffen und von der andern Seite machte ihn seine empfängliche Natur von Zeit zu Zeit zu deren Nachahmer. So scheint es mir, daß in einigen seiner Gemälde aus den Jahren 1504, 1505 und auch 1506, als er für kurze Zeit nach Perugia und Urbino zurückkehrte, man bei ihm das Verfahren jener Künstler wiederfinden kann, welche sich seiner Phantasie am meisten bemächtigt hatten. Das Bildniß der Maddalena Doni (Galerie Pitti) folgt, so zu sagen, der Spur der Monna Lisa del Giocondo, ungefähr zu derselben Zeit von Leonardo da Vinci gemacht\*); einige Figuren der Abnahme vom Kreuz (Galerie Borghese) erinnern an Michelangelo\*\*) und die Madonna des Balbacin (Galerie Pitti) obwohl nicht vollendet, ist ganz in der Manier des Fra Bartolomeo. Noch auffallender ist der Christus in der Mitte von Heiligen im Himmel, auf einem Fresko des Klosters S. Severo in Perugia, eine

\*) Diese Federzeichnung zu diesem Bildniß ist in den Uffizien.

\*\*) Der Studien zu diesem Werk sind viele, in den Uffizien, in der Universität zu Orford, im Louvre und bei Privatpersonen.

Erinnerung an den, welcher sich im Weltgericht des Fra Bartolomeo in S. Maria Nuova findet, der später von der Mauer losgelöst wurde und jetzt im Hospital aufbewahrt wird. Endlich ist der Einfluß dieses Malers klar auf den Gemälden, von denen Vasari spricht und welche ich nicht besser beschreiben kann als mit dessen Worten: „in derselben Stadt gaben ihm auch die Nonnen von S. Antonio von Padua ein Gemälde zu malen mit unseren lieben Frauen darauf und, wie es jenen einfachen und ehrwürdigen Frauen gefiel, Jesus Christus bekleidet in ihrem Schooß; zu Seiten der Madonna: der hl. Petrus, der hl. Paulus, die hl. Cäcilie und die hl. Catharina, welchen heiligen Jungfrauen er den schönsten und sanftesten Ausdruck der Köpfe und den mannigfaltigsten Kopfschuß (zu jener Zeit noch eine seltene Sache) malte, welche man sehen kann und über diesem Bilde malte er in einem Halbrund einen wunderschönen Gottvater und in der Predella des Altares drei Geschichten mit kleinen Figuren: Christus als er am Delberg betet; als er das Kreuz trägt, wobei sehr schöne Bewegungen der Soldaten, die ihn fortreißen, vorkommen und als er todt im Schooße der Mutter liegt; ein gewiß bewundernswerthes, andachtsvolles Werk, das von jenen Frauen in großer Verehrung gehalten und von allen Malern sehr gelobt wurde.“

Dieses Werk war nach mannigfachen Schicksalen in das bourbonische Museum in Neapel gekommen. Im Jahr 1859 wurde es dort fortgenommen und man weiß nicht, wo es sich gegenwärtig befindet. Das Schicksal der Predella ist seit lange unbekannt. Dieser Periode gehört eine ganze Reihe von Madonnen an, welche das Entzücken der Kunstfreunde und den Glanzpunkt der ersten Gallerien Europa's ausmachen. Wenn es erlaubt wäre, in ihnen Schritt für Schritt der Entwicklung des Künstlers zu folgen, wenn es möglich wäre, sie in dem kurzen Zeitraum von einem oder höchstens zweien Jahren, nach dem Datum ihres Entstehens zu ordnen, so würde ich sie in folgender Weise aufzählen: die sogenannte Madonna del Granduca (Galerie Pitti); sie steht dem Beschauer gerade gegenüber, die Augen in bescheidenster Weise niedergeschlagen, auf den Armen das Christkind, und ist eines der anmuthigsten und frömmsten Bilder, welches sich denken läßt.\*) Die Madonna des Hauses Tempi (Münchener Gallerie); die Jungfrau steht im Profil gesehen und drückt das Kind an sich, indem sie ihr Gesicht liebevoll an das seine drückt.\*\*\*) Die Madonna des Herzogs von Terranuova (Berliner Museum Nr. 147 A). Diese Madonna hält das Christkind auf dem Schooß und der Maler hat außer dem kleinen Johannes noch einen anderen Knaben hinzugefügt, um der Harmonie der Composition willen. Die Madonna degli Ansibei (Schloß Blenheim) wo das dargestellt ist, was nachher gewöhnlich die heilige Conversation genannt wurde. Die Jungfrau auf dem Thron mit dem Kinde, welchem sie lesen lehrt; ihr zur Seite der hl. Johannes und der hl. Nicolaus von Bari.\*\*\*)

\*) In der Gallerie der Uffizien befindet sich die Zeichnung zu der Madonna del Granduca.

\*\*) Die Zeichnung oder besser der Carton zu der Madonna Tempi ist in Montpellier, aber sehr verborben.

\*\*\*) Man las daselbst immer das Datum M. V. V. Jetzt sagt man, daß eine genauere Untersuchung M. V. V. sieben läßt. Doch vermuthet Müntz, daß es jedenfalls 1505 angefangen wurde, als Rafael nach Perugia ging. Die Federzeichnung, nicht beendigt, aber wunderschön, befindet sich in einer Privatsammlung in Frankfurt.



des Lord Cooper (Panshage bei London), steht und das Kind, welches sie mit der linken Hand nahe am Hals hält, küßt die Mutter. Der mehrfach von mir erwähnte Kritiker (Lermolieff) hält diese für die bewunderungswürdigste der Rafaelschen Madonnen. Die Madonna Canigiani (Münchener Gallerie) von welcher ich auch nicht besser berichten könnte als mit den Worten Rasari's: „Unsere Frauen mit dem Jesuskind empfangen lieblosend einen kleinen hl. Johannes, welchen die hl. Elisabeth ihnen bringt, die, während sie ihn mit lebhafter Bereitwilligkeit hält, einen hl. Joseph ansieht, welcher dasteht mit beiden Händen auf einen Stock gestützt und den Kopf zu der Alten hinneigt, als wundere er sich und lobe die Größe Gottes, daß sie, schon so bejahrt, einen so kleinen Sohn habe und Alle scheinen erstaunt zu sehen, wie sinnig in so zartem Alter die beiden Vettern, der eine den Andern verehrend, sich lieblosend. Außerdem scheint jeder Pinselstrich an Köpfen, Händen, Füßen mehr lebendiges Fleisch als wie Farbe zu sein.“ Unglücklicherweise ist dieses Bild völlig von der Zeit und den Restaurationen verdorben.\*) Nach so ausführlicher Beschreibung begnüge ich mich mit dem bloßen Citat. Ferner führe ich noch in dieser Reihe der Madonnen von 1505 und 1506 an: die Madonna del Prato (im Belvedere zu Wien)\*\*) und die Madonna del Cardellino, welche man noch in den Uffizien bewundert.\*\*\*) Von der Madonna des Hauses Colonna (jetzt in Berlin) spreche ich nicht, noch von der der Gallerie Bridgewater, weil sie meiner Ansicht nach einer späteren Zeit angehören.†) Vielleicht könnte man in den ersten Madonnen, welche ich angeführt habe, der des Granduca und des Hauses Tempi, bei sehr genauer Untersuchung einige Spuren von Timoteo Viti finden; die dritte, von Terranuova erinnert an Perugino, ja sie ist sogar nach einer Zeichnung von ihm gemacht. Aber je mehr Rafael vorwärts schreitet, je mehr entfernt er sich von diesen Allen und wird er selbst. Und mit der fortschreitenden Entwicklung des Künstlers verlieren auch die Madonnen den allzu mythischen Character und werden mehr und mehr menschlich mütterlich. Es ist dies, und ich bitte es zu bemerken, der Moment, in welchem die Malerei das Heiligthum verläßt. Es genüge uns, Rafael bis zu diesem Moment begleitet zu haben. Er folgt nunmehr weder dem Timoteo, noch dem Perugino, noch dem Pinturicchio. Die Spuren Leonardo's, Fra Bartolomeo's, Michelangelo's sind völlig verloren. Vielleicht fühlte er später, gegen das Ende seines Lebens, noch einmal den Einfluß dieses letzteren gewaltigen Künstlers, aber unbewußter Weise und beinah gegen seinen Willen; in dem damaligen Zeitpunkt sicher nicht. Er hatte von einem jeden seiner Vorgänger das genommen, was seiner Natur am meisten zusagte und es war ihm in Fleisch und Blut übergegangen; aber er war ein ursprünglicher Künstler und in seiner Art vollkommen. Es fehlte ihm nur ein weiterer Wirkungskreis um seinen ganzen

\*) In der Sammlung Albertina und in der des Herzogs von Amale finden sich Zeichnungen zu dieser Madonna.

\*\*\*) In der Sammlung Albertina giebt es auch Studien zu der Madonna del Prato.

\*\*\*) Die herrliche Zeichnung zu der Madonna del Cardellino ist in der Sammlung der Universität zu Orford.

†) Ich habe auch die von Esterhazy in Pest nicht angeführt, weil sie nicht benützt ist. In der Sammlung der Uffizi ist eine Zeichnung zu dieser Madonna, welche der Zeit angehört von der wir reden.

Werth zu entfalten; ein Wettkampf mit den größten Künstlern seiner Zeit; eine Arena, seines Genius würdig und einzig in der Welt, wie Rom; ein Publikum aus Päpsten, Fürsten, Cardinälen, Gelehrten, Edelleuten bestehend, wie es sich hier aus allen Ländern zusammen fand. Und siehe, das Glück, welches ihm immer gelächelt hat, wollte es, daß er in kurzem nach Rom berufen wurde und hier, durch die Gunst Julius' des Zweiten und Leos des Zehnten, jene Werke vollenden konnte, vor welchen wir in tiefster Bewunderung stehen und deren Ruhm unsterblich ist, so lange der Sinn für Schönheit die Seele der Menschen bewegen wird.

## Aus der Vergangenheit des deutschen Zeitschriftenwesens.

Von

Otto von Leizner.

III.

Journalistische Erzeugnisse während der Franzosenzeit.\*)

Der Zeitraum, in welchem unser Vaterland unter der Herrschaft Napoleons darniederlag, war für die Entwicklung des Zeitschriftenwesens nicht günstig; wo sich irgend ein vaterländischer Gedanke regte, wurde das Mißtrauen wach, und nur die flachen Unterhaltungsblätter gewannen an Verbreitung. Die Tagespresse, selbst wenn sie von deutschführenden Männern geleitet war, mußte die größte Vorsicht walten lassen, oder sich auf die ruhige Wiedergabe jener Thatfachen, beschränken, welche die allgemeine Weltlage betrafen; die inneren Angelegenheiten, so weit sie nicht harmloser Natur waren, konnten frei nicht besprochen werden, denn die französischen Spione, wie die deutschen Anhänger Napoleons, horchten auf jede Stimme der Unzufriedenheit, und der Kaiser selbst konnte keine Rücksicht. Jede Flugschrift, welche gegen den Ungeist auftrat, wurde confiscirt, Verfasser und Verleger wurden verfolgt; der deutsche Buchhandel unterlag den schärfsten Bestimmungen, welche ihren Höhepunkt in der Verfügung fanden, es dürfte kein Werk ausgegeben werden, dessen Titel nicht der Censurbehörde in Paris angezeigt worden sei; für den Inhalt, falls derselbe „gegen das Interesse der französischen Regierung“ gerichtet war, blieb der Verleger persönlich haftbar. So war für die Geister ein Inquisitionsgericht geschaffen, ärger als jenes, welches in Spanien aufgehoben zu haben die Franzosen sich rühmten. Aber dieser Druck war nöthig, um das deutsche Bewußtsein aus seinem Schlummer zu wecken.

Die Zeitschriften, welche hier besprochen werden sollen, umfassen etwa ein Jahrzehnt: von der Gründung des Rheinbundes an bis zum Jahre 1816, wo die „Restauration“ überall siegreich dastand; sie umfassen die Epoche der schmachvollen Unterwerfung der süddeutschen Fürsten, des tiefen Schmerzes der echten Vaterlandsfreunde; des Erwachens deutschen Geistes in Preußen bis zu dem Siege, und denn zu dem Falle aller überschwänglichen Hoffnungen, welcher durch den Wiener Congreß

\*) Der Verfasser hat sich hauptsächlich auf die ganz verschollenen Zeitschriften beschränkt. Die bekannten, wie der „Rheinische Mercur“, die „Feuerbrände“ sind nur kurz erwähnt.

eingeleitet worden ist. Rascher als in irgend einer Epoche der Geschichte wechselten damals die Stimmungen im deutschen Geistesleben.

Am 12. Juli 1806 hatten sich Bayern und Württemberg, Baden u. s. w. vom deutschen Reich unabhängig erklärt und sich als Rheinbund unter den Schutz des Franzosenkaisers gestellt — einige Wochen später (6. Aug.) legte Franz von Oesterreich die deutsche Kaiserkrone nieder. Der Rheinbund war ein Meisterwerk französischer Staatskunst; durch Artikel 35 des Vertrags wurde bestimmt, daß jeder Continentalkrieg, in welchen ein Theil verwickelt werden sollte, den Kriegsfall für alle Mächte bedeute (*deviendra immédiatement commune à tous les autres*). Da aber eben nur Napoleon selbst in Betracht kam, so war das so viel, als daß ihm die Fürsten und Fürstlein ihre Landeskinder (nach Art. 38 63000 Mann) für seine Pläne zur Verfügung stellten. Bezeichnend ist die Note, mit welcher die Gesandten der Rheinbundstaaten im Namen ihrer Herren der Reichsversammlung die Nachricht von dem Austritt anzeigten; dort heißt es nach einer Art von Darlegung, daß Deutschland eigentlich todt und deshalb der Bund nothwendig geworden sei: „Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, dessen Absichten sich stets mit den wahren Interessen Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet.“

Die neue Staatenvereinigung fand ihr „Diplomatisches Archiv“ in: „Der Rheinische Bund.“ Eine Zeitschrift historisch-politisch-statistisch-geographischen Inhalts. Herausgegeben in Gesellschaft sachkundiger Männer von P. A. Winkopp, Hofkammerrath. (Frankfurt a. M. bei J. C. B. Mohr. 1806—1813. 23 Bde.) Für das Studium der Geschichte des Bundes ist diese Zeitschrift geradezu unentbehrlich. Der Inhalt besteht zum größten Theile aus officiellen Actenstücken aus der diplomatischen Küche in Paris und den Veröffentlichungen der Verbündeten, welche man nicht immer ohne Erröthen zu lesen im Stande ist. Das allmälige Anwachsen des Rheinbundes, die staatsrechtliche Unsicherheit, die steigende Abhängigkeit von Napoleon und der Hochmuth desselben spiegeln sich in diesen Blättern scharf und klar wieder; nur sehr selten macht sich, aber auch dann verhüllt, etwas wie deutsches Gefühl geltend, wie in der Angelegenheit der Einführung des „Code Napoléon“. Im 37. Hefte (1809) war ein Aufsatz, wie es scheint von Paris aus „lancirt“, erschienen, welcher an die Mitglieder der in Gießen tagenden Commission gerichtet war, die sich über die Einführung berathen sollte. Der Verfasser beginnt mit einem Loblied auf das Gesetzbuch — „le code Napoléon, cette production precieuse des meilleurs jurisconsultes français, qui porte l'emprunte du Génie de Napoléon“ — dann führt er in mehreren Abschnitten die Forderung aus, das französische Gesetzbuch sammt den darauf begründeten Einrichtungen müsse in vollem Umfange übertragen werden; dazu wäre es auch nöthig, daß französische Rechtsgelehrte an den Verhandlungen theilnahmen. Darauf antwortete aus Höflichkeit in französischer Sprache, ein „Deutscher“ (Heft 40. 1810) und wandte sich gegen das letzte Verlangen. Ja, an einer Stelle, wo er ausführt, daß Gesetze sich dem Geist eines Volkes anschließen müssen, giebt er sogar einem gewissen Stolze auf heimische Eigenart entschiedenen Ausdruck. Im Allgemeinen jedoch hält sich

der Herausgeber an das Thatsächliche; zuweilen, besonders in den letzten Bänden, geschieht es mit einer kühlen Zurückhaltung, welche darauf schließen läßt, daß er weder den gedrückten noch den gedruckten Rheinbund für eine ewige Schöpfung hält.

Ganz und gar von den französischen Machthabern abhängig waren einzelne Blätter, die unmittelbar im fremden Solbe standen, so „Der Telegraph. Ein Journal der neuesten Kriegsbegebenheiten,“ welches ein gewisser Karl Julius Lange nach Jena in Berlin erscheinen ließ (17. Oct. 1806 bis 2. Dec. 1808). Es ist die niederträchtigste Schöpfung, welche ein verkommener Journalist jemals zu Tage gefördert hat. Mitten in der Hauptstadt des zu Boden geworfenen Preußens, sozusagen unter dem Schutz der preussischen Bajonette, verhimmelte Lange den Sieger und sprach jedem patriotischen Gefühl Hohn. Doch die Partei, welche ihn hielt und sein Blatt las, schrumpfte zusammen, je mehr der innere Groll des Volkes wuchs; der Telegraph ging zuletzt aus Mangel an Abonnenten ein; die öffentliche Verachtung machte sich jedoch noch nach Lange's Tod durch bissige Caricaturen Luft.

Zu den vielgelesenen periodischen Erzeugnissen gehörten die bekannten „Feuerbrände“, welche besonders nach der Schlacht von Jena in einer manchmal maßlosen Weise ihren antifranzösischen Standpunkt vertraten und zugleich in herbster Weise Preußen angriffen. Im Gegensatz zu ihnen wurden begründet: die „Lößel-eimer. Herausgegeben von H. v. L—n. Ein Journal in zwanglosen Heften.“\*) Es kamen nur sechs Hefte, 1807—1808, ohne Ortsangabe (Kiel) heraus, in braunen Umschlägen, versehen mit zum Theil allegorischen Bildern und dann mit den Bildnissen Fr. Wilhelm III. und der Königin Louise. Die eine Tendenz wird schon durch das Motto des ersten Heftes offenbar:

„Herrlich spielen sie wahrlich das neue Rom und Karthago;  
Deutschland geht in's Parterre, doch es bezahlt das Stück.“

Die andere verräth der Inhalt: es handelt sich darum, die preussische Arme gegen die vielen Angriffe, welchen sie nach Jena ausgesetzt war, zu vertheidigen und den vaterländischen Geist zu beleben. Mit Stolz werden alle Züge von Tapferkeit und edler Gesinnung, welche in den letzten Jahren vorgekommen waren, erzählt, ohne daß Fehler und Irrthümer deshalb verdeckt wurden; selbst die Schwächen der preussischen, die Vorzüge der feindlichen Kriegsführung werden offen anerkannt. — Ganz merkwürdig grenzen das Weltbürgertum des 18. Jahrhunderts und der erwachende deutsche Gedanke an einander. Im dritten Heft wird gelegentlich eines Aufsatzes „Betrachtungen über die Kriegszucht bei den verschiedenen Völkern“ der Greuelthaten der französischen Revolution gedacht. Und da lautet eine Stelle:

„Alles das Unglück, was wir neuerer Zeit litten, ist erträglicher, als wenn wir Zeugen solcher Unthaten unserer Nation hätten sein müssen. Möge der Himmel unsern Enkeln das Gefühl, den Stolz innerer Würde erhalten, daß sie nicht mit ihren Enkeln zu tauschen wünschen.“

Um solchen Preis entsagt der Deutsche (der die deutsche Muttersprache gern Redende) der Größe, Macht und Einheit seines Staatskörpers, bleibt

\*) Die Zeitschrift ist selten geworden.

ihm und seinen Mitbrüdern nur die Größe, Macht und Einheit seines Herzens, bleibt ihm nur das kosmopolitische Gefühl des edleren Menschen.“

Aber diese Ansicht steht doch vereinzelt; in anderen Aufsätzen wird die Bedeutung der Vaterlandsliebe voll erkannt. So im fünften Heft („Apologie der Teutschen“). Dort wird den Fürsten die schwere Anklage entgegengeschleudert, sie hätten von dem Patriotismus des Volkes niemals Gebrauch gemacht, demselben mißtraut, statt ihn für das Wohl des Vaterlandes zu benützen; die Fürsten hätten die Deutschen nur als Unmündige behandelt, statt deren Kräfte zu edlen Zwecken zu wecken. Eine Untersuchung: „Wie kann die teutsche Nation wieder zu Ehren kommen?“ nennt „Uneinigkeit und Gleichgültigkeit“ als Ursachen des Verfalls und bezeichnet „Einheit und Patriotismus“ als Mittel der Rettung. Hier werden schon Forderungen aufgestellt, welche den Geist einer neuen Zeit athmen: ein größeres Maß politischer Freiheit, Verdienst als alleiniger Rechtstitel zu Ämtern und Würden.

„Wenn die Einsichtsvollsten und Besten regieren, so hat das Volk die größten Vortheile zu erwarten. Das Zweckmäßigste geschieht, das Ungerechte wird unterlassen, das Schädliche wird entfernt. Allgemeines Vertrauen zur Regierung erwacht. Mit dem Zutrauen vergesellschaftet sich Sicherheit. Aus dieser erzeugt sich Selbstständigkeit des Charakters und das lebendigste Ehrgefühl. Der Patriotismus hat nun die kräftigste Nahrung und was vorher kalt und gleichgültig sich betrachtete, das achtet sich jetzt und sieht sich als ein Brudervolk an. Die Freiheit der Personen und die Gleichheit vor dem Gesetze nährt den Enthusiasmus für die Ehre und Selbstständigkeit der Nation und ein so gesinntes Volk scheut weder Gefahren noch den Tod. Es ist unüberwindlich, weil in demselben moralische Triebfedern wirken, welche sein politischer Zustand hervorgerufen hat.“

Bestimmter sprechen sich andere Aufsätze aus, welche thatkräftig auf die Nothwendigkeit hinweisen, die überkommenen Mißstände (Leibeigenschaft, Abelsvorrechte u. s. w.) abzuschaffen, ja ohne Rückhalt ein geregelttes Verfassungsleben fordern: „Preußens Herrscher werden dann erst recht mächtig werden, wenn sie sich auf den Willen des Volkes stützen.“ Die Dogmen der constitutionellen Staatsansicht treten schon hier auf, und Pressfreiheit, verantwortliche Minister und Geschwornengerichte werden verlangt; es wird aber auch auf die Nothwendigkeit der religiösen Vertiefung hingewiesen, und die Erweckung eifernen Pflichtgefühls im Sinne der Anschauungen Kants als unumgänglich bezeichnet. Aller Ruhm in Wissenschaft und Kunst werde werthlos sein, wenn nicht Thaten hinzutreten. Sie nur können die Deutschen davor bewahren, „den Wandlungen der Zeit zu erliegen und als ein Sklavenvolk verachtet“ zu werden.

Man fühlt bei dem Lesen der „Löffheimer“ das Wesen der Zeit, in welcher Scharnhorst, Stein u. s. w. ihre Thätigkeit begannen, Fichte seine Reden hielt und Kant's „kategorischer Imperativ“ Männer und Jünglinge aufrüttelte, Arnolds „Geist der Zeit“ und Jean Pauls „Friedenspredigt“ erschienen sind. Bald sollten sich die ersten Vorboten der „Thaten“ melden.

Dem Geschlechte lag das im Blute, was man mit dem Namen „Romantik“ zu bezeichnen pflegt. Diese brach sich in einer anderen Zeitschrift Bahn, welche

in sieben Heften vom Februar 1810 bis Januar des folgenden Jahres bei Fr. Berthes in Hamburg herauskam, im „Vaterländischen Museum“. In den Reihen der Mitarbeiter begegnete man den Namen des Jean Paul, Claudius, der beiden Stollberge, de la Motte-Fouqués, Heerens, von der Hagen, Fr. Schlegels Reinholds des Kantianers u. s. w.

Aber noch liegen hier die gefährlichen Reime der romantischen Strömung nicht so zu Tage, — ausgenommen in einigen Gedichten und hier und dort in Aufsätzen, welche religiöse Fragen behandeln oder streifen und in Jean Pauls „Nachdämmerungen für Deutschland“ (1. Heft), in welchen sich das Dämmernde so seltsam mit Freisinn verbindet.

Der Hauptton, welcher die ganze Zeitschrift durchklingt, ist jener des Patriotismus, nur hier und da noch durch das Weltbürgerthum gemildert; es zeigt sich das ernste Streben, die Deutschen zum Bewußtsein ihrer Vorzüge wie ihrer Mängel zu bringen. In Hinsicht auf die letzteren ist ein Aufsatz bemerkenswerth: „Ueber das Verderbniß im deutschen Charakter, nachgewiesen am Verfall des nationalen Gewerbefleißes.“

Der Verfasser weist darauf hin, daß die deutsche Industrie die Ehre des Handwerks und die Ehrliebe des Handwerkers verloren habe; er behauptet, ein Vorläufer von Prof. Reuleaux, daß der Deutsche „wohlfeil“ und schlecht arbeite (Heft 1, S. 47):

„Ihr Deutschen arbeitet, um wohlfeil, der Engländer, um gut zu arbeiten; diese erfinden dadurch, gut und wohlfeil zugleich zu sein; Ihr verlernt beides.

Ihr arbeitet auf Schlechtigkeit los in dem, was Ihr macht, und auf Verborgenheit in denen, die es machen.“

Weiterhin heißt es:

„Als die doppelte Ehre des Handwerks für die, welche es trieben, und für die Art, wie es getrieben wurde, verloren gegangen war, kam es dahin, daß man von nichts als von niedrigem Eigennuß wissen konnte und wollte.

Wie die alte deutsche Ehre und Rechtlichkeit bei dem Handwerk, so ging sie auch bei der Handlung verloren und diese versank zu wuchernder Krämerei.“

Kurz und treffend wird ausgeführt, wie durch diese Verhältnisse die Concurrenz entfesselt worden sei und darunter die Sittlichkeit wie der Wohlstand weiter Kreise gelitten hätten. — Man sieht, „es ist schon Alles dagewesen.“

Von besonderem Interesse ist eine Rede von R. D. Hüllmann, welche in der deutschen Gesellschaft in Königsberg gehalten worden ist und den Titel trägt: „Preußen werde Großdeutschland.“ Es ist meines Wissens das erste Mal hier, wo das Wort „Großdeutschland“, wenn auch in anderem Sinne als 1848, gebraucht wird.

Nachdem der Redner auf die Bedeutung hingewiesen hat, welche im Alterthum die griechischen Freistaaten gehabt haben, fährt er fort:

„Ein Land ist eingeschlossen im Herzen von Europa, denkwürdig späten Entlern durch das Räthsel der Erziehung seines Volkes; so gebietend in der zweiten Hälfte der Geschichte, als jene hochberühmten Freistaaten in der ersten; ein Land, immer entzweit mit sich selbst, wie das Meer, aber ein für das Menschengeschlecht wohl-

thätiges Mittelmeer, das die geistigen Erzeugnisse aller Völker aufnimmt, weiter führt, mit gebiegenen Schänen aus eigenem unerschöpflichen Grunde vermehrt. Deutschland ist Mittelpunkt des edelsten Reichthums; am häufigsten sind deutsche Namen groß geschrieben im goldenen Buche der Menschheit. Woher diese Würde des unvergänglichen Deutschlands?"

Nun weist der Redner zurück auf die Kämpfe, welche zuletzt dem Bürgerthum den Sieg brachten und fährt fort:

„In den rauhen Tiefen des Mittelalters liegen die Wurzeln des ewigen Baues der deutschen Größe, da wurden sie genährt vom kräftigsten Saft. Sorgen und Anstrengungen vieler Jahrhunderte bewogen das gehaltvolle deutsche Volk, sich selbst in Anspruch zu nehmen, tiefer und tiefer zu schöpfen aus dem Brunnen der menschlichen Natur. So ward ein Reichthum erworben, der den hochverdienten Deutschen in der Halle der Unsterblichkeit den Platz neben den hochverdienten Griechen und Römern sichert.“

Wie einst in Hellas und Rom aus den Colonien Männer hervorgegangen seien, welche auf das Mutterland erhebend zurückgewirkt haben, in Großgriechenland, in gleicher Weise müsse es in Preußen geschehen:

„Söhne des preussischen Bodens, Nachkommen verdienstvoller Pflanzbürger aus dem verehrten mütterlichen Deutschland, groß ist die Aufgabe und stolz: Preußen werde Großdeutschland!“

Mit einem Ausruf, in männlicher Kraft, nicht entnuthigt durch feige, zweifelnde Schwächlinge, dieser Aufgabe nachzustreben, schließt die Rede.

Den hier ausgesprochenen Gedanken schließen sich vervollständigend jene Aufsätze an, welche die Mittel zur Kräftigung des nationalen Gedankens ins Auge fassen: Heerens „Ueber die Mittel zur Erhaltung der Rationalität besiegtter Völker“; L. v. Stolbergs „Ueber unsere Sprache“ und Hüllmanns „Volk und Sprache müssen Deutschland verewigen.“ In dem letztern heißt es:

„Von unsern Küsten bis an die Berge, die den einzig europäischen Freistaat, eine Insel im stürmischen Meer, enthalten, wohnt ein Volk, vieles Großen empfänglich, bieder und markig, zwar bürgerlich unter sich entfremdet, doch enge verbunden durch ein starkes, ehrwürdiges Band, durch gemeinschaftliche Sprache. Das deutsche Volk werde gestärkt und gehoben, daß es bewahre die alte Würde und Selbständigkeit; die Sprache werde gepflegt mit Sorgfalt und Liebe, daß die großen, in ihr niedergelegten Schätze, das Gesammteigenthum der Deutschen, in jedem Gebränge als Familienmitglieder uns vereint halten, und viele davon auch das Volk an die Zeiten der Blüthe und der Früchte erinnern, es mit Hoffnung und Muth beleben.“

Die Einverleibung Hamburgs in das französische Kaiserthum machte der Zeitschrift ein Ende; am 1. Januar 1811 zeigte Fr. Berthes den Schluß derselben an. Einige Jahre später hat der wackere Mann bekanntlich selbst die Waffen gegen die Unterdrücker ergriffen und seine Vaterlandsliebe bethätigt. Daß überall, wo die Franzosen die Herrschaft hatten, eine scharfe Censur ausgeübt wurde, ist bekannt; für die Tageszeitungen wurden strenge Verfügungen erlassen, manche, wie es in Hamburg geschah, wurden zu officiellen Kundgebungen benützt, wodurch sich auch jedes Eintreten für die vaterländische Sache von selbst verbot. Uebrigens

liebte auch Preußen die Kritik nicht. Zeitschriften, die sich etwas freier gehen ließen, wurden Beschränkungen unterworfen oder verboten, so in Königsberg „Die Geißel“ von J. D. Symanski, welche nur neun Nummern erlebte, (vom 9. Sept. bis 10. Oct. 1812) und von der Censurbehörde wegen einiger bissiger Bemerkungen unterdrückt wurde — was übrigens keinen besonderen Schaden nach sich zog.

Indessen hatte Napoleon den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht, und schwerer als je lastete der Druck auf der deutschen Presse des Nordens. Die Tagesblätter der Rheinbundstaaten durften der wachsenden Unzufriedenheit keinen Ausdruck geben und nur zwischen den Zeilen war manches Mal zu lesen, daß die Stimmung nicht mehr die alte sei — vollkommen frei war die Presse nur im Lobe des Kaisers und ihrer Fürsten. Noch bei Gelegenheit des Zuges nach Rußland und der Feste in Dresden machte sich der Servilismus breit. Aber auch als die Nachricht von dem Gottesgericht nach Deutschland gelangt war, und dann die Reste der Rheinbundtruppen durch Deutschland zogen, ballten sich wohl die Fäuste, aber in der Presse des Südens blieb es still. Aber im Norden drängte die Stimmung immer mehr zur befreienden That, und auch in den Tageszeitungen machte sich der Geist der Tage bemerkbar. Die Entscheidung nahte heran.

Am 13. Oct. 1813 wurde dem Verleger Fr. A. Brockhaus vom Fürsten Schwarzenberg der Befehl der Allirten übermittelt, in einem periodischen Blatte alle von den Verbündeten schon erlassenen und künftigen Berichte zu veröffentlichen. Er kam der Aufforderung nach und so entstanden die „Deutschen Blätter“ (Nr. 1, 14. Oct. 1813 — Nr. 254, 13. April 1815. Leipzig und Altenburg).\*) Wenige Tage vor der „Völkerschlacht“ wurde die erste Nummer ausgegeben, die nächsten erschienen unter dem Eindruck des Sieges, unter dem Eindruck des Jubels, welcher durch ganz Deutschland brauste. Es ist natürlich, daß auch die „Deutschen Blätter“ von der allgemeinen Begeisterung getragen waren. Der Inhalt derselben setzt sich zusammen aus officiellen Kriegsberichten, Proclamationen des Fürsten Schwarzenberg, des Kronprinzen von Schweden, Schilderungen der Schlachten und der gleichzeitigen Ereignisse in andern Ländern; Auszügen aus den französischen Berichten über die Kämpfe bei Leipzig; Vorgänge im Heere und auf den Höfen der Allirten, Handschreiben der Herrscher u. s. w. werden mitgetheilt, dazu kommen noch Rückblicke auf die Ereignisse des Jahres 1813, Briefe aus Paris und manchmal Gebichte oder Epigramme. Gut gedacht ist das Folgende:

Napoleons Allianztractate.

Mit mir gehst Du, das ist an Dich die einzige Forderung,  
Sonst geht über Dich hin mein Dich zermalmenber Weg.

\*) An die Zeitschrift knüpft sich ein in mehreren Quellen vorhandener Irrthum, der von ihnen aus in die Conversationslitera übergegangen ist. Es heißt, daß die „D. Bl.“ Bd. I, Nr. 1—76 in Freiburg erschienen seien, und daß Brockhaus sie dann käuflich erworben und fortgesetzt hätte. Die oben erzählte Veranlassung weist den wirklichen Ursprung des Blattes, wie er aus Nr. 1 vom 14. Oct. 1813 ersichtlich ist, nach. Im Uebrigen verhält sich die Sache so, daß die Freiburger „D. Bl.“ sich mit einer bewunderungswürdigen Unverschämtheit als Fortsetzung des Unternehmens von Brockhaus ankündigten, aber schon nach 76 Nummern eingegangen sind. (Siehe Deutsche Blätter Nr. 158 vom 16. Juli 1814.)



Der Hexameter übertrifft an Kühnheit der Skandirung die gewagtesten, welche Ludwig von Bayern je geschrieben hat.

In Nr. 31 (13. Nov. 1813) erließ die Redaction des Blattes eine Erklärung des Inhalts, die „Deutschen Blätter“ beabsichtigten nicht eine Zeitung zu sein, wie es etwa „in der guten alten Zeit“ der „Hamburger unparteiische Correspondent“ gewesen sei. Ihr Streben sei es, „ein politisches Volksblatt“ in höherem Sinne zu werden. Als besondere Zwecke bezeichnet die Erklärung: Weckung des Gemeinfinns, Darstellung der wichtigsten Begebenheiten der letzten zehn Jahre „nach wahrhaften Quellen — — —“

„Alles endlich, was dazu führen kann, über Deutschlands künftige politische Verfassung im Allgemeinen und im Besonderen gemeinnützige und aufgeklärte Ideen zu verbreiten und fruchtbare Gedanken über die Verbesserung unseres politischen Zustandes zu wecken, soll ein besonderer Gegenstand der „D. Bl.“ sein.“

Von da an wurde der Inhalt der Zeitschrift ein vielseitiger; neben den Kriegsberichten und geschichtlichen Betrachtungen wurde den Anzeigen bedeutender politischer Schriften, Uebersetzungen bezeichnender Stellen aus französischen Zeitungen, Verichten aus England und „Leitartikeln“ eine bedeutende Stellung angewiesen. — Daß trotz der „wahrhaften Quellen“ mancher Irrthum mit unterließ, daß die Urtheile über England und Rußland allzu günstige waren, erklärt sich von selbst.

Man weiß, daß die „Frühlingsahnungen“ nach 1813 und dem neuen endgültigen Sieg über Napoleon bald zu verkümmern begann; ebenso bekannt ist, wie sehr die Frage, was nun mit den einzelnen Staaten und mit ganz Deutschland zu geschehen habe, die Gemüther vor und während des Wiener Congresses beschäftigte. Zeuge dessen sind jene Hunderte von politischen Flugschriften, welche während dieser Zeit erschienen sind — und deren jede etwas Andres wollte. Die „Deutschen Blätter“ spiegeln jene Hoffnungen wieder. Gegenüber denjenigen Stimmen, welche eine Wiederherstellung der alten Landstände forderten, sprachen sie sich entschieden für eine Volksvertretung aus; jene seien niemals etwas Anderes gewesen, als Vertreter selbstsüchtiger Strebungen.

„Das Volk, nicht der Adel hat den Staat gerettet, die Fesseln zerbrochen, der Fürsten Macht und Ehre kräftig wiederhergestellt. Das ganze Volk muß also repräsentirt werden, nicht die abelige Hufe, nicht das geistliche Stift, nicht die städtischen Gemeinheiten allein. Solche Stände thun uns nicht noth, solcher bedarf der Fürst nicht. Möge also nicht von uns mit Recht gesagt werden: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht kommen ist in die Welt und die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht“ (6. Septbr. 1814).

Während die großen Herren in Wien beisammen saßen, stieg der Mißmuth; das Wenige, was in die Oeffentlichkeit drang, genügte, die Hoffnungen zu dämpfen.

Mit dem „Rheinischen Merkur“ von Görres erhoben auch die „Deutschen Blätter“ ihre Stimme (Nr. 195, 11. Oct. 1814). Durch den unwiderstehlichen Druck der Nothwendigkeit seien die deutschen Fürsten endlich geeint worden, aber es lasse sich so an, als werde diese Einigkeit nur so lange dauern wie die drohenden Gefahren.

„Das sieht ganz Deutschland ein; deshalb genügt ihm nicht die jetzige Einigkeit seiner Fürsten, die zufällig ist und heute kommt und morgen geht, auf Einheit des Einen deutschen Reiches sind seine sehnlichsten Wünsche gerichtet, denn nur in dieser liegt die innere und deshalb einzig feste Bürgschaft seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von fremder Willkür und Herrschaft.“

In der Einführung des Constitutionalismus erblickt der Verfasser die einzige Möglichkeit, die Völker, welche so viel gelitten und gebuldet, und zuletzt ihre ganze Kraft eingesetzt haben, zu entschädigen. Durch die letzten Jahrzehnte sei ein Same ausgefät worden — welcher sich nicht mehr ausäten lasse — denn das Volk sei überall zum Bewußtsein seiner Stärke gekommen.

Die Nummer vom 18. Oct. 1814 begrüßte noch mit einer gewissen Ueberschwänglichkeit den versammelten Congress — aber schon am 25. Oct. veröffentlichten die „D. Bl.“ einen kurzen, aber schneidigen Aufsatz: „Zeichen der Zeit“, welcher zwar die Hoffnungen aussprach, mit welcher Deutschland nach Wien blicke, aber zugleich gewisse Thatsachen andeutete, die dem Verfasser als nicht heilbringend erschienen. Was seit den Tagen von Leipzig geschehen sei, sei nicht im Sinne des deutschen Volkes; in der Literatur, in Mode und Sitten sei nichts davon zu sehen, daß man sich vom fränkischen Geiste befreien wolle. Aber auch in den Regierungen biete sich kein erfreuliches Bild.

„Auf der einen Seite sehen wir selbstgefällige Nachahmung fremder Einrichtungen, unflätes Schwanken zwischen dem Alten und Neuen und tödtlichen Stillstand in den Lebenskräften des Staats, auf der andern offenbare Rückschritte zum Schlechten, die Wiederkehr drückender Lehnverhältnisse, Preßzwang, Menschenhandel und was sonst Knechten ziemen mag; überall aber Mißtrauen gegen das Volk, dessen Hebligkeit und Treue sich so glorreich bewährt hat, dessen von neuem verherrlichte Tugenden die einzig sichere Bürgschaft einer besseren Zukunft und der einzige Trost des Menschenfreundes sind; überall glatte Lobspprüche, Worte, den Hochsinn des Volkes anerkennend, Werke, ihn verleugnend, überall tiefes Schweigen über die gerechten, doch bescheidenen Ansprüche der Sieger, während

---

die Besiegten allein und unter dem Schutze der Sieger aus dem blutigen Kampfe in eine gesetzliche Verfassung (die „Charte“) übergegangen sind, welche die Rechte Aller sichert.“

Diesen Klagen gegenüber nimmt es sich fast komisch aus, wenn der Verfasser zuletzt noch vom Congress etwas erwartet. — Die mißmuthige Stimmung nahm gegen Ende 1814 und im Anfang des nächsten Jahres immer zu, — im Leben wie in der Presse; auch in den „D. Bl.“, welche in Prosa und Versen der steigenden Unzufriedenheit Ausdruck gaben. Es seien einige Bruchstücke eines Gedichtes von dem mit Unrecht vergessenen Weßel hier citirt („Wächterruf“ Nr. 251, 3. April 1815).

„Wohl manches hat sich umgewandt  
Zum Heil im lieben deutschen Land.

---

Meint aber nicht, als wäret ihr  
Nun aller Flecken rein und bar,  
Ja Engel flugs geworden gar,

Und alle uns're Sünden schwer  
Mit ihm\*) gezogen über's Meer.

Im Herzen drinnen fürcht' ich sehr  
Da sitzt der Schalk noch wie vorher,  
Manch böser Geist, den wir wähten verbannt,  
Spukt nur in anderer Gestalt im Laub,  
Drum hüte dich, edles deutsches Blut,  
Vor Sicherheit und Uebermuth!

Drum hab mit tausend Augen Wacht  
Und nehm die Zeichen der Zeit in Acht!  
Der Geist der Finsterniß, däucht mir,  
Spinnt wieder im Dunkeln dort und hier;  
Die kurze Dämmerung, so uns gelacht,  
Will wieder verschlingen die alte Nacht,  
Auch möchte wohl der alte Feind  
Auflösen wieder was Gott vereint;  
Das böse Fieber, womit wir kämpfen,  
Scheint, will kein Blutvergießen dämpfen."

Das böse Fieber aber, der Dichter meint Zwietracht und Selbstsucht, war nicht zu dämpfen. Auch dieser Ruf verhallte, und es ging in Erfüllung, was Wegel sah:

— — eine ärgre Knechtschaft droht,  
Als die uns jüngst geplagt zum Tod,  
Dann brähe herein die böse Zeit,  
Davon die Alten prophezeit,  
Die Zeit, da aus der Hölle Schooß  
Der Feind das Licht ward frei und loß."

Wie diese Worte in Nichts vertönten, so auch jene in H. Ludens „Nemesis“ (Weimar, 1814—18) im „Rheinischen Merkur“ von Görre (23. Jan. 1814 bis 10. Jan. 1816).

Einer sehr selten gewordenen Zeitschrift sei noch gedacht, der „Chronik des allgemeinen Wiener Congresses“ (Frankenthal bei Enderes und Hertter, vom 4. Oct. bis 20. Dec. 1814, 24 Nummern). Zuweilen brachte die „Chr.“ Nachrichten, welche zu beweisen scheinen, daß sich ihr ausnahmsweise gute Quellen eröffneten; aber eben so oft tappte sie im Unklaren. Das größte Interesse haben jetzt neben einigen Acten und dem Verzeichniß aller Fremden von Rang, die Beschreibungen des Treibens in Wien, besonders der großen Feste.

Die „Zeichen der Zeit“ mehrten sich auch in der periodischen Literatur. Es entstanden Blätter, deren Herausgeber die Gabe besaßen, genau zu spüren, woher der Wind wehe. Erbärmliche Lumpen, die noch vor 1813 Schleppenträger Napoleons gewesen waren und in französischem Solbe geschrieben hatten, traten wieder an das Licht, so ein gewisser Friedr. Buchholz, der sich als Begründer des „Journal für Deutschland“ (1815) als Patriot geberdete, aber, ein echter Gesinnungs-lakai, für die „Restauration“ kämpfte. Zugleich machte sich auch der religiöse Rückschritt bemerkbar und Deutschtum wurde als unbedingte Rechtgläubigkeit erklärt.

\*) Mit dem verbannten Napoleon.

Was sich als Gegensatz zu der nüchternen Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorbereitet und durch die Revolutionsangst einen neuen Anstoß erhalten hatte, die mystische Religiosität, es trat bald hier, bald dort, im Norden und Süden zu Tage. Jetzt sollte man überall zurück zum Alten, auch wenn es veraltet war. Unter den Kämpfern für diese unklare Religiosität, aber unter den Ueberzeugten, stand auch ein Mann, dessen Frühzeit in das Jünglingsalter unserer Classe fällt: Jung = Stilling. 1795 hatte er eine periodische Schrift begründet: „Der graue Mann“ (Nürnberg, im Verlag der Ram'schen Buchhandlung). Es sind im Ganzen bis 1816 dreißig „Stück“ dieser „Volkschrift“ erschienen, und meistens in der Form des Zwiegesprächs zwischen dem „Grauen Mann“ und andern Personen, auch dem Autor, abgefaßt. Der „Graue Mann“, als dessen eigentlicher Name „Ernst Uriel von Ostheim“ angegeben wird, ist eine halb symbolische, halb allegorische Gestalt, ohne bestimmte Haltung; im Allgemeinen von der gleichen Schwärmerei geleitet, wie Jung selbst es war.

Das 28. Stück wendet sich mit einer Art von Predigt des „Grauen Mannes“ den Zeitereignissen zu. Hier kommt die mystische Weltansicht Jungs in seltsamer Weise zu Worte. Das 30. Stück beschäftigt sich etwas gegenständlicher mit der politischen Lage. Zuerst wendet sich der Verfasser gegen den Nationalhaß und sagt:

„Der Haß gegen die französische Nation geht so weit, daß man ihre Kleidung und ihre Sprache haßt; was aber vorzüglich merkwürdig ist, ihren Leichtsin in der Religion, die Grundsätze, die Voltaire und Consorten ausgebreitet und dadurch die ganze Christenheit vergiftet haben, die haßt man nicht, heißt das nun den deutschen Charakter behaupten?“

Die weitere Beweisführung gipfelt in den Worten:

„Die Wiebergeburt des wahren deutschen Charakters besteht in der Wieberkehr zum alten wahren apostolischen Christenthum, hernach macht sich im Neuhären alles von selbst.“

Diese Anschauung, wenn auch mit andern Worten ausgedrückt, hatte in Deutschland Hunderttausende von Anhängern; sie hat mit dazu beigetragen, die Gleichgültigkeit den staatlichen Fragen gegenüber in weiten Kreisen zu vermehren; sie hat der „heiligen Allianz“ ihr Werk leichter gemacht und oft genug den vaterländischen Gedanken mit schwärmendem Mysticismus zusammengekoppelt.

Die Bundesacte hatte neben andern schönen Dingen auch Pressfreiheit versprochen (§ 18) — aber der Entwurf des Pressegesetzes trat bekanntlich nicht in Kraft. Dafür erhielten wir die Karlsbader Beschlüsse mit ihren verschärften Censurmaßregeln und dann die unter staatlicher Oberaufsicht geschriebenen Blätter; die freisinnigen Zeitungen („Weimarisches Oppositionsblatt“, „Nedar-Zeitung“ u. s. w.) wurden von den besorgten Regierungen, zumeist auf Antrieb der Wiener Staatskanzlei, unterdrückt.

Die Zeit war eine trübe, aber trotzdem segensreich: der deutsche Gedanke mußte sich erst reinigen, mußte erst aus den Tiefen des dämmern den Gefühls in das Licht des Bewußtseins treten, ehe er sein Werk vollenden konnte. Ging ja doch der Wunsch in Erfüllung, welchen einst Königin Louise in einem Briefe an ihren Vater geäußert hatte:

„Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter Namen berühmter Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen, sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt, und endlich sie errungen haben!“

Zu den journalistischen Erzeugnissen dieses Zeitraums müssen auch jene vielen Flugschriften gerechnet werden, welche zumeist ohne Angabe von Ort und Verlag erschienen sind. Wie schon berührt worden ist, waren besonders die zwei Jahre nach der Völkerschlacht reich an derartigen Schriften, weil eben Alles mit-rathen wollte. So wenig wahrhaft geschichtliche Bedeutung die meisten dieser Arbeiten besitzen, so werthvoll sind sie für die Erkenntniß der Stimmungen der Jahre 1814 und 1815. Wie in den angeführten Zeitschriften zeigt sich auch hier die Wandlung des herrschenden Geistes und das frühe Auftreten jener Bestrebungen, welche zur Restauration führten. Als bezeichnend für dieselben können zwei Schriften gelten: „Freimüthige Gedanken über die Wiebergeburt seines Vaterlandes“ vom Fürsten Franz Wilh. zu Salm-Krauthheim (Würzburg 1814) und „Ueber das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfniß einer neuen und innigeren Verbindung der Religion mit der Politik“ von Franz Baader (Nürnberg 1815). Der Fürst fordert die Wiederherstellung sämtlicher Duodezstaaten und einen Kaiser aus dem Hause Habsburg, der Philosoph sieht Rettung nur in der Religion, der Fürst geht so weit, alle Officierstellen mit „deutschen Fürsten, Grafen und Edlen“ zu besetzen, und die wichtigen Posten in Justiz und Verwaltung meist Personen aus dem „Herrenstande“ zuzutheilen — vom „Volke“ ist keine Rede mehr.

## Literarisches.

### Neuere philosophische Schriften.

In dem Februarheft dieser Zeitschrift haben wir die neuen, uns zugegangenen philosophischen Schriften in einem übersichtlichen Resumé zusammengefaßt und in ihrer Bedeutung als Culturfactoren der Gegenwart zu würdigen versucht.

In Anknüpfung hieran lassen wir die seitdem auf diesem Gebiet uns vorliegenden neuen Publicationen hier folgen:

- 1) Die Religionen der Europäischen Culturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer in ihrem geschichtlichen Ursprunge, von Julius Lippert. Berlin, Theodor Hoffmann. 1881.
- 2) Das Wesen des Denkens. Nach Platon von Dr. A. Uphues, Prof. am Gymnasium zu Aarau. Landsberg a./B., Hermann Schönrod. 1881.
- 3) Populäre Darstellung von Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zu ihrem hundertjährigen Jubiläum verfaßt von Albrecht Krause. Lehr. Moritz Schauenburg. 1881.
- 4) Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum derselben herausgegeben von Dr. G. Vaihinger, Privatdocent der Philosophie an der Universität Strassburg. Erster Band, erste Hälfte. Stuttgart. W. Spemann. 1881.
- 5) Die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Hume's und Kant's theoretischer Philosophie, nachgewiesen von Dr. J. Münzer. Jena. G. Frommann. 1871.
- 6) Ueber die Principien der aristotelischen Philosophie und die Bedeutung der Phantasia in derselben von J. Frohschammer, Prof. der Philosophie in München. München. Adolf Rittmann. 1881.

7) Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage. Von W. v. Reichenau. Gekrönte Preisschrift. Köln und Leipzig. Ed. H. Mayer. 1881.

Schon eine curiousche Durchsicht dieser Sammlung ergiebt, daß die Kant'sche Philosophie in derselben eine hervorragende Stellung einnimmt. Das diesjährige Jubiläum der „Kritik der reinen Vernunft“ hat zu dem Studium des Hauptwerkes des Königsberger Denkers um so mehr Veranlassung geboten, als seit der Auflösung der Hegel'schen Schule die Rückkehr zu Kant als ein charakteristischer Zug unserer Diabochen-Zeit hervortritt.

Es sind drei Schriften, welche dem Andenken und der Wiedereinführung Kants gewidmet sind. — In der Uebersetzung, daß die transcendente Logik Kants eine unantastbare Wahrheit enthält, hat A. Krause (Nr. 3) einen für die populäre Einführung bestimmten zusammenhängenden Auszug derselben veröffentlicht. In dem Schlusswort giebt der Editor eine Geschichte der Schicksale des erwähnten Werkes.

Alle Versuche, die transcendente Logik Kants zu verändern, zu erweitern und zu verbessern, haben nach der Ansicht des Lahrer Philosophen in Systeme geführt, von welchen die exacten Wissenschaften keinen Gebrauch machen konnten; alle solche Systeme sind verlassen. Alle Versuche, auf andere Weise die Grundsätze der Wissenschaften abzuleiten, haben weder Erfolg noch Dauer gehabt.

Dieser Apotheose des populären Dolmetschers entspricht die Würdigung, mit welcher der ebenso gelehrte als objective Commentator Dr. Waihinger die „Kritik der reinen Vernunft“ (Nr. 4) als ein Geisteswerk bezeichnet, dem an Größe der Auffassung, an Schärfe des Denkens, an Gewicht der Ideen und an Gewalt der Sprache nur wenige, an nachhaltiger Wirksamkeit, weitreichendem Einfluß und Reichthum von Anregungen wohl keines gleichgestellt werden kann. Dieses Werk — fährt er fort — ist nicht bloß vom allgemein kulturhistorischen und philosophisch-geschichtlichen Gesichtspunkt von größter Wichtigkeit, es ist auch ein Werk von eminent actuellem Bedeutung. Wer die Entwicklung der modernen Menschheit verstehen will, darf ebensowenig an Kant vorbeigehen, als derjenige, der in die Probleme der zeitgenössischen Philosophie einen richtigen Einblick gewinnen will.

Von diesem Standpunkte aus war der Commentator bestrebt, den Ansprüchen der verschiedenartigen Leser der K. d. r. V., den Laien und Fachmännern, den Schülern und Meistern gerecht zu werden. Er hat deshalb durch methodische Ausnützung sämtlicher Interpretationsbehelfe, durch encyclopädische Zusammenfassung und kritische Sichtung der bisherigen Literatur sich bemüht, das Factum aus der Summe der Kantforschung zu ziehen und damit zugleich den weiteren Untersuchungen neue Impulse zu geben.

Wenn die vorliegende erste Lieferung nur den

Commentar zum Titel, Motto, Widmung sowie zur Vorrede A und zur Einleitung A und B der K. d. r. V. umfaßt, so möge es dem Commentator vergodnt sein, sein ebenso mühe- als verdienstvolles Unternehmen aus dem begonnenen Wege exacter Erregese und historischer Interpretation in gleich erschöpfender Weise zu Ende zu führen.

Eine Specialfrage der Kant'schen Philosophie behandelt die oben (Nr. 5) angeführte Schrift des Dr. J. Mainzer über die kritische Epoche der Lehre von der Einbildungskraft. Diese historische Untersuchung schließt sich polemisch an die Monographie J. Frohschammers über die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kants und Spinozas.

Der aus den Zeiten des letzten vaticanischen Concils auch in weiteren Kreisen bekannte Münchener Professor hat sich die Aufgabe gestellt, die Phantastie als das eigentliche Grundprincip alles Bildens und Wirkens in Natur und Geschichte, sowie als Erkenntniß- und Erklärungsprincip geltend zu machen.

Es ist dies in dem 1870 erschienenen Werk: „Die Phantastie als Grundprincip des Weltprocesses“ geschehen. Wie derselbe zuerst 1879 in der oben genannten Schrift seine Stellung zu Kant und Spinoza darlegt, so hat er in der unter Nr. 6 ausgeführten Schrift das Verhältniß erörtert, in welchem die Aristotelischen Principien zur Phantastie als Grundprincip des Weltprocesses stehen. Er kommt zu dem Resultat, daß jedes Aristotelische Princip ein Moment enthält, das sein Wesen und Wirken dem Wesen und Wirken der Phantastie ähnlich macht, und daß durch diese der Phantastieähnlichkeit ähnlichen Momente eine gewisse Einheit in die Principienlehre des Aristoteles gebracht werden konnte.

Während die bisher besprochenen Schriften von Krause, Waihinger und Mainzer dem Andenken und Studium Kants ausdrücklich gewidmet sind, bildet in der Geschichte der monistischen Philosophie von Reichenbach (Nr. 7) dessen Erkenntnißlehre den Angelpunkt der philosophischen Fortbewegung von Spinoza bis Geiger, Noiré und Mar Müller.

Mitten in dem Wirral theils unklarer, theils vortrefflicher Ideen — sagt derselbe — trat mit Gigantenschritt J. Kant auf und gebot Schweigen. Bevor man nicht weiß, wie und was zur Erkenntniß gemacht werden kann, hat alle Arbeit in philosophischen Dingen zu ruhen. Nachdem diese vorab nothwendigste und wichtigste Aufgabe gelöst worden, können die Pfade der Möglichkeiten, jetzt aber mit sicherem Tritte (?) wieder gewandelt werden.“

Wer ist denn auf diesen Pfaden der Möglichkeiten der Führer mit dem sichersten Tritt?

Sehen wir, wie W. v. Reichenbach sich selbst charakterisirt.

„Die moderne Naturforschung ringt gewaltig nach einer philosophischen Abrundung oder Durchgeistigung. . . So rang auch der Verfasser nach einem Systeme, in dem sein Denken Beruhigung finden würde. Er folgte dabei unbewußt der großen Entwicklungsbahn der

Menschheit; vom streng religiösen Standpunkt ging er allmählig zum schroffsten, geistablen- nenden Materialismus über. Es waren die ersten Schriften Noirés, welche ihn die Einseitigkeit dieser Lehre erkennen ließen und zu einem philosophischen Studium anregten. Die herrlichen (!) Reime einer neuen, nochmals vollendetern, auf Kants Kritik der reinen Vernunft und auf der Entwicklungstheorie fußenden Weltanschauung, welche er bei Darwin und Hädel gefunden, traf er entwickelt zur Frucht in den Werken aus dem Gebiet des Monismus an."

Es ist nach diesem Selbstbekenntniß erklärlich, daß ein so begeisterter Schüler Darwins und Hädels an die Lösung der Preisfrage ging, welche die naturwissenschaftliche Zeitschrift „Gala“ in Betreff einer Geschichte der monistischen Philosophie im Jahre 1877 gestellt hat. Ebenso begreiflich, daß dieselbe von der Redaction mit dem ausgezeichneten Preise getönt worden. Der Verfasser bestimmt selbst sein Werk als eine „Gabe für Naturforscher“, und hat deshalb die auf allen Universitäten gelehrt ältere Philosophie weit minder berücksichtigt, als die allerneueste, seit dem Siege (?) der Entwicklungstheorie erschienene."

„Weit minder, — d. h. garnicht. Da die Preisfrage ausdrücklich die Prüfung der Frage verlangt, ob der Monismus (der Materie) geeignet ist an Stelle der bisher vorherrschenden Systeme die Weltanschauung der Zukunft zu werden, so mußte doch die Prüfung der letzteren stattfinden, und dem Monismus der Materie gegenüber wenigstens der Hegelsche Monismus des Gedankens erwähnt werden. Uebrigens wird dem Herrn Reichensbach am Schluß seiner Hymnologie selbst vor seinem Princip bange.

„Ob aber der Monismus — fragt er Seite 347 — mehr als andere Erkenntnisformen fähig sei, den nagenden Welt Schmerz zu beseitigen, können wir es bejahen?“ Die Antwort lautet:

„In ethischer Beziehung stimmt der Monismus (à la Hädel) mit dem Pantheismus der Indier und mit der Lehre Jesu Christi (!) überein.“

Von der ethisch-religiösen Schädelsstätte dieser neuesten Religionsstiftung begeben wir uns an der Hand J. Lipperts in die Urzeiten der europäischen Religionsformen.

In dem oben (Nr. 1) angeführten Werke hat derselbe den Versuch gemacht, den von ihm sogenannten „Seelencult“ als die Grundlage und den Ausgang der slavischen, germanischen, griechischen und römischen Religion nachzuweisen. In einer früher erschienenen ethnologischen Studie hat er dasselbe Thema in Betreff der althebräischen Religion behandelt. Der Autor geht davon aus, daß sich die erste religiöse Empfindung der Naturvölker an die Lostrennung und Scheidung der Seele vom Körper — den Tod — knüpft. Die Erinnerung an die geliebten Toten wurde sodann zur Verehrung der Seele, zum Seelencult. Aus der Verehrung der Seelen der Eltern entstand in weiterer Aus-

bildung der Cultus der Ahnen, der Heroen, der Götter, bei den Hebräern der einen Gottes, der aller anderen Götterwesen Macht und Eristenz allmählig in sich aufnahm. Daß die Religionsvorstellungen auf einer weiteren Stufe im kosmogonischen System zum Ausbruch kamen, will der Verfasser nicht bestreiten. Mag der Urnensch — sagt derselbe — seine kosmogonische und kosmogonische Speculation bei welchen Objecten immer zwischen Himmel und Erde angefangen haben, so setzt dieselbe doch immer schon eine Beobachtung voraus, die erst bei einiger Lebensfürsorge so weit über das Allernächste sich hinaus erstrecken konnte. Es bleibt daher immer die Frage, welche Objecte zu einem noch früheren Speculationsgedanken den Anstoß gaben?

Es handelt sich daher in der Hauptsache hier um das Prius des Seelencults zu der von den bisherigen mythologischen Systemen vertretenen Verehrung der Naturkräfte und Naturgewalten. Das Endresultat in dieser Controverse müssen wir billig der Discussion der Fachgelehrten um so mehr überlassen, als dieselben über die verschiedenen Stadien des religiösen Lebens der Naturvölker unter sich noch nicht einig sind. de Brosse in dem Culte des Dieux fétiches nimmt eine Reihenfolge von 13 Generationen nach dem Pflanzen-, Himmelskörper-, Seelen- und Menschen-Cultus an, während Sir J. Lubbock in der „Entstehung der Civilisation“ (1877) dieselben auf 4 Stufen: Atheismus, Fetichismus, Naturdienst und Iddation reducirt.

Von dieser Principialfrage abgesehen, ist der Ernst und die Gewissenhaftigkeit anzuerkennen, welche den Entdecker des Seelencults in seinen Forschungen zu einer Reihe neuer und interessanter Resultate über den Ahnen- und Heroen-Cultus geführt haben. Sollte es daher auch nicht gelingen, die Grundlage der bisherigen mythologischen Systeme umzustoßen, so wird jedenfalls eine genauere und stärker hervortretende Prüfung und Würdigung der auf den Seelencult bezüglichen Religions-Vorstellungen den positiven Gewinn der Lippertschen Specialforschung bilden.

Die J. Lippert in der Mythologie die Herrschaft der Naturgewalten stützen will, so der Professor Upphues die Omnipotenz der modernen Naturforschung. Dort ist der „Seelencult“ hier der „Sprachbau“ bestimmt und berufen, die Räthsel der menschlichen Gefühls- und Gedankenwelt zu lösen und das Geheimniß der Verbindung von Natur und Geist aufzuschließen. — Es ist die fortschreitende Naturerkenntnis, welche nach der von Karau nach Landsberg a.W. gewanderten Schrift über „Das Wesen des Denkens“ (Nr. 2) die Stellung des Sprachunterrichts in den Schulen bedroht, um die Grundlage der gedanklichen Durchbildung zu werden. Die Sprachwissenschaft unserer Tage nenne sich selbst eine naturwissenschaftliche Disciplin und nähere sich der naturwissenschaftlichen Methode. Aber mit Unrecht. Die Grundlage der gedanklichen Durchbildung müsse die Wissenschaft des Sprachbaues

um so mehr bleiben, als sich in letzterer auch für die Ergebnisse der Naturwissenschaft die Norm des Verständnisses und der Haltbarkeit darbietet.

Der Karauer Professor will demnach das Wesen des Denkens als dem Sprachbau herleiten und denselben als die Norm der Philosophie erweisen. Sein Gewährsmann ist Plato, aus dessen Sophistes er nicht bloß den Grundgedanken seiner Arbeit, sondern auch die entscheidenden Folgerungen entnommen hat.

Bereits in den 1874—76 erschienenen Schriften über die Reform und Kritik des Erkenntnis hat der Autor seiner Angabe nach seine Stellung zu den philosophischen Richtungen der Gegenwart bestimmt bezeichnet. Da die vorliegende Schrift nur „den Abschluß der in den früheren — uns unbekanntem — Schriften enthaltenen Gedankentriebe bildet,“ so wird sich ein abschließendes Urtheil nicht fällen lassen. Soviel ist jedoch klar, daß es sich hier um den uralten Gegenatz von Idealismus und Realismus handelt, der sich in unseren Tagen zu der practischen Frage von Gymnasial- und Realbildung suspißt.

Ob diese Verbesserung durch „die Saphbildung der Sprache, welche uns einen Ausblick in die wahre Welt der Wirklichkeit eröffnet“, herbeigeführt werden kann, erscheint allerdings mehr als zweifelhaft. Jedenfalls aber enthalten die in Rede stehenden Untersuchungen ein aus innerer Ueberzeugung hervorgegangenes thatsächliches Manifest „gegen die alles beherrschende Naturwissenschaft“ und bildet von diesem Gesichtspunkt aus ein charakteristisches Merkmal in dem philosophischen Gesamtleben der Gegenwart.

**Die freie Gesellschaft.** Versuch einer Schlichtung des Streites zwischen Individualismus und Socialismus. Von **Franz Stöpel**. Chemnitz 1881. Verlag von Ernst Schmeißner.

Weber die Dogmen eines national-öconomischen Systems noch die Paragrafen eines neuen, noch so idealen Contrat-Social vermögen ein Universalheilmittel für die sociale Schäden und Leiden der Völker darzubieten und das Reich des allgemeinen Wohls herzustellen. Die Dogmen und Paragrafen, ihrer Natur nach stets einseitig, decken sich nie vollständig mit den vorhandenen Thatfachen und den jedesmaligen Zuständen der Gesellschaft, sie bilden nur den Rahmen und das Schema, welches auszufüllen und in Fleisch und Blut zu verwandeln die Völker berufen und bestimmt sind. Die idealen Forderungen der Theorie und der Gesetzbücher finden aber in den Interessen, den Leidenschaften, den egoistischen Trieben und Eigenschaften der Individuen, der verschiedenen Klassen und der Gesamtheit der Völker selbst Widerstoß und Widerstand.

So entsteht der nie endende Kampf zwischen Theorie und Praxis, Ideal und Wirklichkeit. Deshalb ist von dem Standpunkte und mit den Mitteln der Theorie allein das sociale Problem

nicht zu lösen. Eine ihrer Aufgabe bewusste Forschung wird sich darauf beschränken, denjenigen Bahnen zu folgen, welche die intuitive Regierungskunst König Heinrich's IV. mit Glück und Erfolg für das Wohl und Gedeihen Frankreichs eingeschlagen hat. Ackerbau, Gewerbe und Handel blühen unter seiner Leitung fröhlich auf; die weise und umsichtige Finanzverwaltung des Herzogs von Sully füllte die Staatskassen ohne Klagen über Steuerdruck. Die Praxis, welche der König befolgte, richtete sich zunächst auf die individuelle Erforschung und Erkenntniß der vorhandenen wirtschaftlichen Zustände, und von dieser Grundlage aus auf die Hebung der Factoren des Volkswohlstandes. Es ist die durch den Nestor der heutigen Rational-Öconomie entwickelte historische Methode, welche allein vermag, den verschiedenen wirtschaftlichen Entwicklungsstufen und Zuständen gerecht zu werden und die einzelnen socialen Schäden und Leiden durch die dem Gesamtorganismus des Volkes und Staates entsprechenden Heilmittel zu beseitigen oder doch wenigstens zu lindern. Denn von der einen Ueberzeugung wird man stets ausgehen müssen, daß die wirtschaftlichen Zustände nur ein Glied in dem Gesamtleben der Nation bilden und nur im Zusammenhang mit dem jedesmaligen Stande ihrer geistigen Bildung und Gesittung gemüßigt, abgeschätzt und fortentwickelt werden können. Wenn man von diesem Standpunkte aus die Schrift F. Stöpel's über die „Organisation der freien Gesellschaft“ betrachtet, so wird man dem Versuch einer Schlichtung des zwischen Individualismus und Socialismus entstandenen Streites principiell zustimmen müssen. Zwischen der Omnipotenz der einzelnen Staatsbürger und der unfehlbaren Allmacht des Staatsorganen, zwischen diesen beiden Extremen, auf dem Boden und nach dem Maß der gegebenen Verhältnisse eine ausgleichende Vermittelung zu finden, erscheint allerdings als der Beruf wirtschaftlicher Staatskunst. Auf welchen Wegen der Reformator die Vereinigung dieser Gegensätze herbeiführen will, möge in der interessanten Schrift selbst nachgesehen werden.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts. Nr. 5: **Jurist und Dichter.** Versuch einer Studie über Jherings „Kampf um's Recht“ und Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. Ein Vortrag von **A. Pfiescher**, Landgerichts-Präsident. Dessau. Emil Barth, Sep.-Cto. 1881.

Das Thema des Präsidial-Vortrages giebt der Titel genügend an. Es ist ein Urtheil zweiter Instanz, welches der Herr Landgerichts-Präsident in dem Proceß Jhering gegen Shakespeare in causa des Kaufmanns von Venedig zu Ungunsten des Juristen und zu Gunsten des Dichters fällt. Der berühmte Erfinder des „Kampfes um das Recht“ erblüht in dem Bucherer Shylock, welcher das Leben des königlichen Kaufmanns bedroht, weil er ohne Zinsen



Geld leiht, den Vertreter der Rechtsidee und die Verförperung des Gesetzes Benedigo. Letzteres scheint ihm in jener Beurtheilung zusammenzubrecken. Mit Interesse wird man den juristischen Deductionen des Präsidenten folgen; die Rechtsirrhümer und Scheinewände des Professors werden einer nach dem andern aufgedeckt, so daß in der Niederlage des jüdischen Wucherers nicht der tragische Fall eines Helden zu betrauern, sondern die Befiegung der List durch größere List mit Genugthuung zu belächeln bleibt. Nicht als „Tragödie“ vielmehr als „Komödie“ bezeichnet der Dichter sein Stück; die aufregenden Gerichtsszenen werden durch den letzten Act voll übermüthiger Laune und anmuthigen Liebesspiels beschloffen.

Die Commentatoren Shakespeares, sowie die Darsteller Shylocks würden wohlthun, von diesem Vortrag genaue Kenntniß zu nehmen.

**Pietro Aretino und italienische Charakterköpfe.** Von Siegfried Samosch. Berlin. B. Behr.

Das vorliegende Buch enthält die literarischen Porträts von Pietro Aretino, Carlo Goldoni, Vittorio Alfieri, Pietro Cosca und Giosuè Carducci, vortrefflich gezeichnet und in ihrem geistigen Ausdruck von einer Lebenswahrheit, wie sie nur liebe- und verständnißvollste Versenken in ihre Eigenart erzielen kann. Samosch erweist sich auch hier als ebenso scharfsinniger Kritiker wie sein empfindender Interpret poetischer Schöpfungen, und versteht es auf's Glücklichsche herauszuarbeiten, wie in den Werken der behandelten Autoren neben den Eigenthümlichkeiten der dichterischen Individualität die charakteristischen Züge des italienischen Geistes zu Tage treten. Indem er aus den verschiedenen Perioden der modernen italienischen Literatur die markantesten Erscheinungen heraushebt und sie in ihrem Einfluß auf die Gesellschaft und die Geistesrichtung ihrer Zeit wie in ihrer Beeinflussung durch dieselbe scharf und erschöpfend schildert, bietet er uns ein Bild der Entwicklung des italienischen Geistes in seinen hervorragenden Gipfelpunkten. Sein Buch ist ein schätzenswerther Beitrag zur Kulturgeschichte Italiens, so weit sich dieselbe in den Werken der Dichter widerspiegelt. H—r.

**Der Stadtschreiber von Liegnitz.** Historischer Roman von Ludwig Habicht. 2. Aufl. Breslau. Tremendt.

Der vortreffliche Roman hat sechzehn Jahre auf das Erscheinen seiner zweiten Auflage warten müssen. Das ist um so merkwürdiger, als gemächtig der historische Roman der Liebhaber der Mode ist und stets glänzende äußere Erfolge erzielt, wenn er in fremdartigem Gewande vor das Publikum tritt. Sowie er auf den Boden des Vaterlandes verlegt wird, steht ihm jedoch das Publikum fremd gegenüber, und vielleicht machen nur Alexis' Romane hiervon eine Ausnahme. Wir begrüßen das Wiedererscheinen des „Stadt-

schreibers von Liegnitz“ deshalb mit aufrichtiger Freude, und um so mehr, als der Dichter das 15. Jahrhundert in der That in einer Weise zu schildern verstanden hat, daß wir wahrhaft historische Luft athmen und uns nicht auf einem Kostümball zu befinden glauben. Auf dem Boden ihrer Zeit erwachsen Habichts Gestalten als echteste Kinder derselben, ihr Handeln und Empfinden steht unter dem Einfluß der historischen und culturellen Verhältnisse ihrer Periode, aber überall hebt der Autor das rein Menschliche in ihnen hervor, vermöge dessen er sie unferen Herzen nahe bringt. Da die Fabel vielverschlungen und spannend ist, steht einer weiten Verbreitung des Werkes auch bei dem mehr nach stofflichem Interesse suchenden Publikum nichts im Wege. Die Conflictte, welche den Roman bewegen: Kleinstaaterei, dynastische Kabinettpolitik, Hassenregiment im Kampfe mit dem nach freier Entwicklung seiner Kräfte ringenden Bürgerthum, haben auch heute ihr actuelles Interesse noch nicht verloren. — Im gleichen Verlage erschien ferner: **Schloß Henslein**, Roman von Bertha Fühles, 2 Theile in einem Bande. Der befreundliche Anfang dieses Werkes führt uns über Hals und Kopf in die Irzgeräthe der Romantik, aber wir entwinden uns bald an dem Ariadnefaden der gewandt componirten Erzählung dem unerfreulichen Wirrwarr von Schicksalsringen und Janberspiegeln, um in der freien Luft der Neuzeit aufzuathmen, welche an die Stelle einer willens- und kräftigen Gefühlsmuselei die zielbewußte Arbeit für das Allgemeinwohl setzt und hierin den Lebenszweck des Individuums findet. — Ebenfalls bei Eduard Tremendt erschien schließlich: **Ein Priester**. Historie in sechs Gefängnissen von Gerhard von Amhutor. Der Autor hat gelegentlich das Bedürfnis, sich, sei es aus Originalitätssucht, sei es aus innerem Drange, in Opposition gegen allgemein recipirte moderne Anschauungen zu setzen, und ist damit nicht immer glücklich gewesen. Woll und ganz können wir ihm jedoch beistimmen, wenn er, wie im vorliegenden Gedichte, als treuer Mitarbeiter an einer vernünftigen Fortentwicklung der Menschheit sein bedeutendes Talent in den Dienst des Humanitätsideals stellt. Das that er in seiner beherzigenswerthen Broschüre: „Eine moderne Abendgesellschaft“, das thut er in diesem „Priester“, worin er ein Problem erörtert, das die katholische und damit einen großen Theil der modernen Culturwelt mächtig bewegt; die Frage der Priesterethik und des Weichtheimnisses. Die Art, wie er in der Seele seines Priesters die schmerzlichen Conflictte zwischen Liebe und Selbsterhaltungstrieb und zwischen der Pflicht des Geistlichen zum Austrag bringt, stellt sich als eine bedeutende dichterische und psychologische Leistung dar, und seinen humanitären Zweck erreicht der Verfasser ebenfalls, da wir mit der Ueberszeugung von seinem Werke scheiden, daß die hier geschilderten Zustände in ihren Konsequenzen gramfam, un-menschlich, unhaltbar sind. Wir empfehlen die Dichtung der Aufmerksamkeit unserer Leser. H—r.

**Deutsche Irene.** Historische Erzählung von **Eduard Jost.** Stuttgart. Richter & Kappler.

In vorstehender Erzählung erhalten wir einen Einblick in die Verhältnisse der ehemals freien Reichsstadt Landau, wie sie sich in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gestalteten, nachdem die Stadt durch die französische Armee besetzt worden war. Die durch die vielen Kriege jener Zeit herbeigeführten Wechselfälle, durch welche die Stadt bald in französischen Händen, bald in denen des deutschen Kaisers war, ihre frühere Selbständigkeit aber nie wieder dauernd erlangte, sind anschaulich geschildert; namentlich die Vergewaltigung und der systematische Ruin, welcher unter französischer Herrschaft herbeigeführt wurde. Gleichzeitig erhalten wir einen Einblick in das damals beliebte Verfahren der französischen Heerführer, welches sie andern Städten der Pfalz gegenüber beobachteten und diesen blühenden Landestheil dermaßen ruinirten, daß es bis zur Gegenwart, also nach 200 Jahren, kaum möglich gewesen ist, die erlittenen Schäden vollständig wieder zu ersetzen. Noch heute sind die zahlreichen Ruinen lebende Zeugen ehemaliger Größe und Pracht. Der Roman selbst ist fließend und gewandt geschrieben, die Handlung ist spannend und die geschichtlichen Ereignisse sind mit großem Geschick in dieselbe verflochten. —e.

**Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Herausgegeben von Dr. W. Konec. Berlin. Verlag von Dietrich Reimer. 1881.

Das letztersehene dritte Heft des sechzehnten Bandes der vorgenannten Zeitschrift enthält zunächst einen Aufsatz des Dr. Salsfeld über die Hochmoore auf dem früheren Weser-Delta, sodann einen Geschichts-Beitrag zu der Entstehung der deutschen Gemeinden im Monte-Rosa-Gebiete und Ossolathale von Prof. H. Breslau; ferner eine lebhafteste Skizze des inner-magassischen Frühlings von J. M. Hildebrandt, eine Berichtigung der südamerikanischen Karten von G. Niederlein und endlich eine Schilderung der Gletscher- und Eiszeiten von Dr. Alex. v. Wocikof. Die Nr. 4 und 5 der Verhandlungen dieser Gesellschaft, Band VIII, bringen, die erstere den Vortrag des Afrikareisenden Dr. Lenz über seine letzte Reise in Westafrika, sowie noch drei Vorträge über die Maoris auf Neu-Seeland von Dr. Beheim-Schwarzbach, über Eisbildungen von Prof. Schwalbe und über die Süd-Karpathen von Dr. Paul Lehmann, die letztere den Vortrag des Dr. v. Frisch über Erdbeben mit geographischen Notizen. Die Aufsätze sind theilweis sehr interessant auch für Nichtfach-geographen. —e

**Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält.**

Boernstein, H. 75 Jahre in der alten und neuen Welt. 2 Bde. Leipzig. Otto Wiegand.  
 Friedrich, Georg. Entwürfe für deutsche Aufsätze. München. G. Friedrich.  
 Haype, Dr. Ludwig. Zwei Vorträge über Gesundheitspflege. Görlitz und zu Puttitz. Braunschweig.  
 Hise, Franz. Kapital, Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft. Paderborn. J. W. Schroeder.  
 Illustriertes Allgemeines Familienspielbuch. Leipzig. Otto Spamer.  
 Kaltbrunner, E. Der Beobachter. Zürich. J. Wurster & Co.

Kreiß, F. Theophilosophie. Berlin. H. Th. Wrofe.  
 Lazarus, Prof. Dr. M. Erziehung und Geschichte. Breslau. Schottländer.  
 Ludewig, J. Geist und Stoff. Merlohn. Biederer.  
 Mümelin, Adolf. Häusliche und öffentliche Erziehung. Emil Barth. Dessau.  
 Schmidt, Maximilian. Johannisnacht. Dorfgeschichte. Stuttgart. Carl Krabe.  
 Werther, Berner, Dr. Pädagogisches Literaturblatt. Jahrg. III, Heft 1. Berlin. Wohlgemuth.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck von **E. H. Schulze** in Gräfenhainichen.  
 Verantwortlicher Redacteur: **Dr. G. Janke** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

## Anleitung

zum

**Lesen, Ergänzen und Datiren**  
römischer Inschriften  
mit besonderer Berücksichtigung der Kaiserzeit  
und der Rheinlande

von  
**Carl Bone.**

Mit einer lithographirten Tafel.  
Preis gebunden M. 1.50.

Das

## Plateau von Ferschweiler

bei Echternach,  
seine Befestigung durch die Wikinger Burg  
und die Niederburg  
und seine nichttrömischen und römischen  
Alterthumsreste.

Mit 3 Tafeln

von

**Dr. Carl Bone.**

Herausgegeben

von der

Gesellschaft für nützliche Forschungen.

Preis M. 1.20.

## Beiträge zu einer Seelenlehre

vom ethnographischen Standpunkte aus

von

Director **Dr. Dronke.**

Preis M. 0.80.

## Hesperien.

Zur Lösung des religiös-geschichtlichen Problems  
der alten Welt

von

**Dr. J. Bormsall.**

Preis M. 3.

## Richard von Greiffenclau

zu Volkraths

Erzbischof und Kurfürst von Trier  
1511—1531.

Ein Beitrag zur Specialgeschichte der  
Rheinlande

von

**Dr. Jul. Wegeler.**

Mit einer Tafel.

Preis M. 1.50.

## Einband-Decken zur „Deutschen Revue“.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

### Unsern verehrlichen Abonnenten

theilen wir hierdurch mit, das wir zum Einbinden der „Deutschen Revue“ auf das  
Eleganteste ausgeführt

## Einband-Decken

in englischer brauner Leinwand mit reicher Goldpressung haben anfertigen lassen, welche  
zum Preise von **1 Mark** pro Quartal-Band durch jede Buchhandlung bezogen werden  
können.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke in Berlin,

11. Anhalt-Strasse.

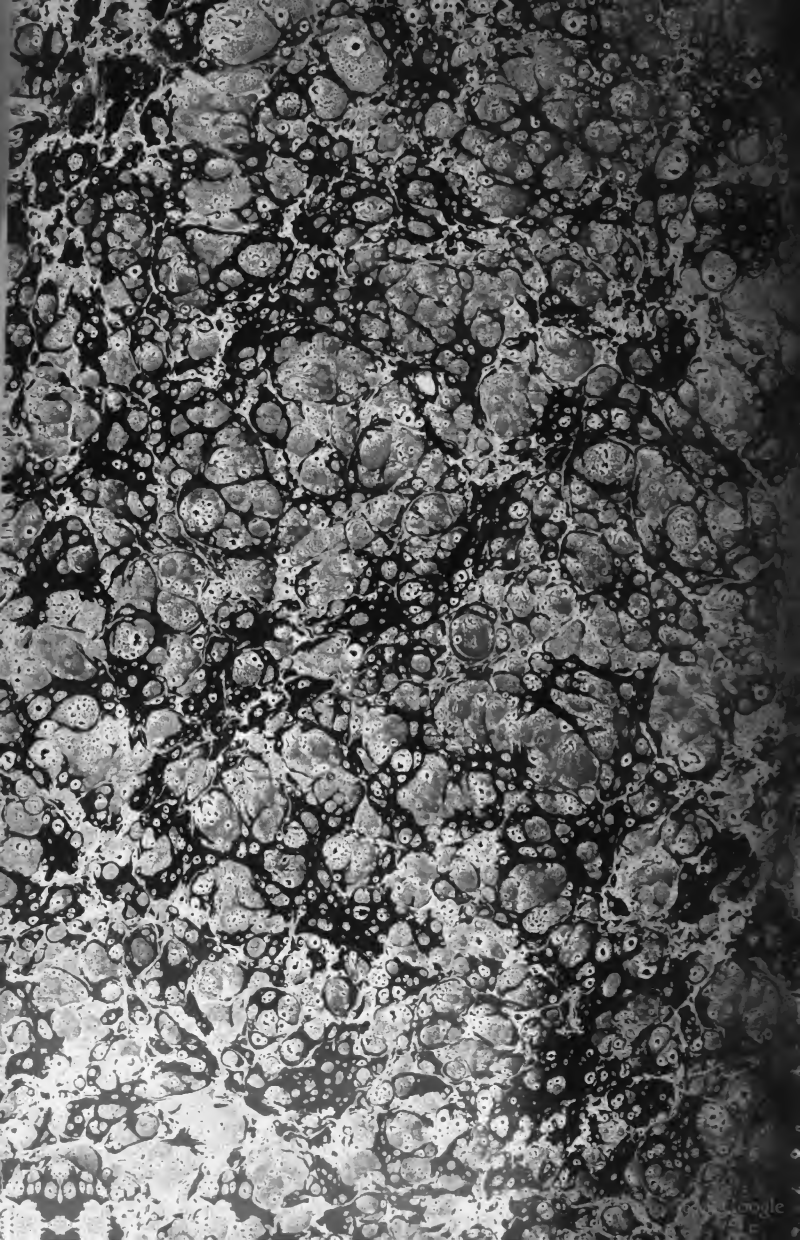


Druck von C. F. Schulze in Gräfenhainichen.





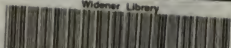








Widener Library



3 2044 098 623 952